Gesammelte Werke in acht Bänden: Bd. Bahnwärter Thiel. Der ...

Gerhart Hauptmann

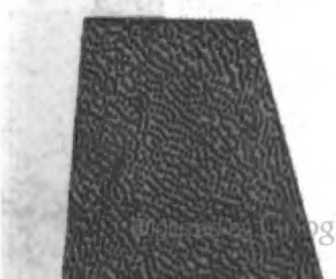
Digitized by Google

3453
.1
.1921
V.5

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jubiläumsausgabe

Digitized by Google

Digitized by Google

Gerhart Hauptmann

Gesammelte Werke

in acht Bänden

Fünfter Band

S. Fischer, Verlag, Berlin
1921

Digitized by Google

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright by S. Fischer, Verlag, Berlin

Digitized by Google

Inhalt

Bahnwärter Thiel 9

Der Apostel 49

Der Narr in Christo Emanuel Quint 69

3453
.1921
v. 5

544774

Digitized by Google

Bahnwärter Thiel

Novelliſtiſche Studie

Allsonntäglich saß der Bahnwärter Thiel in der Kirche zu Neu-Zittau, ausgenommen die Tage, an denen er Dienst hatte oder krank war und zu Bette lag. Im Verlaufe von zehn Jahren war er zweimal krank gewesen; das eine Mal infolge eines vom Tender einer Maschine während des Vorbeifahrens herabgefallenen Stückes Kohle, welches ihn getroffen und mit zerschmettertem Bein in den Bahngraben geschleudert hatte; das andere Mal einer Weinflasche wegen, die aus dem vorüberrasenden Schnellzuge mitten auf seine Brust geflogen war. Außer diesen beiden Unglücksfällen hatte nichts vermocht, ihn, sobald er frei war, von der Kirche fern zu halten.

Die ersten fünf Jahre hatte er den Weg von Schön-Schornstein, einer Kolonie an der Spree, herüber nach Neu-Zittau allein machen müssen. Eines schönen Tages war er dann in Begleitung eines schmächtigen und kränklich aussehenden Frauenzimmers erschienen, die, wie die Leute meinten, zu seiner herkulischen Gestalt wenig gepaßt hatte. Und wiederum eines schönen Sonntagnachmittags reichte er dieser selben Person am Altare der Kirche feierlich die Hand zum Bunde fürs Leben. Zwei Jahre nun saß das junge, zarte Weib ihm zur Seite in der Kirchenbank; zwei Jahr blickte ihr hohlwangiges, feines Gesicht neben seinem vom Wetter gebräunten in das uralte Gesangbuch —; und plötzlich saß der Bahnwärter wieder allein wie zuvor.

An einem der vorangegangenen Wochentage hatte die Sterbeglocke geläutet: das war das Ganze.

An dem Wärter hatte man, wie die Leute versicherten, kaum eine Veränderung wahrgenommen. Die Knöpfe seiner sauberen Sonntagsuniform waren so blank geputzt wie je zuvor, seine roten Haare so wohl geölt und militärisch gescheitelt wie immer, nur daß er den breiten, behaarten Nacken ein wenig gesenkt trug und noch eifriger der Predigt lauschte

oder ſang, als er es früher getan hatte. Es war die allgemeine Anſicht, daß ihm der Tod ſeiner Frau nicht ſehr nahe gegangen ſei; und dieſe Anſicht erhielt eine Bekräftigung, als ſich Thiel nach Verlauf eines Jahres zum zweiten Male, und zwar mit einem dicken und ſtarken Frauenzimmer, einer Kuhmagd aus Alt-Grunde, verheiratete.

Auch der Paſtor geſtattete ſich, als Thiel die Trauung anzumelden kam, einige Bedenken zu äußern:

„Ihr wollt alſo ſchon wieder heiraten?“

„Mit der Toten kann ich nicht wirtſchaften, Herr Prediger!“

„Nun ja wohl — aber ich meine — Ihr eilt ein wenig.“

„Der Junge geht mir drauf, Herr Prediger.“

Thiels Frau war im Wochenbett geſtorben, und der Junge, welchen ſie zur Welt gebracht, lebte und hatte den Namen Tobias erhalten.

„Ach ſo, der Junge,“ ſagte der Geiſtliche und machte eine Bewegung, die deutlich zeigte, daß er ſich des Kleinen erſt jetzt erinnere. „Das iſt etwas andres — wo habt Ihr ihn denn untergebracht, während Ihr im Dienſt ſeid?“

Thiel erzählte nun, wie er Tobias einer alten Frau übergeben, die ihn einmal beinahe habe verbrennen laſſen, während er ein anderes Mal von ihrem Schoß auf die Erde gekugelt ſei, ohne glücklicherweiſe mehr als eine große Beule davon zu tragen. Das könne nicht ſo weiter gehen, meinte er, zudem da der Junge, ſchwächlich wie er ſei, eine ganz beſondere Pflege benötige. Deswegen und ferner, weil er der Verſtorbenen in die Hand gelobt, für die Wohlfahrt des Jungen zu jeder Zeit ausgiebig Sorge zu tragen, habe er ſich zu dem Schritte entſchloſſen. —

Gegen das neue Paar, welches nun allſonntäglich zur Kirche kam, hatten die Leute äußerlich durchaus nichts einzuwenden. Die frühere Kuhmagd ſchien für den Wärter wie geſchaffen. Sie war kaum einen halben Kopf kleiner als er und übertraf ihn an Gliederfülle. Auch war ihr

Gesicht ganz so grob geschnitten wie das seine, nur daß ihm im Gegensatz zu dem des Wärters die Seele abging.

Wenn Thiel den Wunsch gehegt hatte, in seiner zweiten Frau eine unverwüstliche Arbeiterin, eine musterhafte Wirtschafterin zu haben, so war dieser Wunsch in überraschender Weise in Erfüllung gegangen. Drei Dinge jedoch hatte er, ohne es zu wissen, mit seiner Frau in Kauf genommen: eine harte, herrschsüchtige Gemütsart, Zanksucht und brutale Leidenschaftlichkeit. Nach Verlauf eines halben Jahres war es ortsbekannt, wer in dem Häuschen des Wärters das Regiment führte. Man bedauerte den Wärter.

Es sei ein Glück für „das Mensch", daß sie so ein gutes Schaf wie den Thiel zum Manne bekommen habe, äußerten die aufgebrachten Ehemänner; es gäbe welche, bei denen sie greulich anlaufen würde. So ein „Tier" müsse doch kirre zu machen sein, meinten sie, und wenn es nicht anders ginge, denn mit Schlägen. Durchgewalkt müsse sie werden, aber dann gleich so, daß es zöge.

Sie durchzuwalken aber war Thiel trotz seiner sehnigen Arme nicht der Mann. Das, worüber sich die Leute ereiferten, schien ihm wenig Kopfzerbrechen zu machen. Die endlosen Predigten seiner Frau ließ er gewöhnlich wortlos über sich ergehen und wenn er einmal antwortete, so stand das schleppende Zeitmaß, sowie der leise, kühle Ton seiner Rede in seltsamstem Gegensatz zu dem kreischenden Gekeif seiner Frau. Die Außenwelt schien ihm wenig anhaben zu können: es war, als trüge er etwas in sich, wodurch er alles Böse, was sie ihm antat, reichlich mit Gutem aufgewogen erhielt.

Trotz seines unverwüstlichen Phlegmas hatte er doch Augenblicke, in denen er nicht mit sich spaßen ließ. Es war dies immer anläßlich solcher Dinge, die Tobiäschen betrafen. Sein kindgutes, nachgiebiges Wesen gewann dann einen Anstrich von Festigkeit, dem selbst ein so unzähmbares Gemüt wie das Lenes nicht entgegen zu treten wagte.

Die Augenblicke indes, darin er diese Seite seines Wesens

herauskehrte, wurden mit der Zeit immer seltener und verloren sich zuletzt ganz. Ein gewisser leidender Widerstand, den er der Herrschsucht Lenens während des ersten Jahres entgegengesetzt, verlor sich ebenfalls im zweiten. Er ging nicht mehr mit der früheren Gleichgültigkeit zum Dienst, nachdem er einen Auftritt mit ihr gehabt, wenn er sie nicht vorher besänftigt hatte. Er ließ sich am Ende nicht selten herab, sie zu bitten, doch wieder gut zu sein. — Nicht wie sonst mehr war ihm sein einsamer Posten inmitten des märkischen Kiefernforstes sein liebster Aufenthalt. Die stillen, hingebenden Gedanken an sein verstorbenes Weib wurden von denen an die Lebende durchkreuzt. Nicht widerwillig, wie die erste Zeit, trat er den Heimweg an, sondern mit leidenschaftlicher Hast, nachdem er vorher oft Stunden und Minuten bis zur Zeit der Ablösung gezählt hatte.

Er, der mit seinem ersten Weibe durch eine mehr vergeistigte Liebe verbunden gewesen war, geriet durch die Macht roher Triebe in die Gewalt seiner zweiten Frau und wurde zuletzt in allem fast unbedingt von ihr abhängig. — Zu Zeiten empfand er Gewissensbisse über diesen Umschwung der Dinge und bedurfte einer Anzahl außergewöhnlicher Hilfsmittel, um sich darüber hinweg zu helfen. So erklärte er sein Wärterhäuschen und die Bahnstrecke, die er zu besorgen hatte, insgeheim gleichsam für geheiligtes Land, welches ausschließlich den Manen der Toten gewidmet sein sollte. Mit Hilfe von allerhand Vorwänden war es ihm in der Tat bisher gelungen, seine Frau davon abzuhalten, ihn dahin zu begleiten.

Er hoffte, es auch fernerhin tun zu können. Sie hätte nicht gewußt, welche Richtung sie einschlagen sollte, um seine „Bude", deren Nummer sie nicht einmal kannte, aufzufinden.

Dadurch, daß er die ihm zugebote stehende Zeit somit gewissenhaft zwischen die Lebende und die Tote zu teilen vermochte, beruhigte Thiel sein Gewissen in der Tat.

Oft freilich und besonders in Augenblicken einsamer Andacht, wenn er recht innig mit der Verstorbenen verbunden gewesen war, sah er seinen jetzigen Zustand im Lichte der Wahrheit und empfand davor Ekel.

Hatte er Tagdienst, so beschränkte sich sein geistiger Verkehr mit der Verstorbenen auf eine Menge lieber Erinnerungen aus der Zeit seines Zusammenlebens mit ihr. Im Dunkel jedoch, wenn der Schneesturm durch die Kiefern und über die Strecke raste, in tiefer Mitternacht beim Scheine seiner Laterne, da wurde das Wärterhäuschen zur Kapelle.

Eine verblichene Photographie der Verstorbenen vor sich auf dem Tisch, Gesangbuch und Bibel aufgeschlagen, las und sang er abwechselnd die lange Nacht hindurch, nur von den in Zwischenräumen vorbeitobenden Bahnzügen unterbrochen, und geriet hierbei in eine Ekstase, die sich zu Gesichten steigerte, in denen er die Tote leibhaftig vor sich sah.

Der Posten, den der Wärter nun schon zehn volle Jahre ununterbrochen inne hatte, war aber in seiner Abgelegenheit dazu angetan, seine mystischen Neigungen zu fördern.

Nach allen vier Windrichtungen mindestens durch einen dreiviertelstündigen Weg von jeder menschlichen Wohnung entfernt, lag die Bude inmitten des Forstes dicht neben einem Bahnübergang, dessen Barrieren der Wärter zu bedienen hatte.

Im Sommer vergingen Tage, im Winter Wochen, ohne daß ein menschlicher Fuß, außer denen des Wärters und seines Kollegen, die Strecke passierte. Das Wetter und der Wechsel der Jahreszeiten brachten in ihrer periodischen Wiederkehr fast die einzige Abwechslung in diese Einöde. Die Ereignisse, welche im übrigen den regelmäßigen Ablauf der Dienstzeit Thiels außer den beiden Unglücksfällen unterbrochen hatten, waren unschwer zu überblicken. Vor vier Jahren war der kaiserliche Extrazug, der den Kaiser nach Breslau gebracht hatte, vorüber gejagt. In einer Winter-

nacht hatte der Schnellzug einen Rehbock überfahren. An einem heißen Sommertage hatte Thiel bei seiner Streckenrevision eine verkorkte Weinflasche gefunden, die sich glühend heiß anfaßte und deren Inhalt deshalb von ihm für sehr gut gehalten wurde, weil er nach Entfernung des Korkes einer Fontäne gleich herausquoll, also augenscheinlich gegoren war. Diese Flasche, von Thiel in den seichten Rand eines Waldsees gelegt, um abzukühlen, war von dort auf irgendwelche Weise abhanden gekommen, so daß er noch nach Jahren ihren Verlust bedauern mußte.

Einige Zerstreuung vermittelte dem Wärter ein Brunnen dicht hinter seinem Häuschen. Von Zeit zu Zeit nahmen in der Nähe beschäftigte Bahn- oder Telegraphenarbeiter einen Trunk daraus, wobei natürlich ein kurzes Gespräch mit unterlief. Auch der Förster kam zuweilen, um seinen Durst zu löschen.

Tobias entwickelte sich nur langsam: erst gegen Ablauf seines zweiten Lebensjahres lernte er notdürftig sprechen und gehen. Dem Vater bewies er eine ganz besondere Zuneigung. Wie er verständiger wurde, erwachte auch die alte Liebe des Vaters wieder. In dem Maße, wie diese zunahm, verringerte sich die Liebe der Stiefmutter zu Tobias und schlug sogar in unverkennbare Abneigung um, als Lene nach Verlauf eines neuen Jahres ebenfalls einen Jungen gebar.

Von da ab begann für Tobias eine schlimme Zeit. Er wurde besonders in Abwesenheit des Vaters unaufhörlich geplagt und mußte ohne die geringste Belohnung dafür seine schwachen Kräfte im Dienste des kleinen Schreihalses einsetzen, wobei er sich mehr und mehr aufrieb. Sein Kopf bekam einen ungewöhnlichen Umfang; die brandroten Haare und das kreidige Gesicht darunter machten einen unschönen und im Verein mit der übrigen kläglichen Gestalt erbarmungswürdigen Eindruck. Wenn sich der zurückgebliebene Tobias solchergestalt, das kleine, von Gesundheit strotzende Brüderchen auf dem Arme, hinunter zur Spree schleppte,

so wurden hinter den Fenstern der Hütten Verwünschungen laut, die sich jedoch niemals hervorwagten. Thiel aber, welchen die Sache doch vor allem anging, schien keine Augen für sie zu haben und wollte auch die Winke nicht verstehen, welche ihm von wohlmeinenden Nachbarsleuten gegeben wurden.

2.

An einem Junimorgen gegen sieben Uhr kam Thiel aus dem Dienst. Seine Frau hatte nicht so bald ihre Begrüßung beendet, als sie schon in gewohnter Weise zu lamentieren begann. Der Pachtacker, welcher bisher den Kartoffelbedarf der Familie gedeckt hatte, war vor Wochen gekündigt worden, ohne daß es Lenen bisher gelungen war, einen Ersatz dafür ausfindig zu machen. Wenngleich nun die Sorge um den Acker zu ihren Obliegenheiten gehörte, so mußte doch Thiel einmal übers andere hören, daß niemand als er daran schuld sei, wenn man in diesem Jahre zehn Sack Kartoffeln für schweres Geld kaufen müsse. Thiel brummte nur und begab sich, Lenens Reden wenig Beachtung schenkend, sogleich an das Bett seines Ältesten, welches er in den Nächten, wo er nicht im Dienst war, mit ihm teilte. Hier ließ er sich nieder und beobachtete mit einem sorglichen Ausdruck seines guten Gesichts das schlafende Kind, welches er, nachdem er die zudringlichen Fliegen eine Weile von ihm abgehalten, schließlich weckte. In den blauen, tiefliegenden Augen des Erwachenden malte sich eine rührende Freude. Er griff hastig nach der Hand des Vaters, indes sich seine Mundwinkel zu einem kläglichen Lächeln verzogen. Der Wärter half ihm sogleich beim Anziehen der wenigen Kleidungsstücke, wobei plötzlich etwas wie ein Schatten durch seine Mienen lief, als er bemerkte, daß sich auf der rechten, ein wenig angeschwollenen Backe einige Fingerspuren weiß in rot abzeichneten.

Als Lene beim Frühstück mit vergrößertem Eifer auf vorberegte Wirtschaftsangelegenheit zurückkam, schnitt er ihr das Wort ab mit der Nachricht, daß ihm der Bahnmeister ein Stück Land längs des Bahndammes in unmittelbarer Nähe des Wärterhauses umsonst überlassen habe, angeblich weil es ihm, dem Bahnmeister, zu abgelegen sei.

Lene wollte das anfänglich nicht glauben. Nach und nach wichen jedoch ihre Zweifel, und nun geriet sie in merklich gute Laune. Ihre Fragen nach Größe und Güte des Ackers sowie andre mehr verschlangen sich förmlich, und als sie erfuhr, daß bei alledem noch zwei Zwergobstbäume darauf stünden, wurde sie rein närrisch. Als nichts mehr zu erfragen übrig blieb, zudem die Türglocke des Krämers, die man, beiläufig gesagt, in jedem einzelnen Hause des Ortes vernehmen konnte, unaufhörlich anschlug, schoß sie davon, um die Neuigkeit im Örtchen auszusprengen.

Während Lene in die dunkle, mit Waren überfüllte Kammer des Krämers kam, beschäftigte sich der Wärter daheim ausschließlich mit Tobias. Der Junge saß auf seinen Knien und spielte mit einigen Kieferzapfen, die Thiel mit aus dem Walde gebracht hatte.

„Was willst du werden?“ fragte ihn der Vater, und diese Frage war stereotyp wie die Antwort des Jungen: „Ein Bahnmeister“. Es war keine Scherzfrage, denn die Träume des Wärters verstiegen sich in der Tat in solche Höhen, und er hegte allen Ernstes den Wunsch und die Hoffnung, daß aus Tobias mit Gottes Hilfe etwas Außergewöhnliches werden sollte. Sobald die Antwort „ein Bahnmeister“ von den blutlosen Lippen des Kleinen kam, der natürlich nicht wußte, was sie bedeuten sollte, begann Thiels Gesicht sich aufzuhellen, bis es förmlich strahlte von innerer Glückseligkeit.

„Geh, Tobias, geh spielen!“ sagte er kurz darauf, indem er eine Pfeife Tabak mit einem im Herdfeuer entzündeten Span in Brand steckte, und der Kleine drückte sich alsbald in scheuer Freude zur Tür hinaus. Thiel entkleidete

ſich, ging zu Bett und entſchlief, nachdem er geraume Zeit gedankenvoll die niedrige und riſſige Stubendecke angeſtarrt hatte. Gegen zwölf Uhr mittags erwachte er, kleidete ſich an und ging, während ſeine Frau in ihrer lärmenden Weiſe das Mittagbrot bereitete, hinaus auf die Straße, wo er Tobiäschen ſogleich aufgriff, der mit den Fingern Kalk aus einem Loche in der Wand kratzte und in den Mund ſteckte. Der Wärter nahm ihn bei der Hand und ging mit ihm an den etwa acht Häuschen des Ortes vorüber bis hinunter zur Spree, die ſchwarz und glaſig zwiſchen ſchwach belaubten Pappeln lag. Dicht am Rande des Waſſers befand ſich ein Granitblock, auf welchen Thiel ſich niederließ.

Der ganze Ort hatte ſich gewöhnt, ihn bei nur irgend erträglichem Wetter an dieſer Stelle zu erblicken. Die Kinder beſonders hingen an ihm, nannten ihn „Vater Thiel" und wurden von ihm beſonders in mancherlei Spielen unterrichtet, deren er ſich aus ſeiner Jugendzeit erinnerte. Das Beſte jedoch von dem Inhalt ſeiner Erinnerungen war für Tobias. Er ſchnitzelte ihm Fitſchepfeile, die höher flogen wie die aller anderen Jungen. Er ſchnitt ihm Weidenpfeifchen und ließ ſich ſogar herbei, mit ſeinem verroſteten Baß das Beſchwörungslied zu ſingen, während er mit dem Horngriff ſeines Taſchenmeſſers die Rinde leiſe klopfte.

Die Leute verübelten ihm ſeine Läppſchereien; es war ihnen unerfindlich, wie er ſich mit den Rotznaſen ſo viel abgeben konnte. Im Grunde durften ſie jedoch damit zufrieden ſein, denn die Kinder waren unter ſeiner Obhut gut aufgehoben. Überdies nahm Thiel auch ernſte Dinge mit ihnen vor, hörte den Großen ihre Schulaufgaben ab, half ihnen beim Lernen der Bibel- und Geſangbuchverſe und buchſtabierte mit den Kleinen a — b — ab, d — u — du und ſo fort.

Nach dem Mittageſſen legte ſich der Wärter abermals zu kurzer Ruhe nieder. Nachdem ſie beendigt war, trank er den Nachmittagskaffee und begann gleich darauf ſich für

den Gang in den Dienſt vorzubereiten. Er brauchte dazu, wie zu allen ſeinen Verrichtungen, viel Zeit; jeder Handgriff war ſeit Jahren geregelt; in ſtets gleicher Reihenfolge wanderten die ſorgſam auf der kleinen Nußbaumkommode ausgebreiteten Gegenſtände: Meſſer, Notizbuch, Kamm, ein Pferdezahn, die alte eingekapſelte Uhr, in die Taſchen ſeiner Kleider. Ein kleines, in rotes Papier eingeſchlagenes Büchelchen wurde mit beſonderer Sorgfalt behandelt. Es lag während der Nacht unter dem Kopfkiſſen des Wärters und wurde am Tage von ihm ſtets in der Bruſttaſche des Dienſtrockes herumgetragen. Auf der Etikette unter dem Umſchlag ſtand in unbeholfenen, aber verſchnörkelten Schriftzügen, von Thiels Hand geſchrieben: Sparkaſſenbuch des Tobias Thiel.

Die Wanduhr mit dem langen Pendel und dem gelbſüchtigen Zifferblatt zeigte dreiviertel fünf, als Thiel fortging. Ein kleiner Kahn, ſein Eigentum, brachte ihn über den Fluß. Am jenſeitigen Spreeufer blieb er einige Male ſtehen und lauſchte nach dem Ort zurück. Endlich bog er in einen breiten Waldweg und befand ſich nach wenigen Minuten inmitten des tiefaufrauſchenden Kiefernforſtes, deſſen Nadelmaſſen einem ſchwarzgrünen, wellenwerfenden Meere glichen. Unhörbar wie auf Filz ſchritt er über die feuchte Moos- und Nadelſchicht des Waldbodens. Er fand ſeinen Weg, ohne aufzublicken, hier durch die roſtbraunen Säulen des Hochwaldes, dort weiterhin durch dicht verſchlungenes Jungholz, noch weiter über ausgedehnte Schonungen, die von einzelnen hohen und ſchlanken Kiefern überſchattet wurden, welche man zum Schutze für den Nachwuchs aufbehalten hatte. Ein bläulicher, durchſichtiger, mit allerhand Düften geſchwängerter Dunſt ſtieg aus der Erde auf und ließ die Formen der Bäume verwaſchen erſcheinen. Ein ſchwerer, milchiger Himmel hing tief herab über die Baumwipfel. Krähenſchwärme badeten gleichſam im Grau der Luft, unaufhörlich ihre knarrenden Rufe ausſtoßend. Schwarze

Wasserlachen füllten die Vertiefungen des Weges und spiegelten die trübe Natur noch trüber wieder.

„Ein fruchtbares Wetter," dachte Thiel, als er aus tiefem Nachdenken erwachte und aufschaute.

Plötzlich jedoch bekamen seine Gedanken eine andere Richtung. Er fühlte dunkel, daß er etwas daheim vergessen haben müsse, und wirklich vermißte er beim Durchsuchen seiner Taschen das Butterbrot, welches er der langen Dienstzeit halber stets mitzunehmen genötigt war. Unschlüssig blieb er eine Weile stehen, wandte sich dann aber plötzlich und eilte in der Richtung des Dorfes zurück.

In kurzer Zeit hatte er die Spree erreicht, setzte mit wenigen kräftigen Ruderschlägen über und stieg gleich darauf, am ganzen Körper schwitzend, die sanft ansteigende Dorfstraße hinauf. Der alte, schäbige Pudel des Krämers lag mitten auf der Straße. Auf dem geteerten Plankenzaune eines Kossätenhofes saß eine Nebelkrähe. Sie spreizte die Federn, schüttelte sich, nickte, stieß ein ohrenzerreißendes krä krä aus und erhob sich mit pfeifendem Flügelschlag, um sich vom Winde in der Richtung des Forstes davontreiben zu lassen.

Von den Bewohnern der kleinen Kolonie, etwa zwanzig Fischern und Waldarbeitern mit ihren Familien, war nichts zu sehen.

Der Ton einer kreischenden Stimme unterbrach die Stille so laut und schrill, daß der Wärter unwillkürlich mit Laufen innehielt. Ein Schwall heftig herausgestoßener, mißtönender Laute schlug an sein Ohr, die aus dem offenen Giebelfenster eines niedrigen Häuschens zu kommen schienen, welches er nur zu wohl kannte.

Das Geräusch seiner Schritte nach Möglichkeit dämpfend, schlich er sich näher und unterschied nun ganz deutlich die Stimme seiner Frau. Nur noch wenige Bewegungen, und die meisten ihrer Worte wurden ihm verständlich.

„Was, du unbarmherziger, herzloser Schuft! Soll sich das elende Wurm die Plautze ausschreien vor Hunger? —

wie? Na, wart' nur, wart', ich will dich lehren aufpaſſen! — du ſollſt dran denken." Einige Augenblicke blieb es ſtill; dann hörte man ein Geräuſch, wie wenn Kleidungsſtücke ausgeklopft würden; unmittelbar darauf entlud ſich ein neues Hagelwetter von Schimpfworten.

„Du erbärmlicher Grünſchnabel," ſcholl es im ſchnellſten Tempo herunter, „meinſt du, ich ſollte mein leibliches Kind wegen ſolch einem Jammerlappen, wie du biſt, verhungern laſſen?" „Halt's Maul!" ſchrie es, als ein leiſes Wimmern hörbar wurde, „oder du ſollſt eine Portion kriegen, an der du acht Tage zu freſſen haſt."

Das Wimmern verſtummte nicht.

Der Wärter fühlte, wie ſein Herz in ſchweren, unregelmäßigen Schlägen ging. Er begann leiſe zu zittern. Seine Blicke hingen wie abweſend am Boden feſt, und die plumpe und harte Hand ſtrich mehrmals ein Büſchel naſſer Haare zur Seite, das immer von neuem in die ſommerſproſſige Stirn hineinfiel.

Einen Augenblick drohte es ihn zu überwältigen. Es war ein Krampf, der die Muskeln ſchwellen machte und die Finger der Hand zur Fauſt zuſammenzog. Er ließ nach, und dumpfe Mattigkeit blieb zurück.

Unſicheren Schrittes trat der Wärter in den engen, ziegelgeflaſterten Hausflur. Müde und langſam erklomm er die knarrende Holzſtiege.

„Pfui, pfui, pfui!" hob es wieder an; dabei hörte man, wie jemand dreimal hintereinander mit allen Zeichen der Wut und Verachtung ausſpie. „Du erbärmlicher, niederträchtiger, hinterliſtiger, hämiſcher, feiger, gemeiner Lümmel!" Die Worte folgten einander in ſteigender Betonung, und die Stimme, welche ſie herausſtieß, ſchnappte zuweilen über vor Anſtrengung. „Meinen Buben willſt du ſchlagen, was? Du elende Göhre unterſtehſt dich, das arme, hilfloſe Kind aufs Maul zu ſchlagen? — wie? — he, wie? — Ich will mich nur nicht dreckig machen an dir, ſonſt — ..."

In dieſem Augenblick öffnete Thiel die Tür des Wohnzimmers, weshalb der erſchrockenen Frau das Ende des begonnenen Satzes in der Kehle ſtecken blieb. Sie war kreidebleich vor Zorn; ihre Lippen zuckten bösartig; ſie hatte die Rechte erhoben, ſenkte ſie und griff nach dem Milchtopf, aus dem ſie ein Kinderfläſchchen voll zu füllen verſuchte. Sie ließ jedoch dieſe Arbeit, da der größte Teil der Milch über den Flaſchenhals auf den Tiſch rann, halb verrichtet, griff vollkommen faſſungslos vor Erregung bald nach dieſem, bald nach jenem Gegenſtand, ohne ihn länger als einige Augenblicke feſthalten zu können, und ermannte ſich endlich ſoweit, ihren Mann heftig anzulaſſen: was es denn heißen ſolle, daß er um dieſe ungewöhnliche Zeit nach Hauſe käme, er würde ſie doch nicht etwa gar belauſchen wollen; „das wäre noch das Letzte," meinte ſie, und gleich darauf: ſie habe ein reines Gewiſſen und brauche vor niemand die Augen niederzuſchlagen.

Thiel hörte kaum, was ſie ſagte. Seine Blicke ſtreiften flüchtig das heulende Tobiäschen. Einen Augenblick ſchien es, als müſſe er gewaltſam etwas Furchtbares zurückhalten, was in ihm aufſtieg; dann legte ſich über die geſpannten Mienen plötzlich das alte Phlegma, von einem verſtohl'nen begehrlichen Aufblitzen der Augen ſeltſam belebt. Sekundenlang ſpielte ſein Blick über den ſtarken Gliedmaßen ſeines Weibes, das, mit abgewandtem Geſicht herumhantierend, noch immer nach Faſſung ſuchte. Ihre vollen, halbnackten Brüſte blähten ſich vor Erregung und drohten das Mieder zu ſprengen, und ihre aufgerafften Röcke ließen die breiten Hüften noch breiter erſcheinen. Eine Kraft ſchien von dem Weibe auszugehen, unbezwingbar, unentrinnbar, der Thiel ſich nicht gewachſen fühlte.

Leicht gleich einem feinen Spinngewebe und doch feſt wie ein Netz von Eiſen legte es ſich um ihn, feſſelnd, überwindend, erſchlaffend. Er hätte in dieſem Zuſtand überhaupt kein Wort an ſie zu richten vermocht, am allerwenigſten ein

hartes, und so mußte Tobias, der in Tränen gebadet und verängstet in einer Ecke hockte, sehen, wie der Vater, ohne sich auch nur weiter nach ihm umzuschauen, das vergess'ne Brot von der Ofenbank nahm, es der Mutter als einzige Erklärung hinhielt und mit einem kurzen, zerstreuten Kopfnicken sogleich wieder verschwand.

3.

Obgleich Thiel den Weg in seine Waldeinsamkeit mit möglichster Eile zurücklegte, kam er doch erst fünfzehn Minuten nach der ordnungsmäßigen Zeit an den Ort seiner Bestimmung.

Der Hilfswärter, ein infolge des bei seinem Dienst unumgänglichen, schnellen Temperaturwechsels schwindsüchtig gewordener Mensch, der mit ihm im Dienst abwechselte, stand schon fertig zum Aufbruch auf der kleinen, sandigen Plattform des Häuschens, dessen große Nummer schwarz auf weiß weithin durch die Stämme leuchtete.

Die beiden Männer reichten sich die Hände, machten sich einige kurze Mitteilungen und trennten sich. Der eine verschwand im Innern der Bude, der andere ging quer über die Strecke, die Fortsetzung jener Straße benutzend, welche Thiel gekommen war. Man hörte sein krampfhaftes Husten erst näher, dann ferner durch die Stämme, und mit ihm verstummte der einzige menschliche Laut in dieser Einöde. Thiel begann wie immer so auch heute damit, das enge, viereckige Steingebauer der Wärterbude auf seine Art für die Nacht herzurichten. Er tat es mechanisch, während sein Geist mit dem Eindruck der letzten Stunden beschäftigt war. Er legte sein Abendbrot auf den schmalen, braungestrichenen Tisch an einem der beiden schlitzartigen Seitenfenster, von denen aus man die Strecke bequem übersehen konnte. Hierauf entzündete er in dem kleinen, rostigen Öfchen ein Feuer und stellte einen Topf kalten Wassers darauf. Nachdem er schließ-

lich noch in die Gerätschaften, Schaufel, Spaten, Schraubstock usw. einige Ordnung gebracht hatte, begab er sich ans Putzen seiner Laterne, die er zugleich mit frischem Petroleum versorgte.

Als dies geschehen war, meldete die Glocke mit drei schrillen Schlägen, die sich wiederholten, daß ein Zug in der Richtung von Breslau her aus der nächstliegenden Station abgelassen sei. Ohne die mindeste Hast zu zeigen, blieb Thiel noch eine gute Weile im Innern der Bude, trat endlich, Fahne und Patronentasche in der Hand, langsam ins Freie und bewegte sich trägen und schlürfenden Ganges über den schmalen Sandpfad, dem etwa zwanzig Schritt entfernten Bahnübergang zu. Seine Barrieren schloß und öffnete Thiel vor und nach jedem Zuge gewissenhaft, obgleich der Weg nur selten von jemand passiert wurde.

Er hatte seine Arbeit beendet und lehnte jetzt wartend an der schwarzweißen Sperrstange.

Die Strecke schnitt rechts und links gradlinig in den unabsehbaren, grünen Forst hinein; zu ihren beiden Seiten stauten die Nadelmassen gleichsam zurück, zwischen sich eine Gasse freilassend, die der rötlich braune, kiesbestreute Bahndamm ausfüllte. Die schwarzen, parallellaufenden Geleise darauf glichen in ihrer Gesamtheit einer ungeheuren, eisernen Netzmasche, deren schmale Strähne sich im äußersten Süden und Norden in einem Punkte des Horizontes zusammenzogen.

Der Wind hatte sich erhoben und trieb leise Wellen den Waldrand hinunter und in die Ferne hinein. Aus den Telegraphenstangen, die die Strecke begleiteten, tönten summende Akkorde. Auf den Drähten, die sich wie das Gewebe einer Riesenspinne von Stange zu Stange fortrankten, klebten in dichten Reihen Scharen zwitschernder Vögel. Ein Specht flog lachend über Thiels Kopf weg, ohne daß er eines Blickes gewürdigt wurde.

Die Sonne, welche soeben unter dem Rande mächtiger

Wolken herabhing, um in das schwarzgrüne Wipfelmeer zu versinken, goß Ströme von Purpur über den Forst. Die Säulenarkaden der Kiefernstämme jenseits des Dammes entzündeten sich gleichsam von innen heraus und glühten wie Eisen.

Auch die Geleise begannen zu glühen, feurigen Schlangen gleich, aber sie erloschen zuerst. Und nun stieg die Glut langsam vom Erdboden in die Höhe, erst die Schäfte der Kiefern, weiter den größten Teil ihrer Kronen in kaltem Verwesungslichte zurücklassend, zuletzt nur noch den äußersten Rand der Wipfel mit einem rötlichen Schimmer streifend. Lautlos und feierlich vollzog sich das erhabene Schauspiel. Der Wärter stand noch immer regungslos an der Barriere. Endlich trat er einen Schritt vor. Ein dunkler Punkt am Horizonte, da wo die Geleise sich trafen, vergrößerte sich. Von Sekunde zu Sekunde wachsend, schien er doch auf einer Stelle zu stehen. Plötzlich bekam er Bewegung und näherte sich. Durch die Geleise ging ein Vibrieren und Summen, ein rhythmisches Geklirr, ein dumpfes Getöse, das, lauter und lauter werdend, zuletzt den Hufschlägen eines heranbrausenden Reitergeschwaders nicht unähnlich war.

Ein Keuchen und Brausen schwoll stoßweise fernher durch die Luft. Dann plötzlich zerriß die Stille. Ein rasendes Tosen und Toben erfüllte den Raum, die Geleise bogen sich, die Erde zitterte — ein starker Luftdruck — eine Wolke von Staub, Dampf und Qualm, und das schwarze, schnaubende Ungetüm war vorüber. So wie sie anwuchsen, starben nach und nach die Geräusche. Der Dunst verzog sich. Zum Punkte eingeschrumpft, schwand der Zug in der Ferne, und das alte heil'ge Schweigen schlug über dem Waldwinkel zusammen.

„Minna," flüsterte der Wärter wie aus einem Traum erwacht und ging nach seiner Bude zurück. Nachdem er sich einen dünnen Kaffee aufgebrüht, ließ er sich nieder und

ſtarrte, von Zeit zu Zeit einen Schluck zu ſich nehmend, auf ein ſchmutziges Stück Zeitungspapier, das er irgendwo an der Strecke aufgeleſen.

Nach und nach überkam ihn eine ſeltſame Unruhe. Er ſchob es auf die Backofenglut, welche das Stübchen erfüllte, und riß Rock und Weſte auf, um ſich zu erleichtern. Wie das nichts half, erhob er ſich, nahm einen Spaten aus der Ecke und begab ſich auf das geſchenkte Äckerchen.

Es war ein ſchmaler Streifen Sandes, von Unkraut dicht überwuchert. Wie ſchneeweißer Schaum lag die junge Blütenpracht auf den Zweigen der beiden Zwergobſtbäumchen, welche darauf ſtanden.

Thiel wurde ruhig, und ein ſtilles Wohlgefallen beſchlich ihn.

Nun alſo an die Arbeit.

Der Spaten ſchnitt knirſchend in das Erdreich; die naſſen Schollen fielen dumpf zurück und bröckelten auseinander.

Eine Zeitlang grub er ohne Unterbrechung. Dann hielt er plötzlich inne und ſagte laut und vernehmlich vor ſich hin, indem er dazu bedenklich den Kopf hin und her wiegte: „nein, nein, das geht ja nicht“, und wieder: „nein, nein, das geht ja gar nicht.“

Es war ihm plötzlich eingefallen, daß ja nun Lene des öftern herauskommen würde, um den Acker zu beſtellen, wodurch dann die hergebrachte Lebensweiſe in bedenkliche Schwankungen geraten mußte. Und jäh verwandelte ſich ſeine Freude über den Beſitz des Ackers in Widerwillen. Haſtig, wie wenn er etwas Unrechtes zu tun im Begriff geſtanden hätte, riß er den Spaten aus der Erde und trug ihn nach der Bude zurück. Hier verſank er abermals in dumpfe Grübelei. Er wußte kaum, warum, aber die Ausſicht, Lene ganze Tage lang bei ſich im Dienſt zu haben, wurde ihm, ſo ſehr er auch verſuchte, ſich damit zu verſöhnen, immer unerträglicher. Es kam ihm vor, als habe er etwas ihm Wertes zu verteidigen, als verſuchte jemand, ſein Hei-

ligſtes anzutaſten, und unwillkürlich ſpannten ſich ſeine Muskeln in gelindem Krampfe, während ein kurzes, herausforderndes Lachen ſeinen Lippen entfuhr. Vom Widerhall dieſes Lachens erſchreckt, blickte er auf und verlor dabei den Faden ſeiner Betrachtungen. Als er ihn wiedergefunden, wühlte er ſich gleichſam in den alten Gegenſtand.

Und plötzlich zerriß etwas wie ein dichter, ſchwarzer Vorhang in zwei Stücke, und ſeine umnebelten Augen gewannen einen klaren Ausblick. Es war ihm auf einmal zumute, als erwache er aus einem zweijährigen, totenähnlichen Schlaf und betrachte nun mit ungläubigem Kopfſchütteln all das Haarſträubende, welches er in dieſem Zuſtand begangen haben ſollte. Die Leidensgeſchichte ſeines Älteſten, welche die Eindrücke der letzten Stunden nur noch hatten beſiegeln können, trat deutlich vor ſeine Seele. Mitleid und Reue ergriff ihn, ſowie auch eine tiefe Scham darüber, daß er dieſe ganze Zeit in ſchmachvoller Duldung hingelebt hatte, ohne ſich des lieben, hilfloſen Geſchöpfes anzunehmen, ja, ohne nur die Kraft zu finden, ſich einzugeſtehen, wie ſehr dieſes litt.

Über den ſelbſtquäleriſchen Vorſtellungen all ſeiner Unterlaſſungsſünden überkam ihn eine ſchwere Müdigkeit, und ſo entſchlief er mit gekrümmtem Rücken, die Stirn auf die Hand, dieſe auf den Tiſch gelegt.

Eine Zeitlang hatte er ſo gelegen, als er mit erſtickter Stimme mehrmals den Namen „Minna“ rief.

Ein Brauſen und Sauſen füllte ſein Ohr, wie von unermeßlichen Waſſermaſſen; es wurde dunkel um ihn, er riß die Augen auf und erwachte. Seine Glieder flogen, der Angſtſchweiß drang ihm aus allen Poren, ſein Puls ging unregelmäßig, ſein Geſicht war naß von Tränen.

Es war ſtockdunkel. Er wollte einen Blick nach der Tür werfen, ohne zu wiſſen, wohin er ſich wenden ſollte. Taumelnd erhob er ſich, noch immer währte ſeine Herzensangſt. Der Wald draußen rauſchte wie Meeresbrandung, der Wind

warf Hagel und Regen gegen die Fenster des Häuschens. Thiel tastete ratlos mit den Händen umher. Einen Augenblick kam er sich vor wie ein Ertrinkender — da plötzlich flammte es bläulich blendend auf, wie wenn Tropfen überirdischen Lichtes in die dunkle Erdatmosphäre herabsänken, um sogleich von ihr erstickt zu werden.

Der Augenblick genügte, um den Wärter zu sich selbst zu bringen. Er griff nach seiner Laterne, die er glücklich zu fassen bekam, und in diesem Augenblick erwachte der Donner am fernsten Saume des märkischen Nachthimmels. Erst dumpf und verhalten grollend, wälzte er sich näher in kurzen, brandenden Erzwellen, bis er, zu Riesenstößen anwachsend, sich endlich, die ganze Atmosphäre überflutend, dröhnend, schütternd und brausend entlud.

Die Scheiben klirrten, die Erde erbebte.

Thiel hatte Licht gemacht. Sein erster Blick, nachdem er die Fassung wieder gewonnen, galt der Uhr. Es lagen kaum fünf Minuten zwischen jetzt und der Ankunft des Schnellzuges. Da er glaubte, das Signal überhört zu haben, begab er sich, so schnell als Sturm und Dunkelheit erlaubten, nach der Barriere. Als er noch damit beschäftigt war, diese zu schließen, erklang die Signalglocke. Der Wind zerriß ihre Töne und warf sie nach allen Richtungen auseinander. Die Kiefern bogen sich und rieben unheimlich knarrend und quietschend ihre Zweige aneinander. Einen Augenblick wurde der Mond sichtbar, wie er gleich einer blaßgoldenen Schale zwischen den Wolken lag. In seinem Lichte sah man das Wühlen des Windes in den schwarzen Kronen der Kiefern. Die Blattgehänge der Birken am Bahndamm wehten und flatterten wie gespenstige Roßschweife. Darunter lagen die Linien der Geleise, welche, vor Nässe glänzend, das blasse Mondlicht in einzelnen Flecken auffogen.

Thiel riß die Mütze vom Kopfe. Der Regen tat ihm wohl und lief vermischt mit Tränen über sein Gesicht. Es gärte in seinem Hirn; unklare Erinnerungen an das, was er im

Traum gesehen, verjagten einander. Es war ihm gewesen, als würde Tobias von jemand mißhandelt und zwar auf eine so entsetzliche Weise, daß ihm noch jetzt bei dem Gedanken daran das Herz stille stand. Einer anderen Erscheinung erinnerte er sich deutlicher. Er hatte seine verstorbene Frau gesehen. Sie war irgendwoher aus der Ferne gekommen, auf einem der Bahngeleise. Sie hatte recht kränklich ausgesehen, und statt der Kleider hatte sie Lumpen getragen. Sie war an Thiels Häuschen vorübergekommen, ohne sich darnach umzuschauen, und schließlich — hier wurde die Erinnerung undeutlich — war sie aus irgend welchem Grunde nur mit großer Mühe vorwärts gekommen und sogar mehrmals zusammengebrochen.

Thiel dachte weiter nach, und nun wußte er, daß sie sich auf der Flucht befunden hatte. Es lag außer allem Zweifel, denn weshalb hätte sie sonst diese Blicke voll Herzensangst nach rückwärts gesandt und sich weiter geschleppt, obgleich ihr die Füße den Dienst versagten. O diese entsetzlichen Blicke!

Aber es war etwas, das sie mit sich trug, in Tücher gewickelt, etwas Schlaffes, Blutiges, Bleiches, und die Art, mit der sie darauf niederblickte, erinnerte ihn an Szenen der Vergangenheit.

Er dachte an eine sterbende Frau, die ihr kaum geborenes Kind, das sie zurücklassen mußte, unverwandt anblickte, mit einem Ausdruck, den Thiel ebenso wenig vergessen konnte, als daß er einen Vater und eine Mutter habe.

Wo war sie hingekommen? Er wußte es nicht. Das aber trat ihm klar vor die Seele: sie hatte sich von ihm losgesagt, ihn nicht beachtet, sie hatte sich fortgeschleppt immer weiter und weiter durch die stürmische, dunkle Nacht. Er hatte sie gerufen: „Minna, Minna," und davon war er erwacht.

Zwei rote, runde Lichter durchdrangen wie die Glotzaugen eines riesigen Ungetüms die Dunkelheit. Ein blutiger Schein ging vor ihnen her, der die Regentropfen in seinem Bereich in Blutstropfen verwandelte. Es war, als fiele ein Blutregen vom Himmel.

Thiel fühlte ein Grauen, und je näher der Zug kam, eine um so größere Angst; Traum und Wirklichkeit verschmolzen ihm in eins. Noch immer sah er das wandernde Weib auf den Schienen, und seine Hand irrte nach der Patronentasche, als habe er die Absicht, den rasenden Zug zum Stehen zu bringen. Zum Glück war es zu spät, denn schon flirrte es vor Thiels Augen von Lichtern, und der Zug raste vorüber.

Den übrigen Teil der Nacht fand Thiel wenig Ruhe mehr in seinem Dienst. Es drängte ihn, daheim zu sein. Er sehnte sich, Tobiäschen wiederzusehen. Es war ihm zumute, als sei er durch Jahre von ihm getrennt gewesen. Zuletzt war er in steigender Bekümmernis um das Befinden des Jungen mehrmals versucht, den Dienst zu verlassen.

Um die Zeit hinzubringen, beschloß Thiel, sobald es dämmerte, seine Strecke zu revidieren. In der Linken einen Stock, in der Rechten einen langen, eisernen Schraubschlüssel, schritt er denn auch alsbald auf dem Rücken einer Bahnschiene in das schmutzig graue Zwielicht hinein.

Hin und wieder zog er mit dem Schraubschlüssel einen Bolzen fest oder schlug an eine der runden Eisenstangen, welche die Geleise untereinander verbanden.

Regen und Wind hatten nachgelassen, und zwischen zerschlissenen Wolkenschichten wurden hie und da Stücke eines blaßblauen Himmels sichtbar.

Das eintönige Klappen der Sohlen auf dem harten Metall, verbunden mit dem schläfrigen Geräusch der tropfenschüttelnden Bäume, beruhigte Thiel nach und nach.

Um sechs Uhr früh wurde er abgelöst und trat ohne Verzug den Heimweg an.

Es war ein herrlicher Sonntagmorgen.

Die Wolken hatten sich zerteilt und waren mittlerweile hinter den Umkreis des Horizontes hinabgesunken. Die Sonne goß, im Aufgehen gleich einem ungeheuren, blutroten Edelstein funkelnd, wahre Lichtmassen über den Forst.

In scharfen Linien schossen die Strahlenbündel durch das

Gewirr der Stämme, hier eine Insel zarter Farrenkräuter, deren Wedel feingeklöppelten Spitzen glichen, mit Glut behauchend, dort die silbergrauen Flechten des Waldgrundes zu roten Korallen umwandelnd.

Von Wipfeln, Stämmen und Gräsern floß der Feuertau. Eine Sintflut von Licht schien über die Erde ausgegossen. Es lag eine Frische in der Luft, die bis ins Herz drang, und auch hinter Thiels Stirn mußten die Bilder der Nacht allmählich verblassen.

Mit dem Augenblick jedoch, wo er in die Stube trat und Tobiäschen rotwangiger als je im sonnenbeschienenen Bette liegen sah, waren sie ganz verschwunden.

Wohl wahr! Im Verlauf des Tages glaubte Lene mehrmals etwas Befremdliches an ihm wahrzunehmen; so im Kirchstuhl, als er, statt ins Buch zu schauen, sie selbst von der Seite betrachtete, und dann auch um die Mittagszeit, als er, ohne ein Wort zu sagen, das Kleine, welches Tobias wie gewöhnlich auf die Straße tragen sollte, aus dessen Arm nahm und ihr auf den Schoß setzte. Sonst aber hatte er nicht das geringste Auffällige an sich.

Thiel, der den Tag über nicht dazu gekommen war, sich niederzulegen, kroch, da er die folgende Woche Tagdienst hatte, bereits gegen neun Uhr abends ins Bett. Gerade als er im Begriff war einzuschlafen, eröffnete ihm die Frau, daß sie am folgenden Morgen mit nach dem Walde gehen werde, um das Land umzugraben und Kartoffeln zu stecken.

Thiel zuckte zusammen; er war ganz wach geworden, hielt jedoch die Augen fest geschlossen.

Es sei die höchste Zeit, meinte Lene, wenn aus den Kartoffeln noch etwas werden sollte, und fügte bei, daß sie die Kinder werde mitnehmen müssen, da vermutlich der ganze Tag draufgehen würde. Der Wärter brummte einige unverständliche Worte, die Lene weiter nicht beachtete. Sie hatte ihm den Rücken gewandt und war beim Scheine eines

Talglichtes damit beschäftigt, das Mieder aufzunesteln und die Röcke herabzulassen.

Plötzlich fuhr sie herum, ohne selbst zu wissen, aus welchem Grunde, und blickte in das von Leidenschaften verzerrte, erdfarbene Gesicht ihres Mannes, der sie, halbaufgerichtet, die Hände auf der Bettkante, mit brennenden Augen anstarrte.

„Thiel!“ — schrie die Frau halb zornig, halb erschreckt, und wie ein Nachtwandler, den man bei Namen ruft, erwachte er aus seiner Betäubung, stotterte einige verwirrte Worte, warf sich in die Kissen zurück und zog das Deckbett über die Ohren.

Lene war die erste, welche sich am folgenden Morgen vom Bett erhob. Ohne dabei Lärm zu machen, bereitete sie alles Nötige für den Ausflug vor. Der Kleinste wurde in den Kinderwagen gelegt, darauf Tobias geweckt und angezogen. Als er erfuhr, wohin es gehen sollte, mußte er lächeln. Nachdem alles bereit war und auch der Kaffee fertig auf dem Tisch stand, erwachte Thiel. Mißbehagen war sein erstes Gefühl beim Anblick all der getroffenen Vorbereitungen. Er hätte wohl gern ein Wort dagegen gesagt, aber er wußte nicht, womit beginnen. Und welche für Lene stichhaltigen Gründe hätte er auch angeben sollen?

Allmählich begann dann das mehr und mehr strahlende Gesichtchen seinen Einfluß auf Thiel zu üben, so daß er schließlich schon um der Freude willen, welche dem Jungen der Ausflug bereitete, nicht daran denken konnte, Widerspruch zu erheben. Nichtsdestoweniger blieb Thiel während der Wanderung durch den Wald nicht frei von Unruhe. Er stieß das Kinderwägelchen mühsam durch den tiefen Sand und hatte allerhand Blumen darauf liegen, die Tobias gesammelt hatte.

Der Junge war ausnehmend lustig. Er hüpfte in seinem braunen Plüschmützchen zwischen den Farrenkräutern umher und suchte auf eine freilich etwas unbeholfene Art die

glasflügligen Libellen zu fangen, die darüber hingaukelten. Sobald man angelangt war, nahm Lene den Acker in Augenschein. Sie warf das Säckchen mit Kartoffelstücken, welches sie zur Saat mitgebracht hatte, auf den Grasrand eines kleinen Birkengehölzes, kniete nieder und ließ den etwas dunkel gefärbten Sand durch ihre harten Finger laufen.

Thiel beobachtete sie gespannt: „Nun, wie ist er?"

„Reichlich so gut wie die Spreeecke!" Dem Wärter fiel eine Last von der Seele. Er hatte gefürchtet, sie würde unzufrieden sein, und kratzte beruhigt seine Bartstoppeln.

Nachdem die Frau hastig eine dicke Brotkante verzehrt hatte, warf sie Tuch und Jacke fort und begann zu graben mit der Geschwindigkeit und Ausdauer einer Maschine.

In bestimmten Zwischenräumen richtete sie sich auf und holte in tiefen Zügen Luft, aber es war jeweilig nur ein Augenblick, wenn nicht etwa das Kleine gestillt werden mußte, was mit keuchender, schweißtropfender Brust hastig geschah.

„Ich muß die Strecke belaufen, ich werde Tobias mitnehmen," rief der Wärter nach einer Weile von der Plattform vor der Bude aus zu ihr herüber.

„Ach was — Unsinn!" schrie sie zurück, „wer soll bei dem Kleinen bleiben?" — „Hierher kommst du!" setzte sie noch lauter hinzu, während der Wärter, als ob er sie nicht hören könnte, mit Tobiäschen davonging.

Im ersten Augenblick erwog sie, ob sie nicht nachlaufen solle, und nur der Zeitverlust bestimmte sie, davon abzustehen. Thiel ging mit Tobias die Strecke entlang. Der Kleine war nicht wenig erregt; alles war ihm neu, fremd. Er begriff nicht, was die schmalen, schwarzen, vom Sonnenlicht erwärmten Schienen zu bedeuten hatten. Unaufhörlich tat er allerhand sonderbare Fragen. Vor allem verwunderlich war ihm das Klingen der Telegraphenstangen. Thiel kannte den Ton jeder einzelnen seines Reviers, so daß er mit geschlossenen Augen stets gewußt haben würde, in welchem Teil der Strecke er sich gerade befand.

Oft blieb er, Tobiäschen an der Hand, stehen, um den wunderbaren Lauten zu lauschen, die aus dem Holze wie sonore Choräle aus dem Innern einer Kirche hervorströmten. Die Stange am Südende des Reviers hatte einen besonders vollen und schönen Akkord. Es war ein Gewühl von Tönen in ihrem Innern, die ohne Unterbrechung gleichsam in einem Atem fortklangen, und Tobias lief rings um das verwitterte Holz, um, wie er glaubte, durch eine Öffnung die Urheber des lieblichen Getöns zu entdecken. Der Wärter wurde weihevoll gestimmt, ähnlich wie in der Kirche. Zudem unterschied er mit der Zeit eine Stimme, die ihn an seine verstorbene Frau erinnerte. Er stellte sich vor, es sei ein Chor seliger Geister, in den sie ja auch ihre Stimme mische, und diese Vorstellung erweckte in ihm eine Sehnsucht, eine Rührung bis zu Tränen.

Tobias verlangte nach den Blumen, die seitab standen, und Thiel wie immer gab ihm nach.

Stücke blauen Himmels schienen auf den Boden des Haines herabgesunken, so wunderbar dicht standen kleine, blaue Blüten darauf. Farbigen Wipfeln gleich flatterten und gaukelten die Schmetterlinge lautlos zwischen dem leuchtenden Weiß der Stämme, indes durch die zartgrünen Blätterwolken der Birkenkronen ein sanftes Rieseln ging.

Tobias rupfte Blumen, und der Vater schaute ihm sinnend zu. Zuweilen erhob sich auch der Blick des letzteren und suchte durch die Lücken der Blätter den Himmel, der wie eine riesige, makellos blaue Kristallschale das Goldlicht der Sonne auffing.

„Vater, ist das der liebe Gott?" fragte der Kleine plötzlich, auf ein braunes Eichhörnchen deutend, das unter kratzenden Geräuschen am Stamme einer alleinstehenden Kiefer hinanhuschte.

„Närrischer Kerl," war alles, was Thiel erwidern konnte, während losgerissene Borkenstückchen den Stamm herunter vor seine Füße fielen.

Die Mutter grub noch immer, als Thiel und Tobias zurückkamen. Die Hälfte des Ackers war bereits umgeworfen.

Die Bahnzüge folgten einander in kurzen Zwischenräumen, und Tobias sah sie jedesmal mit offenem Munde vorübertoben.

Die Mutter selbst hatte ihren Spaß an seinen drolligen Grimassen.

Das Mittagessen, bestehend aus Kartoffeln und einem Restchen kalten Schweinebraten, verzehrte man in der Bude. Lene war aufgeräumt, und auch Thiel schien sich in das Unvermeidliche mit gutem Anstand fügen zu wollen. Er unterhielt seine Frau während des Essens mit allerlei Dingen, die in seinen Beruf schlugen. So fragte er sie, ob sie sich denken könne, daß in einer einzigen Bahnschiene sechsundvierzig Schrauben säßen, und anderes mehr.

Am Vormittage war Lene mit Umgraben fertig geworden; am Nachmittag sollten die Kartoffeln gesteckt werden. Sie bestand darauf, daß Tobias jetzt das Kleine warte, und nahm ihn mit sich.

„Paß auf..." rief Thiel ihr nach, von plötzlicher Besorgnis ergriffen, „paß auf, daß er den Geleisen nicht zu nahe kommt."

Ein Achselzucken Lenes war die Antwort.

Der schlesische Schnellzug war gemeldet, und Thiel mußte auf seinen Posten. Kaum stand er dienstfertig an der Barriere, so hörte er ihn auch schon heranbrausen.

Der Zug wurde sichtbar — er kam näher — in unzählbaren, sich überhastenden Stößen fauchte der Dampf aus dem schwarzen Maschinenschlote. Da: ein — zwei — drei milchweiße Dampfstrahlen quollen kerzengerade empor, und gleich darauf brachte die Luft den Pfiff der Maschine getragen. Dreimal hintereinander, kurz, grell, beängstigend. Sie bremsen, dachte Thiel, warum nur? Und wieder gellten

die Notpfiffe schreiend, den Widerhall weckend, diesmal in langer, ununterbrochener Reihe.

Thiel trat vor, um die Strecke überschauen zu können. Mechanisch zog er die rote Fahne aus dem Futteral und hielt sie gerade vor sich hin über die Geleise. — Jesus Christus — war er blind gewesen? „Jesus Christus — o Jesus, Jesus, Jesus Christus! was war das? Dort! — dort zwischen den Schienen ... Ha — alt!“ schrie der Wärter aus Leibeskräften. Zu spät. Eine dunkle Masse war unter den Zug geraten und wurde zwischen den Rädern wie ein Gummiball hin und her geworfen. Noch einige Augenblicke, und man hörte das Knarren und Quietschen der Bremsen. Der Zug stand.

Die einsame Strecke belebte sich. Zugführer und Schaffner rannten über den Kies nach dem Ende des Zuges. Aus jedem Fenster blickten neugierige Gesichter, und jetzt — die Menge knäulte sich und kam nach vorn.

Thiel keuchte; er mußte sich festhalten, um nicht umzusinken wie ein gefällter Stier. Wahrhaftig, man winkt ihm — „nein!“

Ein Aufschrei zerreißt die Luft von der Unglücksstelle her, ein Geheul folgt, wie aus der Kehle eines Tieres kommend. Wer war das?! Lene?! Es war nicht ihre Stimme, und doch ...

Ein Mann kommt in Eile die Strecke herauf.

„Wärter!“

„Was gibt's!“

„Ein Unglück!“.... Der Bote schrickt zurück, denn des Wärters Augen spielen seltsam. Die Mütze sitzt schief, die roten Haare scheinen sich aufzubäumen.

„Er lebt noch, vielleicht ist noch Hilfe.“

Ein Röcheln ist die einzige Antwort.

„Kommen Sie schnell, schnell!“

Thiel reißt sich auf mit gewaltiger Anstrengung. Seine schlaffen Muskeln spannen sich; er richtet sich hoch auf, sein Gesicht ist blöd und tot.

Er rennt mit dem Boten, er ſieht nicht die todbleichen, erſchreckten Geſichter der Reiſenden in den Zugfenſtern. Eine junge Frau ſchaut heraus, ein Handlungsreiſender im Fez, ein junges Paar, anſcheinend auf der Hochzeitsreiſe. Was geht's ihn an? Er hat ſich nie um den Inhalt dieſer Polterkaſten gekümmert; — ſein Ohr füllt das Geheul Lenens. Vor ſeinen Augen ſchwimmt es durcheinander, gelbe Punkte, Glühwürmchen gleich, unzählig. Er ſchrickt zurück — er ſteht. Aus dem Tanze der Glühwürmchen tritt es hervor, blaß, ſchlaff, blutrünſtig. Eine Stirn, braun und blau geſchlagen, blaue Lippen, über die ſchwarzes Blut tröpfelt. Er iſt es.

Thiel ſpricht nicht. Sein Geſicht nimmt eine ſchmutzige Bläſſe an. Er lächelt wie abweſend; endlich beugt er ſich; er fühlt die ſchlaffen, toten Gliedmaßen ſchwer in ſeinen Armen; die rote Fahne wickelt ſich darum.

Er geht.

Wohin?

„Zum Bahnarzt, zum Bahnarzt," tönt es durcheinander.

„Wir nehmen ihn gleich mit," ruft der Packmeiſter und macht in ſeinem Wagen aus Dienſtröcken und Büchern ein Lager zurecht. „Nun alſo?"

Thiel macht keine Anſtalten, den Verunglückten loszulaſſen. Man drängt in ihn. Vergebens. Der Packmeiſter läßt eine Bahre aus dem Packwagen reichen und beordert einen Mann, dem Vater beizuſtehen.

Die Zeit iſt koſtbar. Die Pfeife des Zugführers trillert. Münzen regnen aus den Fenſtern.

Lene gebärdet ſich wie wahnſinnig. „Das arme, arme Weib," heißt es in den Coupés, „die arme, arme Mutter."

Der Zugführer trillert abermals — ein Pfiff — die Maſchine ſtößt weiße, ziſchende Dämpfe aus ihren Zylindern und ſtreckt ihre eiſernen Sehnen; einige Sekunden, und der Kurierzug brauſt mit wehender Rauchfahne in doppelter Geſchwindigkeit durch den Forſt.

Der Wärter, anderen Sinnes geworden, legt den halbtoten Jungen auf die Bahre. Da liegt er da in seiner verkommenen Körpergestalt, und hin und wieder hebt ein langer, rasselnder Atemzug die knöcherne Brust, welche unter dem zerfetzten Hemd sichtbar wird. Die Ärmchen und Beinchen, nicht nur in den Gelenken gebrochen, nehmen die unnatürlichsten Stellungen ein. Die Ferse des kleinen Fußes ist nach vorn gedreht. Die Arme schlottern über den Rand der Bahre.

Lene wimmert in einem fort; jede Spur ihres einstigen Trotzes ist aus ihrem Wesen gewichen. Sie wiederholt fortwährend eine Geschichte, die sie von jeder Schuld an dem Vorfall reinwäschen soll.

Thiel scheint sie nicht zu beachten; mit entsetzlich bangem Ausdruck haften seine Augen an dem Kinde.

Es ist still ringsum geworden, totenstill; schwarz und heiß ruhen die Geleise auf dem blendenden Kies. Der Mittag hat die Winde erstickt, und regungslos wie aus Stein steht der Forst.

Die Männer beraten sich leise. Man muß, um auf dem schnellsten Wege nach Friedrichshagen zu kommen, nach der Station zurück, die nach der Richtung Breslau liegt, da der nächste Zug, ein beschleunigter Personenzug, auf der Friedrichshagen nähergelegenen nicht anhält.

Thiel scheint zu überlegen, ob er mitgehen solle. Augenblicklich ist niemand da, der den Dienst versteht. Eine stumme Handbewegung bedeutet seiner Frau, die Bahre aufzunehmen; sie wagt nicht, sich zu widersetzen, obgleich sie um den zurückbleibenden Säugling besorgt ist. Sie und der fremde Mann tragen die Bahre. Thiel begleitet den Zug bis an die Grenze seines Reviers, dann bleibt er stehen und schaut ihm lange nach. Plötzlich schlägt er sich mit der flachen Hand vor die Stirn, daß es weithin schallt.

Er meint sich zu erwecken, „denn es wird ein Traum sein, wie der gestern," sagt er sich. — Vergebens. — Mehr

taumelnd als laufend erreichte er sein Häuschen. Drinnen fiel er auf die Erde, das Gesicht voran. Seine Mütze rollte in die Ecke, seine peinlich gepflegte Uhr fiel aus seiner Tasche, die Kapsel sprang, das Glas zerbrach. Es war, als hielte ihn eine eiserne Faust im Nacken gepackt, so fest, daß er sich nicht bewegen konnte, so sehr er auch unter Ächzen und Stöhnen sich frei zu machen suchte. Seine Stirn war kalt, seine Augen trocken, sein Schlund brannte.

Die Signalglocke weckte ihn. Unter dem Eindruck jener sich wiederholenden drei Glockenschläge ließ der Anfall nach. Thiel konnte sich erheben und seinen Dienst tun. Zwar waren seine Füße bleischwer, zwar kreiste um ihn die Strecke wie die Speiche eines ungeheuren Rades, dessen Achse sein Kopf war; aber er gewann doch wenigstens so viel Kraft, sich für einige Zeit aufrecht zu erhalten.

Der Personenzug kam heran. Tobias mußte darin sein. Je näher er rückte, um so mehr verschwammen die Bilder vor Thiels Augen. Am Ende sah er nur noch den zerschlagenen Jungen mit dem blutigen Munde. Dann wurde es Nacht.

Nach einer Weile erwachte er aus einer Ohnmacht. Er fand sich dicht an der Barriere im heißen Sande liegen. Er stand auf, schüttelte die Sandkörner aus seinen Kleidern und spie sie aus seinem Munde. Sein Kopf wurde ein wenig freier, er vermochte ruhiger zu denken.

In der Bude nahm er sogleich seine Uhr vom Boden auf und legte sie auf den Tisch. Sie war trotz des Falles nicht stehen geblieben. Er zählte während zweier Stunden die Sekunden und Minuten, indem er sich vorstellte, was indes mit Tobias geschehen mochte. Jetzt kam Lene mit ihm an; jetzt stand sie vor dem Arzte. Dieser betrachtete und betastete den Jungen und schüttelte den Kopf.

„Schlimm, sehr schlimm — aber vielleicht ... wer weiß?" Er untersuchte genauer. „Nein," sagte er dann, „nein, es ist vorbei."

„Vorbei, vorbei," ſtöhnte der Wärter, dann aber richtete er ſich hoch auf und ſchrie, die rollenden Augen an die Decke geheftet, die erhobenen Hände unbewußt zur Fauſt ballend, und mit einer Stimme, als müſſe der enge Raum davon zerberſten: „Er muß, muß leben, ich ſage dir, er muß, muß leben." Und ſchon ſtieß er die Tür des Häuschens von neuem auf, durch die das rote Feuer des Abends hereinbrach, und rannte mehr, als er ging, nach der Barriere zurück. Hier blieb er eine Weile wie betroffen ſtehen und ſchritt dann plötzlich, beide Arme ausbreitend, bis in die Mitte des Dammes, als wenn er etwas aufhalten wollte, das aus der Richtung des Perſonenzuges kam. Dabei machten ſeine weit offenen Augen den Eindruck der Blindheit.

Während er, rückwärts ſchreitend, vor etwas zu weichen ſchien, ſtieß er in einem fort halbverſtändliche Worte zwiſchen den Zähnen hervor: „Du — hörſt du — bleib doch — du — hör' doch — bleib — gib ihn wieder — er iſt braun und blau geſchlagen — ja, ja, — gut — ich will ſie wieder braun und blau ſchlagen — hörſt du? bleib doch — gib ihn mir wieder."

Es ſchien, als ob etwas an ihm vorüber wandle, denn er wandte ſich und bewegte ſich, wie um es zu verfolgen, nach der anderen Richtung.

„Du, Minna" — ſeine Stimme wurde weinerlich, wie die eines kleinen Kindes. „Du, Minna, hörſt du? — gib ihn wieder — ich will ..." Er taſtete in die Luft, wie um jemand feſtzuhalten. „Weibchen — ja — und da will ich ſie ... und da will ich ſie auch ſchlagen — braun und blau — auch ſchlagen — und da will ich mit dem Beil — ſiehſt du? — Küchenbeil — mit dem Küchenbeil will ich ſie ſchlagen, und da wird ſie verrecken."

„Und da ... ja mit dem Beil — Küchenbeil ja — ſchwarzes Blut!" Schaum ſtand vor ſeinem Munde, ſeine gläſernen Pupillen bewegten ſich unaufhörlich.

Ein ſanfter Abendhauch ſtrich leis und nachhaltig über den

Forſt, und roſaflammiges Wolkengelock hing über dem weſtlichen Himmel.

Etwa hundert Schritt hatte er ſo das unſichtbare Etwas verfolgt, als er anſcheinend mutlos ſtehen blieb, und mit entſetzlicher Angſt in den Mienen ſtreckte der Mann ſeine Arme aus, flehend, beſchwörend. Er ſtrengte ſeine Augen an und beſchattete ſie mit der Hand, wie um noch einmal in weiter Ferne das Weſenloſe zu entdecken. Schließlich ſank die Hand, und der geſpannte Ausdruck ſeines Geſichts verkehrte ſich in ſtumpfe Ausdrucksloſigkeit; er wandte ſich und ſchleppte ſich den Weg zurück, den er gekommen.

Die Sonne goß ihre letzte Glut über den Forſt, dann erloſch ſie. Die Stämme der Kiefern ſtreckten ſich wie bleiches, verweſtes Gebein zwiſchen die Wipfel hinein, die wie grauſchwarze Moderſchichten auf ihnen laſteten. Das Hämmern eines Spechtes durchdrang die Stille. Durch den kalten, ſtahlblauen Himmelsraum ging ein einziges, verſpätetes Roſengewölk. Der Windhauch wurde kellerkalt, ſo daß es den Wärter fröſtelte. Alles war ihm neu, alles fremd. Er wußte nicht, was das war, worauf er ging, oder das, was ihn umgab. Da huſchte ein Eichhorn über die Strecke, und Thiel beſann ſich. Er mußte an den lieben Gott denken, ohne zu wiſſen, warum. „Der liebe Gott ſpringt über den Weg, der liebe Gott ſpringt über den Weg.“ Er wiederholte dieſen Satz mehrmals, gleichſam um auf etwas zu kommen, das damit zuſammenhing. Er unterbrach ſich, ein Lichtſchein fiel in ſein Hirn, „aber mein Gott, das iſt ja Wahnſinn.“ Er vergaß alles und wandte ſich gegen dieſen neuen Feind. Er ſuchte Ordnung in ſeine Gedanken zu bringen, vergebens! Es war ein haltloſes Streifen und Schweifen. Er ertappte ſich auf den unſinnigſten Vorſtellungen und ſchauderte zuſammen im Bewußtſein ſeiner Machtloſigkeit.

Aus dem nahen Birkenwäldchen kam Kindergeſchrei. Es war das Signal zur Raſerei. Faſt gegen ſeinen Willen mußte er darauf zueilen und fand das Kleine, um welches

ſich niemand mehr gekümmert hatte, weinend und ſtrampelnd ohne Bettchen im Wagen liegen. Was wollte er tun? Was trieb ihn hierher? Ein wirbelnder Strom von Gefühlen und Gedanken verſchlang dieſe Fragen.

„Der liebe Gott ſpringt über den Weg," jetzt wußte er, was das bedeuten wollte. „Tobias" — ſie hatte ihn gemordet — Lene — ihr war er anvertraut — „Stiefmutter, Rabenmutter," knirſchte er, „und ihr Balg lebt." Ein roter Nebel umwölkte ſeine Sinne, zwei Kinderaugen durchdrangen ihn; er fühlte etwas Weiches, Fleiſchiges zwiſchen ſeinen Fingern. Gurgelnde und pfeifende Laute, untermiſcht mit heiſerem Ausrufen, von denen er nicht wußte, wer ſie ausſtieß, trafen ſein Ohr.

Da fiel etwas in ſein Hirn wie Tropfen heißen Siegellacks, und es hob ſich wie eine Starre von ſeinem Geiſt. Zum Bewußtſein kommend, hörte er den Nachhall der Meldeglocke durch die Luft zittern.

Mit eins begriff er, was er hatte tun wollen: ſeine Hand löſte ſich von der Kehle des Kindes, welches ſich unter ſeinem Griffe wand. — Es rang nach Luft, dann begann es zu huſten und zu ſchreien.

„Es lebt! Gott ſei Dank, es lebt!" Er ließ es liegen und eilte nach dem Übergange. Dunkler Qualm wälzte ſich fernher über die Strecke, und der Wind drückte ihn zu Boden. Hinter ſich vernahm er das Keuchen einer Maſchine, welches wie das ſtoßweiſe gequälte Atmen eines kranken Rieſen klang.

Ein kaltes Zwielicht lag über der Gegend.

Nach einer Weile, als die Rauchwolken auseinandergingen, erkannte Thiel den Kieszug, der mit geleerten Loren zurückging und die Arbeiter mit ſich führte, welche tagsüber auf der Strecke gearbeitet hatten.

Der Zug hatte eine reichbemeſſene Fahrzeit und durfte überall anhalten, um die hie und da noch beſchäftigten Arbeiter aufzunehmen, andere hingegen abzuſetzen. Ein gutes

Stück vor Thiels Bude begann man zu bremsen. Ein lautes Quietschen, Schnarren, Rasseln und Klirren durchdrang weithin die Abendstille, bis der Zug unter einem einzigen, schrillen, langgedehnten Ton stillstand.

Etwa fünfzig Arbeiter und Arbeiterinnen waren in den Loren verteilt. Fast alle standen aufrecht, einige unter den Männern mit entblößtem Kopfe. In ihrer aller Wesen lag eine rätselhafte Feierlichkeit. Als sie des Wärters ansichtig wurden, erhob sich ein Flüstern unter ihnen. Die Alten zogen die Tabakspfeifen zwischen den gelben Zähnen hervor und hielten sie respektvoll in den Händen. Hie und da wandte sich ein Frauenzimmer, um sich zu schneuzen. Der Zugführer stieg auf die Strecke herunter und trat auf Thiel zu. Die Arbeiter sahen, wie er ihm feierlich die Hand schüttelte, worauf Thiel mit langsamem, fast militärisch steifem Schritt auf den letzten Wagen zuschritt.

Keiner der Arbeiter wagte ihn anzureden, obgleich sie ihn alle kannten.

Aus dem letzten Wagen hob man soeben das kleine Tobiäschen.

Es war tot.

Lene folgte ihm; ihr Gesicht war bläulichweiß, braune Kreise lagen um ihre Augen.

Thiel würdigte sie keines Blickes; sie aber erschrak beim Anblick ihres Mannes. Seine Wangen waren hohl, Wimpern und Barthaare verklebt, der Scheitel, so schien es ihr, ergrauter als bisher. Die Spuren vertrockneter Tränen überall auf dem Gesicht; dazu ein unstetes Licht in seinen Augen, davor sie ein Grauen ankam.

Auch die Tragbahre hatte man wieder mitgebracht, um die Leiche transportieren zu können.

Eine Weile herrschte unheimliche Stille. Eine tiefe, entsetzliche Versonnenheit hatte sich Thiels bemächtigt. Es wurde dunkler. Ein Rudel Rehe setzte seitab auf den Bahndamm. Der Bock blieb stehen mitten zwischen den Geleisen.

Er wandte ſeinen gelenken Hals neugierig herum, da pfiff die Maſchine, und blitzartig verſchwand er ſamt ſeiner Herde.

In dem Augenblick, als der Zug ſich in Bewegung ſetzen wollte, brach Thiel zuſammen.

Der Zug hielt abermals, und es entſpann ſich eine Beratung über das, was nun zu tun ſei. Man entſchied ſich dafür, die Leiche des Kindes einſtweilen im Wärterhaus unterzubringen und ſtatt ihrer den durch kein Mittel wieder ins Bewußtſein zu rufenden Wärter mittels der Bahre nach Hauſe zu bringen.

Und ſo geſchah es. Zwei Männer trugen die Bahre mit dem Bewußtloſen, gefolgt von Lene, die, fortwährend ſchluchzend, mit tränenüberſtrömtem Geſicht den Kinderwagen mit dem Kleinſten durch den Sand ſtieß.

Wie eine rieſige, purpurglühende Kugel lag der Mond zwiſchen den Kieferſchäften am Waldesgrund. Je höher er rückte, um ſo kleiner ſchien er zu werden, um ſo mehr verblaßte er. Endlich hing er, einer Ampel vergleichbar, über dem Forſt, durch alle Spalten und Lücken der Kronen einen matten Lichtdunſt drängend, welcher die Geſichter der Dahinſchreitenden leichenhaft anmalte.

Rüſtig, aber vorſichtig ſchritt man vorwärts, jetzt durch enggedrängtes Jungholz, dann wieder an weiten, hochwaldumſtandenen Schonungen entlang, darin ſich das bleiche Licht wie in großen, dunklen Becken angeſammelt hatte.

Der Bewußtloſe röchelte von Zeit zu Zeit oder begann zu phantaſieren. Mehrmals ballte er die Fäuſte und verſuchte mit geſchloſſenen Augen ſich emporzurichten.

Es koſtete Mühe, ihn über die Spree zu bringen; man mußte ein zweites Mal überſetzen, um die Frau und das Kind nachzuholen.

Als man die kleine Anhöhe des Ortes emporſtieg, begegnete man einigen Einwohnern, welche die Botſchaft des geſchehenen Unglücks ſofort verbreiteten.

Die ganze Kolonie kam auf die Beine.

Angeſichts ihrer Bekannten brach Lene in erneutes Klagen aus.

Man beförderte den Kranken mühſam die ſchmale Stiege hinauf in ſeine Wohnung und brachte ihn ſogleich zu Bett. Die Arbeiter kehrten ſogleich um, um Tobiäschens Leiche nachzuholen.

Alte, erfahrene Leute hatten kalte Umſchläge angeraten, und Lene befolgte ihre Weiſung mit Eifer und Umſicht. Sie legte Handtücher in eiskaltes Brunnenwaſſer und erneuerte ſie, ſobald die brennende Stirn des Bewußtloſen ſie durchhitzt hatte. Ängſtlich beobachtete ſie die Atemzüge des Kranken, welche ihr mit jeder Minute regelmäßiger zu werden ſchienen.

Die Aufregungen des Tages hatten ſie doch ſtark mitgenommen, und ſie beſchloß, ein wenig zu ſchlafen, fand jedoch keine Ruhe. Gleichviel ob ſie die Augen öffnete oder ſchloß, unaufhörlich zogen die Ereigniſſe der Vergangenheit daran vorüber. Das Kleine ſchlief. Sie hatte ſich entgegen ihrer ſonſtigen Gewohnheit wenig darum bekümmert. Sie war überhaupt eine andere geworden. Nirgend eine Spur des früheren Trotzes. Ja, dieſer kranke Mann mit dem farbloſen, ſchweißglänzenden Geſicht regierte ſie im Schlaf.

Eine Wolke verdeckte die Mondkugel, es wurde finſter im Zimmer, und Lene hörte nur noch das ſchwere, aber gleichmäßige Atemholen ihres Mannes. Sie überlegte, ob ſie Licht machen ſollte. Es wurde ihr unheimlich im Dunkeln. Als ſie aufſtehen wollte, lag es ihr bleiern in allen Gliedern, die Lider fielen ihr zu, ſie entſchlief.

Nach Verlauf von einigen Stunden, als die Männer mit der Kindesleiche zurückkehrten, fanden ſie die Haustüre weit offen. Verwundert über dieſen Umſtand ſtiegen ſie die Treppe hinauf, in die obere Wohnung, deren Tür ebenfalls weit geöffnet war.

Man rief mehrmals den Namen der Frau, ohne eine Antwort zu erhalten. Endlich ſtrich man ein Schwefelholz an

der Wand, und der aufzuckende Lichtschein enthüllte eine grauenvolle Verwüstung.

„Mord, Mord!“

Lene lag in ihrem Blut, das Gesicht unkenntlich, mit zerschlagener Hirnschale.

„Er hat seine Frau ermordet, er hat seine Frau ermordet!“

Kopflos lief man umher. Die Nachbarn kamen, einer stieß an die Wiege. „Heiliger Himmel“ und er fuhr zurück, bleich, mit entsetzensstarrem Blick. Da lag das Kind mit durchschnittenem Halse.

Der Wärter war verschwunden; die Nachforschungen, welche man noch in derselben Nacht anstellte, blieben erfolglos. Den Morgen darauf fand ihn der diensttuende Wärter zwischen den Bahngeleisen und an der Stelle sitzend, wo Tobiäschen überfahren worden war.

Er hielt das braune Pudelmützchen im Arm und liebkoste es ununterbrochen wie etwas, das Leben hat.

Der Wärter richtete einige Fragen an ihn, bekam jedoch keine Antwort und bemerkte bald, daß er es mit einem Irrsinnigen zu tun habe.

Der Wärter am Block, davon in Kenntnis gesetzt, erbat telegraphische Hilfe.

Nun versuchten mehrere Männer ihn durch gutes Zureden von den Geleisen fortzulocken; jedoch vergebens.

Der Schnellzug, der um diese Zeit passierte, mußte anhalten, und erst der Übermacht seines Personals gelang es, den Kranken, der alsbald furchtbar zu toben begann, mit Gewalt von der Strecke zu entfernen.

Man mußte ihm Hände und Füße binden, und der inzwischen requirierte Gendarm überwachte seinen Transport nach dem Berliner Untersuchungsgefängnisse, von wo aus er jedoch schon am ersten Tage nach der Irrenabteilung der Charité überführt wurde. Noch bei der Einlieferung hielt er das braune Mützchen in Händen und bewachte es mit eifersüchtiger Sorgfalt und Zärtlichkeit.

Der Apoſtel

Novelliſtiſche Studie

Spät am Abend war er in Zürich angelangt. Eine Dachkammer in der „Taube", ein wenig Brot und klares Waſſer, bevor er ſich niederlegte: das genügte ihm.

Er ſchlief unruhig wenige Stunden. Schon kurz nach vier erhob er ſich. Der Kopf ſchmerzte ihn. Er ſchob es auf die lange Eiſenbahnfahrt vom geſtrigen Tage. Um ſo etwas auszuhalten, mußte man Nerven wie Seile haben. Er haßte dieſe Bahnen mit ihrem ewigen Gerüttel, Geſtampf und Gepolter, mit ihren jagenden Bildern; — er haßte ſie und mit ihnen die meiſten anderen der ſogenannten Errungenſchaften dieſer ſogenannten Kultur.

Durch den Gotthard allein ... es war wirklich eine Tortur, durch den Gotthard zu fahren: dazuſitzen, beim Scheine eines zuckenden Lämpchens, mit dem Bewußtſein, dieſe ungeheure Steinmaſſe über ſich zu haben. Dazu dieſes markerſchütternde Konzert von Geräuſchen im Ohr. Es war eine Tortur, es war zum Verrücktwerden! In einen Zuſtand war er hineingeraten, in eine Angſt, kaum zu glauben. Wenn das nahe Rauſchen ſo zurückſank und dann wieder daherkam, daherfuhr wie die ganze Hölle und ſo toſend wurde, daß es alles in einem förmlich zerſchlug ... nie und nimmer würde er nochmals durch den Gotthard fahren!

Man hatte nur einen Kopf. Wenn der einmal aufgeſtört war — der Bienenſchwarm da drinnen — da mochte der Teufel wieder Ruhe ſchaffen: alles brach durch ſeine Grenzen, verlor die natürlichen Dimenſionen, dehnte ſich hoch auf und hatte einen eigenen Willen.

Die Nacht hatte es ihn noch geplagt, nun ſollte es damit ein Ende haben. Der kalte, klare Morgen mußte das Seinige tun. Übrigens würde er von hier ab nach Deutſchland hinein zu Fuß reiſen.

Er wuſch ſich und zog die Kleider über. Als er die Sandalen unterband, tauchte ihm flüchtig auf, wie er zu dem Koſtüm, das er trug und das ihn von allen übrigen Menſchen unterſchied, gekommen war: die Geſtalt Meiſter Diefen-

bachs ging vorüber. — Dann war es ein Sprung in frühe Jahre: er sah sich selbst in der sogenannten Normaltracht zur Schule gehen — der Glatzkopf des Vaters blickte hinter dem Ladentische der Apotheke hervor, die Tracht des Sohnes milde bespöttelnd. Die Mutter hatte doch immer gesagt, er sei kein Hypochonder. Der Glatzkopf und das junge Frauengesicht schoben sich nebeneinander. Welch ein ungeheurer Unterschied! Daß er das früher nie bemerkt hatte.

Die Sandalen saßen fest. Er legte den Strick, der die weiße Frieskutte zusammenhielt, um die Hüften und eine Schnur rund um den Kopf.

Auf dem Hausflur der Herberge war ein alter Spiegel angebracht. Einen Augenblick im Vorübergehen hielt er inne, um sich zu mustern. Wirklich! — er sah aus wie ein Apostel. Das heilige Blond der langen Haare, der starke, rote, keilförmige Bart, das kühne, feste und doch so unendlich milde Gesicht, die weiße Mönchskutte, die seine schöne, straffe Gestalt, seinen elastischen, soldatisch geschulten Körper zu voller Geltung brachte.

Mit Wohlgefallen spiegelte er sich. Warum sollte er es auch nicht? Warum sollte er sich selbst nicht bewundern, da er doch nicht aufhörte, die Natur zu bestaunen in allem, was sie hervorbrachte? Er lief ja durch die Welt von Wunder zu Wunder, und Dinge, von anderen nicht beachtet, erzeugten in ihm religiöse Schauer. Übrigens nahm sie sich gut aus — die Neuerung dieses Morgens: man konnte ja denken, diese Schnur um den Kopf habe den Zweck, das Haar zusammenzuhalten. Daß sie einem Heiligenscheine ähnelte, hatte nichts auf sich. Heilige gab es nicht mehr, oder besser: der Heiligenschein kam jedem Naturerzeugnis, auch dem kleinsten Blümchen oder Käferchen zu, und dessen Auge war ein profanes Auge, der nicht über allem solche Heiligenscheine schweben sah.

Auf der Straße war noch niemand: einsamer Sonnenschein lag darauf; hie und da der lange, ein wenig schräge

Schatten eines Hauſes. Er bog in ein Seitengäßchen, das bergan ſtieg, und klomm bald zwiſchen Wieſen und Obſtgärten hin aufwärts.

Bisweilen ein hochgiebliges, altväteriſches Häuschen, ein enges, mit Blumen vollgepfropftes Hausgärtchen, dann wieder eine Wieſe oder ein Weinberg. Der Ruch des weißen Jasmins, des blauen Flieders und des dunkelbrennenden Goldlacks erfüllte ſtellenweiſe die reine und ſtarke Luft, daß er ſie wohlig in ſich ſog wie einen gewürzten Wein.

Er fühlte ſich freier nach jedem Schritt.

Wie wenn ein Dorn aus ſeinem Herzen ſich löſte, war ihm zu Sinn, als es ihm das Auge ſo ſtill und unwiderſtehlich nach außen zog. Das Dunkel in ihm ward aufgeſogen von all dem Licht. Die Köpfchen des gelben Löwenzahns, gleich unzähligen, kleinen Sonnen in das ſprießende Grün des Wegrandes gelegt, blendeten ihn faſt. Durch den ſchweren Blütenregen der Obſtbäume ſchoſſen die Sonnenſtrahlen ſchräg in den wieſigen Grund, ihn mit goldigen Tupfen überdeckend. So honigſüß dufteten die Birken. Und ſoviel Leben, Behaglichkeit und Fleiß ſprach aus dem verlorenen Sumſen früher Bienen.

Sorgfältig vermied er im Aufſteigen, irgend etwas zu beſchädigen oder gar zu vernichten, was Leben hatte. Das kleinſte Käferchen wurde umgangen, die zudringliche Weſpe vorſichtig verſcheucht. Er liebte die Mücken und Fliegen brüderlich, und zu töten, — auch nur den allergewöhnlichſten Kohlweißling — ſchien ihm das ſchwerſte aller Verbrechen.

Blumen, halbwelk, von Kinderhänden ausgerauft, hob er vom Wege auf, um ſie irgendwo ins Waſſer zu werfen. Er ſelbſt pflückte niemals Veilchen oder Roſen, um ſich damit zu ſchmücken. Er verabſcheute Sträuße und Kränze; er wollte alles an ſeinem Ort.

Ihm war wohl und zufrieden. Nur, daß er ſich ſelbſt nicht ſehen konnte, bedauerte er. Er ſelbſt mit ſeinem edlen Gange, einſam in der Frühe auf die Berge ſteigend: das

hätte ein Motiv abgegeben für einen großen Maler —: und das Bild ſtand vor ſeiner Phantaſie.

Dann ſah er ſich um, ob nicht vielleicht irgendeine menſchliche Seele bereits wach ſei und ihn ſehen könne. Niemand war zu erblicken.

Übrigens fing das merkwürdige Schwatzen — im Ohr oder gar im Kopf drinnen, er wußte nicht, wo, — wieder an. Seit einigen Wochen plagte es ihn. Sicherlich waren es Blutſtockungen. Man mußte laufen, ſich anſtrengen, das Blut in ſchnelleren Umlauf verſetzen.

Und er beſchleunigte ſeine Schritte.

Allmählich war er ſo über die Dächer der Häuſer hinausgekommen. Er ſtand ruhend ſtill und hatte alle Pracht unter ſich. Eine Erſchütterung überkam ihn. Ein Gefühl tiefer Zerknirſchung brannte in ihm angeſichts dieſer wundervollen Tiefe. — Lange ließ er das verzückte Auge umherſchwelgen: — über alles hin, zu der Spitze des jenſeitigen Berges, deſſen ſchründige Hänge zartes, wolliges Grün umzog. — Hinunter, wo die veilchenfarbne Fläche des Sees den Talgrund ausfüllte, wo die weichen, graſigen Uferhügel daraus hervorſtiegen, grüne Polſter, überſchüttet, ſoweit die Sehkraft reichte, mit Blüten und wieder Blüten. Dazwiſchen Häuschen, Villen und Dörfer, deren Fenſter elektriſch aufblitzten, deren rote Dächer und Türme leuchteten.

Nur im Süden, fern, verband ein grauer, ſilberiger Duft See und Himmel und verdeckte die Landſchaft; aber über ihm, fein und weiß leuchtend, auf das blaſſe Blau der Luft gelegt, ſchemenhaft tauchten ſie auf — einem ungeheuren Silberſchatz vergleichbar — in langer ſich verlierender Reihe: die Spitzen der Schneeberge.

Dort haftete ſein Blick — ſtarr — lange. Als es ihn losließ, blieb nichts Feſtes mehr in ihm. Alles weich, aufgelöſt. Tränen und Schluchzen.

Er ging weiter.

Von oben her, wo die Buchen anfingen, traf das Geſchrei

des Kuckucks sein Ohr: jene zwei Noten, die sich wiederholen, aussetzen, um dann wieder und wieder zu beginnen. Er ging weiter, nunmehr für sich und grüblerisch.

Mysteriöse Rührungen waren ihm angesichts der Natur nichts Ungewöhnliches; so stark und jäh wie diesmal indes hatten sie ihn noch niemals befallen. — Es war eben sein Naturgefühl, das stärker und tiefer wurde. Nichts war begreiflicher, und es tat nicht not, sich darüber hypochondrische Gedanken zu machen. Übrigens fing es an, sich in ihm zu verdichten, zu gestalten, zu erbauen. Kaum daß Minuten vergingen, und alles in ihm war gebunden und fest.

Er stand still, wieder schauend. Nun war es die Stadt unten, die ihn anzog und abstieß. Wie ein grauer, widerlicher Schorf erschien sie ihm, wie ein Grind, der weiter fressen würde, in dies Paradies hineingeimpft: Steinhaufen an Steinhaufen, spärliches Grün dazwischen. Er begriff, daß der Mensch das allergefährlichste Ungeziefer sei. Jawohl, das stand außer Zweifel: Städte waren nicht besser als Beulen, Auswüchse der Kultur. Ihr Anblick verursachte ihm Ekel und Weh.

Zwischen den Buchen angelangt, ließ er sich nieder. Lang ausgestreckt, den Kopf dicht an der Erde, Humus- und Grasgeruch einziehend, die transparenten, grünen Halme dicht vor den Augen, lag er da. Ein Behagen erfüllte ihn so, eine schwellende Liebe, eine taumelnde Glückseligkeit. Wie Silbersäulen die Buchenstämme. Der wogende und rauschende, sonnengolddurchschlagene, grüne Baldachin darüber, der Gesang, die Freude, der eifrige und lachende Jubel der Vögel. Er schloß die Augen, er gab sich ganz hin.

Dabei stieg ihm der Traum der Nacht auf: eine fremde Stimmung zuerst, ein Herzklopfen, eine Gehobenheit, die eine Vorstellung mitbrachte, über deren Ursprung er grübeln mußte. Endlich kam die Erinnerung —: zwischen Tag und Abend. Eine endlose, staubige, italienische Landstraße, noch erhitzt, flimmernde Wärme ausströmend. Landleute kommen

vom Felde, braun, bunt, zerlumpt. Männer, Weiber und Kinder mit ſchwarzen, ſtechenden und glaubenskranken Augen. Ärmliche Hütten ſchräg drüben. Über ſie her einfältiges, katholiſches Aveglocken-Gebimmel. Er ſelbſt beſtaubt, müde, hungernd, dürſtend. Er ſchreitet langſam, die Leute knien am Wegrand, ſie falten die Hände, ſie beten ihn an. Ihm iſt weich, ihm iſt groß.

Er lag und hing an dem Bilde. Fieber, Wolluſt, göttliche Hoheitsſchauer wühlten in ihm. Er erhob ſich Gott gleich.

Nun war er beſtürzt, als er die Augen auftat. Wie eine Säule aus Waſſer brach es zuſammen und verrann.

Sich ſelbſt fragend und zur Rede ſtellend, drang er ins Waldinnere. Er machte ſich Vorwürfe über ſein verzücktes Träumen; es kam wider ſeinen Willen und Entſchluß. Die Wucht ſeiner Gefühle machte ihm bange, dennoch aber: es konnte ſein, daß ſeine nagende Angſt ohne Grund war.

Übrigens wuchs die Angſt, obgleich es ihm jetzt gerade ganz klar wurde, daß ſie grundlos war.

Sie hatten ihn wirklich verehrt, die Italiener, deren Dörfer er zu Fuß durchzogen hatte. Sie waren gekommen, um ihre Kinder von ihm ſegnen zu laſſen. Warum ſollte er nicht ſegnen, wenn andere Prieſter ſegnen durften? Er hatte etwas — er hatte mehr mitzuteilen als ſie. Es gab ein Wort, ein einziges, wundervolles Wortjuwel: Friede! Darin lag es, was er brachte, darin lag alles verſchloſſen — alles — alles.

Blutgeruch lag über der Welt. Das fließende Blut war das Zeichen des Kampfes. Dieſen Kampf hörte er toben, unaufhörlich, im Wachen und Schlafen. Es waren Brüder und Brüder, Schweſtern und Schweſtern, die ſich erſchlugen. Er liebte ſie alle, er ſah ihr Wüten und rang die Hände in Schmerz und Verzweiflung.

Mit der Stimme des Donners reden zu können, wünſchte er glühend. Angeſichts der toſenden Schlacht, auf einem

Felsblock, allen ſichtbar, ſtehend, mußte man rufen und winken. Zu warnen vor dem Bruder- und Schweſtermord, hinzuweiſen auf den Weg zum Frieden war eine Forderung des Gewiſſens.

Er kannte dieſen Weg. Man betrat ihn durch ein Tor mit der Aufſchrift: Natur.

Mut und Eifer hatte die Angſt ſeiner Seele allmählich wieder verdrängt. Er ging, nicht wiſſend, wohin, predigend im Geiſte und bei ſich ſelbſt zu allem Volke redend: ihr ſeid Freſſer und Weinſäufer. Auf euren Tafeln prangen kannibaliſch Tierkadaver. Laßt ab vom Schlemmen! Laßt ab vom ruchloſen Morde der Kreaturen! Früchte des Feldes ſeien eure Nahrung! Eure ſeidnen Betten, eure Polſter, eure koſtbaren Möbel und Kleider, tragt alles zuſammen, werft die Fackeln hinein, daß die Flamme himmelan ſchlage und es verzehre! Habt ihr das getan, dann kommt — kommt alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid und folgt mir nach! In ein Land will ich euch führen, wo Tiger und Büffel nebeneinander weiden, wo die Schlangen ohne Gift und die Bienen ohne Stachel ſind. Dort wird der Haß in euch ſterben und die ewige Liebe lebendig werden.

Ihm ſchwoll das Herz. Wie ein reißender Strom ſtürzte der Schwall ſtrafender, tröſtender und ermahnender Worte. Sein ganzer Körper bebte in Leidenſchaft. Mit hinreißender Stärke überkam ihn der Drang, ſeine ganze Liebe und Sehnſucht auszuſtrömen. Als müſſe er den Bäumen und Vögeln predigen, war ihm zumut. Die Kraft ſeiner Rede mußte unwiderſtehlich ſein. Er hätte das Eichhorn, welches in Bogenſprüngen zwiſchen den Stämmen hinhuſchte, mit einem einzigen Worte bannen und zu ſich rufen können. Er wußte es, wußte es ſicher, wie man weiß, daß der Stein fällt. Eine Allmacht war in ihm: die Allmacht der Wahrheit.

Plötzlich hörte der Wald auf. Faſt erſchreckt, geblendet, wie jemand, der aus einem tiefen Schacht aufſteigt, ſah er die Welt. Aber es hörte nicht auf, in ihm zu wirken. Mit

eins kam Richtung in seine Schritte. Er stieg niederwärts, den abschüssigen Weg laufend und springend.

Wie ein Soldat, der stürmt, das Ziel im Auge, kam er sich nun vor. Einmal im Laufen, war es schwer, sich aufzuhalten. Die schnelle, heftige Bewegung aber weckte etwas: eine Lust, eine Art Begeisterung, eine Tollheit.

Das Bewußtsein kam, und mit Grausen sah er sich selbst in großen Sätzen bergab eilen. Etwas in ihm wollte hastig hemmen, Einhalt tun, aber schon war es ein Meer, das die Dämme durchbrochen hatte. Ein lähmender Schreck blieb geduckt im Grunde seiner Seele und ein entsetztes, namenloses Staunen dazu.

Sein Körper indes, wie etwas Fremdes, tobte entfesselt. Er schlug mit den Händen, knirschte mit den Zähnen und stampfte den Boden. Er lachte — lachte lauter und lauter, ohne daß es abriß.

Als er zu sich kam, zitterte er. Fast gelähmt vor Entsetzen, hielt er den Stamm einer jungen Linde umklammert. Nur mit Vorsicht und stets in Angst vor der Wiederkehr des Unbekannten, Fürchterlichen ging er dann weiter. Aber er wurde doch wieder frei und sicher, so daß er am Ende über seine Angst lächeln konnte.

Nun, unter dem festen Gleichmaß seiner Schritte, angesichts der ersten Häuser, kam die Erinnerung seiner Soldatenzeit. Wie oft, das Herz mit dem tauben Hochgefühl befriedigter Eitelkeit zum Bersten gefüllt, hatte er als Leutnant, an der Seite der Truppe, unter klingendem Spiele Einzug gehalten. Er dachte es kaum, und schon hatte in seinem Kopfe die markige, feurige Marschmusik eingesetzt, durch die er so oft fanatisiert worden war. Sie klang in seinem Ohr und bewirkte, daß er die Füße in Takt setzte und Kopf und Brust ungewöhnlich stolz trug. Sie legte das sieghafte Lächeln um seine Lippen und den lebendigen Glanz in seine Augen. So marschierend lauschte er zugleich in sich hinein, verwundert, daß er so jeden Ton, jeden Akkord, jedes In-

ſtrument ſcharf unterſchied, bis auf das Nachſchüttern des Zuſammenſchlags von Pauke und Becken. Er wußte nicht, ſollte ihn die Stärke ſeiner Vorſtellungskraft beunruhigen oder erfreuen. Ohne Zweifel war es eine Fähigkeit. Er hatte die Fähigkeit zur Muſik. Er würde ſicher große Kompoſitionen geſchaffen haben. Wie viele Fähigkeiten mochten überhaupt in ihm erſtickt worden ſein! Übrigens war das gleichgültig. Alle Kunſt war Unſinn, Gift. Es gab andere, wichtigere Dinge für ihn zu tun.

Ein Mädchen in blauem Kattun, mit einem roſa Bruſttuch, eine Kanne aus Blech in der Hand, welches augenſcheinlich Milch austrug, kam ihm entgegen. Er hatte ſie mit dem Blick geſtreift und bemerkt, wie ſie erſtaunt über ſeinen Anblick ſtill ſtand und groß auf ihn blickte. Sie grüßte dann kleinlaut mit ehrfürchtiger Betonung, und er ging gemeſſen und ernſt dankend an ihr vorüber.

Sofort war alles in ihm verſtummt. Weit hinaus wuchs er im Augenblick über ſeine bisherigen kleinen Vorſtellungen. Wenn er noch etwas wie Muſik in ſeinem Ohre trug, ſo war es jedenfalls keine irdiſche Melodie. Mit einer Empfindung ſchritt er, wie wenn er trockenen Fußes über Waſſer ginge. So hehr und groß kam er ſich vor, daß er ſich ſelbſt zur Demut ermahnte. Und wie er das tat, mußte er ſich an Chriſti Einzug in Jeruſalem erinnern und ſchließlich der Worte: Siehe, dein König kommt zu dir, ſanftmütig.

Noch eine Zeitlang fühlte er den Blick des Mädchens ſich nachfolgen. Aus irgendwelchem Grunde hielt er im Gehen möglichſt genau die Mitte des Fahrdamms inne, auch als er eine Biegung machte in eine breite, weiße, ſich abwärts ſenkende Straße hinein. Dabei wie unter einem Zwange ſtehend, mußte er immer und immer wiederholen: Dein König kommt zu dir.

Kinderſtimmen ſangen dieſe Worte. Sie lagen ihm noch ungeformt zwiſchen Gaumen und Zunge. Aus dem unartikulierten Geräuſch ſeines Atems konnte er ſie heraus-

hören. Dazwiſchen Hoſianna, rauſchende Palmenwedel, Jauchzen, bleiche, verzückte Geſichter. Dann wieder jähe Stille — Einſamkeit.

Er ſah auf, voll Verwunderung. Wie leere Kuliſſen alles. Häuſer aus Stein rechts und links, ſtumm, nüchtern, ſchläfrig. Nachdenklich prüfte er. Allmählich, da es feſtſtand, begann ſein Inneres ſich daran zu ordnen. So wurde er klein, einfach und fing an nüchtern zu ſchauen.

Hier und da war ein Fenſter geöffnet. Der Kopf eines Hausmädchens wurde ſichtbar, man klopfte einen Bettteppich aus. Ein Student, ſchwarzhaarig mit wulſtigen Lippen, augenſcheinlich ein Ruſſe, drehte auf dem Fenſterbrett ſeine Frühſtückszigarette. Und ſchon wurde es lebendiger auf der Straße. Die Augen auf den Boden geheftet, unterließ er es doch nicht, verſtohlen zu beobachten. Oft ſah er mitten hinein in ein breites, freches Lachen. Oft bemerkte er, wie Staunen den Spott bannte. Aber hinter ſeinem Rücken befreite ſich dann der Spott, und dreiſte Reden, ſpitz und beißend, flogen ihm nach.

Mit jedem Schritt unter ſo viel Stichen und Schlägen wurde ihm alltäglicher zu Sinn. Ein Krampf ſaß ihm in der Kehle. Der alte, bittere, hoffnungsloſe Gram trat hervor. Wie eine Mauer, dick, unüberſteiglich, richtete ſie ſich auf vor ihm, die grauſame Blindheit der Menſchen.

Nun ſchien es ihm auf einmal, als ob alles Leugnen unnütz ſei. Er war doch wohl nur eine eitle, kleine, flache Natur. Ihm geſchah doch wohl nur recht, wenn man ihn verhöhnte und verſpottete. So empfand er minutenlang die Pein und Scham eines entlarvten Hochſtaplers und den Wunſch, von aller Welt fortzulaufen, ſich zu verkriechen, zu verſtecken oder auf irgendeine Weiſe ſeinem Leben überhaupt ein Ende zu machen.

Wäre er jetzt allein geweſen, würde er den Strick um ſeinen Kopf, der wie ein Heiligenſchein ausſah, heruntergeriſſen und verbrannt haben. Wie unter einer Narren-

krone aus Papier, halb vernichtet vor Scham, ging er darunter.

In enge, labyrinthiſche Gäßchen ohne Sonne hatte er eingelenkt. Ein kleines Fenſterchen voller Backware zog ihn an. Er öffnete die Glastür und trat in den Laden. Der Bäcker ſah ihn an — die Bäckersfrau — er wählte ein kleines Brot, ſagte nichts und ging.

Vor der Tür hatte ſich eine Schar Neugieriger angeſammelt: eine alte Frau, Kinder, ein Schlächtergeſell, die Mulde mit roten Fleiſchſtücken auf der Schulter. Er überflog ihre Geſichter, es war nichts Freches darin, und ging mitten durch ſie hin ſeines Weges.

Mit welchen Ausdruck ſie ihn alle angeblickt hatten! Erſt die Bäckersleute. Als ob er des kleinen Brotes nicht zum Eſſen bedürfe, ſondern vielmehr um damit ein Wunder zu tun. Und weshalb warteten die Leute auf ihn vor den Türen? Es mußte doch einen Grund haben. Und nun gar das Getrappel und Geflüſter hinter ihm drein. Weshalb lief man ihm nach? Weshalb verfolgte man ihn?

Er horchte geſpannt und wurde bald inne, daß er ein Gefolge von Kindern hinter ſich hatte. Durch Kreuz- und Quergehen über kleine Plätze mit alten Brunnen darauf, abſichtlich umkehrend und die Richtung wechſelnd, vergewiſſerte er ſich, daß der kleine Trupp nicht von ihm abließ.

Warum verfolgten ſie ihn und ließen ſich nicht genügen an ſeinem Anblick? Erwarteten ſie mehr von ihm? Hofften ſie in der Tat von ihm etwas Neues, Außergewöhnliches, Wundervolles zu ſehen? Es kam ihm vor, als ſpräche aus der eintönigen Haſt der Geräuſche ihrer Füße ein ſtarker Glaube, ja mehr als dies: eine Gewißheit. Und plötzlich ging es ihm hell auf, weshalb Propheten, wahrhaftige Menſchen voll Größe und Reinheit, ſo oft am Schluß zu gemeinen Betrügern werden. Er empfand auf einmal eine brennende Sucht, einen unwiderſtehlichen Trieb, etwas Wundervolles zu verrichten, und die größte Schmach würde

ihm klein erschienen sein im Vergleiche zu dem Eingeständnis seiner Unkraft.

Bis an den Limmatquai war er inzwischen gelangt, und noch immer folgten ihm die Kleinen. Einige trabten, die größeren machten unmäßig lange Schritte, um ihm nachzukommen. In abgebrochenen Worten, mit dem feierlichen Flüsterton der Kirche vorgebracht, bestand ihre Unterhaltung. Es war ihm bisher nicht gelungen, etwas von dem, was sie sprachen, zu verstehen. Plötzlich aber — er hatte es ganz deutlich gehört — wurden die Worte „Herr Jesus" ausgesprochen.

Die Wirkung eines Zaubers lag in diesen Worten. Er fühlte sich aufgehoben durch sie, gestärkt, wiederhergestellt.

Jesus war verhöhnt worden: man hatte ihn geschlagen, angespien und ans Kreuz genagelt. In Verachtung und Spott bestand der Lohn aller Propheten. Sein eigenes bißchen Leiden kam nicht in Betracht. Kleine, feige Nadelstiche hatte man ihm versetzt. Ein Zärtling, der daran zugrunde ging!

Zum Kampf war man da. Wunden bewiesen den Krieger. Spott und Hohn der Menge ... wo gab es höhere Ehrenzeichen?! Die Brust damit geschmückt, durfte man stolz und frei blicken. Und überdies: aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir dein Lob zugerichtet.

Vor einer Frau, die Orangen feilbot, blieb er stehen. Sogleich hielten auch die Kleinen im Laufen inne, und ein Haufe Neugieriger staute sich auf dem Bürgersteig. Er hätte seine Früchte gern ohne alles Reden gekauft. Mit einer Spannung warteten die Leute auf sein erstes Wort, die ihn befangen und scheu machte. Ein sicheres Gefühl sagte ihm, daß er eine Illusion zu schonen hatte, daß es von der Art, wie er sprach, abhing, ob seine Hörer ihm weiter folgten oder enttäuscht davonschlichen. Aber es war nicht zu vermeiden, die Hökerfrau fragte und schwatzte zu viel, und so mußte er endlich reden.

Er war beruhigt und zufrieden, sobald er seine eigene Stimme vernahm; etwas Singendes und Getragenes lag darin, eine feierliche und gleichsam melancholische Würde, die, wie er überzeugt war, Eindruck machen mußte. Er hatte sich kaum je so reden hören, und indem er sprach, wurde ihm das Reden selbst zum Genuß, wie dem Sänger der Gesang. Auf der Brücke, unter die hinein der blaugrüne See seine Wellen schlug, hielt er abermals an. Über das Geländer gebeugt, nahm er aufs neue Licht, Farbe und Frische des Morgens in sich auf. Der ungestüme, stärkende Wind, der den See herauffuhr, wehte ihm den Bart über die Schulter und umspülte ihm Stirn und Brust wie ein kaltes Bad.

Und nun aus der mutigen Aufwallung seines Innern stieg es auf als ein fester Entschluß. Die Zeit war gekommen. Etwas mußte geschehen. In ihm war eine Kraft, die Menschheit aufzurütteln. Jawohl! und sie mochten lachen, spotten und ihn verhöhnen, er würde sie dennoch erlösen, alle, alle!

Nun fing er an, tief und verschlossen zu grübeln. Daß es geschehen würde, stand nun fest; wie es geschehen würde, mußte erwogen werden. Man feierte heute Pfingsten, und das war gut. Um Pfingsten hatten die Jünger Jesu mit feurigen Zungen geredet. Die Feierstimmung bedeutete Empfänglichkeit. Einem erschlossenen Acker gleichen die Seelen der Menschen an Feiertagen.

Tiefer und tiefer ging er in sich hinein, bis er in Räume eindrang, weit, hoch, unendlich. Und so ganz versunken war er mit allen Sinnen in diese zweite Welt, daß er wie ein Schlafender nur willenlos sich fortbewegte. Von allem, was ihn umgab, drang nichts mehr in sein Bewußtsein außer dem Getrappel der Kinderfüßchen hinter ihm.

Gleichmäßig eine Zeitlang, schwoll es allmählich an, wie wenn den Wenigen, die ihm folgten, andere sich angeschlossen hätten. Und stärker und stärker immer, als ob aus einzelnen hunderte, aus hunderten tausende geworden wären.

Ganz plötzlich wurde er aufmerksam, und nun war es, als ob hinter ihm drein Heeresmassen sich wälzten.

In seinen Füßen bis in die Knöchel hinauf spürte er ein Erzittern des Erdreiches. Er vernahm hinter sich starkes Atmen, heißes, hastiges Geflüster. Er vernahm Frohlocken, kurz abgerissen, halb unterdrückt, das sich weit zurück fortpflanzte und erst in tiefen Fernen echohaft erstarb.

Was das bedeutete, wußte er wohl. Daß er so überraschend schnell kam, hatte er nicht erwartet. Durch seine Glieder brannte der Stolz eines Feldherrn, und das Bewußtsein einer unerhörten Verantwortung lastete nicht schwerer auf ihm wie der Strick auf seinem Kopfe. Er war ja der, der er war. Er wußte ja den Weg, den er sie führen mußte. Er spürte ja aus dem Lachen und Drängen seiner Seele, daß es ihm nahe war, jenes Endglück der Welt, wonach die blinden Menschen mit blutenden Augen und Händen so viele Jahrtausende vergebens gesucht hatten.

So schritt er voran — er — er — also doch er! und in die Stapfen seiner Füße stürzten die Völker wie Meereswogen. Zu ihm blickten sie auf, die Milliarden. Der letzte Spötter war längst verstummt. Der letzte Verächter war eine Mythe geworden.

So schritt er voran, dem Gebirge entgegen. Dort oben war die Grenze, dahinter lag das Land, wo das Glück im Arme des Friedens ewig ruhte. Und schon jetzt durchdrang ihn das Glück mit einer Wucht und Gewalt, die ihm bewies, daß man athletische Muskeln nötig hatte, um es zu ertragen.

Er hatte sie, er hatte athletische Muskeln. Sein Leben, sein Dasein war jetzt nur ein wollüstiges, spiegelndes Kraftentfalten.

Eine Lust kam ihn an, mit Felsen und Bäumen Fangball zu spielen. Aber hinter ihm rauschten die seidenen Banner, drängte und dröhnte unaufhaltsam die ungeheure Wallfahrt der Menschen.

Man rief, man lockte, man winkte; ſchwarze, blaue, rote Schleier flatterten; blonde offene Frauenhaare; graue und weiße Köpfe nickten; Fleiſch bloßer, nerviger Arme leuchtete auf; begeiſterte Augen, zum Himmel blickend, oder flammend auf ihn gerichtet, voll reinen Glaubens: auf ihn, der voranſchritt.

Und nun ſprach er es aus, ganz leiſe, kaum hörbar, das heilige Kleinodwort: — Weltfriede! Aber es lebte und flog zurück von einem zum andern. Es war ein Gemurmel der Ergriffenheit und Feierlichkeit. Von ferne her kam der Wind und brachte weiche Akkorde beginnender Choräle. Gedämpfte Poſaunenklänge, Menſchenſtimmen, welche zaghaft und rein ſangen; bis etwas brach, wie das Eis eines Stromes und ein Geſang emporſchwoll wie von tauſend brauſenden Orgeln. Ein Geſang, der ganz Seele und Sturm war und eine alte Melodie hatte, die er kannte: „Nun danket alle Gott."

Er kam zu ſich. Sein Herz hämmerte. Er war nahe am Weinen. Vor ſeinen Augen ſchwammen weiße Punkte durcheinander. Seine Glieder waren wie zerſchlagen.

Er ſetzte ſich auf eine Bank nieder, die am See ſtand und fing an das Brot zu eſſen, das er ſich gekauft hatte. Dann ſchälte er die Orange und drückte die kalte Schale an ſeine Stirn. Mit Andacht, wie der Chriſt die Hoſtie, genoß er die Frucht. Noch war er damit nicht zu Ende, als er müde zurückſank. Ein wenig Schlaf würde ihm willkommen geweſen ſein. Ja, wenn das ſo leicht wäre: ausruhen. Wie ſoll man ruhen, wenn es im Kopfe drinnen endlos wühlt und gärt? Wenn das Herz heraus will, wenn es einen zieht ins Unbeſtimmte, — wenn man eine Miſſion hat, die verlangt, daß man ſich ihr unterziehe — wenn die Menſchen draußen warten und ſich die Köpfe zerbrechen? Wie ſoll man ruhen und ſchlafen, wo es not tut, zu handeln?

Es war ein peinigender Zuſtand, wie er ſo dalag. Fragen und Fragen und nie eine Antwort. Graue, quälende Leere, mitunter ſchmerzende Stockungen. An einen Ziehbrunnen

mußte er denken. Man ſteht, zieht mit aller Kraft am Seil, aber das Rad, worüber es geht, dreht ſich nicht mehr. Man läßt nicht nach mit Zerren und Stemmen. Der Eimer ſoll herauf. Man dürſtet zum Verſchmachten. Das Rad gibt nicht nach. Weder vor- noch rückwärts ſchiebt ſich das Seil. — Eine Plage war das, eine Qual — beinahe ein phyſiſches Leiden. Als er Schritte vernahm, freute er ſich der Ablenkung. Ja, du lieber Gott! Was war das überhaupt für ein Gedanke geweſen, jetzt ſchlafen zu wollen! Er ſtand auf, verwundert, daß er ſich in ſeiner Kammer befand, und öffnete die Tür nach dem Flur. Seine Mutter, wie er wußte, ſtand auf dem Gange, und er mußte ſie hereinlaſſen. Sie kam, ſah ihn an mit ſtrahlender Bewunderung, ihre Lippen zitterten, und ſie faltete in Ehrfurcht ihre Hände. Er legte ihr die Hände aufs Haupt und ſprach: ſtehe auf! — und — die Kranke erhob ſich und konnte gehen. Und wie ſie ſich aufrichtete, erkannte er, daß es nicht ſeine Mutter war, ſondern er, der Dulder von Nazareth. Nicht nur geheilt hatte er ihn; er hatte ihn lebendig gemacht. Noch wehten die Grabtücher um Jeſu Leib. Er kam auf ihn zu und ſchritt in ihn hinein. Und eine unbeſchreibliche Muſik tönte, als er ſo in ihn hineinging. Den ganzen, geheimnisvollen Vorgang, als die Geſtalt Jeſu in der ſeinigen ſich auflöſte, empfand er genau. Er ſah nun die Jünger, die den Meiſter ſuchten. Aus ihnen trat Petrus auf ihn zu und ſagte: Rabbi! — „Ich bin es", gab er zur Antwort. Und Petrus kam näher, ganz nahe, berührte ſeinen Augapfel und begann ihn zu drehen: der Jünger drehte den Erdball. Die Stunde war da, ſich dem Volke zu zeigen. Auf den Balkon des Saales, den er bewohnte, trat er hinaus. Unten wogte die Menge, und in das Brauſen und Wogen ſang eine einzige, dünne Kinderſtimme: „Chriſt iſt erſtanden."

Sie hatte kaum begonnen, als das Eiſen des Balkons nachgab. Er erſchrak heftig, wachte auf, rieb ſich die Augen und wurde inne, daß er auf der Bank eingeſchlafen war. —

Gegen Mittag mochte es ſein. Er wollte wieder hinauf in den Buchenwald, um ſeine Zeit abzuwarten. Die Sonne ſollte ihn weihen dort oben.

Noch immer kühle und reine Luft, wie er den Berg hinanſtieg. Hymnen der Vögel. Der Himmel wie eine blaßblaue, leere Kriſtallſchale. Alles ſo makellos. Alles ſo neu.

Auch er ſelbſt war neu. Er betrachtete ſeine Hand, es war die Hand eines Gottes; und wie frei und rein war ſein Geiſt! Und dieſe Ungebundenheit der Glieder, dieſe völlige innere Sicherheit und Skrupelloſigkeit. Grübeln und Denken lag ihm nun weltfern. Er lächelte voll Mitleid, wenn er an die Philoſophen dieſer Welt zurückdachte. Daß ſie mit ihrem Grübeln etwas ergründen wollten, war ſo rührend, wie wenn etwa ein Kind ſich abmüht, mit ſeinen zwei bloßen Ärmchen in die Luft zu fliegen.

Nein, nein — dazu gehören Flügel, breite Rieſenſchwingen eines Adlers — Kraft eines Gottes!

Er trug etwas wie einen ungeheuren Diamanten in ſeinem Kopfe, deſſen Licht alle ſchwarzen Tiefen und Abgründe hell machte: da war kein Dunkel mehr in ſeinem Bereich ... Das große Wiſſen war angebrochen. —

Die Glocken der Kirchen begannen zu läuten. Ein Gewühl und Gebrauſe von Tönen erfüllte das Tal. Mit einer erznen Zunge ſchien die Luft zu ſprechen.

Er beugte ſich vor und lauſchte, als es zu ihm heraufkam. Er ſenkte das Haupt nicht, er kniete nicht nieder. Er horchte lächelnd wie auf eines alten Freundes Stimme. und doch war es Gottvater, der mit ſeinem Sohne redete.

Der Narr in Christo Emanuel Quint

Roman

Copyright 1911 S. Fiſcher, Verlag, Berlin

Erſtes Kapitel

An einem Sonntagmorgen, im Monat Mai, erhob ſich Emanuel Quint von ſeiner Lagerſtätte auf dem Boden des kleinen Hüttchens, das der Vater mit ſehr geringem Recht ſein Eigen nannte. Er wuſch ſich mit klarem Gebirgswaſſer, draußen am Steintrog, indem er die hohlen Hände unter den kriſtallenen Strahl hielt, der aus einer hölzernen, vermorſchten und bemooſten Rinne floß. Er hatte die Nacht kaum ein wenig geſchlafen und ſchritt nun, ohne die Seinen zu wecken oder etwas zu ſich zu nehmen, in der Richtung gegen Reichenbach. Ein altes Weib, das auf einem Feldweg ihm entgegenkam, blieb ſtehen, als ſie von fern ſeiner anſichtig wurde. Denn Emanuel ging mit ſeinem langen, wiegenden Schritt und in einer ſonderbar würdigen Haltung, die mit ſeinen unbekleideten Füßen, ſeinem unbedeckten Kopf, ſowie mit der Armſeligkeit ſeiner Bekleidung überhaupt in Widerſpruch ſtand.

Bis gegen die elfte Stunde hielt Emanuel ſich fern von den Menſchen in den Feldern auf. Alsdann überſchritt er die kleine Holzbrücke, die über den Bach führte, und ging geradezu bis zum Marktplatz des kleinen Fleckens, der ſehr belebt war, weil die proteſtantiſche Kirche ſich eben leerte. Der arme Menſch ſtieg nun auf einen Stein, wobei er ſich mit der Linken an einem Laternenpfahl feſthielt, und nachdem er ſich ſo und durch Zeichen der Menge bemerklich gemacht hatte und alles erſtaunt, beluſtigt oder neugierig herzukam oder wenigſtens von fern herüberſah, begann er mit lauter Stimme zu ſagen: „Ihr Männer, lieben Brüder, ihr Frauen, liebe Schweſtern! Tut Buße! Denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen.“

Dieſe Worte, denen viele andere nachfolgten, ließen ſogleich erkennen, daß man es mit einem Narren oder Halbnarren zu tun hatte, von einer ſo eigentümlichen Art, wie ſie in dieſer weitgedehnten Talgegend ſeit langem nicht vorgekommen war. Die guten Leute verwunderten ſich. Aber als der einfältige und zerlumpte Menſch nicht aufhörte zu reden und

seine Stimme mehr und mehr über den ganzen Marktplatz erschallen ließ, da entsetzten sich viele über den unerhörten Frevel des Landstreichers, der gleichsam das Heiligste in den Schmutz der Gasse zog, liefen aufs Amt und zeigten es an.

Als der Amtsvorsteher, mitsamt dem Gendarmen, auf dem Markt erschien, herrschte dort unglaubliche Aufregung: die Hausknechte standen vor den Gasthäusern, die Kutscher der Droschken schrien einander mit lauter Stimme zu und wiesen mit den Stöcken ihrer Peitschen auf einen Knäuel Menschen, den Quint, predigend, überragte, und der mit jeder Sekunde zunahm. Die Jungens gaben einander Zeichen durch laute Signalpfiffe, und wüstes Gebrüll und Gelächter übertönte zuweilen auf lange die Stimme des seltsamen Predigers, der noch immer eifrig und eindringlich sprach.

Er hatte soeben den Propheten Jesaia genannt und gegen Reiche und Herrscher gedonnert, „die die Sache der Armen beugen und Gewalt üben im Recht der Elenden". Er hatte gedroht, Gott werde die Rute der Herrscher zerbrechen, und dann zuletzt rührend und flehentlich alle Welt immer wieder zur Buße gemahnt. Da faßte die unentrinnbare Faust des sechs Fuß hohen Gendarmen Krautvetter ihn hinten am Kragen fest und riß ihn, unter Gejohl und Gelächter der Zuhörer, von seinem erhabenen Standorte herab.

Quer über den Markt ward nun Emanuel von Krautvetter, unter dem Hohngejauchze der Menge, abgeführt.

Der Amtsvorsteher, ein durchgefallener Jurist und Mann von Adel, hatte einen protestantischen Pfarrer der Nachbarschaft bei sich zu Tisch. Und als er ihm, während sie sich zum Essen niederließen, den skandalösen Vorfall mitteilte, äußerte jener Pfarrer den Wunsch, den Verrückten zu sehen. Der Geistliche war ein Mann von Schrot und Korn, herkulisch gebaut und mit einem Luthergesicht, dessen lutherisches Wesen nur durch den pechschwarzen, geölten Scheitel und durch listige, schwarze Augen beeinträchtigt wurde. Er liebte die

außerkirchlichen Schwärmer nicht. „Was bringen die Sekten?“ ſagte er immer: „Spaltung, Verführung, Ärgernis!“

Emanuel hatte kaum eine Stunde im Polizeigewahrſam verbracht, als er herausgeholt und dem Pfarrer vorgeſtellt wurde. Außer Quint, dem Gendarm, dem Pfarrer und Amtsvorſteher war niemand in der Amtsſtube. Emanuel ſtand da mit herabhängenden Armen und einem unbeweglichen Ausdruck ſeines blutloſen Geſichtes, der weder herausfordernd noch verſchüchtert war. Durch das dünne, rötliche Bartgekräuſel um Oberlippe und Kinn ſah man die feine Linie ſeines Mundes, gegen die Winkel herabgezogen, und die, bei Quints Jugend, in auffälliger Weiſe ausgeprägten Falten von den Naſenflügeln ſeitlich zum Munde herab. Die Augenlider des jungen Menſchen waren entzündet, und die etwas hervortretenden Augen, obgleich groß aufgetan, ſchienen im Augenblick nichts von dem zu bemerken, was um ihn war. Über die ganze, mit Sommerſproſſen bedeckte Geſichtshaut, von der klaren Stirn bis zum Kinn herab, gingen die inneren Bewegungen des Gemütes, wie unſichtbare Winde über einen ruhigen, den gelblichen Abendhimmel widerſpiegelnden See.

„Wie heißt du?“ fragte der Pfarrer. Quint ſah zu dem Pfarrer hin und ſagte, mit einer hohen, klangvollen Stimme, ſeinen Namen.

„Was iſt dein Beruf, mein Sohn?“

Quint ſchwieg einen Augenblick. Alsdann begann er, Satz um Satz ruhig hervorbringend, durch kleine Pauſen der Überlegung getrennt:

„Ich bin ein Werkzeug. Es iſt mein Beruf, die Menſchen zur Buße zu leiten! — Ich bin ein Arbeiter im Weinberge Gottes! Ich bin ein Diener am Wort! — Ich bin ein Prediger in der Wüſte! — Ein Bekenner des Evangeliums Jeſu Chriſti, unſeres Heilandes und Herrn, der gen Himmel iſt aufgefahren und welcher dereinſt wird wiederkehren, wie uns verheißen iſt.“

„Gut,“ ſagte der Pfarrer — ſein Name war Schimmel-

mann! — „dein Glaube ehrt dich, mein Sohn. Aber es ist dir bekannt, daß in der Bibel steht: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Was hast du denn sonst für einen Beruf? Ich meine, welches Handwerk betreibst du denn?“

Der Wachtmeister Krautvetter räusperte sich, rückte den Säbel ein wenig, so daß es klirrte, und sagte, als Emanuel schwieg, er habe in Erfahrung gebracht, daß Quint in seinem Dorfe als Nichtstuer gelte und seiner armen, fleißigen Mutter zur Last liege. Im übrigen habe er sich schon früher durch ähnliche Streiche, wie den von heute, bemerklich gemacht. Nur daß in den Dörfern die Leute an ihn gewöhnt seien und über seine Torheiten sich nicht mehr wunderten.

Jetzt erhob sich der Pfarrer in seiner ganzen Länge und Breite vom Stuhl, auf dem er gesessen hatte, sah Emanuel scharf an und sagte mit Ernst und Gewicht: „Bete und arbeite, heißt es, mein lieber Sohn. Gott hat die Menschen in Stände geteilt. Er hat einem jeden Stand seine Last und einem jeden Stand sein Gutes gegeben. Er hat einen jeden Menschen nach seinem Stand und seinem Bildungsgrad in ein Amt gesetzt. Das meinige ist, ein berufener Diener Gottes zu sein. Nun, als ein berufener Diener Gottes sage ich dir, daß du verführt und auf Irrwegen bist. Ich sage es dir, als berufener Diener Gottes. Verstehst du mich? Als einer sage ich das, der in die Pläne und Absichten Gottes durch Amt und Beruf einen tieferen Einblick hat, als du. Soll ich vielleicht deinen Hobel führen, mein Sohn, und wolltest du etwa an meiner Statt auf die Kanzel treten? Nun sage mir doch: Was hieße denn das? Das hieße Gottes Ordnung mit Füßen treten. — Da haben wir's, lieber Baron“ — und hiermit kehrte er sich an den Amtsvorsteher — „man kann sich gar nicht bestimmt und energisch genug dagegen auflehnen, daß Laien in ungesunder Geschäftigkeit den Dienern am Worte vorgreifen und eigenmächtigerweise das Volk beunruhigen. Der Laie ist unverantwortlich. Herrnhut in Ehren! Aber, ob der Schade, der von dort ausgeht, den Segen nicht über-

wiegt, bleibe dahingeſtellt. Man darf nicht Keime in die Volksſeele tragen, die, ohne das treue Auge des Gärtners, wucheriſch auswachſen müſſen. Wie leicht ſaugt ſo ein Wuchertrieb alle edleren Säfte aus der Seele, um ſchließlich oben in eine Giftblume auszulaufen. Denken Sie an die gefährlichen Schwärmer zu Luthers Zeit! Denken Sie an Thomas Münzer! Denken Sie an die Wiedertäufer! Und wie viele verirrte Schafe, die reißende Wölfe wurden, gab es in allen Ländern, auch während der jüngſt verfloſſenen Zeit. Denken Sie an den Zündſtoff, der heut überall aufgehäuft, gleichſam nur auf den Funken wartet, um mit einer furchtbaren, ganz entſetzlichen Exploſion in die Luft zu gehen. Da heißt es, nicht mit dem Feuer ſpielen. Um Gottes und Chriſti willen nicht! Ein Pflänzchen gibt es, der zarteſten eins, der edelſten eins, das es geben kann, und dies Pflänzchen vor allem ſollen wir gießen und nähren in der Volksſeele: Gehorſam gegen die Obrigkeit. Und darum lies in der Bibel, mein Sohn, tue das, wenn deine ernſte Arbeit dir eine halbe Stunde am Abend übrigläßt. Tue das, wenn du des Sonntags aus der Kirche kommſt, tue es, falls du nicht vorziehſt, hinaus in Gottes freie Natur zu gehen, aber vergiß nicht, immer und immer wieder die Stelle zu leſen, wo da geſchrieben ſteht: Jedermann ſoll untertan ſein der Obrigkeit. In geiſtlichen Dingen bin ich deine Obrigkeit, in weltlichen Dingen iſt es der Herr Baron, der neben mir ſteht, ich alſo, als deine geiſtliche Obrigkeit, ich ſage dir: Bleibe in den dir von Gott gezogenen Grenzen, und zwar beſcheidentlich. Das Predigen iſt nicht deines Amtes. Das verlangt einen klaren, gebildeten Kopf. Einen klaren, gebildeten Kopf haſt du nicht. Den kannſt du nicht haben. Den hat man in deinem niedrigen Stande nicht! — Du ſcheinſt mir im Grunde kein böſer Menſch zu ſein, deshalb rate ich dir aus ehrlichem, gutem Herzen, verblende dich nicht. Überſpanne die unentwickelten Kräfte deines ſchwachen Verſtandes nicht. Bohre und verbeiße dich nicht in die Schrift, eine Sünde, deren du mir verdächtig ſcheinſt.

Es ist besser, wenn du sie eine Zeitlang beiseitelegst, als daß der Teufel Gelegenheit findet, dich wohl gar durch das lautere, liebe Gotteswort selbst zu verführen und ins Verderben zu ziehn."

Nachdem er diese Worte alle mit der sicheren Technik des Kanzelredners gesprochen hatte, schien er einige Augenblicke auf Antwort zu warten. Aber der Zurechtgewiesene, der, ohne einen Gemütsanteil zu verraten, zugehört hatte, bewahrte ein sinnendes Stillschweigen. Darauf sagte der Amtsvorsteher mit einem übelgelaunten Gesicht zum Pastor: „Was tu ich mit ihm?" Worauf der Geistliche durch einen Seufzer seiner Ungehaltenheit erst nochmals kopfschüttelnd Ausdruck verlieh, alsdann den Baron beim Ärmel faßte und ihn in ein anderes Zimmer zog. Hier legte er seinem Freunde mit wenig Worten dar, wie er der Ansicht sei, man dürfe einen Vorfall wie diesen nicht weiter aufbauschen, und beide Männer einigten sich, Emanuel nur mit einem strengen Verweis zu entlassen. Es sprach ja doch vieles in ihnen zugunsten des einfältigen Menschen, der ja doch höchstens des Guten zuviel tun wollte.

Demnach verfügten sie sich wiederum in die Amtsstube, und der Baron, an Stelle des Pastors tretend, brachte nun eine andere Tonart zur Anwendung, mit einer jener scharfen und schneidigen Abkanzelungen, um deretwillen er bei der Behörde in Ansehen stand. Er sagte: „Wehe dir!" — Und: „Ich warne dich!" — Er sagte: „Steck' deine Nase in den Leimtopf, wenn du Tischler bist, und stiehl nicht dem lieben Gott seine Tage ab." Er sagte: „Wenn dieser Unfug noch einmal vorkommt — das ist Kinderei, das ist Lästerung! — dann wird man dich ohne Gnade ins Loch stecken. Jetzt marsch! Verstanden! Verkrümle dich!"

Als Emanuel Quint auf die Straße trat, hatten sich dort Müßige aufgestellt, die ihn mit Gejohle empfingen. Ihm ward dabei wohl zumute. Durch sein ganzes

Weſen verbreitete ſich ein ſtolzes Gefühl der Genugtuung darüber, daß er nun ernſtlich gewürdigt wäre, für das Evangelium Jeſu Chriſti zu leiden. Denn Quint, wie alle Narren, nahm ſeine Torheit für Weisheit und ſeine Schwachheit für Kraft. Mit leuchtenden Augen, die von Tränen des tiefſten Glückes feucht waren, ging er mitten durch die rohe Menge dahin und bemerkte nicht, daß zwei Männer, die unter den Leuten verborgen geſtanden hatten, ſich loslöſten und ihm nachfolgten. Dieſe beiden, ein Brüderpaar, namens Scharf, noch jung und ehrſame Leinweber, hatten der Predigt auf dem Markt beigewohnt. Aber während alles in ihrer Umgebung lachte und Poſſen trieb, hatte der ganze Vorgang auf ſie einen tief bewegenden Eindruck gemacht. Man nannte die beiden in ihrem Dorfe die Betbrüder. Und auch ſie, ähnlich wie Quint, weil ſie mit ihrem alten Vater ein Sonderlingsleben führten und in ihrer verfallenen Hütte öfters laut ſangen und beteten, galten nicht für ganz richtig im Kopfe. Emanuel Quint ſchritt ſeines Weges, ohne ſich umzublicken. Sobald er aus dem Städtchen heraus über die Bahngleiſe auf die Landſtraße gelangt war, traten die Brüder Scharf ihn an. Sie fragten ihn, ob er nicht derjenige ſei, der vor einigen Stunden auf dem Markt von der Buße gepredigt habe und von dem Nahen des himmliſchen Reiches. Emanuel bejahte das alles, und nachdem alle drei eine Zeitlang ſtumm durch die öde Tallandſchaft gewandert waren, fing der älteſte von den Brüdern, Martin Scharf, an, allerhand ängſtliche Fragen zu tun und mit ſichtlicher Bangigkeit, indem er zuweilen die grauen, drohenden Wolken des Himmels betrachtete, danach zu forſchen, was man tun müſſe, um, vor den Schrecken des letzten Tages geſchützt, der künftigen, ewigen Wonnen ſicher zu ſein.

Anton Scharf, der zur Linken neben dem Narren ging und ebenſo blaß und rothaarig wie ſein Bruder war, ſtreifte, wie dieſer, Quint geſpannt mit Blicken. Der ſeltſam gravitätiſche Menſch, der den meiſten ein Lachen abnötigte, hatte vom

Augenblick seiner Predigt an auf die ihm in geistiger Armut und Not verwandten Brüder eine ernstliche Macht ausgeübt und, ohne davon zu wissen, beide mit Banden der Liebe an sich gefesselt.

Als er nun zwischen den fremden Männern dahinschritt, vom Gefühl seiner göttlichen Sendung berauscht und ob seiner Erstlingstat triumphierend, hörte er ihre Worte und Fragen gleichwie im Traum. Ihm war nicht anders, als müsse es nur so sein, daß, wenn er nach Gottes Gebot den Hamen auswürfe, sich Fische fingen. Aber, ohne sich zu verwundern, empfand er darüber doch Glück. So sagte er denn, mit dem Klange der Liebe in der Stimme, zu den beiden nach Gottes Worte hungrigen Seelen gewendet: „Wachet!"

An einem bestimmten Punkte des Weges, schon zwischen Bergen, in die sie aufstiegen, brachte nach einigem Zögern und Stottern Martin Scharf eine Bitte vor. In der rauhen und rohen Mundart der Gegend und sich, wie alle im Volke, des Du zur Anrede bedienend, legte er Emanuel nahe, er möge doch mit ihnen gehen und ihren alten Vater womöglich gesund machen, der das Fieber habe und bettlägerig sei. Emanuel sagte, das stehe bei Gott. Aber an dem Kreuzwege, obgleich in seiner Antwort etwas gelegen hatte, was einer Abweisung glich, folgte er doch den Brüdern auf vieles bittliches Drängen hin, und weil ein sonderbares Zutrauen aus ihren Blicken und Bitten sich auf ihn übertrug und seine nun einmal vom Schwarmgeiste in Besitz genommene Seele fast widerwillig zum Rausche des Wunders zog.

Während sie sich zwischen Granitblöcken auf einem holprigen Wege dem Wohnort der Brüder näherten, betete Emanuel innerlich. Nach seiner ersten Prüfung sah er sich plötzlich vor eine zweite, größere hingestellt. Er war dem Rufe des Heilands gefolgt. Er hatte öffentlich Zeugnis abgelegt für die Wahrheit des Evangelii, jetzt aber sollte er den Beweis dafür antreten, daß er der vollen Nachfolge Jesu durch Gott gewürdigt sei, indem er Kranke gesund und Tote lebendig mache.

Man kann nicht ſagen, der törichte Menſch habe ſolches zu tun ſich aus Hochmut vermeſſen. Er war voll Demut. Auch ſeinen ſtillen Gebeten, die mit Inbrunſt durch ſeine Seele gingen und darin er den Heiland bat, ihn ganz zu heiligen, fügte er immer die Worte: „Nicht wie ich will, ſondern wie du willſt!“ an. Und deshalb, ohne Bewußtſein davon, daß er Sünde tat, von ſtarker Erwartung innerlich bebend, wandelte er der Stätte zu, die es ihm klar enthüllen ſollte, wie hoch er bereits in die Gnade Gottes gedrungen, wie nahe er ſchon ſeinem Herrn und Meiſter ſei. In ſeiner Verblendung dachte er auch der Worte des Paſtors nicht, geſchweige daß er des Amtsvorſtehers und ſeiner Warnungen ſich erinnert hätte. Er hatte am Bibelbuch leſen gelernt. Die unrechte Art, mit der er ſich in die heiligen Schriften vertieft hatte, wochen-, monate-, jahrelang, hatte ihn gegen die äußeren Übel der Erde leider ganz abgeſtumpft, weshalb ihm nicht leicht mit einer Waffe zu drohen war, die aus der irdiſchen Rüſtkammer ſtammte.

Der alte Scharf, ins Stroh ſeiner ärmlichen Bettſtatt gekrümmt, ſtöhnte, als ſeine Söhne hereintraten. Mühſam die kleinen, tränenden, rotgeränderten Augen aufmachend, bewegte der Greis den zahnloſen Mund, und ohne, wie es ſchien, zu erfaſſen, wer zu ihm kam, griff er mit den vertrockneten und erſtarrten Händen irr in die Luft, aufs neue wimmernd, röchelnd und ſtöhnend.

Der Jüngere, Anton Scharf, trat nun zu dem Vater heran, und nachdem er eine lange Weile in ihn hineingeredet hatte, was mit außergewöhnlich erregter Stimme geſchah, ſchienen die Schmerzen des alten Mannes ſich zu verdoppeln, und bange, hilfeflehende Laute entrangen ſich ſeiner Bruſt, die raſſelnd und krampfhaft auf- und abwogte. Auch Emanuel trat nun hinzu. Aber ihn hatte der alte Scharf kaum ins Auge gefaßt, als er mit gurgelnden Lauten des Schreckens und Grauſens auf- und zurückfuhr und, wie verſteinert den Narren anblickend, ein „Hilf, Herr Jeſus Chriſtus!“ hervor-

ſtieß. Er ſchien den leibhaftigen Satan zu ſehen. Und ſoviel auch immer die Brüder ſich mühten, den Alten von ſeiner Angſt zu befreien: er ſchob ſich nur immer zitternd zurück, bis endlich die Angſt in Entſetzen umſchlug, das Entſetzen in Wut, und er, erſt gleichſam eine Erſcheinung wegwiſchend, am Ende verzweifelt nach Emanuel ſchlug.

Aber dieſer, die langen, brandroten Wimpern über die Augen geſenkt, blickte nur in ſich hinein. Er hob ſeine lange, blaſſe, nicht unſchöne Hand ein wenig empor, und wie der Alte nach ſeinem Ausbruch wider Erwarten ſchwieg und ſtarr der Bewegung ſeiner Rechten zu folgen ſchien, legte er dieſe ihm weich und leiſe auf die mit Runzeln und Falten bedeckte Stirn: darunter entſchlief der Alte ſogleich.

Vor dieſer Wirkung — an ſich nicht wunderbarer als irgendeine in dieſer Welt! — verſtummten die Brüder Scharf vor Schreck. Sie, die doch ſelber, von einem jähen Aberglauben gepackt, den fremden Burſchen ans Bett des Vaters genötigt hatten, waren in ihrer Einfalt nun ganz entſetzt, als das vermeintliche Wunder ſich wirklich vollzogen hatte. Der Alte ſchlief, wie es ſchien, einen ruhigen Schlaf. In tiefer Betäubung ruhte der ſchon ſeit Wochen ſchlafloſe Mann, der ſeine Tage mit Stöhnen und Jammern, ſeine Nächte mit Schreien und Wimmern hingebracht hatte, und atmete gleichmäßig aus und ein. Je mehr ſich die Brüder dieſer erſtaunlichen Wendung bewußt wurden, die mit dem Vater zugleich ſie ſelbſt von einer hölliſchen Folter losband, um ſo heftiger wurde in ihnen der Drang, überreizt, wie ſie waren, durch Arbeit und Nachtwachen, dem Bringer der Hilfe die Hände zu küſſen, der ihnen nun ganz ein göttlicher Bote ſchien.

Auch Quint, durch das vermeintliche Wunder, und zwar noch mehr als die beiden Brüder, bewegt, konnte, wie ſie, nur mühſam des Aufruhrs Herr werden, den es in ſeinem Innern erregt hatte; aber während es laut in ihm ſchrie, weil ſeine Beſeligung bis zum phyſiſchen Schmerze ging, und während er um ſich und in ſich das Brauſen des heiligen

Geiſtes zu hören glaubte, ſtand er doch aufrecht und ſtumm am Bett des Kranken ſtill, nur daß er den Kopf ein wenig nach rückwärts geneigt, die Augen nach oben gegen die Decke, wie gegen den Himmel gerichtet hatte, wobei eine große Träne ihm langſam die Wange herunterrann.

An dieſem Abend ließen die Brüder Quint nicht von ſich gehen. Da ſie am Tage vorher ihre Webe zum Kaufmann gebracht hatten, ſo war ein wenig gebrannter Roggen und Brot im Hauſe, ein Feuer konnte im Herd entzündet und Quint bewirtet werden. Nach einer Weile, indeſſen der Alte immer ruhig geſchlafen hatte, und nachdem Martin Scharf ſoeben das dürftige Mahl, Kartoffeln, Brot und eine Brühe aus Korn auf den Tiſch geſtellt hatte, nahmen alle drei zugleich die übliche Stellung von Betenden ein, und Martin ſprach das „Komm, Herr Jeſus, ſei unſer Gaſt". Alsdann aber, miteinander eſſend und trinkend, hatten ſie alle drei ein klares Gefühl davon, daß nun der Heiland wirklich zugegen wäre. Und dadurch begreiflicherweiſe bis auf den innerſten Grund ihres Weſens entzückt, ſaßen ſie miteinander in ihrer Dürftigkeit am wackligen, gleichſam ſchwarz verkohlten Tiſch, bei Brot und Salz, wovon jedes Körnchen ſauer erarbeitet war, von einem feſtlichen Licht umſtrahlt, geborgen wie an dem Tiſche des Herrn.

Erwachſene Kinder und Unmündige, von Jugend auf an die Balken des Webſtuhls gefeſſelt, deſſen Pedale ſie ununterbrochen treten mußten, wie einer das Waſſer tritt, wenn er darin nicht ertrinken will, war ihnen die Erde ein wirkliches Jammertal: als ſolches hätten ſie es gekannt, auch wenn man es ihnen in Schulen und Kirchen nicht fortgeſetzt ſo bezeichnet hätte. Und deshalb, aus Pein und Not heraus, ergriffen ſie auch die frohe Botſchaft des Evangelii mit jener Kraft, die dem Ertrinkenden eigen iſt, und klammerten ſich an ihren Retter.

Der Weber in ſeinem Stübchen für ſich, nur an den Um-

gang mit vertrauten Menſchen, meiſt Gliedern der eigenen Familie, gewöhnt, und darum empfindlich und leicht verletzt bei Berührung mit Fremden — ein Stubenhocker, durch ſein Gewerbe zum Träumer gemacht, in dem der Hunger, die Sorge, die Not zum Dichter wird, und nicht zu vergeſſen, die Sehnſucht nach allem, was draußen iſt: nach Sonne, nach Luft, nach Himmelsblau ... der Weber, in ſich zurückgedrängt und gleichſam in eine zweite Welt, entſchädigt ſich in der Welt der Träume für ſeine irdiſche Trübſal und Not: und wenn er, an ein nach innen gekehrtes Daſein gewöhnt, zum Buche, gleichwie zum Hausbrunnen hingedrängt, aus ihm den Durſt des Geiſtes zu ſtillen gewohnt iſt und die Bibel das einzige Buch des Webers iſt, ſo kann es nicht fehlen, daß ſeine Seele die bibliſche Welt mehr als die wirkliche Welt erfüllt.

Emanuel Quint erſchien dieſen beiden Männern nun deshalb als geradezu aus dem Bibelbuch hervorgeſtiegen. Schon auf dem Markte zu Reichenbach, obwohl als Chriſten gewarnt vor falſchen Propheten, gerieten ſie doch ſogleich in Emanuels Bann. Kein Narr in der Welt, der nicht Narren macht! Leichtgläubig und in dem ſteten Gefühl, ihre Not ſei zu mächtig, um ſich nicht bald zu enden, warteten ſie mit ungeduldigeren Herzen auf Erfüllung der Verheißungen des Himmels, als ſie auf Brot warteten, ihren irdiſchen Hunger zu ſtillen. In ihrer Einfalt hatten ſie, ach wie oft, vermeint, das ſchreckliche Ende der Welt ſei nahe und alles ſtünde unmittelbar vor dem Untergang. Sie waren zu ihren Konventikeln gelaufen, Sommers und Winters, ſtundenweit, und hatten dabei, den letzten Blick auf die ärmliche Hütte werfend, aus der ſie gingen, für ſich gemeint, es könnte vielleicht zum letzten Abſchied ſein. Denn jedesmal, ſobald ſie mit anderen Sektierern ihrer Art betend, ſingend und Bibel leſend vereinigt waren, hatten ſie das Gefühl, dem Rätſel der letzten Stunde ganz nahe zu ſein. Da ſchien es ihnen, als lägen vielleicht nur Minuten zwiſchen jetzt und dem letzten Augenblick.

Und oftmals, während des ſtillen Gebetes, wenn draußen die Nacht und innen im Zimmer der kleinen Gemeinde die Stille des Grabes herrſchte, wurden die Brüder jählings blaß, und während ſie, einer den anderen, entſetzt und beglückt zugleich ins Auge faßten, hatten ſie draußen die erſten Poſaunenſtöße des jüngſten Gerichtes dröhnen gehört.

Nachdem ſie gegeſſen hatten, und in der ſeltſamen Erregung, worin alle drei ſich befanden, nur wenig geſprochen worden war, erhob ſich der jüngere Scharf, um die Reſte des Mahles abzutragen, wobei ihm der ältere Bruder behilflich war: dann wurde von dieſem die Heilige Schrift — ſie hatte auf einem Balken der Decke gelegen! — herbeigeholt, und während er ſie vor Emanuel, auf dem geſäuberten Tiſche, aufſchlug, ſah er den neuen Apoſtel bittend an.

Dieſer hatte die Hand nicht ſobald auf das teure Buch gelegt, als es den Brüdern vorkam, wie wenn ſeine Augen überirdiſch zu leuchten begännen, und als verbreite ſich, von dem göttlichen Talisman aus, ein himmliſches Feuer durch ſeinen Leib, aber es zeigte ſich nur, daß der verſtiegene Menſch eine größere Sicherheit wieder gewann und, trotz aller Schwärmerei, in dem Augenblick feſt auf den Füßen ſtand, wo er den Urgrund göttlicher Weisheit wieder berührte, darin, wie er meinte, ſein Irrtum, den er für Wahrheit hielt, begründet lag.

Er hub nun zu leſen, das heißt, nur immer flüchtig die Schrift betrachtend, mit leiſer, innig-heimlicher Stimme zu ſprechen an: „Selig ſeid ihr, dieweil das Reich Gottes euer iſt. Ja, ich komme zu euch, ihr Armen! Euer, ihr Armen, iſt das Reich. Selig, die ihr hier hungert, ihr werdet ſatt. Selig, die ihr hier weinet, euch wird man tröſten, ihr lacht dereinſt. Der Geiſt des Herrn iſt bei mir," fuhr er dann fort. „Er hat mich geſandt, wie er viele geſandt hat. Ich bin hier. Ich verkünde das Evangelium. Ich komme, zerſtoßene Herzen zu heilen. Die Gefangenen ſollen ledig werden, die Zerſchlagenen heil, die Blinden geſund." Und weiter ſagte er: „Seht

mich an," und dabei schien der Jammer verborgenen, schweren Leides auf seine verhärmten, plötzlich verfallenen Züge getreten zu sein: „ihr werdet am Ende zu mir sagen, Arzt, hilf dir selbst. Wenn ihr mich kennt, wie euer Vater mich kannte, was er durch seinen Ausruf bewiesen hat, so wißt ihr, daß ich ein von den Menschen Verstoßener bin. Ich war verachtet von Jugend auf. Ich war mit Schwären behaftet als Kind. Ich habe längere Zeit auf dem Stroh des Krankenlagers gelegen, als euch, da ich lebe, möglich scheint. Aber die Schmach hat mich nicht erniedrigt, und die Krankheit hat meine Seele lebendig gelassen. Fand ich doch auch, daß geschrieben steht: selig seid ihr, so euch die Menschen hassen und absondern, euch schelten und euren Namen verwerfen. Sie nennen mich einen Narren. Mögen sie's tun. Sie haben sich auch von dem Heiland gewendet und haben ihm alle Namen gegeben. Sehet, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Hatte er doch auch weder Gestalt noch Schöne, sie aber hielten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert würde. Wenn ihr nun heut wolltet zu mir sagen: Arzt, hilf dir selbst, so sage ich euch, daß ich das Kleid der Schmach und der Krankheit dieser Welt nicht eher will ausziehen, als bei Gott. Auf dieser Welt hier ist Leiden Glück. Ich segne den Vater für jede Qual, die er mir geschenkt, für jede Marter, die er mir bescheret hat. Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid. Ich will das Kleid der irdischen Drangsal nicht von den Schultern lassen, bevor der letzte von meinen armen Menschenbrüdern es abgelegt. Denn wisset ihr auch, wer der letzte, der ärmste und elendeste unter den Menschen ist? Der Kränkste, der um Gesundheit fleht? Unter den Durstenden der Verschmachtende? Der, den der Hunger am meisten plagt? Der unterm Mangel am bittersten leidet? Ja? Wißt ihr auch wirklich, wer das ist? Er! Jesus Christus von Nazareth."

Emanuel war mit seiner Rede bis hierher gekommen, als einige übermütige Bauernburschen, die, an der Hütte vor-

übergehend, im Innern das Licht und die Schwärmer darum bemerkt haben mochten, ihre betrunknen Geſichter an eines der kleinen Fenſterchen drückten und ſo, die Naſen und Mäuler zu ſchlimmen Grimaſſen breitgequetſcht, wüſtes Gebrüll und Drohungen ausſtießen. Erblaſſend ſahen die Brüder ſich an. Anton aber, dem plötzlich das Blut zu Kopf ſtieg, noch eben von Andacht ganz übermannt, ſprang auf, vom Zorn heftig gepackt, bereit die Störenfriede zu züchtigen.

Mit einer gelaſſenen Milde, vielleicht nicht ganz ohne Wohlgefallen, betrachtete Quint den ſeine Wut nur mühſam beherrſchenden Mann. „Selig ſind die Sanftmütigen," ſagte er zwar, ſtreckte ihm aber zugleich die Rechte entgegen, und als er die Hand des Erregten in ſeiner ſpürte, drückte er ſie und ſagte dabei: „Wohl dir, daß dir Mannheit und Mut von Gott gegeben ſind. Brauche ſie. Diene dem Evangelium. Die Diener am Wort ſollen Männer ſein. Aber brauche deine Kraft zur Demut, deinen Mut zur Duldung und deinen Eifer verwandle in Liebe zu Gott. Dann wirſt du ein Fels wie Petrus ſein."

Zweites Kapitel

Das innere Feuer, das Emanuel zu ſeiner erſten Zeugnisablegung getrieben hatte, und das er für das Feuer des heiligen Geiſtes nahm, brannte fort, auch nachdem er die Brüder Scharf verlaſſen hatte. Er zweifelte nicht daran, daß der Heiland in ihm war, durch ihn mit der Kraft des Wunders gewirkt und ſeinen Apoſtelberuf auf dieſe Weiſe beſtätigt hatte.

Er war von den Brüdern weg in die Wälder gegangen, wie jemand, der ſeine Seligkeiten verbergen muß. Während der Morgen graute, der Himmel ſich immer heller färbte, die

Vögel immer lauter zu ſingen anhuben, zog es ihn immer tiefer und höher in Wälder und Berge hinein. Denn dieſer irdiſche Frühlingsmorgen, dem alles entgegenſah, und deſſen innere Wolluſt, vor ihm her webend, alle Kreaturen bereits erfüllte, hatte für ihn einen himmliſchen Sinn. Der innere Antrieb, der dieſen Schwarmgeiſt mit ſeinem in Liebe überfließenden Herzen aufwärts trieb, war nicht nur darauf gerichtet, ſo bald wie möglich die Schöpferin dieſer irdiſchen Wonnen, die Sonne, zu ſehen, ſondern er fühlte Gott ſelber in ihrem Lichte heraufkommen und wollte in ſeiner Glorie ſtehen, und ſei es auch nur, um darin zu ſchmelzen.

Emanuel atmete Morgenluft. Aber es ſchien ihm der Morgen jenes ewigen Tages zu ſein, aus dem die Finſternis immerdar verbannt iſt, und wo wir, nach den Verheißungen der Bibel, im Angeſichte und Frieden Gottes, von allen Übeln erlöſt, wandeln werden, teilhaftig der ewigen Seligkeit. Und deshalb ſteigerte ſich ſeine Wonne zu Trunkenheit. Die Wogen der inneren Schauer gingen ſo hoch, daß er, faſt gegen ſeinen Willen, vor Freude zu ſchreien begann, zu ſingen, und Gott mit lauten Jubelrufen zu loben, nur um in dem ganz unfaßlichen Übermaße der Wonnen nicht zu vergehn.

So war er bis auf den Gipfel der Hohen Eule gelangt, der höchſten Erhebung in jener Gegend, und wer den armen Handwerksgeſellen beobachtet hätte, wie er, die Hände gen Himmel werfend, abwechſelnd murmelnd und rufend umherlief oder ſtarr aus heißen, verweinten Augen gen Oſten ſah, das Tagesgeſtirn voll krankhafter Spannung erwartend, der hätte in ihm einen Irren geſehn.

Und wie nun die Sonne mit dunkel purpurnem Lichte, goldfeurig warm, in weiter Glorie ſpielend, ins Irdiſche brach und die Räume gleichſam mit einem urgewaltigen Gottesgetümmel erfüllte — dieweil es von Becken, Pauken, Poſaunen und Harfen vor den Ohren des armen Apoſtels toſte und klang! — ſo konnte Emanuel ſich nur noch einen Augenblick lang hoch aufrichten, einen Augenblick feſt in die

brünſtige Lohe ſehn, um dann, von einem brennenden Schmerz im innerſten Herzen gleichſam verſehrt, in die Knie zu ſinken — einem Schmerz, der ebenſo ſüß, als brennend war! — und ſtammelnd für alle um Gnade zu flehn.

Als Quint aus einem ſchweren, totenähnlichen Schlaf wieder erwachte, war der Mittag herangekommen. Ob er geträumt, und was er in dieſem Schlafe geträumt hatte, wußte er nicht, aber er war erfriſcht und empfand eine tiefe Beſeligung. Nachdem er dann Geſicht und Hände an einem nahen Waldbach gewaſchen und überdies ſich durch einen Trunk erquickt hatte, ſtieg er, ſcheinbar ziellos, zu Tal hinab und gelangte nach einiger Zeit an die erſte, dicht am Waldrand ſtehende Hütte, an deren Tür er Almoſen heiſchend anklopfte. Es wurde ihm Brot herausgereicht.

Nun wanderte der Narr, die Anſiedlungen der Menſchen vermeidend, über verſteckte und verlaſſene Fußſteige in die Ebene hinab und weiter auf dieſer Ebene hin, bald auf Rainen zwiſchen Feldern, auch wohl in der Furche eines blühenden Kartoffelackers oder an den Rändern kleiner Flüſſe, deren Lauf Weiden- und Erlenbüſche verrieten. Es war bereits dunkel, als er ein Dörfchen von Ackerbauern erreicht hatte, das in einer Bodenfalte gelagert war, über die es mit Giebeln und Schornſteinen und der Spitze eines verwitterten Heidenturmes und auch mit dem dunklen Gewölk ſeiner Eichen-, Rüſtern- und Lindenbäume hinausblickte. Man kannte den Narren hier nicht, und außerdem machte die Dunkelheit, daß er, ohne aufzufallen, gemeinſam mit einigen alten Männern und Weibern, das Schulhaus erreichen konnte, wo er bereits, in einem der Schulzimmer, eine kleine Gemeinde, auf ihren Prediger wartend, verſammelt fand.

Kaum hatte ſich Quint auf ein leeres Plätzchen der letzten Schulbank geſetzt, als die Tür wieder geöffnet wurde und ein weibiſch ausſehender, junger Mann, der Lehrer des Ortes, einen anderen hereinführte, der breit, mit niedriger Stirn

und kurzem Nacken, durchaus keineswegs wie ein Bote des Friedens geartet schien.

Nachdem dieser Mann das kleine Katheder der Stube betreten und in einer zwischen zwei brennenden Kerzen aufgeschlagenen Bibel, wie um die düstere Glut seiner Augen darin zu verbergen, forschend geblättert hatte, musterte er die Schar der Versammelten, hauptsächlich ältere Weiber und Tagelöhner, mit einem drohenden und durchdringenden Blick.

Es war ein Blick, der den armen Emanuel Quint erzittern machte. Er kam sich auf einmal mit Schuld beladen und wie ein des Todes würdiger Sünder vor. Noch während bereits die ersten Worte des Predigers den dunstigen Raum durchdröhnten, wie das beginnende Grollen eines großen Gewitters, fand im Innern des Narren ein verzweifeltes Ringen statt. Es fehlte nicht viel, er wäre aufgesprungen und, wie von höllischen Geistern gepeitscht, davongerannt; denn es fiel ihm auf einmal mit Zentnerlasten aufs Herz, was er in diesen letzten Wochen getan und sich angemaßt hatte. Wie unter einem alles durchleuchtenden, jähen Blitz erkannte er seine geheimsten Gedanken und ihre noch geheimere Eitelkeit; dazu hörte er nun die furchtbaren Worte: „Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Frucht bringet, der wird abgehauen und ins Feuer geworfen."

Der arme rothaarige, bleiche Mensch riß die Augen weit auf, und von einer namenlosen Bestürzung betroffen, ließ er den Mund mit dem falben Bärtchen weit offen stehen. In Gedanken schlug er an seine Brust, beugte sich zehnmal so tief zur Erde, daß seine schweißbedeckte Stirne den Boden berührte, und war bereit, jeder furchtbaren Strafe und Züchtigung Gottes voll tiefer Zerknirschung sich auszuliefern.

Bruder Nathanael predigte nicht wie die Schriftgelehrten. Wie der Täufer Johannes gleichsam Donner, Blitz und feurige Ruten geredet hatte, so ging auch von ihm eine

ſtrafgewaltige Stimme aus, die jeden Hörer erbeben machte. Aber er ſetzte nicht nur die Miſſion des erſten Johannes, des Täufers, fort, ſondern er hatte auch die ſchrecklichen und verwirrenden Bilder des andern Johannes in ſich geſogen, jene gräßlichen und entſetzlichen Phantaſien, die in dem Buche der Offenbarung beſchloſſen ſind.

Nachdem er die Blindheit und Verruchtheit der Welt gegeißelt hatte — die Kaufleute, welche Fürſten ſeien! die Könige und Gewaltigen, die nur darauf ausgingen, immer neue Werkzeuge zu erſinnen für Krieg und Mord! — rief er aus: „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüſte. Aber ich ſage euch: ich und ſchon mancher verſiegelte Chriſt außer mir, wir haben zuweilen des Nachts ſchon eine andere Stimme unter den Sternen rufen gehört: ſie iſt gefallen! ſie iſt gefallen, die große Babel!“

„Wehe! wehe! wehe!“ ſchrie er, die Lider unter den buſchigen Wimpern über die Augen gezogen, wie um die Geſichte nicht ſehen zu müſſen, die ihm ſolche Rufe der Angſt, der Warnung und Qual entpreßt hatten. „Ich ſehe die Engel des Euphrat losgebunden! Ich ſehe ſie mit den Schwertern der Rache auf die Weltteile niederbrauſen! Sie fahren nieder und ſchlagen Amerika und ertränken das Dritteil aller Bewohner im Blut! Sie fahren hernieder und ſchlagen die große Aſia und morden den dritten Teil alles Lebendigen! Sie fahren nieder und ſchlagen Europa, Auſtralien, Afrika und würgen und ſchlachten und zertreten mit glühenden Füßen die Feinde des, der da war, iſt und ſein wird. Die Sonne verfinſtert ſich; die Sterne fallen vom Himmel auf die von Mordbrand ſchauerlich lohende Erde. Das Meer iſt Blut. Die Fiſche und alle Kreaturen im Meer ſind erſtickt im Blut. Und nun bäumt ſich das Meer und ſpeit und ſpeit und ſpeit ſeine Toten aus. Alle die Opfer ſpeit es nun wieder aus, die es vom Anfang der Zeiten an bis auf dieſe Stunde des letzten Gerichtes verſchlungen hatte ...“ und auf dieſe Art fuhr er geraume Weile, das Ende der großen Babel zu

ſchildern, fort. Schweflige Flammen durchzuckten das Schulzimmer. Die armen, in ſich zuſammengekrochenen Leutchen hörten mit ſchlotternden Kinnladen zu. Ihre mageren, knochigen Runzelgeſichter hingen mit gierigen Augen feſtgeſaugt am Munde des Sprechenden. Gleichwie in Wolluſt und kaltem Entſetzen waren die Münder weit aufgetan. Qualvolles Seufzen und Röcheln ward laut. Sie vernahmen von Kronen und wieder Kronen, womit die ſieben Tiere geſchmückt waren: ſie rochen den Dampf und Geſtank des freſſenden Feuers, das aus ihren abgründiſchen Rachen ging. Unter ihnen erbebte die Erde bei immer erneutem Mord und Poſaunenſchall. Da war kein Ende; da war nirgend ein Heil; da war für den Sünder nirgend ein Schlupfwinkel.

Und Berge von Leichen häuften ſich unter Peſt, Brand, Schwert und Stachel. Raben, Geier und Wölfe ſtarben vom Aas. Man fühlte den qualmenden, giftigen Dunſt der Verweſung. Aber mitten in aller weit über Menſchenbegriffe ſintflutartig ſteigenden Greuel, hörte auf einmal Emanuel Quint in ſeiner Seele etwas, ähnlich einem hellen, ſilbernen Glöckchen, leiſe anſchlagen, dann etwas erklingen, gleich einem rätſelhaft wunderbaren Schalmeienlaut, dem allſogleich ſein ganzes Weſen mit einem entzückten Schauer antwortete.

Nun hatte das wilde, buſchige Haupt mit den angeſchwollenen Stirnadern, das zwiſchen den Lichtern tobte, keine Gewalt mehr über ihn. Allein auch der Prediger ſchien ſich nunmehr darauf zu beſinnen, daß nun der Acker der Seelen genugſam bereitet war, um den Samen des Reiches ihm anzuvertrauen. Das Schwefelfeuer der Läuterung hatte wohl nun, wie er annahm, die Zungen genugſam nach einem Tropfen lebendigen Waſſers durſtig gemacht, nach jenem erquickenden Element, deſſen tiefer Brunnen ihm offenſtand. Und ſo ging er denn in ſeinem Vortrage auf den ſicheren Frieden der Auserwählten über, denen die Stätte ewiger Freude, die heilige Zion, bereitet ſei.

Er ſprach vom Senfkorn des Glaubens, das zu einem

weltbeschattenden Baum emporwachsen werde. — Emanuel horchte von neuem auf! — Er sprach von dem rosenfarbenen Blute des Lammes, durch das der Gläubige rein von jedem Flecken der Sünde gewaschen sei. So schneeig und weiß, daß kein Makel an ihm zu erfinden wäre. Er baute an Stelle der alten Babel das neue glückselige Zion auf und rief verzückt: „Selig ist der und heilig, welcher teil an der ersten Auferstehung hat. Wer überwindet, der wird alles ererben!" — Und er bauete nach und nach, wie ein himmlischer Baumeister, vor den bebenden Seelen die heilige Stadt aus Jaspis auf. Er zeigte ihnen die Tore und Gründe. Er maß die Fläche Jerusalems mit einem goldenen Rohre aus. Er machte die Häuser aus Gold, die Gründe aus Jaspis, Saphir, Kalzedonier und Smaragd. Er nannte Sardonyx, Sardis, Chrysolith, Topas, Hyazinth und häufte die Worte, die, seiner Gemeinde unverständlich, ihr doch einen Rausch von Glanz und Verzückung brachten. Er schloß mit einem Gebet um Bußfertigkeit und um einen felsenfesten Glauben, damit die Gemeinde zu denen gehöre, die tausend Jahre unter dem Szepter des Lammes, das die einzige Leuchte des irdischen Zion sei, in unaussprechlichen Wonnen hinzubringen berufen wäre.

Im Hausflur, nachdem die Menge der kleinen Leute sich verlaufen hatte, trat Emanuel Quint den Predigtbruder mit den leise gesprochenen Worten an: „Was soll ich tun, daß ich selig werde?" Der Angesprochene aber umfaßte mit weichem Griff seiner harten Hand die herunterhängende Rechte des Fragenden und zog ihn über eine knarrende Holzstiege mit sich hinauf in das kleine Gastzimmer, das ihm die Lehrersleute eingeräumt hatten. Es schien, daß der redliche Gottesmann an der Erscheinung Emanuels mehr Gefallen fand, als jüngst der installierte Vertreter des Christentums; denn der Lehrer und seine Frau warteten unten lange vergeblich vor dem sauber gedeckten Abendtisch, während die

Stimmen der beiden Männer immer lebhafter durch die getünchte Decke herunterdrangen.

Als Bruder Nathanael endlich zum Abendessen erschien, war, man fühlte es seinem Wesen an, etwas Unerwartetes in sein Leben getreten. Seine Reden schienen zerstreut, und er aß ohne Aufmerksamkeit. Nach Schluß der Mahlzeit ließ er seinen schweren Körper in die Ecke des mit einer gehäkelten Decke überzogenen Sofas niederfallen und stocherte sich, noch immer versonnen, in den Zähnen herum; denn seine Manieren waren gewöhnlich.

Von Gott, dem Reiche Gottes und seinen Freuden zu reden, konnte der Lehrer nicht müde werden. Der bärtige, etwas weibische Mann mit dem weichen Jünger-Johannes-Kopf war geradezu unersättlich darin. Seine üppige junge Frau, die ein orientalisch, sinnlich-schlaffes Wesen hatte, verzog den Mund, da er, mit dem Bibelbuch in der Hand, nicht ohne Ungeduld ihr bereits wiederum Zeichen machte, sie möge im Abräumen des Tisches und im Hunger nach Gottes Wort ungeduldiger sein.

„Ich habe da eben einen Menschen oben in meinem Zimmer gehabt," sagte Bruder Nathanael plötzlich, „dessen Wesen und Wort mir noch immer vor meiner Seele steht. Ich kannte ihn nicht; doch er kannte mich. Er hatte von mir vielfach reden gehört — ich weiß nicht, von wem! — in frommen Flugblättern hat er manches von mir gelesen — ich weiß nicht, in welchen! — Er ist bibelfest, und es war mir bei seinem ersten Anblick kaum möglich zu denken, daß er überhaupt lesen könne. Er hält mir seinen Namen verborgen. Ich weiß nicht, warum! Vielleicht ist er bereits wegen irgendwelcher Vergehen bestraft! Womöglich hat er bereits im Zuchthaus gesessen. Nun es wird Freude sein vor neunundneunzig Gerechten über einen Sünder, der Buße tut! — Ich muß aber wiederum sagen, daß in seinem Wesen ein eigentümlicher Atem von Einfalt und Unschuld ist. Es ist in diesem Menschen ein schlichter, überzeugender Glaube. Es kam mir

bei seinem Anblick das Wort in Erinnerung, ich weiß kaum, wodurch: Fürwahr er trug unsere Krankheit und nahm auf sich unsere Schmerzen; wir aber hielten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert würde. In der Tat, er scheint krank. Die roten Flecken auf seinen Wangen deuten wohl auf die Auszehrung. Allein so groß kann bei seinem Alter sein Martyrium doch kaum gewesen sein, daß es ihm ein so tiefes durchdringendes Auge für die Leiden und Schmerzen der Erde gegeben hätte. Es ist erstaunlich, mit welcher behutsamen, wissenden Hand er alles berührt! Ich verstehe es nicht. Ich begreife es nicht.

Es ist eine Liebe und eine Barmherzigkeit in diesem Menschen, dessen abgezehrter Körper an vielen Stellen durch Risse seiner ärmlichen Kleider schimmert, die mich in einem gewissen Sinne entwaffnet und rührt. Es spricht aus ihm ein so allgütiger Geist der Barmherzigkeit, daß ich mit meiner Liebe mir vorkomme, wie ein toter und grausamer Mann. Er wandte sich gegen eine Stelle der Offenbarung, die ich in meiner Predigt gebraucht hatte, wo die große Babel, wie es heißt, gequält werden wird vor den heiligen Engeln und vor dem Lamm mit Feuer und Schwert. Er sagte, dies sei der Geist des Lammes nicht. Er sprach dies wie einer, der es weiß, und ich, der ich mich mit dem Worte Gottes geharnischt wähne, wußte ihm nichts darauf zu erwidern. Er erklärte, das wäre unseliger Mißverstand und zwar aus der Blindheit des Hasses geboren, den, auch nur in den Jüngern, ganz zu zerstören, der ewigen Liebe des Heilandes selbst nicht gelungen sei."

Der Lehrer erschrak. Es war ihm ein unerhörter Gedanke, die unantastbaren Worte der Schrift, ja nur den kleinsten von ihren Buchstaben, in ihrer göttlichen Wahrheit bezweifelt zu sehen. Er hielt auch mit seinem Entsetzen deshalb nicht zurück.

„Der Heiland, der Heiland und wieder der Heiland!" antwortete ihm der Bruder darauf. „Es ist nichts dawider zu

ſagen, lieber Genoſſe im Herrn, wenn du bei jemand den unzweideutigen Eindruck haſt, er bette ſich ganz an die Bruſt des Lammes. Jeſus, Jeſus und wieder Jeſus. Etwas anderes kennt dieſer junge Gläubige nicht. Und dieſer Jeſus hat auch geſagt: der Buchſtabe tötet; der Geiſt macht lebendig. Vor dieſem Jeſus ziehen wir her. Auf welche Weiſe er kommen wird, wer kann es wiſſen? Ob er heut oder morgen kommen wird oder erſt nach zwölftauſend Jahren, wer kann es ausſprechen? Ich habe dem herzensreinen und herzensguten Menſchen meine beiden Hände übereinander ſegnend aufs Haupt gelegt und habe der Worte des Heilandes gedacht, der geſprochen hat: Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, eben das habt ihr mir getan."

Dann fuhr der Apoſtel des tauſendjährigen Reiches unter tieferem Sinnen fort: „Was geht aus dieſen Worten hervor? Zu welcher nimmer raſtenden Vorſicht müſſen ſie jeden Gläubigen auffordern? Wer ſagt mir denn, wenn ich jemand hart anlaſſe, ob es nicht Jeſus ſelber geweſen iſt? Wer ſagt mir denn, ob nicht vielleicht er, der Heiland ſelber, in dieſem Menſchen geweſen iſt? Steht es nicht ganz in ſeiner Macht, aufs neue den Weg der irdiſchen Niedrigkeit und des irdiſchen Elendes anzutreten? Steht es nicht täglich und ſtündlich in ſeiner Macht? Lieber Bruder in Chriſto, ich weiß, was ich ſage: dieſer junge Menſch kann der Heiland in eigener Perſon geweſen ſein! Ja, in einem gewiſſen Sinne iſt er es ganz beſtimmt geweſen." — So ſprachen ſie über den armen Emanuel Quint bis lange nach Mitternacht.

Am folgenden Morgen, als das Licht der herannahenden Sonne nur erſt bleich und kalt den Raum über der weiten Fruchtebene erfüllte, ohne daß der Quell ſolcher Helligkeit ſichtbar geworden wäre, hatte der Bruder Nathanael Schwarz einen Gang über Feld zu tun. Auf die Dorfſtraße getreten, begegnete ihm der achtzehnjährige ſogenannte Schreiber eines gewiſſen Gutes, deſſen Beſitzer gläubige Chriſten waren. Bei dieſen Leuten, deren Neffe und gleichſam angenommenes Kind

der Schreiber-Eleve oder -Lehrling war, hatte der Wanderprediger schon oft Asyl und einen gastlich gedeckten Tisch gefunden.

Kaum daß er des jungen und zarten Menschen ansichtig wurde, der in dem magischen Licht der Frühe, an den Toren der Bauerngüter und den Gattern der kleinen Kossätenhöfe vorüber, einsam herangeschlendert kam, so dachte er allsogleich daran, wie seine Gastfreunde, um das Seelenheil des halberwachsenen Burschen besorgt, ihn um Rat und Hilfe seinetwegen ersucht hatten. Er ging also auf den blassen und schönen Jüngling zu, der sogleich die Mütze vom Kopfe zog, und begrüßte ihn freundlich, bei sich selber den scheinbaren Zufall dieser Begegnung als eine Schickung des Himmels segnend.

Wie sich herausstellte, hatten beide den gleichen Weg, und so schritten sie nebeneinander hin, in einem mäßigen Fußgängertritt, und waren bald aus dem Dorfe hinaus in eine vergraste, breite Kirschenallee gelangt, unter ein langgestrecktes, durchsichtiges Gewölbe aus Blüten, in das von allen Seiten viel tausendstimmiger, rastloser Jubel von Lerchen drang.

„Wie kommt es," fragte der Bruder den jungen Mann, „daß Sie in dieser frühen Stunde schon auf den Beinen sind, Herr Kurt?" Und Kurt, der den Familiennamen Simon trug, antwortete ihm mit scheuem Erröten. — „Sie sind gestern in meiner Predigt gewesen?" „Jawohl!" Und wirklich hatten die drohenden Bilder des jüngsten Gerichts und des Weltuntergangs den Gutsschreiber bis ins Mark beunruhigt und ihm den Frieden des Schlafs geraubt.

Der Bruder versuchte nun auf mancherlei Arten und Weisen in das Vertrauen dieser verschlossenen Jünglingsseele sich einzuschleichen, deren seltsames Wesen seinen Gastfreunden Kummer machte. Soviel er sich aber auch mühte, der Junge zog sich nur immer mehr in sich selbst zurück. „Ihre Tante hat Ihnen vor einigen Tagen ein Testament geschenkt?" —

„Ja."

„Und Sie haben darin geleſen?“

„Ich habe darin geleſen. Ja.“

„Haben Sie nie daran gedacht, ſich mit all ihren heimlichen Nöten und Schmerzen dem anzuvertrauen, der all unſere Schmerzen und Nöte kennt und der aus Liebe zu uns, damit wir von allen Sünden entbunden und ſelig würden, ſein Blut am Kreuze vergoſſen hat?“

Kurt Simon ſchwieg. In Wirklichkeit hatte er dies in heimlichen Stunden oft und mit Inbrunſt getan, ohne daß ſich die Wirrnis ſeines Innern durch ſeine Gebete in Klarheit gelöſt hatte.

Der Bruder, weil er den Mangel an Glauben als die hauptſächliche Wurzel alles Übels im Weſen des jungen Menſchen anſah und nicht erwog, ob es vielleicht ein zu ſtarker Glaube war, verbunden mit einem allzu zarten Gewiſſen, was den Jüngling zu ſeinem eigenen Weſen und Werden in Widerſpruch ſetzte? verſuchte nunmehr, als getreuer Gärtner, das Saatkorn des Glaubens einzupflanzen. Allein die empfindſame Seele des ſeltſamen Jüngers lehnte den Ausgleich mit der Gottheit durch die derbe Vermittlung Bruder Nathanaels ab und fand ſich durch ſeine Ratſchläge mehr beleidigt, als angezogen.

Die Beiſpiele von Gebetserhörungen, die ſein Begleiter ihm vortrug, die kleinlichen Verbriefungen kleinlicher Wunder erſchienen ihm lächerlich: wie jener um 20 Mark, dieſer um Gewährung eines neuen Rockfutters oder um ähnliches gebeten hatte. Dagegen waren im Bereich ſeiner Phantaſie leicht brennbare Stoffe in großen Mengen vorhanden, die es leicht hatten, einen aushöhlenden und vernichtenden Brand in ihm aufzuzünden. Es war ein Glück, daß der Bruder, erfüllt von ſeiner Begegnung mit dem milden Emanuel, erneut durch die Friſche des Spätfrühlingsmorgens, die ſchwarzen Fackeln des Abgrundes nicht wieder ſchwang.

Am Ende der Kirſchenallee angelangt, wurden die Wanderer von den erſten warmen Strahlen der Sonne berührt. Um

nun das erhabene Gestirn über die weite Fläche des Erdreichs auftauchen zu sehen, erklommen sie eine gelinde Böschung. Da bemerkten sie unweit eines mächtig getürmten Strohschobers, der teilweise abgerissen war und im grellsten Lichte stand, einen Menschen knien und, gleichsam zu einem somnambulen Zustand verzückt, wie blind an ihnen vorbei in die Sonne starren.

Sie standen still und bewegten sich nicht.

Wenn auch von ferne her die Dampfpfeifen einiger Fabriken ihre Arbeiter riefen und Stange und Draht einer nahen telegraphischen Leitung im Tumulte der Lerchen leises Summen vernehmen ließ, so konnte man doch, den knienden Mann in der Sonne betrachtend, nicht glauben, in den Zeiten des Dampfs und der Elektrizität zu sein. Er hatte kein Obergewand. Ein lehmfarbenes Beinkleid, um die Hüfte mit einem Riemen gegürtet, war alles, was er am Leibe trug. Die Hände hielt er auf seinen Knien gefaltet, den bleichen Kopf in verzehrender Andacht zurückgelehnt. Wie Flammen umfloß seine Stirne, Schläfen, Wangen und Schultern das rote Haar, als wären es heilige Flammen, die ein Opfer verbrennen, das sich selbst darbringt. Die Lippen des Beters waren bleich. Das nackte, perlmutterartige Fleisch erschien zart und durchsichtig, wie ohne Körperschwere und gleichsam durchschlagen von Licht. „Habe ich doch," sprach, sich ermannend, ganz unwillkürlich Bruder Nathanael, „von diesem Menschen die ganze Nacht durch geträumt und ist es mir doch, als wenn ich ihn schon im Traum heute Nacht in dieser betenden Stellung mit meinen geistigen Augen erschaut hätte."

Kaum eine Spanne hoch schien die Sonne über den Horizont emporgerückt, als Emanuel Quint — er war der Beter! — aus seiner wunderlichen und kranken Ekstase erwachte. Zwinkernd und wie im Dunkeln tastend sah er sich um. Er hatte im Stroh des Schobers genächtigt, weil

er am Abend vorher die wenigen Pfennige des Quartiergeldes, die Bruder Nathanael ihm hatte reichen wollen, wie alles Geld zurückwies, das man ihm bot. Vergeblich hatte er dann im „Krug" der Ortschaft angeklopft und um Obdach gebeten: eine närrische Tat, die zusammen mit seiner Marotte, kein Geld anzunehmen, eine ganz besondere Narrheit des Narren war.

Eine Weile ruhte das Auge Emanuel Quints versonnen auf Bruder Nathanael; dann verriet ein schwaches und gütiges Lächeln, das über sein Antlitz ging: er hatte den Eiferer wieder erkannt.

Der junge Landwirt, der mit dem Ausdruck fragenden Staunens bald seinen Begleiter angesehen, bald die Bewegungen des sich nun von den Stoppeln des Brachfelds erhebenden Quint verfolgt hatte, sah, wie dieser ein grobes Hemde ergriff, das in der Nähe lag, und es mit komischer Mühe, wobei sein Kopf darin verschwand, über Arme und Schultern zog. Dann reichten er und der Bruder einander die Hand.

Ohne viel Worte zu machen, schloß sich der sichtlich ermattete, zuweilen fröstelnde Mensch, dem Bruder und seinem Begleiter an. Schweigend, selbdritt, schritten sie nebeneinander.

Der junge Landwirt konnte bemerken, daß in der Stimme des Bruders Nathanael, als er endlich zu reden begann, eine tiefe Bewegung zitterte, und auch er war seit dem Erscheinen des Fremden, besonders seit dem ersten Laut seiner ruhigen, klangvollen Stimme seltsam erregt.

„Ich habe über das, was wir gestern Abend miteinander gesprochen haben, noch lange nachgedacht," sagte der Bruder. „Ich habe auch wenig Schlaf gehabt, und in den halbwachen Zuständen dieses Schlafs haben Sie mir zuweilen vor Augen gestanden. Ich möchte gern wissen, lieber Mitbruder, wer Sie sind!"

„Ich bin ein Mensch," gab der Narr zur Antwort.

Mit dieſer Antwort, die mehr gehaucht, als geſprochen wurde, ſchien dem Bruder wenig gedient zu ſein. „Warum biſt du zu mir gekommen," ſagte er plötzlich, „wenn ich deines Vertrauens nicht würdig bin?"

Emanuel ſchwieg einen Augenblick; dann blieb er ſtehen, mitten im Feld, im Morgenwind und im Vogelgeſang, ſah den Bruder mit einem leiſen Vorwurf der Liebe an und beugte ſich dann zum Kuß über ſeine Hände.

„Ich könnte dir ſagen, wer ich bin," erklärte er, als ſie weitergegangen waren. „Was liegt daran? Was iſt ein Name, und nun gar, was kann der meinige ſein, den keiner jemals anders genannt hat, als mit Verachtung? Warum ſoll ich ihn nennen? Wenn ich ihn anfaſſe und aus dem Schmutze aufhebe, der ihn bedeckt, ſo erhebe ich das oberſte Glied einer Kette von Leid, Gram und Erniedrigung, und alſo müßte ich auch dieſe Kette mit erheben. Das will ich nicht! Denn ich will nicht klagen! Ich will keinem Menſchen die Beichte des eigenen Kummers ausſchütten. Dies darf ich nur dem gegenüber tun, der in mir iſt."

In einer leicht dialektiſchen Färbung hatte er dieſe Worte geſagt. „Wer iſt denn in dir?" fragte Nathanael.

„Gott gebe, daß er, der in uns wohnen will, in mir iſt."

Wie eine Klammer legte es ſich um den Kopf des jungen Eleven der Landwirtſchaft, indem er ein wenig hinter den beiden herſchreitend den langſam ſchwingenden Gang der nackten, beſtaubten und wunden Füße des Menſchen in Lumpen und den ſchweren Schritt des Herrnhuter Bruders wandern und wandern ſah. Eine unſichtbare und dennoch undurchdringliche Wand ſchien ihn mehr und mehr von der Wirklichkeit ſeiner Tage auszuſchließen. Die Erde war ihm verwandelt und wunderlich. Als gäbe es keine Zeit, ſo kam es ihm vor, oder als wäre die Gegenwart die Vergangenheit und Längſtvergangenes gegenwärtig. Als ſeien tauſend Jahre ein Tag.

Der Kampf der Wirklichkeit, die ihn umgab und die er heute und geſtern gelebt hatte, mit einer phantaſtiſchen Vor-

ſtellung, ſteigerte ſich bis zur Qual in ihm. In der Taſche das kleine Evangelienbuch mit der Hand umſchließend, das ihm die um ſein Seelenheil beſorgte Pflegemutter geſchenkt hatte, kam es ihm vor, als wanderten zwei Geſtalten aus dieſem Buche vor ihm her. Ja, als wäre er ſelbſt nur eine Geſtalt aus der heiligen Darſtellung, die ihn nun ſchon ſeit Wochen beſchäftigte. Aber er ſagte zu ſich, er ſei krank und wolle ſich dieſem vermeintlichen Wahne nicht hingeben. Sein Vater und ſeine Mutter fielen ihm ein, die unbefangene Naturen waren, und er dachte bei ſich, daß es ihnen gelingen würde, die phantaſtiſche Wolke, die ihn trug und in die er geſperrt war, aufzulöſen. Er ſelber ſah keine Möglichkeit, es zu tun. Er war bald vom Zittern der Freude bewegt, bald von Angſt. Bald wollte er ſeinen Eltern, den ahnungsloſen, über die fernen Hügel hin zurufen: „Sehet, der Heiland ſchreitet vor mir! Sehet den Sohn, den ihr zeugtet, und welcher euch mehr, als die anderen Sorgen und Schmerzen bereitet hat, er ſchreitet jetzt in des Heilandes Fußſtapfen!“ Bald wollte er ſchreien: „Errettet euch vor den Schrecken des Untergangs!“

Vielleicht war Jeſus Chriſtus, der eingeborene Sohn des allmächtigen Gottes, wirklich wiederum auferſtanden! Weshalb ſangen die Lerchen eigentlich heut ſo laut? Weshalb raſten ſie förmlich in den Lüften? Wußte der Bruder Nathanael eigentlich, oder nicht, wer neben ihm ging? Er ſprach, und man konnte es nicht heraushören.

Nathanael hatte den Namen einer gewiſſen Dorothea Trudel genannt, einer Schweizerin, die in der Nachfolge Jeſu ſo weit gegangen war, wie Paulus und Silas, Kranke geſund zu machen. Von dieſer Frau, ſo ſagte der Bruder, gehe ein großer Segen aus; derer, die da geſund geworden wären durch ſie an Leib und Seele, ſeien unzählige. In Mennedorf am Züricher See habe ſie eine Anſtalt errichtet, wo allerlei Sieche und vom Teufel Beſeſſene Aufnahme und Behandlung fänden. Ihr Glaube ſei groß, behauptete er; er müſſe groß

sein, denn ihr Gebet sei von einer gewaltigen Kraft. Zwar habe sie noch keine Toten aus dem Grabe erstehen machen, aber durch Handauflegen und Beten habe sie manchen vor dem jähen Sturz in den Tod und Verdammnis bewahrt. Der Bruder hatte selber viele Blinde gesehen, die später sehend geworden waren, rasende Veitstänzer, die ein bescheidenes, geistliches Wesen durch Dorothea wiedergewonnen hatten, und anderes mehr.

Der Bruder Nathanael Schwarz befand sich selbst auf dem Wege zu einem Kranken. Er meinte, man müsse vorsichtig sein und stets auf der Hut vor den ränkesüchtigen Kindern der Welt. Auch Dorothea Trudel wäre des öfteren mit den Ärzten, mit ihrer teuflischen Wissenschaft und mit den weltlichen Obrigkeiten zusammengestoßen. Jede Verfolgung habe sie aber nur froher und heiterer im Herrn gemacht; es sei Pflicht jedes Christen, Verfolgungen zu erleiden nach dem Vorgang des Heilands und seiner Apostel, und so habe auch er sich frei von Furcht und bereit gemacht.

Und er fing an aufs neue in Eifer zu geraten wider den Fluch der Weltlichkeit, aber der bleiche Begleiter blieb ernst und friedfertig. Er sagte: „Ich kann nicht eifern, ich kann nicht hassen! —“ Und er forschte den Bruder Nathanael ohne Hast, doch mit einem merklich niedergehaltenen, brennenden Anteil aus, ob der auf dem rechten Wege wäre, der Werke zu tun wie Paulus und Silas in Hoffnung sei, und ob man — hier überflog verräterische Röte des Narren Gesicht! — im Glauben so fest zu werden wünschen dürfe, im Namen Jesu ein Erwecker der Toten zu sein.

„Was kann ich dir lehren? Lehre du mich!“ sagte Bruder Nathanael mit jäher Ergriffenheit. Und sie setzten sich nieder in gelbe Maiblumen, vor sich ein junges Feld von bläulichen Halmen, am Wegrain, unter einen alten, einsam stehenden Eichenbaum.

Emanuel Quint war sichtlich durch die Worte des Bruders tief bewegt. Leise Schauer und Zuckungen gingen wiederum

über sein Gesicht. Mit einer fast schmerzlichen Spannung verfolgte der junge Kurt Simon diese Vorgänge. Einen Augenblick ging es durch seine Seele, ob wohl dies eigentümlich berückende Spiel der beiden ein abgekartetes und zum Zwecke seiner Bekehrung oder Erweckung erfundenes sein könne. Aber sogleich verwies er diesen Gedanken weit hinweg.

Schließlich, um von dem Eindruck des Wunderbaren nicht länger befangen zu sein, gestand er sich, daß der Bruder und jener ärmliche Mensch in Lumpen nur Dinge geredet hatten, wie sie in einem gewissen Kreise von „Stillen im Lande" alltäglich sind. Es kam hinzu, daß jetzt der Bruder eine gewaltige, schwarze Ledertasche öffnete, die er, über dem fadenscheinigen Düffel-Überrock, an einem breiten Riemen stets mit sich trug, und ihr eine Flasche Wein, einen halben Laib Brot und ein Näpfchen mit Butter entnahm und neben sich stellte. Die Sonne, die, jetzt schon höher gestiegen, die Fächer und braunen Innenflächen der Tasche beschien, entdeckte dem jungen Landwirt außerdem sauber geordnete Schichten frommer Traktätchen, wie sie der Bruder verkaufte oder an Kinder umsonst vergab: dadurch entstand in ihm eine gewisse Ernüchterung zugleich mit einem rein irdischen Wohlbehagen.

Es schien auch, als nähme die rings entfaltete Schönheit der Frühlingserde nun ihr Recht an den drei so äußerst verschiedenen Wanderern, indem sie ihre Seelen durchdrang und an sich sog. Zurückgelehnt in das saftige Gras ruhte versonnen der rote Emanuel, und man wußte nicht, ob das wachsende Entzücken seiner Mienen mehr durch ein inneres oder mehr durch das äußere Gesicht veranlaßt wurde. Gestützt auf den linken Arm, hielt er seine rechte, edelgeformte, wenn auch mit Sommersprossen besäte Hand, wie eine Röhre gekrümmt, und der Landwirt sah, wie bald eine Wespe, bald eine Biene sorglos vertraulich durch diese Röhre kroch. Indessen hatte Bruder Nathanael sich zu einem in Steinwurfs-

weite entfernten Quell begeben und hatte die Flasche hineingelegt. Man konnte den weißgrauen, buschigen Kopf, der mehr einem alten, verwetterten Kriegsmann aus Luthers Zeit, als einem Diener am Wort und Verkünder des Friedensreiches ähnlich war, von Zeit zu Zeit über Weiden- und Rüsterngebüsche auftauchen sehen. Unweit von den Zurückgebliebenen lag der breite, in Regen, Schnee, Hagel und Sturm erprobte, erdfarbene Schlapphut des Abwesenden, darunter sein Stab und nahe dabei die Tasche, an einen der machtvoll gekrümmten Wurzelarme der Eiche gelehnt.

Mit keinem Worte hatte der junge Kurt Simon, seit der Fremde erschienen war, sich hervorgewagt. Jetzt hörte er sich auf einmal sagen, daß es ein herrlicher Morgen sei. Der Narr sah ihn an. „Ja," gab er zur Antwort, „der Morgen ist schön; aber der Tag, dem kein Abend folgt, wird noch schöner sein!" Der Eleve errötete. „Was wir hier sehen," fuhr der Sprechende fort mit der leisen Bewegung inneren Jubels in der Stimme, „ist nur soviel, als wir jetzt zu ertragen imstande sind. Es ist nur der tausendfältig verminderte Abglanz dessen, was einstmals sein wird. Es ist von diesem Abglanz, muß man sagen, wieder nicht mehr, als der Bericht eines Boten! Ein Wort, ja ein Laut kaum aus diesem Bericht." „Wie wird's sein, wie wird's sein, wenn ich zieh' in Salem ein!" jubilierte Kurt Simon inwendig.

Die Nähe des Narren verführte den jungen Menschen zu einem Gefühl überschwänglicher Hoffnung und zu einer Geborgenheit darin. Er beschloß bei sich, in einem gegebenen Augenblick den ganzen Inhalt seiner verschlossenen Seele mit ihrer Selbstqual und Sündenangst vor diesem Menschen auszuschütten. Es fehlte nicht viel, so hätte er ein Notizbüchlein hervorgeholt, das Verse von seiner Hand enthielt, und diese Emanuel vorgelesen. Es weinte in diesem Gedicht von Selbstanklage, von Abkehr und Überwindung der Welt, die dem heißen, in Liebe überwallenden Herzen nur Kälte und

Gleichgültigkeit entgegenbrachte. Es ſchwoll darin von ſchmerzhaft entzückter Sehnſucht nach reineren Sphären auf: „... wo liebend alles ſich umſchlingt und nur ein einziger hoher Wille mit Donnerton das All durchdringt!“ — Und ſeine Verwandten hatten davon nur den befremdenden Eindruck unnützer, überſpannter Redensarten gehabt.

Quint ſtreichelte plötzlich ſeine Hand, als habe er etwas von dem, was Kurt Simon bewegte, erraten: „Mein Joch iſt ſanft; meine Laſt iſt leicht! Und es iſt und bleibt eine frohe Botſchaft,“ ſagte er dann mit dem Klange froher Zuverſicht und Fröhlichkeit, ohne daß ſeine Stimme die melodiöſe Ruhe verlor oder heftig und laut wurde.

Der Bruder, als er zurückkam, kniete ins Gras — ein Beiſpiel, dem Quint und Kurt Simon nachfolgten! — faltete ſeine Hände und betete: — „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt und ſegne, was du uns beſcheret haſt!“ — Hierauf brach er das Brot, und während ſie aßen, wurde erörtert, wie das Sakrament des Abendmahls den Sinn einer täglichen Handlung habe, nicht nur zu einer Erinnerung. Sogar das kleine Gebet beſage dies ſchon. Jede Mahlzeit ſei ein tieriſches Mahl, wo Jeſus, der Herr, nicht zugegen wäre. Sofern er aber zugegen ſei, werde es eine heilige Handlung, man genieße dann Himmelsbrot und Himmelswein.

Und ſo genoſſen ſie wirklich himmliſches Brot und himmliſchen Wein in jener Verklärung, darin ſchon Quint und die Brüder Scharf miteinander gegeſſen hatten, nur daß dieſe Verklärung im Lichte des Frühlings unter dem ehrfürchtigen Flüſtern und im Schatten des weitverbreiteten Eichenwipfels diesmal eine noch hochgeſtimmtere war, als bei tiefer Nacht in dem Hüttchen der Brüder.

Wer will entſcheiden, ob dieſe drei mit ihren Gedanken und Taten Unrecht begingen und ſchwere Sündenſchuld auf ſich luden, indem ſie die Kirche gemieden hatten, deren Glocken ſoeben in der Ferne zu läuten begannen: und dadurch, daß ſie etwas vom Regiment der Kirche Verbotenes aus kind-

licher Liebe zu Jesu und ganz einfältiger Gläubigkeit unternommen hatten? Jedenfalls bemächtigte sich der drei eine reine und gleichsam bebende Fröhlichkeit, die sie weit über alles Gemeine erhob, ja, fast zu weit von dem nüchternen Grunde der Erde entrückte.

Das Wort des Herrn: „Wenn zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, so bin ich mitten unter ihnen," vereinte sie; denn sie zweifelten nicht an diesem Wort, und es kam ihnen auch der Gedanke nicht, es wäre irgend dahin zu deuten, als müsse der Heiland, um zu seinen verirrten Schäflein zu kommen, durchaus erst den Weg über eine Kanzel, eine Abendmahlszeremonie und durch den Mund eines Bischofs, Pastors oder besonders geprüften Gottesgelahrten gehn.

Sie waren einig, und dieses Gefühl der Einigkeit war zugleich ein Gefühl verbindender Wärme. Die Liebe in ihren Herzen war befreit; die Liebe zu einem unsichtbar Gegenwärtigen, darin sie sich trafen und genug taten. Das Märchen des Frühlings, das sie von allen Seiten umgab, mit leuchtenden Farben, Insektengesumm und Blumenduft, vermischte sich mit dem Zauber der heiligen Legende von Jesus, dem Sohn der Jungfrau und Gottes Sohn, und das Liebesgeheimnis seiner Geburt und irdischen Pilgerschaft, seines Leidens, Sterbens und Auferstehens, seiner heiligen Ferne und Gegenwart, erzeugte in diesen dreien ein mystisches Glück.

„Über ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen, und aber über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen!" Fast zweitausend Jahre nach Christi Geburt klangen die Worte nicht anders in diesen Menschen wider, als habe sie Jesus zu ihnen gesagt und als wären sie nicht aus alten Schriften genommen worden.

Sie redeten von der Wiedergeburt, und bei dieser Gelegenheit gab sich der Bruder Nathanael Schwarz als Anhänger einer verstreuten Sekte zu erkennen und bewies aus

der Schrift, daß die Taufe von Kindern mehr eine kirchliche Greuel, als eine Handlung im Sinne des Heilands sei. Nur der erwachsene Mensch, behauptete er, könne, nach ernsthafter Prüfung seiner selbst, auf dem Wege der Buße und Läuterung aus klarem, freiem Entschlusse des Sakramentes teilhaftig werden. Er entwickelte, ganz nach der Lehre der Wiedertäufer, seine Ansicht mit großer Eindringlichkeit und gab zu verstehen, daß niemand die Pforte zum schrecklichen Heidentum hinter sich fest genug verschlossen habe, der ohne die wahre Taufe geblieben sei.

Nachdem sie gegessen und auch getrunken hatten, erhoben sie sich und überließen es einer Schar von Finken und Ammern, die Brosamen aufzupicken. Der Bericht, die Taufe betreffend, hatte Quint und auch den jungen Kurt Simon in eigentümlicher Weise neu bewegt. Der Landwirt blieb in Gedanken versunken; indessen der Narr im langsamen Weiterschreiten vor dem Taufgesinnten eine Art zögernder Beichte begann. Er bat Nathanael, schonungslos mit ihm ins Gericht zu gehen und ihm, nachdem er werde seine eigenmächtigen Taten und eitlen Beweggründe — oder wenigstens einige unter ihnen! — erfahren haben, frei zu bekennen, ob er Vergebung erlangen könne und welchen Weg der Buße er gehen müsse, um seiner Taufe würdig zu sein.

„Ich habe mich unterfangen," fuhr Quint fort, „als ein Sünder Sündern zu predigen. Weil ich verachtet bin, habe ich ganz besonders das Wort der Schrift ergriffen, wo der Heiland sagt, wer Glauben habe, werde dieselben Wunder tun als er und größere. Um meine Feinde dadurch in Demut niederzubeugen, wollte ich Zeichen und Wunder tun. Seit ich denken kann, habe ich mich an diesen Gedanken geklammert. Jahrelang ging ich, in mich verschlossen, umher und träumte davon, ein wundergewaltiger König und Gott zu sein. Ich habe mich selber als Götzen verehrt und angebetet. Mein Sinn stand durchaus nicht darauf, die Lahmen gehend, die Blinden sehend, die Schmerzgequälten von Schmerzen

freizumachen, vielmehr ich wollte nicht nur von mir, sondern von Hoch und Niedrig rings um mich her bestaunt und vergöttert sein."

Nathanael unterbrach Emanuel. In einer Aufwallung, als sei der Geist über ihn gekommen, sprach er die Worte: „Es ist genug. Wer ist anders wert, mit der Taufe Gottes den Nächsten zu taufen, als durch die Gnade und die Barmherzigkeit? Taufe du mich! Denn die Zahl meiner Sünden und Schwachheiten ist Legion. —" Und so redeten sie eine Weile herum, weil jeder die Taufe des anderen wollte, und keiner hielt sich, den anderen zu taufen, für würdig genug.

„Ich will nicht getauft sein," dachte der junge Lehrling der Landwirtschaft bei sich selbst. Seine Seele fing an, sich leise von dem Handel der beiden auszuschließen. Er sah allmählich den Bruder und seinen Begleiter wieder im nüchternen Licht der Alltäglichkeit. Sie erschienen ihm seltsam und wunderlich, und hatte er eben noch die göttliche Gegenwart gefühlt, so war das Göttliche jetzt entwichen, ja, während ganzer Minuten empfand er jetzt das Betragen der Männer beinahe als lächerlich.

So, gleichsam um etwas Köstliches, kaum gewonnen, nicht wieder einzubüßen, nahm er den kürzesten Abschied und entfernte sich von den Weggenossen querfeldein. Es darf nicht verschwiegen werden, daß ihm mehrmals, als er den kleiner und kleiner werdenden Wanderern Blicke nachsandte, das Wort Obskuranten durch die Seele glitt.

Es floß ein Bach, der klares und kühles Wasser enthielt, durch die Felder hin, zuweilen offen den Himmel spiegelnd, zuweilen durch kleine Trupps von Bäumen und Büschen versteckt und umstellt. In einem solchen zerteilten Haine, dessen Grund ein blumiger Rasen war, hatte Quint seine Kleider abgelegt, während Bruder Nathanael betend am Bachufer kniete und das Gurren der Wildtauben aus den hohen Zweigen einer edelgewachsenen, alten Birke klang.

Nußhäher flogen von Busch zu Busch. Das Lachen des Buntspechtes scholl gewaltig. Und als der weiße Körper des irregeleiteten, armen Quint sich in völliger Nacktheit über die farbige Aue bewegte, schien alles ein Bild aus den Unschuldstagen der Menschheit zu sein, ein lieblicher Grund aus dem Garten Eden.

Als Emanuel mit den heißen Füßen ins kalte Wasser stieg, sah er, wie eine Schar kleiner Fische gedankenschnell auseinanderstob; danach jedoch sah er sich selbst im Wasser.

Es muß gesagt werden, daß der zu Taufende, gleichwie der Täufer — denn eine Taufe sollte vollzogen werden! — weit entfernt von jeder Frivolität, ein Gefühl erhabenster Weihe empfanden. Es ist nicht zu billigen, ganz gewiß, daß sie sich hier verleiten ließen, etwas Unerhörtes zu tun, eine Blasphemie, die das Gesetz unter Strafe stellt! Aber wenn man bedenkt, wie Jesus die Armen an Geist und die Einfältigen, wenn sie nur reines Herzens waren, besonders liebte, so wird man nicht ohne Nachsicht sein.

Die Absichten der Männer waren lautere. Sie weinten in tiefer Ergriffenheit: der Täufling bis zur Ohnmacht verzückt und verzehrt. Nur freilich, sie waren in einem Irrtum. Das Gottesreich, welches die große und gewaltige, wenn auch zerspaltete, christliche Kirche verwirklicht hat, sahen ihre verblendeten Augen als Babel an. Sie glaubten ein anderes Gottesreich und meinten, es ahnend zu begreifen. Ringsum lag die Welt. Diese, wußten sie, war die Feindin des Reichs. Darüber hinaus war sie ihnen fremd, und sie kannten sie kaum vom Hörensagen; aber sie wollten mit ihr nichts gemein haben und einzig Bekenner des Wortes Jesu und seines zukünftigen Reichs auf Erden sein.

So wurden dem armen Tagearbeitssohn, als die für ihn geheiligten Wassergüsse ihm Scheitel, Schultern und Brust besprengten, nicht nur die Schauer heiliger Weihe zuteil, sondern es ward ihm auch leichter zumute: hatte er doch das Gewicht der Verantwortung zum großen Teile auf Bruder Nathanael abgewälzt.

Dieſer, mehr als Emanuel hingeriſſen, an ſich von einer ungebändigten, leicht entzündlichen Sinnesart, hatte inmitten der Stille mit dröhnender Stimme nur gefragt: „Glaubſt du, daß Jeſus Chriſtus Gottes Sohn iſt?“ und Emanuel hatte das „Ja“ geantwortet. Bruder Schwarz indeſſen ſah mehr in ihm. Sein ſanguiniſcher Schwärmergeiſt war gewaltſam entrückt. Und als er nun das Wildtaubenpärchen aus den langen, grünen Behängen der Birken heranſchweben ſah und plötzlich über dem Täufling mit einer jähen Wendung dahinblitzen, kam er ſich vor, wie der Täufer Johannes und der Himmel ſchien ihm geöffnet zu ſein.

Drittes Kapitel

Der Tiſchlersſohn aus dem Eulengebirge betrachtete ſeine Wiedertaufe im ganzen als eine Beſtätigung. Das Betragen des Bruders und ſeine Worte zum Abſchiede waren von einer Art geweſen, daß Emanuel es in einer gewiſſen Beängſtigung von ſich wies, Schlüſſe daraus zu ziehen. Kurz nachdem er den Bruder verlaſſen hatte, vermochte er ſchon nicht mehr ſicher zu unterſcheiden, ob nicht die eigene Erregung ihn hatte den Himmel offen ſehen und Stimmen hören gemacht oder ob der Bruder im Überſchwang ſolches behauptet hatte. „Das iſt mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.“ Es war genug und Glücks genug, ſofern auch nichts äußerlich Wunderbares ſich weiter ereignet hatte, und allein dieſe Rede wirklich aus der Seele Nathanael Schwarzens gedrungen war.

Von dieſem Mann hatte der Narr in ſeinem zehnten Jahre bereits reden gehört, wenn er, wie es bei Kindern in jener Gegend der Brauch iſt, in Hütten der nahen und ferneren Nachbarſchaft aus und ein ging. Voll tiefer Ehrfurcht ſah

er in ihm einen wirklichen Gottesmann. Er war für ihn eine Autorität, trotzdem seine eigene Seele in der Zwischenzeit bereits zu einem so starken Leben erwachsen war, daß die starke Seele des Bruders ihrem ganz besonderen Stand und Wuchs nichts mehr abbrechen konnte. Emanuel ging und war voll Gesang. In göttlichen Wallungen fiebernd hatte er seinen Schritten kein Ziel gesetzt; nur daß er die Richtung nach einer fernen Kette von Bergen zu und nicht nach den Heimatsdörfern einschlug. Diese fernen Berge kannte er nicht. Einem Kinde ähnlich war ihm zumute, das der Meinung ist, am scheinbaren Horizonte müßten Erde und Himmel zusammenstoßen, ja, man könne dort geradeswegs in den Himmel hinein.

Emanuels Seele war voller Liebe. Näherte sich ein Mensch ihm an, so bemerkte er gleich den Kummer und auch die Schönheit in seinem Angesicht. War es ein Mann, so sagte seine Seele sogleich in der Stille „Bruder" zu ihm. War es ein Weib, so sagte sie „Schwester". Gingen sie aneinander vorüber, er und das Weib oder er und der Mann, so sprach es in ihm: „Ich kenne dich, dein Leiden, dein Glück und deine Schmerzen, ich kenne dich, wie mich selbst und dein und mein Los." Waren sie aneinander vorübergegangen, so war es ein Abschied, und er liebte die Menschen, indem er sich von ihnen trennen mußte, noch mehr. „Du mußt einsam gehen, wohin du nicht willst, mit deiner Schönheit," sagte er manchmal, sofern es ein schönes Weib war, die vielleicht unter einer Bürde von dannen ging, oder sofern es ein Mann war: „Du wirst mit deiner schlechtverborgenen Sehnsucht weiterirren und den Freund nicht finden in deiner Einsamkeit, der dir dein Königreich in der eigenen Brust erschließt." Und er liebte sie alle und hätte sie alle gern in die Arme und an sein Herz genommen, obgleich ihm aus ihren wahnsinnigen Blicken oft genug Haß, Hohn und Verachtung entgegensprang.

Er war den Tag bis zu Sonnenuntergang durchgewandert. Bevor er wiederum in einen Strohschober schlafen ging,

betete er in die scheidende Sonne, am Morgen darauf in die wiedergekehrte hinein, und aufs neue begann seine Wanderung. Seine Nahrung bestand aus Wasser, das er, flach ausgestreckt, von dem Spiegel der Quellen trank — er umging die Dörfer! — aus Wurzeln, die er hier und da den Feldern entnahm, gelegentlich aus frischen Salatblättern, und einige Male ward ihm, ohne daß er gebeten hatte, Brot und ein Trunk dünnen Kaffees zuteil, Reste der Vespermahlzeit, die Weiber und Kinder von den Arbeitsstätten der Felder oder Fabriken heimtrugen.

Bei aller Hochgestimmtheit und schwärmerischen Verzückung seiner Natur erkannte Quint und mußte erkennen, daß alles Neue in seinem Innern vorerst mehr Gärung als Klärung war. Verwogene Gedanken hatten sich vorgewagt, die unzweifelhaft Abgesandte des höllischen Dämons waren und die zur Sünde und Überhebung verleiten sollten. Die Schlange war listig. Noch immer war sie darauf bedacht, durch allerlei Ränke die Rückkehr des ausgestoßenen Menschen in seinen paradiesischen Unschuldsstand zu verhindern. „Ihr werdet sein wie Gott!" Quint wappnete sich. Er wollte sich nicht zum Genuß der verderblichen Früchte jenes verbotenen Baumes verführen lassen. Indem er ging — und hier setzte die krankhafte Anlage seines Wesens wiederum ein — hörte er dringliche Stimmen flüstern: „Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn!" „Der bin ich nicht!" sprach Emanuel.

Aber er konnte nicht Ruhe finden: „Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn!" klang es immer aufs neue. „Ich grüße dich, der du gekommen bist und herabgestiegen vom Throne des Vaters in Elend, Schmach und Niedrigkeit. Tritt an: deinen Weg! tritt an: deine Sendung! Fürchte dich nicht. Siehe, an deinen Händen und Füßen die Nägelmale von ehedem sind nicht verharscht. Du spürst in dir das brennende Weh aller Leiden von ehedem. Es ist vollbracht. Der Vater hat keine neuen Leiden für dich ersonnen, du Gesegneter. Dies-

mal sollst du nichts anderes, als der gute Hirte sein und sollst die Schalmei erklingen lassen und deine Herden in Gärten führen, auf Weiden, wo Milch und Honig fließt. Ich grüße dich, Christus, Gottes Sohn."

„Ich bin nicht Christus, Gottes Sohn," sagte Emanuel, und indem er hinzusetzen wollte: „ich bin nur ein Mensch," trat ihm ganz unwillkürlich das Wort auf die Zunge: „Ich bin nur des Menschen Sohn." Darüber erschrak er aber sogleich; denn es mußte ihm einfallen, wie der Heiland sich auch mit diesem Namen bezeichnet hatte. So hatte auch dorthin, wohin er ausweichen wollte, der Böse eine Falle gestellt. Es blieb nichts übrig, als schnell und eifrig zu widerrufen und zu sagen: „Hebe dich weg von mir; ich nenne mich auch nicht des Menschen Sohn."

Allein stundenlang, als er weiterging, durchdachte er diese Fragen tiefer, und am Ende schien es ihm nicht mehr gegen Christi Gebot zu verstoßen, sich, wie er es getan, als Menschensohn zu bezeichnen. Die Geburt des Heilands im Irdischen, wie nicht zu leugnen war, hatte die Merkmale äußerster Niedrigkeit auch insofern an sich getragen, als Joseph, der Mann seiner Mutter, nicht sein Vater war. Jesus war also, gleich wie er, Emanuel, vaterlos, und dieser unterfing sich nun, die Kette versteckter Leiden, die er deshalb erduldet hatte, die quälende Scham und Bitterkeit mit den Leiden des Heilands, aus eben der Ursache, zu vergleichen. Wie mußte es nicht, wenn andere Kinder von ihren Vätern gesprochen hatten und Jesum nach dem seinigen fragten, den Knaben mit Scham und Schrecken erfüllt haben, daß er ihn nicht zu nennen wußte, und welche ätzende Pein, als er älter wurde, mußte es ihm verursacht haben, daß viele unter jenen niedrig und roh gearteten Menschenkindern, die ihn umgaben, anders von ihrer Mutter reden durften, als er.

Emanuel biß die Zähne zusammen. Wieviel hundertmal hatte er Vater und Mutter verleugnet, aus tiefer Scham, und sich deshalb in den Augen der Leute zum Narren ge-

macht. Sollte nicht Chriſtus, der alle verborgenen Leiden der Seele kannte, wie niemand außer ihm, die gleiche Erfahrung gemacht haben? Sollte er nicht eines Tages ſich unter den lauernden Fragen der Phariſäer ſtolz aus dem ängſtlichen Druck der Schande zur freien Höhe des Menſchenſohnes aufgereckt haben? Und ſollte es nicht ſeine Abſicht geweſen ſein, indem er ſich dieſen Namen beilegte, damit zugleich für alle Zeit das Mal einer unverdienten Schmach von den Stirnen aller Später-Geborenen im vorhinein abzuwiſchen?

Quint war auf einmal davon überzeugt, es müſſe ſo und nicht anders geweſen ſein, und beſchloß das Erbe des Heilands in dieſer Beziehung mit reinem Vertrauen anzutreten. Er iſt es, und nicht der Satan, beſtätigte er ſich ſelbſt, deſſen Weſen ſich mir in dieſem Augenblick und mit dieſem Gedanken offenbaret.

Ganz unwillkürlich richtete er ſich auf und bekam einen freieren, feſteren Gang. Es war nicht mehr eine heftige Stimme, die ihm „Gottes Sohn" in die Ohren blies, ſondern es lag eine ſtumme und klare Erkenntnis in ihm, daß er als Menſchenſohn durch die Felder ging. Er wußte von einem König und Kaiſer, der in Berlin, der Hauptſtadt des Reiches, auf ſeinem Throne ſaß; aber in ſeiner neuen Würde erkannte er plötzlich, daß er, Emanuel Quint, der Bankert — ſein Stiefvater nannte ihn oftmals ſo! — vor Gott nicht geringer daſtand, als er. Des Menſchen Sohn iſt ein Herr der Welt!

Und ſo rollte ſich der bräunliche Weg wie ein Tuch vor ihm aus. Wie Teppiche voller Koſtbarkeiten breitete ſich die Erde mit ihren Städten, Türmen, Flüſſen und Saaten gegen die Berge hin, als Erb und Eigen dem Menſchenſohn. Über ihm ſpannte ſich weit als Decke die blaue Seide des Himmelsgezelts. Die ſtrahlende Sonne war ſeine Ampel. Die Lerchen ſangen dem Menſchenſohn. Die Früchte reiften dem Menſchenſohn. Die Haine flüſterten huldigend ſeinen Namen. Es war nichts Mächtigeres und Herrlicheres auf der weiten

Welt, als der, den die Vögel, die Winde, die Zungen der Gräſer und Blätter im Chore begrüßten: Geſegnet ſei und gelobt, der da kommt im Namen des Herrn! Nichts Herrlicheres als des Menſchen Sohn!

„Ich ſuche nicht meine Ehre, ſondern des, der mich geſandt hat," redete es nun wieder in ihm, ſo daß er erſchrak und Auen, Wälder und Hügel mit ihren Rufen plötzlich ſtumm wurden. Der Narr erkannte, es war ein ſtreitendes Wogen in ſeinem Inneren ausgebrochen, wo immer eine Welle des Lichts eine Welle der Finſternis — eine Welle der Finſternis die Welle des Lichts — zu verdrängen ſchien. Ganz unabhängig von ſeinem Willen geſchah dieſer Kampf. Er war ſo ſtark und ſo unabhängig von Quint, daß dieſer zuweilen ihm gleichſam nur als erſtaunter und geſpannter Zuſchauer beiwohnte. „Nein, nein! ich ſuche nicht meine Ehre; allein ich war wiederum nahe daran, in Verſuchung und Stricke zu fallen. Iſt es Gott? Iſt es Satan, der mich verſucht? Iſt es nicht Gott, zu dem wir ſo beten: führe uns nicht in Verſuchung?" Und er betete das Gebet des Herrn, das Jeſus gelehrt hatte. Danach wandte er ſich ſogleich von dem, an den es gerichtet war, ab, und dem zu, der es gelehrt hatte, und ging im Geiſt wieder, wie ſo oft, den Spuren des Heilandes nach. Er liebte den Heiland. Der arme oder in dieſer Hinſicht glückſelige Quint hatte eine Liebe zu dem holdſeligen Jeſus gefaßt, die ſo groß war, daß ihn, ſo oft er ſeiner gedachte, das Herz ſchmerzte — eine Liebe, die über alles Irdiſche ging.

Vor nahezu 2000 Jahren war Jeſus über die Erde gewandelt, und nun erſt war Quint aus ſeiner Hütte am Wege getreten und hatte mit einigen anderen nach der Richtung geſchaut, wo der heilige Wandrer verſchwunden war. Sogleich begab er ſich, wie ein treuer Hund ſeines Herrn, auf die Spur, und es hatte für ſeine brennende Sehnſucht kein anderes Beſchwichtigungsmittel gegeben, als Tag und Nacht dieſe Spur zu verfolgen. Er ſchlief, wenn er ſchlief, über Jeſu Fußſtapfen ein.

Seine Jesusliebe war grenzenlos. Er hatte das zerlesene neue Testament, das die Nachrichten von dem Sohne Marias enthielt, an der Brust verwahrt, und es war ihm, als ob dort allezeit eine liebe Hand sein Herz beschwichtigte. Aber außerdem war er selber das Buch, das er, wie Johannes, gleichsam verschluckt hatte. Es wohnte in ihm und er wohnte darin. Würde es nicht in ihm gewohnt haben, so würde der Tod an seine Stelle getreten sein. Würde er nicht darin gewohnt haben, der Regen hätte ihn mit Nadeln gestochen, die Sonne ihn mit Brandwunden übersät, der Himmel würde wie ein Felsen auf ihn gefallen sein. Nun aber schadeten ihm weder des Todes Kälte, noch des Winters Frost, weder die Hitze des Tages, noch die Rauheit der Nacht. Aber er ruhte nicht gern. Sofern er die Füße nicht regte, kam es ihm vor, als würde der Zwischenraum größer, zwischen ihm und dem Freunde, der vor ihm her durch die Erden und Himmel ging, und als hätte er weniger Teil an ihm.

Ein Kind, das weinend der Mutter nachläuft, die ihm verloren gegangen ist, hat keine größere Liebe in seiner Seele als dieser müßige Handwerksgeselle, der nach dem Anblick des Heilands Verlangen trug. Er war bereit, in ihm unterzugehen. Deshalb war er, kaum daß ihm der Satz: „Ich suche nicht meine Ehre!“ ins Bewußtsein kam, sogleich ganz Selbstverleugnung und Demut und empfand sich, weit entfernt von dem Anspruch, ein Hirte zu sein, nur mehr als das letzte Lamm der Herde.

Er wollte in diesem und keinem anderen Sinne des Heilands Nachfolger sein. Allein seine Liebe hatte ihn mehr und mehr verlockt durch stärkere Ansprüche. Es genügte ihr nicht, gleichmütig zu dulden, was ein dumpfer Wandel der Nachfolge mit sich brachte, sondern sie wollte dem Hirten auf allen labyrinthischen Pfaden nachgehen, um sich nichts zu ersparen, was dieser erduldet hatte, und ihm in jeglichen Dingen ähnlich und damit auch näher zu sein.

„Wir essen dein Fleisch, und wir trinken dein Blut, wie

du uns befohlen haſt," grübelte Quint. „Heißt das nicht auch: wir ſollen in allem wie du werden? Hat es nicht deine unendliche Liebe uns aufgetragen, wie du zu ſein? Haſt du uns nicht dieſe ganz überſchwengliche ſelige Ausſicht eröffnet? Suchet in der Schrift! Ja, ſuchet, ſuchet!" — Und er zog ſein Teſtamentchen hervor und blätterte! — Es leuchtet ein, daß das, was geſucht werden ſoll, nicht zutage liegt. Aber ſuchet, ſo werdet ihr finden! Suchet! und ſuchen wollte Quint.

Er wollte vierzig Tage und vierzig Nächte in einer Wüſte ſein und wollte ſich, wie ſein Vorbild, aller Unbill des Wetters und Mangels in einer ganz beſonderen Weiſe ausſetzen. In dieſen Tagen ſollte der Heiland und nur der Heiland in ihm ſein. Er wollte ſich ihm ohne Rückhalt hingeben. Und hatte wirklich dereinſt Satanas den Geſalbten des Herrn verſucht, mochte auch ihn immerhin der Teufel verſuchen; denn er wollte kein Müßiggänger am Reiche ſein. Verwirf mich oder erleuchte mich, Herr, nach dieſer Zeit. Gib mir einen neuen gewiſſen Geiſt oder verſtoße mich, wenn du mich nicht würdig befindeſt. Sende mich aus durch die Tore deines Leidens und Sterbens oder verurteile mich zur Nichtigkeit; aber laß mich wenigſtens den Saum deines Mantels berühren, ſo werde ich nie ganz verloren ſein; die Erde küſſen, auf der du gewandelt biſt, den Stein, der dein Kopfkiſſen war, die Dornen an den Sträuchern, von denen man deine Krone geflochten hat, ſo wird noch in der tiefſten Finſternis tiefſter Abgründe ein unverlierbarer Raub ewigen Lichtes mir Glück und Labſal ſein.

Mehrmals im Laufe der Tage hatte Quint, etwa auf einer Landſtraße, der er ſich annäherte, oder hinter dem Buſchwerk der Raine, die Helmſpitze eines oder des andern Gendarmen aufblitzen ſehen, und jedesmal hatte er, nicht anders wie es die Vagabunden tun, ſich irgendwo in Gräben und Feldern eine Deckung geſucht und abgewartet, bis der

gefürchtete Reiter aus dem Gesichtskreis entschwunden war. Nun aber kam einer dieser Gewaltigen querfeldein, zuweilen im Schritt, zuweilen im Trab, wobei sein friesisches Pferd sich vorsichtig durch die Gräben heranarbeitete. Quer vor dem Wanderer aufgepflanzt, hielt es still, und der Wachtmeister tat die üblichen Fragen.

Quint wußte, was ihm bevorstand. Er hatte weder Papiere, die seinen Namen, Geburtsort, Beruf und Arbeitsausweis enthielten, noch konnte er daran denken, dem schweren Reiter den Grund und Zweck seiner Wanderung begreiflich zu machen. Er war ihm gegenüber, ohne Geld und in Lumpen, ganz rechtlos und seiner gesetzlichen Willkür preisgegeben, obgleich er durchaus nichts im Sinne führte und tat, als sich dem Zug seiner kindlichen Seele zu überlassen. Durchbohrend sah ihn der Gendarm an. „O bliebe dir nichts verborgen in meiner Seele," dachte der Narr. Aber der Mann des Gesetzes, so sehr er sich von dem Gegenteile den Anschein gab, war dennoch blind. Er sah einen wunderlich ärmlichen Menschen, dessen Gesichtszüge bleich und leidend, aber vom Trunk nicht entartet waren. Er vernahm eine Stimme, die ihm bereitwillig über Namen und Herkunft Bericht erstattete, und was er wahrnahm, brachte ihn nicht von dem Gedanken ab, er habe hier, wie nur je, einen Galgenvogel gefangen. Er ranzte ihn also gehörig an. Dennoch, als er sich eine Weile in raunzenden Redensarten erleichtert hatte, schien er nicht zu wissen, was tun, und — war es nun, daß ihn seine Frau mit dem Mittagessen erwartete, oder ihm im Städtchen ein gutes Bier und Frühstück in unmittelbarer Aussicht stand, kurz, statt den Arbeitsscheuen mit sich ins Polizeigewahrsam abzuführen, ließ er ihn plötzlich nach einem menschenfresserisch furchtbaren Blicke stehen und ritt davon.

Quint dankte Gott, denn er sah in diesem unerwarteten Ausgang des Abenteuers eine Folge himmlischer Einmischung. Aber es ging ihm auch hier wie stets: in der harten Maske hatte er nach und nach die schmerzlich erzwungene tote Be-

rufsgrimasse erkannt, dahinter eine darbende Seele schmachtete und diese hatte ihn bittend aus einer unwillkürlichen Miene heraus und aus den Tiefen der niemals lügenden Augen angeleuchtet. Bekümmert sah er dem Reiter nach: er haßte ihn nicht, er liebte den Menschen.

Am dritten Tage seiner Wanderschaft hatte Quint, in ein düsteres Waldgebirge emporsteigend, eine wilde, verlassene Gegend erreicht, von wo aus der Blick unendlich weit über Berge, Hügel und Ebenen Schlesiens schweifen konnte. Diese Höhe hatte er gleichsam gegen die rückwärts gewandte Angst seiner Seele ertrotzt. Die Einsamkeit, die tiefe, lautlose Stille verlassener Waldgründe, die er durchschritten hatte, das aufrauschende Staunen und die flüsternden Beratungen der Wipfel über ihm, wenn er zwischen den Farnen, Moosen, Steinen und Wurzeln stillstand, und manches andere wirkte beklemmend auf ihn. Es schien, als ob hier die Stille und Einsamkeit, die Quint als eine ewig gleiche und gütige Freundin kannte, sich zu einer furchtbaren Macht aufrichtete, um eine Sprache zu führen, die ihn und sein eitles, unerhörtes Beginnen zerschmettern wollte. Die Finger in beide Ohren gedrückt, wie um das tausendfältige Zischeln eines wildes Dämonengelichters, das an Zahl mit jeder Minute zunahm, nicht hören zu müssen, war er hinangestiegen, und zuweilen hatte er sich auf den Waldboden niedergedrückt und auch hier mit den Ballen der Hände die Ohren verschlossen, um nichts von den lügenhaften Posaunen eines vom Teufel erlogenen jüngsten Gerichtes hören zu müssen. Er glaubte, daß es vom Teufel erlogen sei; denn er sagte zu sich: „Ich will zu Jesu! Und wenn nun die Berge wie furchtbare Richter sich um mich auftürmen, die schwarzen Wolken um ihre Spitzen zu grollen anheben, zuweilen Posaunenstöße gleich Winden daherfahren, um die Wipfel zum Ächzen zu bringen, so kann dies, sowie das böse Gelächter des Hohnes, das ich mitunter hören muß, nur Blendwerk des Teufels sein."

Es war aber das Gelächter der Spechte, das er hörte, dann wieder das markdurchdringende, eigensinnige Klagen eines Raubvogels, das den bösen und peinvollen Lauten einer im höllischen Feuer gemarterten Seele glich.

Über der Baumgrenze angelangt, wurde dem Toren freier zumute. Die ungewohnten, gewaltigen Eindrücke um ihn her bedrohten ihn nun nicht mehr, sondern sie hoben ihn jählings aus dem Staub der Erniedrigung zu einer erhabenen Höhe empor. Er sah die Welt unter sich. Das Gebirge, das ihn rings mit steinernen Kraterwänden halbkreisförmig umgab und bis in die Wolken überragte, war ihm zugleich der Schemel für seine Füße geworden. Er atmete frei. Er wandte sich gegen den weiten, unendlichen Himmel und sagte: „Gott!" Er wandte sich gegen den bunten, welligen Teppich der Länderflächen, der von den Schatten weißer Gewölke gefleckt erschien, und sagte: „Gott!" Er wandte den Rücken gegen die Tiefe und blickte staunend gegen die zackigen Wände und Riffe der ihn umgebenden Felsmauer hin, auf die zwischen ihnen gestauten Schutt- und Geröllhalden, und sagte: „Gott!" Er betrachtete das Gestein, das in riesige Blöcke gelöst wie von Zyklopenhänden in jahrtausendelanger Arbeit zusammengetragen über- und untereinander gestürzt weite Hänge bedeckte, und plötzlich, eh er den Namen Gottes zu nennen imstande war, flüsterte ihm eine Stimme ins Ohr: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden."

Aber Emanuel war auf der Hut; er wies diese Stimme, die ihn zum Sohne Gottes machte, ab, indem er so tat, als habe sie ihn nur verführt, an Jesum diese Bitte zu richten. Und er bat den Heiland deshalb um Vergebung. Er sagte: „Ich weiß, du kannst es! Auch daß du es tun wirst, wenn ich bitte! Aber es lebt der Mensch nicht vom Brot allein!" — Es schien dem Narren, als ob durch diese Erwägung der leibliche Hunger, den er seit einigen Stunden empfand, gestillt worden wäre.

„Sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht.“ Darüber dachte er weiter nach. Es war in ihm eine seltsame Unwissenheit. Er hatte lesen gelernt um der Bibel willen. In ihr forschte sein Geist. Was sonst an sinnfälligen Dingen ihn seit seiner Jugend umgeben hatte, kannte er nur gemäß den natürlichen Spiegelungen der Seele und jener Liebesbeziehung, die ihn mit allem, was ist, verband. Darum blieben ihm Himmel und Wolken, Sonne und Tag, Nacht, Mond und Sterne das reine Mysterium. Desgleichen die Erde mit ihrem Getier, Gestein und Gras, und als er nun durch den Sinn des Gesichts und Gehörs dies alles aus tiefer Einsamkeit in sich faßte, schien ihm jegliche Kreatur, und das Ganze der ihn umgebenden Welt der Erscheinung das durch den Mund Gottes gegangene Wort zu sein.

Gott sprach zu ihm und er wollte zuhören. Er wollte ganz Ohr, ganz Auge, ganz Liebe sein. Vielleicht, sagte er sich, werde er die gewaltige Stimme der Gottheit nicht zu ertragen vermögen! Allein, dann, dachte der Tor, wollte er gern an dem Worte Gottes zugrunde gehn. Schon empfand er sich gleichsam als aufgelöst. So erweitert vom Wort, so erfüllt und ins Unendliche ausgedehnt durch das Wort, erschien er sich manchmal, daß er kaum noch etwas in sich und an sich als eigen empfand: und doch war er nur erst ein armseliger Neuling am Wort, wie er wußte.

Jesus, vom Geist in der Wüste geführet, war schlimmer daran, als er, der Jesum bereits als Freund und Begleiter hatte. Er hatte ihn außerdem als Vorbild. Er wußte nicht, wie viele vor ihm sich in der imitatio Christi versucht hatten, die eine ganz besondere Falle des Teufels war.

Er glaubte, er sei, wie der Heiland, vom Geist und nicht von Satanas in die Wüste geführt und er könne sich überdies an den Heiland halten, und deshalb überwand er immer wieder die Bangigkeit und suchte endlich, indem er einem verwachsenen Pfade durch hohes Knieholz mühsam nachkletterte,

einen verborgenen Platz im Gestein, wohin er sich etwa bei Regen und Wind zurückziehen und auch nötigenfalls vor Menschen verbergen könnte: eine Stätte für einen dauernden Aufenthalt.

„Genügt es dir nicht," fragte auf einmal die dämonische Stimme in ihm, „was über des Heilands Versuchung in deinem Büchlein geschrieben steht? Glaubst du, daß es zu wenig sei? oder etwa erlogen? oder verstehst du, was da gesagt ist, nicht? „Ich will es erdulden," sprach halblaut Emanuel. Und nun bekam die Stille sogleich eine neue Furchtbarkeit. Es war, als fielen die Wände seines Wesens auseinander, und sein Inneres wurde grenzenlos. In der Verzauberung dieser Stille, in ihrem Bann, mußte sein Geist unaufhörlich Bilder hervorbringen, eine Reihe von Bildern, die einander zu jagen schienen als wie bei einer eiligen Fahrt. — Und immer eiliger wurde die Fahrt! Und immer unerhörter die Bilder. Es war, als sei das Wort „Ich will es erdulden!" ein Zeichen für den Losbruch der feindlichen Mächte gewesen, deren Absicht es schien, ihr Opfer von Grund aus zu verwirren.

Ist die Stille: Gott? Ist die Stille: der Teufel? Sind die tierisch menschlichen Fratzen, die mir entgegengrinsen, Gottes oder des Teufels Werk? Warum zeigt mir auf einmal die Welt ihre sonst verborgene scheußliche Unflätigkeit in zahllosen ekligen und widrigen Bildern? Warum ist mein Gesicht auf einmal vom Anblick des Kots, des niedrigen Hasses, der Mordsucht und jeder ruchlos und widernatürlichen Gier erfüllt? Warum wird das heilige Fließen und Weben in meiner Brust auf einmal durch einen Fluch gedämmt? Durch Schweinegrunzen und Ziegenmeckern, warum höre ich jenen stinkenden, greulich rohen Ton, den Gemeinheit nur immer hervorbringen kann? Das Heilige selbst durch Kloaken gezogen, mit Kot besudelt, unter Höllengelächter in jeder widerlichen Verrichtung vor das schauende Innere hingestellt? — Plötzlich rief eine Stimme laut und weckte das

Echo zwischen den Felswänden. „Du weißt nicht, was du erdulden willst, und was alles Christus erduldet hat!“ — „Und eben deshalb muß ich es jetzt erfahren“: mit diesen Worten faßte Quint sich und brach sich weiter durchs Knieholzdickicht.

Er fand nach einigem Suchen ein rohes Gemäuer aus unbehauenen Blöcken zusammengefügt, mit Moos verstopft und mit einem kunstlosen Dache bedeckt, das aus alten verwitterten Kistendeckeln bestand, darauf Humusschichten gebreitet waren. Gebeugt an der unvermauerten Seite eintretend, fand Quint in diesem Versteck ein erhöhtes Lager aus trockenem Moose vor und sonst so viel Raum, um darauf zu liegen oder gebeugten Nackens darauf zu sitzen und dabei noch mit beiden Knien im Trocknen zu sein. Hier konnte man Tage und Wochen aushalten.

Es war gegen die Mitte des Monats Mai und der Schnee von den Bergen bis auf wenige schmutzige Reste abgeschmolzen. Tagsüber hatten noch schwache Winde aus Süden geweht. Als Quint, nachdem er einen Trunk Bergwassers gegen den Hunger zu sich genommen, sich auf das Mooslager ausgestreckt hatte und die Sterne am Himmel hervortraten, wurde die Luft weich und ganz still. Die Dämmerung kam, der Mond stieg herauf. Wie ein grenzenloses goldbesticktes Segel von dunkler Seide bauschte sich der Himmel über das Gebirge hervor und über die im Dämmer fast versunkenen Länderflächen. Es war, als hätten die unzähligen Stimmen der Natur viele Monate lang in ruhelosen Bemühungen jene vollkommene Harmonie gesucht, die sie nun gefunden hatten. Quint hatte die Nacht gefürchtet, und nun gab sie ihm mehr als einen Vorgeschmack künftiger Seligkeit. Alle Dämonen schienen gebunden oder in ihre Käfige eingesperrt, oder der Zauber der Schönheit hatte sie stumm und selig gemacht. Metallisch summende Mückenschwärme bildeten zwischen den Augen des Toren und

dem runden Mond ein tanzend durchsichtiges Gewölk, das mit seinem wohligen Klingen mit der Seele des Schauenden eins wurde, ja, diese selber, sichtbar und hörbar geworden, darstellte, wie es schien.

Zwischen Träumen und Wachen geriet Quint allmählich in einen Zustand der Wonne hinein, den er in seinem ganzen bisherigen Dasein noch nicht gefühlt hatte. Mit halbem Bewußtsein beschloß er bei sich fortan immerdar die Nähe der Menschen zu meiden und nur, wie jetzt, mit ganzer Liebe Gott in der Stille ergeben zu sein. Würde jetzt, dachte er bei sich selbst, ein Mensch in seinen Gesichtskreis treten, er müßte ihn hassen wie ein Gespenst. Jeden Menschen? jedenfalls jeden Mann! — Jeden Mann, und wenn es der Heiland wäre? Er beantwortete diese Frage nicht. Der Heiland ist in mir und unsichtbar! Damit versuchte er zu entschuldigen, daß er im Begriff ihn zu verleugnen stand.

Niemand durfte kommen, auch nicht ein Weib. Er kam sich vor wie vermählt mit der Pracht und der laulichen Stille. Die ihn umgebende Felswüste war durchaus etwas anderes als hartes und kaltes Gestein. Von allem ging lebendige Wärme aus wie in Ställen von Tierleibern: nur daß diese Wärme rein und balsamisch war. Es lag darin etwas Aufreizendes und Entzückendes, wovon man berauscht wurde. Es mischten sich süße Düfte von Blumen und blühenden Gräsern hinein, die einen kitzelnden Pollen mit sich brachten, der ein tolles, heimliches Lachen auslöste. Der Boden der Schlafstelle war mit Zweigen der Krüppelkiefer bedeckt, darin lag ein Ziegengehörn und das Stück eines Felles. Daher kam es, daß Quint im Traume Ziegenherden und bocksfüßige Hirten sah, die mit Eimern voll Milch und runden, gewaltigen Käsen hantierten. Manche der Hirten waren gehörnt und trugen Kränze aus Kiefernzweigen.

So wie das Blut in den Adern des Narren heiß pulsierte, schien ihm die ganze Natur durchpulst zu sein. Es war etwas von entzückender Nacktheit in allem. Und immer wärmer,

immer betäubender ſtieg der Atem des Nackten von allem auf. Der Mondglanz troff wie Salböl über die weichen Formen der Klippen und Bergſpitzen, und etwas wie eine Gruft aus Scharlach zog ſich zuſammen vor den geſchloſſenen Augen Quints und tat ſich auf; etwas, das er nicht müde wurde zu ſehen, bis es verſchwand; dann plötzlich tanzte, ganz nackt, ein Weib vor ihm, eine Eva mit üppigen Brüſten, ſie warf ſich zurück und warf den Schwall ihrer rotblonden Haare zurück. Alsdann ſtemmte ſie beide Hände in das quellende Fleiſch ihrer Hüften und drehte ſich langſam um ſich herum, — da fuhr der Narr aus dem Schlafe empor und ſchrie laut: „Hebe dich weg von mir, Satan!“

Als der Morgen heraufkam, hungerte Quint, und er ſtand auf, um irgend etwas Eßbares aufzufinden. An dem Rand einer weiten Hochfläche angelangt, kam es ihm vor, als dringe Geläut einer Herde von den tiefer gelegenen Wieſen herauf. Es war aber nur ein unter Steinen verſtecktes, gluckſendes Rinnſal, wodurch dieſe Täuſchung verurſacht wurde. Indeſſen bemerkte Quint in der Ferne ein einſames Haus, und, da ſeine Augen weitblickend waren, konnte er ſehen, wie Ziegen und Rinder aus der Stallung des Hauſes ins Freie traten und alſogleich, nachdem ſie die Köpfe ein wenig in den kalten Morgen erhoben hatten, zur Tränke liefen. Die Luft war nicht mehr lau, wie zur Nacht, ſondern vielmehr friſch; denn der Südwind hatte ſich eingelegt, und den Narren fröſtelte.

Nachdem er eine geraume Weile die Vorgänge und das ſpielzeugartig klein erſcheinende Haus in der Ferne beobachtet hatte, konnte er merken, wie eine Herde ſich mitſamt ihrem Hirten mehr und mehr von der Baude ablöſte. Sie bewegte ſich wohl eine Viertelſtunde lang in beſtimmter, ihm näher führender Richtung und hatte dann ihre Weide erreicht.

Quint pirſchte ſich an den Hirten heran.

Er fand einen greulich zerlumpten Kerl mit wulſtigen

Lippen und struppigem Haar. Der Mensch erschrak, als er Quinten sah. Allein als dieser sich, mit gehörigem Abstand, ruhig auf einem Granitblock niederließ und Ziegen und Zicklein, ja, sogar der Bock ihn vertraulich beschnupperten, achtete er seiner weiter nicht und fuhr fort, eine Pfeife aus Rinde zurechtzuklopfen.

Eine ziemliche Weile wartete Quint. Die schweren Rinder grasten ruhig. Zuweilen hob eins brummend den Kopf, um den Fremdling mit einem leeren, nichtssagenden Blick zu beglotzen. Endlich trat Quint an den Hirten heran.

„Mich dürstet."

„Hier gibt's genug Wasser zu trinken," antwortete jener ohne Bedenken in seiner kaum verständlichen Mundart.

„Schenke mir einen Trunk Milch, um Gottes willen."

Der Mensch sah Quint aus seinen gedunsenen und verschworenen Augen an und bekreuzte sich.

„Ich bin arm wie du."

„Ich habe zwei Tage lang nichts gegessen," ergänzte Quint.

Nun warf der Bursch seine Pfeife weg, als ob er eine Erscheinung sähe, holte ein Kännchen aus Blech herbei, das er unter einer Krüppelkiefer versteckt hatte, und schlich und kroch wie ein Tier auf Raub zu einer schwarzbraunen Blesse hin, die ihr Euter fast auf dem Grase schleppte, und als er sie zwischen das Knieholz verlockt und dort, verborgen, gemolken hatte, befand er sich plötzlich im Rücken Quints und reichte den Trunk über seine Schulter. Quint trank mit Gier und erquickte sich, und von nun an kam er täglich herauf zu dem armen Hirten, und dieser, ohne zu zögern und scheinbar mit immer größerer Freude, schenkte ihm Milch und teilte sein hartes Brot mit ihm.

Mit jedem Tage, den der arme Quint ohne anderen Menschenverkehr als den mit dem Hirten, zubrachte, geriet er tiefer in die Welt seiner Träume hinein. Jeder, der den eigentümlichen Reiz des Wanderns kennt und be-

ſonders des Wanderns in Gebirgen, weiß, welchen Reichtum an Bildern es innerlich auftauchen läßt und welche Fülle ſtarker Empfindungen. Was Wunder, wenn Quint, unter den Einwirkungen der dauernden Einſamkeit und des planloſen Wanderns, allmählich jedes Maß des Wirklichen ganz verlor und zuweilen von neuen und ſtarken Empfindungen dermaßen trunken wurde, daß er ſich kaum noch als Menſch empfand. Einen ſo Verſtiegenen weckt nur das Menſchenwort! Und da er in ſeiner Abſonderung nur das Atmen und Brauſen in der Natur immer wieder hörte und nur mit Sternen und Winden Zwieſprache hielt, empfand er faſt nur noch ſein Daſein als Geiſt, als heiligen Geiſt, und alſo als göttlich. Ihm ging durch den Kopf, was die Schlange im Paradieſe geſagt hatte. War nicht durch das roſenfarbene Heilandsblut die jahrhunderttauſende alte Sünde wettgemacht und dadurch der Zugang zum Baum der Erkenntnis freigeworden? Ja, war nicht Brot und Wein, wie es Jeſus geheiligt hat, die Erkenntnisfrucht und hatte er, Quint, dieſe Frucht nicht gegeſſen? Dieſe Frucht, von der die Schlange geſagt hatte: Genießet ſie, und ihr werdet wie Gott?

Er war wie Gott, ſo in alles Erhabene aufgelöſt, oft ſtundenlang. Dann ſtand er zuweilen dicht am Abſturz verwitterter Klippen und blickte mit einem bachantiſchen Lächeln furchtlos hinunter in die Abgründe. Unter ihm löſten ſich einſame Raubvögel und ſchwammen verloren im pfadloſen Raum, und plötzlich war es ihm dann zuweilen, als ſchölle ein Spottgelächter von unten herauf, und er müſſe, um dieſen Schall zu beantworten, einen triumphierenden Sprung in die Tiefe tun: dann würde er ſchweben, er wußte es, und leichter wie eine Taube dahingleiten.

Die heimliche Kraft dieſer Sehnſucht war groß in ihm. Er fühlte ſie oft. Er ſchalt ſich und ſagte, wenn er den inneren Anſturm überwunden hatte, zu ſich: man dürfe Gott, den Herrn, nicht verſuchen! Aber es war nicht allein der Drang, den Glauben oder das Wunder beſtätigt zu ſehen, auch war

es Wahn einer übermenschlichen Größe und Allmacht nicht, sondern es war eine Art Gewißheit, eine Empfindung der eigenen Unzerstörbarkeit, verbunden mit einer wilden, hingerissenen Ungeduld, die Mächte des Todes, die Mächte des Abgrundes, mit einem Triumphgeschrei, und wär's im irdischen Tod, zu verspotten.

Auf solche Wallungen folgte mitunter die tiefste Zerknirschung, und wenn dann die Stimmen, die „Gottes Sohn, Gottes Sohn!" riefen, dazukamen und nicht schweigen wollten, so fand sich der arme Mensch, nachdem er wiederum stundenlang ringend und betend auf den Knien gelegen, zuweilen erst wieder, aus schwerer Ohnmacht aufgewacht, Haupt und Glieder mit Schweiß bedeckt und immer noch stammelnden Lautes den Heiland bittend, er möge ihn doch in Gnaden befreien von dem allzuschweren Berufe der Nachfolge.

Nach solchen Erschöpfungsaugenblicken lockte und winkte auf einmal die Welt. Sie war dann nicht mehr das Weib, das in Wehen liegt und immer nur Jammer gebären kann, sondern sie lachte, tanzte und sprang in unverwüstlicher Schönheit und Jugend. Quint meinte, er habe sie nur nicht gekannt, und es kam ihm vor, als würde sie, wollte er nur jetzt gelassen zu den Stätten der Menschen niedersteigen, fortan auch ihm gegenüber nicht mehr spröde sein. Es war, als habe er irgendwo das Ende eines goldenen Fadens gefaßt, dem er nur nachzugehen brauchte, durch alle die Labyrinthe menschlichen Handelns und Wandelns, um nicht länger mehr arm, verachtet und elend zu sein. Es war, als habe ein höllischer Lichtfunken ihm plötzlich alle die seichten Kniffe und Ränke enthüllt, die den Schlauen im Handumdrehen reich machen, und als liege ihm plötzlich der eigene, scheinbare Narrenwert in Gold umgerechnet vor der Seele.

Es war nichts Gutes, was in ihm aufstieg, das merkte er wohl, trotzdem es dabei sehr ruhig herging und ohne zischelnden Satanslaut. Man würde tun, was sie alle tun; man

würde den Haß mit Haß bekämpfen, die Wut mit Wut, die Schmach mit Schmach. Man würde den Krieg zum Kriege tragen! Die Lüge zur Lüge! Betrug zu Betrug! Man würde auf Raub ausgehen, trotz allen gefräßigen Raubtieren und Räubern; erraffen, erbeuten und Reichtümer häufen, die Motten und Rost fressen. Man würde nehmen, nur nehmen: den Heller der armen Witwe, den Groschen der Waise, die Decke des Frierenden, das Brot des Hungrigen, und würde die Schreie und Flüche der Bestohlenen und Betrogenen, der Hungernden und Verkommenden, der Gequälten und Kranken, der Gemarterten und Gemordeten nicht mehr hören vor der Stimme der eigenen Gier. — Und natürlich müßte man Jesum verleugnen.

Dadurch müßte das Leben leicht sein, dachte mit Recht der arme Quint. Allein er verwirrte sich wieder in seinen Gedanken, weil der Zwang, um der Welt willen von dem Heiland zu lassen, ihm unerträglich war.

Nein, er mochte den Satan nicht anbeten, denn: „du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen!" ermahnte er sich, und von nun an trat eine Wendung in ihm ein. Wieder ganz Jesu zugekehrt, beschloß er, sich nochmals mit reinem und ruhigem Sinn seinem Evangelium hinzugeben.

So lag er in seinem Versteck, auf das Moos gestreckt, und las und dachte oder, langsamen Schrittes gehend, nahm er, Satz für Satz, die Schrift in sich auf und durchdachte sie eindringlich. Damit wurde es stiller und stiller um ihn, und der Sinn für das allgemeine Wort Gottes in der Natur schien einzig nur noch den Offenbarungen durch die Buchstabenreihen des heiligen Büchleins hingegeben.

Je näher Pfingsten heranrückte, um so stiller und ruhiger wurde Quint. Es waren neue und eigentümliche Dinge in ihm gereift, Erkenntnisse, durch die sich sein Wesen geschlichtet hatte.

Gott wurde Menſch, ſagte er ſich; das war das Myſterium. Er wurde ganz Menſch; dies war das größte unter den Wundern. Warum wurde er Menſch? Damit er dem Menſchen ein menſchliches und zugleich auch göttliches Beiſpiel ſein könne! Denn nur das Menſchliche iſt es, darin der Menſch das Göttliche faſſen kann. Was folgt nun daraus? erwog er weiter: daß wir mit Glauben und vollem Vertrauen das Menſchliche in dem Leben des Heilands zunächſt erfaſſen und immer tiefer begreifen ſollen: ihn menſchlich lieben, ihm menſchlich nacheifern. Dies wurde ſein Vorſatz, dies wollte er tun.

In dieſer Verfaſſung ward er ganz Demut. Der neue Geiſt, der ſich ſtandhaft erwies, entfremdete ihn, ohne daß er ſich deſſen deutlich bewußt wurde, den Lehren des Bruders Nathanael und brachte ihn auch zu ſeinem eigenen früheren Wirken in Gegenſatz. Er gedachte, wahrhaft beſcheiden zu ſein, und aus dieſem Grunde verwarf er alle Phantaſtik von ehedem, alle Ekſtaſen und Übertreibungen. Gewiß, er wollte, wie je, ein Bekenner ſein, aber nur ganz im Bereiche des Menſchlichen. Weniger die Lehre lehren, als tun. Um ja nicht dem Geiſt der Hoffart zu verfallen, dem ſchlimmen Geiſte des Selbſtbetruges, wollte er lieber ſogar von dem göttlichen Scheine ſich abkehren, um dafür um ſo inniger menſchlich zu ſein.

Er dachte nicht mehr daran, Wunder zu tun; denn er hatte geleſen, wie Jeſus das böſe, mirakelſüchtige, ehebrecheriſche Geſchlecht geſcholten hatte; auch erwog er das warnende Heilandswort von den falſchen Propheten und Wundertätern und wollte nicht einer der ihren ſein.

Quint konnte ſich kaum genugtun in ſeiner leidenſchaftlichen Neigung, ſich ſelbſt zu erniedrigen. Er hatte unklar einen gewiſſen Zwieſpalt erkannt, der ſich zwiſchen dem Heiland und ſeinen Jüngern vor Zeiten ſchon geltend gemacht hatte. Und indem er nun auf die Seite des Meiſters zu treten meinte, gedachte er Wunderſucht und Begier nach Lohn, die-

weil ſie der Heiland an ſeinen Jüngern nur immer mit Kummer betrachtet hatte, in ſich abzutöten. Er wollte der letzte und keineswegs mehr der erſte Diener am Worte ſein.

Alles Laute war ihm verdächtig geworden. Hochfliegende Pläne wies er auf dieſer Stufe ſeines wunderlichen und ſeltſamen Wandels entſchieden ab. Er wollte ſein wie die Kinder und Unmündigen: im Herzen rein und eines Tages ein Baum voller Früchte. Die Lehre tun, nicht die Lehre lehren wollte er jetzt; man ſollte ihn einſtmals an den Früchten erkennen.

Deshalb wollte er auch nicht als ein beſonders ausgezeichneter Lehrer oder Jünger oder Prophet zu den Menſchen herniederſteigen, ſondern äußerlich mehr wie jedermann, weniger öffentlich als im verborgenen Gutes tun. Jeſus würde ihn ſicher leiten. Er wollte nicht drohen und nicht verheißen, ſondern nur für ſich zunächſt auf einem der goldnen Pfade der Seele gehn, die Jeſus paradieſiſch durch die Wüſteneien der Erde gebahnt und erſchaffen hatte. Jedem dienen, niemand beherrſchen wollte er: das war des Toren ganz ungeheurer und gänzlich unausführbarer Vorſatz.

Er betete täglich des Heilands Gebet. Und weil er verzeichnet fand, die Jünger Jeſu hätten, ehe er ihnen das Vaterunſer auf ihren beſonderen Wunſch hin lehren mußte, überhaupt nicht gebetet, ſo ſprach auch er nur dieſes Gebet. Er betete es mit kindlichem Geiſte.

Allmählich auf dieſes Gebet beſchränkt, fiel ihn ein ſeltſamer Irrwahn an, der ſich leider in ſeinem Weſen befeſtigte. Jener Geiſt, der ſchwerlich ein guter iſt, machte ihn glauben, dies Gebet ſei eigentlich gar kein Gebet, es ſei nur das Weſen der Lehre, als Leitſtern für ſuchende Schüler in wenige Sätze zuſammengefaßt. „Vater unſer, der du biſt im Himmel. Geheiliget werde dein Name!“ — Dies war gebeten, nicht für den Bittenden, ſondern für Gott. An wen waren dieſe Worte gerichtet? An einen höheren Gott als Gott? Quint glaubte ſie an den Geiſt gerichtet: an den Gottgeiſt, welcher im Men-

schen ist. Er empfand das Verwegene dieses Gedankens, doch zog ihn sein Grübeln weiter fort. Da hieß es: „Zu uns komme dein Reich!“ An wen waren diese Worte gerichtet? Wiederum erschien es ihm, an den Geist. Er fühlte, wie er sie betend gleichsam an sich selber richtete. Es kam ihm vor, als ob er damit in sich eine heilige Quelle anschlüge, ein reines, heiliges Streben erweckte, einen neuen, tätigen, heiligen Geist; und inwendig in uns war ja das Reich. Es sollte sich durch den Geist ja in uns errichten. „Dein Wille geschehe!“ las er dann. War das überhaupt eine menschliche Bitte? Der allmächtige Wille des allmächtigen Gottes, des gewaltigen Jehova, sollte geschehen? und darum sollte ein Menschlein bitten? und wen, wen sollte es bitten darum? Hieß es aber: mache mit mir, was du willst, so war es nur Ohnmacht und keine Bitte.

Allein Quint bezog auch dies auf den Geist.

Der Wille des Geistes sollte geschehen, und müßte der Körper zu Asche werden.

„Unser täglich Brot gib uns heute!“ Nun, da war viel mit wenigem abgetan. Vielleicht war diese Bitte, dachte Quint, nur ein Zugeständnis an den gabenhungrigen Jüngergeist.

„Und vergib uns unsere Schuld!“ Wir waren schuldig, wir brauchten Vergebung. Alle ohne Ausnahme, meinte Quint; und er konnte den Gedanken nicht loswerden, als ob auch dies eine Scheinbitte sei. „Wie wir vergeben unsern Schuldigern!“ nämlich so weit und nicht weiter sollten uns unsere Sünden vergeben sein. Also: wer vergab, dem ward vergeben. Dem aber, der nicht vergab und doch betete, nicht. Es war eine Mahnung zum Vergeben.

„Führe uns nicht in Versuchung!“ kam nun. Was soll man zu dieser wunderlichsten der Bitten sagen? hatte der Tor bei sich, in einem Anfall von Aberwitz, gedacht, als er sie eines Tages gewohnheitsmäßig gesprochen hatte. Und der Böse flüsterte ihm ins Ohr: es hieße so viel als „Laß uns in Frieden!“ Über diese Stimme des Häßlichen siegte Quint.

„Verſuche uns nicht! Verſuche uns nicht!“ Hieß nicht der Böſe der Verſucher? Sollte dieſes aber nicht ſo viel heißen als „Verlocke uns nicht durch falſche Vorſpiegelungen! Lege auf unſeren Weg nicht Fallen und Fallſtricke! Reize uns nicht durch Martern und Leiden zum Widerſtand! Mache uns nicht zu Verbrechern am Nächſten durch Not und Lüſte! Setze uns nicht auf Richterſtühle, damit wir nicht über unſeren Nächſten und Mitſünder richten und blutige Urteile ſprechen! Mache uns nicht zu Königen, damit wir nicht Gewalt üben und durch Gewalt leiden und untergehen! Verführe uns nicht zum Raub, zum Mord und zum Diebſtahl am Gute des Nächſten! Verſuche uns nicht, denn wir ſind ſchwach! Erwarte du nicht Taten des göttlich Starken und Sündloſen von uns armen, im Dunklen tappenden Menſchen! Löſche das glimmende Docht nicht aus, ſondern erlöſe uns von dem Übel. Unſer ſei der Geiſt und der Frieden.“

Es war ein ſchrecklicher Gott, an den man die Bitte, uns nicht in Verſuchung zu führen, richten mußte, und Quint empfand, wie der Heiland verſucht hatte, eine furchtbare Gottesvorſtellung ihrer Härte und Furchtbarkeit zu entkleiden. Geheiliget und geliebt ſei dein Name, nicht mit Grauſen und mit Entſetzen genannt: ſo klang es durch das Gebet hindurch. Wir rufen in dir, was Liebe iſt, und was wir rufen, ruft in uns die Liebe. Soweit war der Tor auf gutem Weg; aber er ging über dieſe Erkenntnis hinaus. Er entthronte den perſönlichen Gott und glaubte, daß Jeſus ihn entthront habe und an ſeine Stelle den Geiſt geſetzt, womit ſich ſein Verhängnis ankündigte.

Faſt zwangsweis und tiefes Staunen erregend beherrſchte ihn dieſe Vorſtellung. Sie war ſo ſtark, er hätte zeitweilig leugnen können, auf dem feſten Grunde der Erde, in dem Elemente der Luft oder unter dem Dache des Himmels ſein. Seine Wohnung ſchien ihm allein der Geiſt. Die Bewegungen, die er ausführte, und beſonders alles, was er in einem höheren Sinne ſeine Leben nannte, ging vor ſich

gleichsam in einem Meer, das die seit Jahrhunderttausenden lebenden und verbundenen Menschenseelen darstellte. Außerhalb davon kannte er nichts oder wenigstens nichts als Finsternis.

Denke man sich die Menschen, Greise und Greisinnen, Männer, Weiber und Kinder, so viele ihrer die Erde bedecken, jeden mit einem Licht in der Hand. Etwas Ähnliches dachte sich manchmal Quint. So wie die Menschen getrennt voneinander standen und doch das Licht ihre Lichter zusammenfloß, so waren sie ihm, getrennt an Körper, einig im Licht. Ein Hunger nach Menschenseele überkam ihn wie nie zuvor. Es brach eine schmerzhafte Liebe und Sehnsucht zu Menschen in ihm auf. Es war, als wäre im Lichte der grenzenlosen Liebe zu Jesu, dem Menschen, ihm eine tiefe Erkenntnis von Menschenwert und Menschenberuf erschlossen worden. Die Menschenliebe nagte an ihm. Sie erfüllte den Narren mit zehrenden Süchten. Er wollte zu seinen Brüdern und Schwestern; er wollte nicht mehr, wie nach früherer eigensüchtiger Gewohnheit, kaltherzig fern von ihnen sein.

Er vergaß sich ganz, das heißt, er vergaß seine eigenen früheren Freuden und Leiden. Er glaubte erkannt zu haben, daß die Menschheit die Wohnung der Gottheit ist. Und während er dieses Gotteshaus, diese Gottesstatt noch blinzelnd unter der Überfülle von Pracht und Licht mehr ahnte, als sie betrachtete, schien ihm die Angelegenheit seines eigenen, kleinen besonderen Lebens vor dieser erhabenen Sache ohne Bedeutung zu sein.

Aus diesem Grunde befiel ihn ein Selbstaufopferungsdrang, eine Sehnsucht, aus der Vereinzelung seiner Körperlichkeit, wie aus einem Kerker, befreit, ins Allgemeine sich hinzugeben: sein Licht zum Licht, seine Liebe zur Liebe zu tun, um von sich und der Liebe erlöst ewig vollkommen in Gott zu sein.

Die völlige innere Umwandlung Emanuels Quints war einer der sonderbarsten Vorgänge. Es war das Sonderbare

darin, daß ein reiner und kindlicher Schwärmergeist den größten Teil seiner Schwärmereien durch einige, anscheinend ganz vernunftgemäße Erwägungen ersetzt hatte, die sich nach und nach zu einem in sich geschlossenen, festen System verbanden, das die Seele des Narren in einer weit ausschließlicheren Botmäßigkeit erhielt als der reine Gefühlsrausch von ehedem. Oft kam es vor, daß er selbst darüber erschrak, wie weit ihn sein Grübeln abseits von allen früheren Wegen geführt hatte, vermeintlich mit Jesu, dem Menschen, vereint, und tief ins Geheimnis vom Reiche Gottes. Entdeckerfreude beherrschte ihn. Aber alles, was er damals entdeckte und zu begreifen vermeinte, als es in überraschender Hellsicht wie Schuppen von seinen Augen fiel, beschloß er vorerst geheimzuhalten.

Viertes Kapitel

Eines Tages standen vor Emanuel Quint die Brüder Scharf. Sie hatten seit Wochen nach ihm gesucht, und es war den zuckenden Mienen ihrer bärtigen Angesichter abzumerken, was es für sie bedeutete, ihn endlich entdeckt zu haben. Auch der Narr war gemäß der neuen Verfassung seines Innern froh, sie wiederzusehen, und entschloß sich alsbald, mit ihnen die Herberge aufzusuchen, eine entlegene Baude, darin sie schon mehrere Tage genächtigt hatten.

Die Brüder hatten ihn gleich erkannt, trotzdem sein Bart und Haupthaar ein wenig verwildert waren, und wie sie nun, immer voll Demut, hinter ihm dreinschritten, gegen die Herberge hin, strahlte die Freude immer stärker und stärker aus ihren Blicken hervor, indessen sie seine Fragen beantworteten.

Sie berichteten Quint zuvörderst, daß ihnen vor mehr als drei Wochen der Vater gestorben war. Der Alte war selig

in Gott entschlafen, im Glauben an Jesum und an die Gewißheit der Auferstehung. Sie hatten darauf ihre Wirtschaft verkauft, um nicht an die Scholle ferner gebunden zu sein und ganz den Spuren des Narren zu folgen.

Sie hatten um dieser Absicht willen, die nicht verborgen geblieben war, viel Spott und Hohn zu erdulden gehabt; denn weil eine Anzahl gläubiger Christen der Umgegend wunderbarliche Dinge über das Erscheinen und das Verschwinden Emanuel Quints geweissagt hatten, so ward eine überwiegende Menge zu Haß und Verachtung angereizt, und kaum fehlte viel zur Wut der Verfolgung.

Ein sozialistischer Agitator Kurowski hatte die Brüder Scharf besucht, und als er von ihrer Absicht hörte, hatte er sie davor gewarnt. Aber sie waren fest geblieben. Auf seine Behauptung hin, daß Quint, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehn, vielleicht über die Grenze entschwunden sei und daß sie ihn schwerlich finden würden, hatten sie ihren Glauben betont und den gewissen Geist ihrer Herzen.

Darauf hatte Kurowski ihnen mit vieler Umständlichkeit etwa dies auseinandergesetzt, was sie nun wiederholen mußten, da Quinten das Verhalten des Agitators und Redakteurs besonders zu interessieren schien.

„Ihr werdet durch euren guten Glauben irregeführt. Dieser Schwärmer, der ohne Zweifel in edler Absicht handelte, als er in der Stadt seine Kapuzinerpredigt hielt, betrügt euch doch. Er betrügt euch, wie er sich selbst betrügt. Warum? Er fußt auf dem Grunde der Unbildung! Wenn dieser Schwärmer gebildet wäre, was er nicht ist, weil die Verruchtheit der herrschenden Klasse die allgemeine Bildung verhindert, so könnte er Ungeheures leisten. Es gibt eine neue soziale Wissenschaft; und wer nicht auf diese, sondern auf alle törichten Märchen baut, der baut auf Sand. Das größte Mitleid hilft uns nichts. Das tiefste Mitleid bringt uns nicht weiter. Es gibt einen Götzen, das Kapital, und solange man diesen nicht zertrümmert, hilft alle Güte und Mitleid nicht."

Einer der Brüder zog aus dem ehrbaren, langgeschößten Rock, den er anhatte, ein Schriftchen hervor, das ihm der Agitator geschenkt hatte: Das Kommunistische Manifest. Und Emanuel las das „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!" Doch er achtete dieses Anrufs nicht. Er bat die Brüder, ihm mehr zu berichten.

Als der Kreisarzt gekommen war, der den Totenschein für den alten Scharf hatte ausstellen müssen, kam zugleich eine alte Frau in das Zimmer herein, halbblind, die sich nach Quint, als sei er Wunderdoktor gewesen, erkundigte. Da hatte der Arzt etwa dieses gesagt:

„Daß ihr armen, törichten, ungebildeten Leute doch immer wieder solchen Charlatanen zum Opfer fallt! diesen Meuchelmördern und Giftmischern, die nichts weiter im Sinne tragen, als euch den letzten, kupfernen Pfennig aus der Tasche zu ziehen und eure Leiden zu verschlimmern. Es gibt kein triefäugiges und besoffenes altes Weib, dem ihr nicht alsogleich eure Gesundheit zum Opfer bringt, wenn es ihr einfällt, euch mit irgend einem noch so albernen dreisten Versprechen anzuschwindeln. Habt ihr denn keine Ahnung davon: es gibt ein ärztliche Wissenschaft! eine ärztliche Kunst! und die muß man gelernt haben. Angeboren ist sie uns nicht! Wenn ihr meinem Rat folgen wollt, guten Leute, so haltet euch jeden abgefeimten Hallunken, Pflasterschmierer, Harnbeschauer und Wundertäter vom Hals. Sie saugen euch Leib, Seele und Geldbeutel aus wie die Blutegel. Und dieser Quint ist ein kranker Hanswurst, und sollte er nochmals hier bei euch auftauchen, so verständigt mich nur unter der Hand davon, und wir stecken ihn einfach ins Irrenhaus."

Die Mutter Quints war ebenfalls, und zwar zu wiederholten Malen bei den Brüdern gewesen und hatte nach ihrem Sohne gefragt. Sie war zuletzt heftig und dringend geworden in der bestimmten Meinung, die Brüder verheimlichten ihr seinen Aufenthalt. Sie habe geweint, erzählten sie, und waren davon überzeugt, sie werde nicht nachlassen, bis sie ihn

finde. Ihre Rede sei immer gewesen, Emanuel wolle zu hoch hinaus. Gerade ihm, wie keinem andern der Brüder, hätte es obgelegen, durch schlichten Fleiß und Verträglichkeit der Familie aufzuhelfen, den Zorn des Stiefvaters zu besänftigen, dessen Leiden ein Milderungsgrund bei Betrachtung seiner meist üblen Laune sei. Sie hatte Emanuel nicht geschont und erregt und entrüstet, wie sie war, ihm Dutzende bitterer Namen gegeben. Wie nun der stets zur Erregung geneigte Anton Scharf diese mit starker Entrüstung aufzählte, wurde er plötzlich von Quint gefragt: „Was glaubt denn ihr, du und der Bruder, wer ich sei?“

Die Brüder schwiegen und sahen einander an. Es lag aber in den Blicken der beiden ausgemergelten Schwärmer, die durch Arbeit, Nachtwachen am Bett des Vaters und die glühende Sehnsucht ihrer Herzen überreizt waren, ein seltsam entschlossener Glanz, vor dem Quint erschrak. Es war ihm zumut, als müßte er ein noch unausgesprochenes Wort auf den Lippen der Brüder zurückhalten: ein Wort, vor dessen verwirrender Macht er Furcht empfand, und das zu vernehmen wiederum doch seine Seele hungerte.

Es hatte sich aber in den Brüdern Scharf eine Überzeugung festgenistet und war durch dasjenige, was sie von Nathanael Schwarz vernommen hatten, noch bestärkt worden: eine törichte Überzeugung, die aber eine unerhörte Empfindung von Glück in den beiden lebendig hielt, einen seligen Wahnsinn, wie er sich nur in dem engen, von der Welt geschiedenen Bezirke ihrer Kindereinfalt entwickeln konnte. Sie sagten: wir wissen, daß du der Gesalbte des Vaters bist.

Es muß zur Ehre des Narren gesagt werden, daß er, kaum seines Entsetzens Meister geworden, die Brüder mit heftigen Worten strafte und den Versuch machte, ihnen die schreckliche Absurdität einer solchen Behauptung vorzustellen. Auch gebot er den Brüdern Scharf, ihre Meinung durchaus geheimzuhalten.

Allein diese beiden fanden sich durch die drohende Kraft seiner Worte und durch sein blitzendes Auge in ihrer Meinung

durchaus nicht erschüttert, sondern bestärkt, obgleich sie mit ganzer Seele zum Gehorsam geneigt waren und dies mit dem Ausdruck wahrhaft hündischer Treue und Demut kundgaben. Schweigend gingen sie lange in der scharfen und klaren Luft des Gebirgskammes neben ihrem kläglichen Herrn und Meister her, bis alle eines entlegenen Häuschens ansichtig wurden, das mit tief heruntergezogenem Schindeldach auf einer verlassenen, von Steinblöcken übersäeten Berghalde stand.

Der Eintritt in diese Hütte, darin die Brüder vor einigen Tagen Quartier gesucht und gefunden hatten, würde für solche Menschen, die nicht gewohnt sind, irdischem Jammer und irdischer Not ins Auge zu sehen, eine grauenvolle Überraschung gewesen sein, denn wenn man den kleinen nach Ziegendünger riechenden Hausflur durchschritten hatte, betrat man ein niedriges, ziemlich geräumiges, schwarzes Gemach, dessen schmutzig-bräunliches Dämmerlicht die Gestalten darin zu Schemen machte und dessen übelriechender Dunst den Atem benahm. Und wenn man sich dann, gewöhnt an die Dunkelheit, von allem, was dies Zimmer barg, unterrichtet hatte, so konnte man Menschen in einem ungewöhnlichen Grade von Armut und irdischem Elende sehen.

Selbst Emanuel und den Brüdern Scharf, die in ihrem Leben nichts anderes kennen gelernt hatten als die ärgste Bedürftigkeit, denen ein Pfennig immer soviel und mehr als anderen Leuten ein Goldstück gewesen war, zeigten sich von dem, was sie sahen, auf eigentümliche Weise bewegt.

Zunächst hob sich ein älterer Mann, mit buschigem Bart und Haupthaar, von einem leeren, wurmzerfressenen Webstuhl heraus und kam, die Füße in Lumpen gehüllt, den Fremden lautlosen Schrittes entgegen. Dieser Mensch, der als alter Soldat an der ausgeblichenen, ehemals bunten Mütze, die er auch hier im Zimmer trug, zu erkennen war, beugte sich, nachdem er ihn mit beinahe erschrockenen Augen

gemuſtert hatte, auf des Narren Hand. Als er ſich danach wieder emporgerichtet, traf ſein Blick in die leuchtenden Augen der Brüder Scharf und erkannte darin den Ausdruck eines verzückten Triumphes, aus dem ohne Mühe, mit Bezug auf Emanuel Quint, zu leſen war: dieſer iſt es, den wir geſucht haben.

Quint merkte, er war erwartet worden, und dieſes eigentümliche Erwartetſein, wohin er auch immer kam, beſtärkte ihn auch hier in der närriſchen Annahme, als ob die Welt ſeiner ganz beſonders bedürfe, und als wäre ſein Wandel auf Erden eine göttliche Miſſion.

Er wurde an ein Lager geführt. Es war eine Bettſtatt, mit Stroh bedeckt, deren Umriſſe man im kellerartigen Dunkel nicht gleich unterſchied. Doch als das Stroh zu raſcheln begann, erkannte Emanuel einen nackten, mit Lumpen unzulänglich bedeckten, abgezehrten menſchlichen Leib und weiter ein Haupt, das Haupt eines noch jungen blonden Weibes, das ſich mit ſtierem, angſtvollem Blick ihm entgegenhob. Und ohne zu fragen, wer Quint wäre oder aus welchem Grund er gekommen ſei, fing ſie ſogleich mit lauter herzzerreißender Stimme zu klagen an.

Sie lag ſeit Wochen hilflos und krank auf dem Stroh und konnte nicht arbeiten. Sie hatte vor einem halben Jahr, in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht, ein Kind geboren, das, in einen hölzernen Trog gebettet, neben ihr an der Erde lag. Sie wies auf das Kind, als Emanuel ihr mit wenigen, tiefbewegten Worten ſein Mitleid zu erkennen gab, mit einer Gebärde grenzenloſer Verzweiflung hin und gab zu erkennen, wo der Gegenſtand ihres eigentlichen und letzten Jammers wäre.

Und wie ſich nun das weiße und ſommerſproſſige Antlitz des Narren über das ſchlafende Kind in dem hölzernen Troge herunterbog, ſahen die Brüder, wie ſich ſein Auge mit Tränen füllte. Und wirklich erkannte Quint ſogleich, daß jenes ausgemergelte nackte Weib auf dem Stroh die Wahrheit geſprochen hatte; denn dieſes ſchwer und fieberhaft atmende

arme Kind war über und über mit einem einzigen widerlichen und schrecklichen Schorf bedeckt, so zwar, daß man kaum zu glauben vermochte, wie es trotzdem noch am Leben war.

Der bärtige Mann und Familienvater sagte nichts, aber man konnte ihm anmerken, daß er ein Bewußtsein, und zwar ein fast feierliches Bewußtsein in sich trug, von Gott einer auserlesen furchtbaren Prüfung gewürdigt worden zu sein. War doch sein linker Arm durch Gicht verkrüppelt, die er sich in den Feldzügen 1866 und 1870 geholt hatte, und saß doch ein vierzehnjähriges blondes Mädchen, schmal und großäugig, an einer Garnspule hinter ihm, mit hohlen Wangen und hektischen Tupfen. Er wußte, seine morsche Hütte, von Menschen gemieden und vom Glück, war eine Lieblingsherberge für allerlei Krankheiten, Kummer und Not, die der Tod alljährlich besucht hatte, um einmal den Vater, einmal die Mutter, fünfmal je eines seiner Kinder mitzunehmen auf den kleinen Friedhof unten bei der Kirche im Tal.

All dieser Ernst, all dieses strenge und nackte Elend versetzte Quintens ganzes Wesen in süße, heimlich-hoffnungsfreudige Schwingungen, die auf einem Himmelsinstinkt zu beruhen schienen, wonach der tiefsten Not die Hilfe Gottes am nächsten sei: dies Wort in keinem irdischen, sondern in einem tiefen, mystischen Sinne genommen. Im Leid, im Mitleid, in der Liebe offenbarte sich Gott. Er schien unter diesen bangen und qualvollen Pulsen nur kaum wie unter letzten dünnen Schleiern verborgen zu sein. Oft stieg dann vor Quint, sich aus dem Dunste der Martern gleichsam formend, das schwebende Haupt des Erlösers hervor, mit der Krone aus Stacheln über der Stirn, von denen langsam Tropfen um Tropfen des heiligen Blutes über die Augen des Schmerzensmannes herunterrann.

Es war nun, als wenn immer dort, wo Quint im Bereich des Kummers erschien, sich sogleich dieser heimlich-hoffnungsheitere Zustand seiner Seele auf alle verbreitete, wodurch dann jeglicher arme Schächer sein Nahen als eine Wohltat

empfand, ſein Scheiden wie etwas Schreckliches fürchtete. Die Art der Erregung jedoch, von der die drei Bewohner der kleinen Baude befallen waren und die von den Brüdern Scharf geteilt wurde, war mehr als das Wohlgefallen an menſchlicher Güte und menſchlichem Troſt. Quint fühlte die Augen des Mannes, die Augen der Frau, die Augen des vierzehnjährigen Mädchens mit einem hungrigfragenden Glanze auf ſich ruhen, er ſah ein ſeltſames Beben der Hände, wie wenn Zweifel und Glaube, unter ſich ringend, dennoch bereits die Gegenwart eines erſehnten Wunders nahe empfinden. Er bemerkte dies wohl, und da er, was er mit kühlen Sinnen beobachtete, mit dem überſpannten Ausdruck und Ausruf der Brüder zuſammenhielt, der ihn noch eben überraſcht und betroffen gemacht hatte, geſtand er ſich ein, daß ohne ſein Zutun hier die Einfalt, die Angſt und die Lebensnot ſich in ſündliche Einbildungen unglaublichſter Art verſtiegen hatte.

Dieſe armen, unwiſſenden Menſchen, ſagte er ſich, halten mich am Ende in ihrem Fieberwahn wahrhaftig und wirklich für Jeſum Chriſtum, Gottes Sohn, aber anſtatt nun gleich wiederum das zu tun, was er ſchon einmal vergeblich getan hatte, anſtatt zu verſuchen, den krankhaften Irrtum ſogleich mit der Wurzel auszutilgen, ſchob er es auf und ließ es zunächſt dabei bewenden. Ja, es ſchlug aus dieſem Irrtum etwas zurück in ihn, das ihn hilflos in das gleiche innere und auch äußere Beben verſetzte, das er im Kreiſe des Elends wahrnahm, dahin er zu Gaſte kam.

Die Brüder Scharf, der ausgehungerte Veteran, der Schubert hieß, und Martha, die vierzehnjährige Tochter dienten ihm, das heißt, ſie verſtändigten ſich mit Blicken und holten dann, nicht ohne beſondere Wichtigkeit, einige Vorräte aus dem Kellergelaß der Hütte herauf, die mit den Pfennigen der Gebrüder Scharf gekauft worden waren. Martha, die Reiſig zuſammengeleſen hatte, füllte das Loch

des Ofens damit, wo es lustig erwärmend aufprasselte. Sie holte kaltes Gebirgswasser, in einer Topfscherbe, von draußen herein und stellte Kartoffeln ans Feuer, ein außergewöhnliches Festmahl für die Familie, die sich gewöhnlich mit einer Brühe aus Schalen begnügen mußte.

Es war aber noch etwas Köstlicheres im Keller der Hütte verborgen gewesen: nämlich Wein. Die Brüder hatten ihn von einem zigeunerhaft häßlichen Menschen gekauft, ohne zu wissen, daß jener ihn von Böhmen nach Preußen herüberschmuggelte: und dieser Wein, eine Flasche voll, ward nun ebenfalls auf den Tisch gestellt.

Emanuel Quint beachtete alle diese Vorbereitungen für ein schwelgerisches Gastmahl nicht. Er hatte einen Schemel ans Bett des kranken Weibes gerückt und saß nun, ruhig gebeugten Hauptes, leisen Tones auf sie einredend. Es war keine Spur von Scham, ihrer nahezu völligen Nacktheit wegen, in ihr. Der Mangel, vergebliches Ringen mit dem Elend, Jahr um Jahr, hatte jene Luxusempfindung vollständig in ihr abgetötet. Emanuel Quint, der kinderreiche Familien kannte, die, um Kleider zu sparen, oder weil sie nur einige, von dem oder jenem abwechselnd zu benutzende Lumpen hatten, nackt im Hause umhergingen .... Emanuel Quint war angesichts dieses Weibes doch von einer Empfindung gestreift, die bewirkte, daß er soviel wie möglich vermied, sie anzublicken.

Oft hörte er gar nicht, was sie sprach, sondern lag im Kampfe mit inneren Regungen, solchen, deren er glaubte in den letzten Wochen Herr geworden zu sein. Dann kam es ihm vor, als ob dieses Weib, dessen Antlitz so abgezehrt war, daß sie die schmalen Lippen über den Zähnen nicht schließen konnte, im üppigen Schmucke ihres aufgelösten, rötlich barbarischen Haarschwalls, trotz ihres grausigen Elends, verlockend sei. Er schämte sich bitter seiner Gedanken. Aber der makellose Glanz ihrer runden und schmächtigen Schulter, dem sein Auge nicht wohl entgehen konnte, sowie der Perlmuttschimmer des Körpers aus dem Stroh hervor, der die

umgebende Dürftigkeit zu verhöhnen ſchien, machte ihn immer wieder unſicher. Er liebte das Weib. Er liebte ſie, weil er wie eine immer blutende Wunde das Leiden des Mitempfindens in ſich trug, weil jener im Kampf der Menſchen untereinander alles beherrſchende Haß in des Narren Bruſt keine Stätte hatte und alſo Menſchenhaß durch Menſchenliebe erſetzt worden war. Aber wie im Raum eines Schiffes die Waren voneinander getrennt liegen, die es über die Meere trägt, in beſonderen Räumen, durch Wände geſchieden, und wie ſie bei Sturm zuweilen durch die Wände, eins ins Bereich des anderen durchbrechen, ſo trat auch jetzt in der Seele Quints etwas Ähnliches ein. Nämlich wenn wir mit anderen Menſchen die Unterſcheidung zwiſchen himmliſcher Liebe und irdiſcher machen, ſo müſſen wir ſagen, daß die irdiſche Liebe des Narren heimlich in das rein getrennte Gebiet der himmliſchen brach, wenngleich es ihm ſchien, als wäre dadurch dieſe himmliſche erſt recht zu ihren Himmeln geſteigert worden.

Das arme Weib erging ſich in Anklagen, und zwar, was für Emanuel bitter zu hören war, nicht gegen Menſchen, ſondern vielmehr gegen Gott. Sie erzählte teilweiſe ihre Lebensgeſchichte, das heißt nichts anderes als die Geſchichte ihrer ununterbrochenen Lebensnot, und dem armen Narren ſchoß der Gedanke durch den Kopf: wie ſie denn überhaupt von einem anderen Zuſtand, einem glücklichen, etwas wiſſen und daran verzweifeln könne. Sie hatte als Kind die furchtbaren Quälereien einer dem Trunk ergebenen Mutter zu dulden gehabt und, oft unter übermäßiger Arbeit zuſammenbrechend, Dinge mit angeſehen, die ihre Erinnerungen dermaßen vergifteten, wie ſie vor Zeiten die Kräfte ihres Verſtandes unterwühlt hatten. Jegliches Unflätige, jegliches Viehiſche hatten Mutter und Vater von ihr verlangt und wie Kröten vor ihren Augen verrichtet. Die Mutter blieb endlich, zum Glück der Tochter, auf Bettel und Trunk immer länger und länger aus, ſo daß nun wenigſtens wochenlang

Ruhe herrſchte, und die Wände der engen verfallenen Hütte nicht mehr von Gezänken widerhallten und von wildeſter Schlägerei.

Inzwiſchen aber war der Vater zum Liegen gekommen, wie man ſagt, und vermochte nicht mehr mit ſeinem Leierkaſten auf den Kammweg hinauszugehen, wo die fremden Touriſten vorüberſtrichen, und damit ward dem Mangel die Haustür erſt recht aufgetan, und der nagende Hunger war neben der Krankheit ein ſtändiger Einlieger geworden. Pflege des Vaters, Ernährung ſeiner und der Geſchwiſter hatten von da ab auf ihren Schultern gelegen, den Schultern der Elfjährigen, bis eines Tages nach vielen Martern der Vater kalt, im Lichte der Winterſonne, auf ſeiner vermoderten Strohſchütte lag.

Nun waren die Flüche verſtummt, mit denen die Seele des Alten ſich immer wieder entlud und die das Kind zu raſtloſer Arbeit gepeitſcht und in der Hölle gebunden hatten, aber jetzt tauchte die Mutter auf, das heißt, ſie erſchien im Wahnſinn der Trunkenheit nachts vor der Hütte, Einlaß und Geld fordernd.

Zitternd öffnete ihr das Kind!

Die betrunkene Frau erkannte den Tod im Antlitz des Abgeſchiedenen nicht. In deliranten Wahnvorſtellungen befangen, nahte ſie ihm, verſpottete ihn und beſchimpfte ihn. Sie geriet in immer ſteigende Wut hinein und vergriff ſich am Ende raſenderweiſe an dem Leichnam, ſein Antlitz durch Backenſtreiche entwürdigend. Schließlich fiel ſie, rot und gedunſen, Schnapsdunſt um ſich verbreitend, neben dem Toten aufs Lager hin, wo ſie bewußtlos liegen blieb, die Nacht bis zum ſpäten Morgen durchſchnarchend.

Immer eifriger legte das Weib, unter mühſamen Atemſtößen, vor Quint ihre Beichte ab, wozu das Stroh ihrer Bettſtatt, auf dem ſie ſich unruhig hin und her wälzte, gleichmäßig kniſterte. Es kamen nun ihre Leiden als Jung-

frau und Weib. Es kamen die Leiden des Gebärens, des letzten Kindbetts, vor kaum einem halben Jahr, von dem sie sich, in Wochen vernachlässigt, bis jetzt nicht wieder erhoben hatte. Und immer klang ihre Frage: warum? warum alle diese Leiden auf sie gehäuft wären? Es hieße doch, meinte sie, daß ein gütiger Gott im Himmel sei.

Ob es denn wahr wäre, fragte sie weiter, was ihr Mann zu erzählen nicht müde werde: nämlich, daß der Heiland noch einmal erscheinen wolle in der Welt und tausend Jahr darin eitel Glück und Freude verbreiten? Sie glaube es nicht. Sie habe, sprach sie, zu oft immer wieder geglaubt und sei doch immer betrogen worden. Es käme ihr vor, als ob das Gerede von Glaubensollen und Besserwerden nichts als Lüge sei. Schubert, der Mann, trat nahe herzu, um ihr mit wenigen, ernsten Worten die Sünde des Unglaubens zu verweisen.

Wie gerne hätte nun Quint dem armen blutflüssigen Weibe gesagt: stehe auf und wandle! oder auch nur: trage das Joch, das ich dir auflege, mein Joch ist sanft, meine Last ist leicht. Aber in seinem Innern herrschte diese Überzeugung längst nicht mehr. Schon vor seiner ersten Narrenpredigt auf dem Markte zu Reichenbach hatte ihm bereits der Heiland der Bergpredigt vorgeschwebt, und: nehmt euer Kreuz auf euch! war ihm die Losung gewesen. Freilich begriff er damals diese Losung noch nicht, wie er sie später verstehen lernte.

Wie hätte Quint diesem unter der Rute der Trübsal ächzenden Weibe das: „nimm dein Kreuz auf dich!“ predigen sollen? ihr, deren hungrige Augen, zu ihren Worten in Widerspruch, allen Sättigungen des himmlischen Paradieses entgegenflehten. Wie konnte er dieser Armen sagen, was er sich selbst immer zurief: verleugne dich selbst! oder: dein Leiden ist Lohn! hoffe keinen anderen! der Lohnsüchtige ist eben der Mensch in der Welt, der alles Böse immer wieder hervorbringt! der Lohnsüchtige ist des Menschen Wolf! sei du der Wolf nicht, den der Böse in die Hürden der Menschheit losläßt! sei das Lamm! sei Gottes Lamm! sei das geduldige

Schaf unter den Händen des Scherers und des Schlächters? — Nein, alles dieſes behielt er für ſich, und er konnte nicht anders, als ihre Hoffnung auf einen gerechten Ausgleich, einen himmliſchen, jenſeitigen anzufachen und aufzunähren.

Während des Eſſens blieb der Narr ſtumm und in ſich gekehrt. Dieſes Weib, ſo erwog er bei ſich, wird das irdiſche Paradies der Zukunft nicht ſehn. Keiner von uns. Wir haben uns hingegeben ohne Hoffnung auf Anteil, als Beiſpiele, als aufopfernde Bauleute einer Kirche, die wir ſelbſt nicht betreten werden. Nicht für Gott, dachte Quint weiter, mich zu opfern, treibt mich der Durſt! ſondern mit Gott und in Gott, nach Jeſu Beiſpiel, für den Menſchen! Der Menſch, des Menſchen Sohn, er iſt es allein, dem meine irdiſchen Kräfte, ohne Rückhalt, in Liebe, ſich darbieten.

Aber die Brüder Scharf und der Weber Schubert ahnten von ſolchen Betrachtungen nichts. Dieſe beſchränkten und armen Menſchen lebten innerlich ganz in ihrem feſten, gläubigen Wahn, der wie jedweder Wahn für den Nüchterndenkenden ſchwer zu begreifen iſt. Es kommt von Zeit zu Zeit über die alte Welt ein Verjüngungsgefühl, verbunden mit einem neuen oder erneuten Glauben, und gerade zu jener Zeit, um das Jahr 90 verwichenen Säkulums, ſchwamm neuer Glaube und Frühlingsgefühl in der deutſchen Luft. Es war ein Rauſch, deſſen Urſachen vielfältig waren und ſpäterhin zu erörtern ſind. Genug: zu wiſſen, daß dieſer Rauſch bis in die entlegenſten Winkel des Landes drang und, ich möchte faſt ſagen, das Blut der Menſchen blühen machte und daß er auch unvermerkt die Brüder Scharf mehr und mehr vom Boden der nüchternen Wirklichkeit entfernen half.

Der ungeheure Wahn, als die erſten der Gemeinſchaft mit Gott, bei ſeiner Wiederkunft in die Welt, gewürdigt zu ſein, erfüllte ihr waches Leben, gleichwie ihre nächtlichen Träume, mit einer ſchwer zu bemeiſternden Trunkenheit. Während ſie nun aber aßen und tranken, konnten ſie dies gebändigte Glück nicht ferner in ſeinen Feſſeln zurückhalten, und es tat ſich,

trotz der Gegenwart Quints, hervor in Selbstgerechtigkeit und in Übermut.

In ihren Reden, die sie mit heiseren, immerhin noch gedämpften Stimmen vorbrachten, war nicht die Erlösung aller das Wichtige, sondern vielmehr die Verfluchung der Schlechten, das Gericht! nicht so das Verzeihen, als die Rache! nicht so das Leiden um Jesu willen, als um des erduldeten Leidens willen der Lohn. Mit Schrecken gestand sich Quint, wieweit diese, seine einstweilen treuesten Jünger, vom Reiche Gottes, wie er es ersehnte, entfernt seien.

Die Nähe des Tausendjährigen Reichs, das die Erde zum Paradiese umwandeln sollte, beschäftigte sie, und es war zu merken, daß sie auf neue Leiden vor dem Eintritt des Millenniums der Glückseligkeit nicht mehr rechneten. Zwar spukte die Offenbarung Sankt Johannis mit allen ihren Schrecken in ihnen, aber sie waren ja ihrer Meinung nach unmittelbar in des Heilands Schutz. Sie stellten sich vor, wie dieser zur Rechten des Vaters herniederfahrend Gerichtstag hielt und wie er die Schafe von den Böcken absonderte, und es befreite sich ihre Wut gegen alle jene Mächte der Zeit, die sie für gottlos hielten und denen sie die ganze ungeheuere Summe des Erdenjammers ins Schuldbuch schrieben.

In dieser Beziehung dachten sie an das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus, und wie dieser endlich im Himmel lustwandelte, während der reiche Mann im russisch-türkischen Bade der Hölle durstete. Daß jenen durstete, tat ihnen wohl. Und wie der Wein und die Speisen sie anregten, stießen sie nach und nach eine nicht geringe Anzahl ihrer Mitmenschen: den Müller des Dorfes, in dem sie gelebt hatten, den Pfarrer, den Barchenthändler, für den sie am Webstuhl geschwitzt hatten, und manchen anderen lieben Nächsten zu dem gepeinigten Reichen in die ewige Flamme der Hölle hinab.

Quint dachte daran, die Scharfs mit harten Worten zu strafen. Er besann sich jedoch und erwog, wieweit, seit der

Trennung von ihnen, die Kluft zwiſchen ihnen und ihm geworden war. Er hielt ſich zurück und dachte, daß dieſe Menſchen, obſchon erwachſen, in einem gewiſſen Sinne doch Kinder wären, die man von Stufe zu Stufe zur Wahrheit hinanführen müſſe, ſollten ſie anders fähig werden, ſie zu begreifen. Überdies: wir wollen es rund heraus ſagen, Quint grauſte ein wenig vor ſeiner eigenen neuen Wahrheit. Er fürchtete ſich. Sie frei zu bekennen, war nicht ganz in ihm der volle ſichere Mut vorhanden.

Und plötzlich, er wußte kaum wie und warum, fing der Narr vom „Geheimnis des Reiches Gottes" zu reden an, hiermit unwillkürlich einen Ausdruck des Heilands aufgreifend. Mit ſorglicher Schonung des Jüngerwahns machte er dadurch ihre, das nahende Reich betreffende Meinungen und Erwartungen unſicher, ſo daß die Männer ſchließlich verdutzt zurückblieben, als Quint ſich erhob und auf den leeren Dachboden der Hütte zur Ruhe ging.

Emanuel hatte nur wenig geſchlafen, als er wieder erwachte, mit dem kleinen Bibelbuch in der Hand in den Mondſchein des Dachfenſters trat und mühſam Bibelſtellen entzifferte. Dann ging er ruhelos langſam auf und ab, der ganzen Länge des Dachfirſtes nach, dem Geheimnis des Gottesreiches nachgrübelnd. Plötzlich drang aus dem unteren Zimmer Geſchrei herauf, und gleich darauf knarrte die Stiege heftig. Anton Scharf, der im Hausflur geſchlafen hatte, erſchien und bat inſtändig, Quint möge herabkommen.

Als Quint in das untere Zimmer trat, ſchrie der Säugling in ſeinem Troge laut. Die Frau auf der Strohſchütte rang ihm beide Arme entgegen, heftig weinend und Hilfe erbittend. Der alte Schubert, der im Webſtuhl ſaß, hielt etwas in ſeinen Armen feſt, das ſich in konvulſiviſchen Windungen regte. Martin Scharf ſtand ratlos dabei, einen qualmenden Lichtſtumpf in der Hand.

„Sie hat wieder ihren Krämpfeanfall bekommen," ſagte

der ältere Scharf. Nun erkannte Quint, daß es die vierzehnjährige Martha war. Er nahm das Licht aus den Händen Scharfs. Sobald der Schein ihr entsetzlich verzerrtes Antlitz nahe berührte, fauchte und sprudelte sie wie eine Katze danach. Aber sie wachte nicht auf, sondern verharrte durchaus in Bewußtlosigkeit, und alle erschraken, als unerwartet ein wildes, tierisches Heulen aus ihrer nackten und schmalen Brust erscholl, wild und dem eines Hundes nicht unähnlich, und als sie darauf mit rasender Überstürzung Gott, den Heiland und alle Engel zu verfluchen begann.

Quint fühlte, was man von ihm erwartete, aber auch ohne das war sein ganzes Wesen, Hilfe zu bringen, innigst geneigt. Ganz instinktiv tat er sogleich dasjenige, was, sofern man jemand aus einem Schlafe erwecken will, gebräuchlich ist, und erhob, nachdem er Wasser vom Brunnen erbeten hatte, die eigene Stimme laut, mit strengen Worten auf Martha einredend.

Wahrscheinlich hatte nun der Anfall an sich und in sich sein Ende erreicht, doch es konnte nicht fehlen, daß, als sich Friede und Schlaffheit durch den Körper des jungen Mädchens verbreitete, dies für die Glaubenswilligen ein neuer Beweis für die Wunderkräfte des Narren war. Und in der Tat, als jener sich schweigend wieder entfernt hatte, und zwar, für sich, in die eisige, klare Mondnacht hinaus, das Mädchen aber ruhig schlummernd zur Seite der Mutter lag, hielten die Männer noch bis in den Morgendämmer hinein Gespräch miteinander, vom vermeintlichen Wunder völlig durchdrungen.

Martha erwachte erst spät am Nachmittag, und was sie erzählte, war wiederum dazu angetan, die Einbildungen des kleinen Kreises anzufachen. Es lag über ihr eine stille und selige Feierlichkeit, nach deren Ursache ausgefragt sie glatthin behauptete, sie habe Jesus, den Heiland, und zwar umleuchtet von himmlischer Glorie, mit allen Wundenmalen im Traum gesehen.

O Jesu, süßes Licht,
nun ist die Nacht vergangen.
Nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Solche und ähnliche Verse sang das Mädchen von jetzt ab beständig vor sich hin, welche Hausgeschäfte sie immer verrichtete.

Fünftes Kapitel

Man hat erlebt, wie ein gewisser Wahnsinn wie Brand oder Meltau im Korn, oder wie physische Ansteckung, in weiten Distrikten um sich greift, und so hatte auch hier in dieser entlegenen Gegend sich bald das Gerücht verbreitet, daß, wenn nicht der Heiland selbst, so zum mindesten ein Apostel! wenn kein Apostel, so doch mindestens ein heiliger Mann! wenn kein heiliger Mann, so doch mindestens ein Wunderdoktor erschienen wäre! — und so fand Emanuel am dritten Morgen das Haus von einem Gewimmel brestlhafter Menschen umlagert. Um das aber glaubhaft zu finden, muß man in Rücksicht ziehen, welche Bedeutung der Laienarzt, der Schäfer, die weise Frau mit den Sympathiemitteln noch immer im Bereich des gemeinen Mannes hat.

Zufälligerweise war es der erste Pfingstfeiertag, der die Versammlung so vieler lahmer und blinder, hustender, fiebernder und ächzender Menschen sah. Es waren Männer wie Weiber, Kinder, Leute bei guten Jahren und Greise darunter. Die Sonne schien warm auf das kahle steinige Feld herab, und da Martha, die den seltsamen Zustrom zuerst bemerkte, die an sich nicht ungeduldigen Leute ruhig zu warten veranlaßt hatte, saßen sie ganz gesittet auf den zerstreuten Blöcken Granits umher und harrten des wundertätigen Arztes.

Es führte aber in nächſter Nähe einer jener Pfade vorbei, die angelegt ſind, um wanderluſtigen Bewohnern der Täler und Ebenen, Städte und Dörfer die herrliche Bergwelt zu erſchließen, und heute, als am erſten Pfingſtfeiertage, waren alle dieſe Pfade ſchon früh von heiteren, frühlings- und wanderfrohen Menſchen belebt. Einige dieſer Leute blieben nun auf dem nahen Wege verwundert ſtehen, um das ſeltſame Lager zu betrachten. Nach einiger Zeit bemerkten ſie, wie jemand aus der windſchiefen Hütte ins Freie trat, und gleich darauf eine allgemeine Bewegung unter den Wartenden.

Emanuel Quint hatte mit äußerer Ruhe und heimlichem Herzklopfen durchs Fenſter die Menge der Hilfebedürftigen wahrgenommen und ſchließlich den Weber Schubert hinausgeſandt, damit er den Leuten ſagen ſollte, Quint ſei nur ein armer Mann wie ſie und durchaus nichts weniger als etwa ein Wundertäter. Und als nun die Leute den ihnen bekannten Weber umringten, tat er, wie ihm befohlen war, aber doch nicht auf eine ſo überzeugende Art, daß es den feſten Glauben der ihn Beſtürmenden irgend beirrt hätte. Sie traten vielmehr in dichten Schwärmen bis an die Fenſter des Hauſes heran: Weiber hoben mit viel Geſchrei ihre Säuglinge vor die Scheiben, Männer zeigten ihr hinkendes Bein, und viele Zeigefinger waren gleichzeitig auf die Augen von Blinden gerichtet, deren Heilung zugleich mit wilden Schreien erbeten ward.

Da trat der Narr mit einem ſtillen und feſten Entſchluß plötzlich in den Andrang der Mühſeligen und Beladenen mutig hinaus, die ſogleich die Falten ſeines zerſchliſſenen Rockes, ſowie ſeine Hände und nackten Füße mit Küſſen bedeckten. Die Fremden ſahen, wie der lange, groteske Menſch eine Zeitlang hilflos, wie auf einer Woge des Elends ſchwamm. Dann aber gelang es den Brüdern Scharf, einen Raum zwiſchen ihrem Idol und der ſinnloſen Menge frei zu machen.

Es war nun für Quint kein anderer Ausweg möglich, als daß er mit lauter Stimme das Wort ergriff und zu der ganzen Verſammlung redete.

Was aber der Inhalt ſeiner Predigt war, wird von denen, die ſie gehört haben wollen, nicht einhellig dargeſtellt. Auch mengte der Narr im Feuer des Augenblicks wohl allerlei widerſprechende Dinge zuſammen, wie ſie aus eigenem Denken und Bibelerinnerungen auf ſeiner Zunge zuſammenſtrömten. „Was ſeid ihr gekommen zu ſehen?“ fing er etwa zu rufen an. „Wollt ihr einen Arzt ſehen? Ich bin ein Kranker und nicht ein Arzt! Wollt ihr einen Menſchen in ſchönen Kleidern ſehen? In beſſeren Kleidern als jene ſind, die eure kranken Glieder bedecken? Wahrlich, ich bin ſo ſchlecht bekleidet denn ihr. Die aber in guten und weichen Kleidern gehen, wohnen geruhig in ihren Paläſten! Wollt ihr einen Propheten ſehen, der die Sünden der Welt verflucht? Ich bin nicht gekommen, um zu verfluchen! Wolltet ihr einen Menſchen ſehen, der mehr iſt denn ihr: ein Meiſter der Kunſt, ein Meiſter der Schrift? Wiſſet, ich bin ganz ungelehrt und bin weniger denn ihr! Ich kann weder Kranke heilen, noch Tote erwecken, außer von geiſtlicher Krankheit und geiſtlicher Not, und wenn ihr dergleichen wünſcht und erbittet, ſo wird euch vielleicht geholfen ſein. Ich habe eine Taufe empfangen, eine Taufe mit Waſſer! ich aber kann nicht mit Waſſer taufen, meine Taufe geſchieht durch den Geiſt.“ — Die Brüder Scharf und den Weber Schubert anblickend, fuhr er fort: „Des Menſchen Sohn iſt nicht in die Welt gekommen, die Seelen der Menſchen zu vernichten. Er iſt auch nicht in die Welt gekommen, das Joch von dieſen Schultern auf jene, die Laſt vom Rücken der Guten auf die Rücken der Böſen zu tun, ſondern er ſelber will alle Laſten auf ſich nehmen. Wer Ohren hat zu hören, der höre: Jeſus der Heiland, ihr nennt ihn wahrhaftig mit Fug den Gottesſohn. Gott aber iſt Geiſt! Jeſus ward aus dem Geiſt geboren! Es ſei ferne von uns und von euch, etwa anzunehmen, Gott ſei ein Leib und es

habe ein irdischer Leib seinen leiblichen Sohn hervorgebracht. Was aus dem Geist geboren ist, das ist Geist. Tretet in die Geburt des Geistes, so seid ihr in der Wiedergeburt! Geist ist der Vater, Geist der Sohn und auch ich bin vom Geist wiedergeboren! Wohlan ich zögere nicht, euch dies zu verkünden: wer aus dem Geiste wiedergeboren ist, der ist Gottes Sohn. Ich bin Gottes Sohn so verstanden. Aber auch ihr, ein jeder von euch, kann durch die Wiedergeburt eben das werden, was ich bin, ihr alle könnt Gottes Kinder werden."

Im Innern der Hütte hatte das kranke Weib und die kleine Martha durchs offene Fenster die Predigt des blinden Blindenleiters mit angehört und hatten sie ebensowenig verstanden als irgendeiner unter denen, die ihr dort draußen andächtig zuhörten. Sie hatten, vom Klange der lauten und innigen Stimme Emanuels ergriffen und aufgeregt, der Worte wenig geachtet, die er hervorbrachte, noch weniger ahnten sie etwas von ihrem Zusammenhang. Alle, und auch die Brüder Scharf, fanden sich nur an das, was sie aus der Bibel wußten und kannten, erinnert, und diese, die Brüder, lebten durchaus nur in ihrem eigenen Wahn, den sie durch das gefährliche Wort Emanuels: „ich bin Gottes Sohn" auf unerhörte Weise bestätigt fanden. Wie Quint, das heißt, in welchem Sinne, er eine Gotteskindschaft behauptet hatte, vermochten sie nicht in Rücksicht zu ziehen.

Als Quint seine Predigt beendet hatte, stürmte die Menge heulend und flehend auf ihn ein, einer immer den andern zurückstoßend. Der Blinde ward zum Stolpern gebracht. Säuglinge schrien, während die Mütter unflätig aufeinander loskeiften. Nahe vor den Augen des Narren fuchtelten Stümpfe von Armen, verkrüppelte Hände, Stöcke und Krücken minutenlang, es begann ein entsetzliches Katzbalgen, wobei das immer wieder zur Schau stellen ekelhafter Gebresten besonders entsetzlich zu sehen war. Der Narr erschrak. Was waren hier Worte?

Nachdem er eine Zeitlang vergebens verſucht hatte, Ordnung in die entfeſſelte Menge zu bringen, zog er ſich in die Hütte zurück, wo er aber von der Frau ſeines Wirtes auf eine Weiſe empfangen wurde, die ihn noch mehr als der Anſturm der Menge hilflos fand. Mitten im Zimmer kniete das Weib. Sie hob die Arme empor und betete. Sie ſah ihn, Gebete murmelnd, mit irrſinnig leuchtenden, gläubigen Augen an, während Martha mit zitternden Lippen am Ofen ſtand und ſichtlich ergriffen die Hände faltete. Bei alledem fühlte der Narr eine ſchwere Verwirrung in ſich aufſteigen, verbunden mit einer Verſuchung, die ſchwerer als irgendeine der früheren war. Um ihn her erhob ſich ein Wahn, der, einem gewaltigen, aus der Erde dringenden Sturme gleich, etwas Unwiderſtehliches an ſich hatte. Es wuchs eine ſchreckliche Macht um ihn, von der er nicht wußte, ob er ſie ſelbſt oder wer ſonſt ſie entfeſſelt hatte, eine Glaubensgewalt, die ihn, wie die Welle eines Bergbachs das dünne Reis, erhob und unaufhaltſam mit ſich riß. Nun wird man ſagen, er war ein Narr, und alſo nahm er ſich wohl ohne erheblichen Widerſtand für das, wofür ihn die Leute in ihrer Torheit hielten: nämlich, wenn nicht für Gottes Sohn, ſo doch für einen mit übermenſchlichen Kräften ausgeſtatteten Wundermann. — Gewiß, er faßte ſich an die Stirn, er ſtellte ſich in der Stille Fragen, ob er nicht etwa wirklich mehr, als er ſelber wiſſe, ſei: aber dann ſtieß er doch mutig alles aus dem Bereich ſeines Geiſtes hinaus, was ihn zu einem überheblichen Selbſtbewußtſein bereden wollte.

Und alſo wandte er ſich mit Schmerzen, wenn nicht mit Abſcheu, von dem faſt nackten Körper zu ſeinen Füßen und den verzückten Blicken ab, die ihn läſterlich anbeteten, und entfernte ſich durch die Hintertüre des kleinen Hauſes eiligen Schrittes, fluchtartig über die Bergwieſen, ſo daß er der lärmenden Menge und denen im Haus, die nach ihm ſuchten, plötzlich unauffindbar entſchwunden blieb.

Zwei junge Männer, jugendliche Touriſten, hatten Emanuel Quint davonlaufen ſehen und waren ihm, da ſie von allem, was ſie erblickt und gehört hatten, wie durch etwas ungeheuer Abenteuerliches ſich berührt fanden, nachgefolgt. In ziemlicher Ferne gelang es den beiden, ihn einzuholen. Sie grüßten freundlich und ſprachen ihn an.

Es waren zwei Brüder Haſſenpflug aus dem Münſterſchen, zwei „Zigeuner", im Anfang der zwanziger Jahre ſtehend, die meiſt von geborgten Groſchen lebten, in Berlin eine Zeitſchrift herausgaben, die niemand las: kurz Schwärmer, Dichter und Sozialiſten. Sie ſahen in Quint einen guten Fang.

Die Menge Fragen, mit denen ſie ihn im Anfang beläſtigten, ließ er, ſie dagegen nur groß und forſchend betrachtend, vorübergehen. Es wäre ihm auch meiſt nicht leicht geworden, zu antworten. Was war zum Beiſpiel ein Sozialiſt? Er wußte nicht, ob er ein Sozialiſt wäre!

Er hatte auch nichts von Anarchismus und ruſſiſchem Nihilismus gehört. Auch nichts von einem Buche des Herrn von Egidy: „Ernſte Gedanken". Zuweilen überzog, aus Scham über ſeine Unwiſſenheit, dunkle Röte ſein Angeſicht.

Aber nachdem alle drei eine halbe Stunde und länger in der dünnen Luft der Kammhöhe miteinander gewandert waren, hatte ſich zwiſchen ihnen eine Art von Vertraulichkeit erzeugt. Mit lebhafter Neugier erkannte Quint in dem, was ſeine Begleiter nach und nach auf eine ſektiereriſch eifrige Weiſe vorbrachten, eine ihm völlig neue Welt, die er mit hungrigem Geiſte auffaßte und mit ſcharfem Blick zu durchdringen ſich Mühe gab.

Das äußere Weſen der Brüder Haſſenpflug behagte ihm nicht. Der eine und ältere von den beiden gefiel ſich in einer ſpöttiſchen Luſtigkeit, womit er die Äußerungen des jüngeren Bruders meiſt begleitete. Wenn dieſer von Freiheit, von Recht auf Glückſeligkeit, von einem allgemein harmoniſchen und ſorgenloſen Daſein ſprach, von der künftigen Vollkommen-

heit, zu der sich der Mensch entfalten würde, so hatte Quint den peinlichen Eindruck, der andere sei völlig beherrscht von Unglauben und bezweifle alles das. Aber wodurch die drei auf gleichem Boden standen, das war ihre Jugend, war die Liebe zu einer unbekannten und erst noch zu erobernden, wirklichen Welt, in die sie hineingesetzt waren, und die den zur Mannesreife langsam erwachenden Jünglingen nun nach und nach ihre Wunder erschloß.

Seltsam, wie sehr der Geist einer geweckten Jugend in diesen Lebensaltern sich außer- und überweltlich dünkt und doch mit jeder Regung im Irdischen wurzelt. Sie selber zwar wußten nicht, wie über jeden Begriff köstlich und herrlich die Welt ihnen erschien, und würden, hätte man ihnen das vorgestellt, geleugnet haben. Die Brüder Hassenpflug hätten sicherlich Schopenhauer zitiert und mit Marx und Engels Kritik geübt an den verrotteten, menschlichen Zuständen. Sie hätten vielleicht mit Bellamy oder anderen hingewiesen auf einen sozialistischen Zukunftsstaat, auf zu erstrebende, paradiesische Zustände, ohne zu ahnen, daß irgendein höheres Glück sich auszudenken, als das der Jugend, in der sie lebten, ihnen unmöglich gewesen wäre.

Emanuel Quint, der unter Verachtung, Not und Entbehrung ganz anders wie seine Begleiter gelitten hatte und älter war, stand doch, wie diese, in einem schäumenden Jugendrausch. Und wenn wir den ganzen Ernst seines sonderbaren Geschicks und den fest bestimmten, kurzen Weg seines arg verfehlten Lebens bis an sein Ende in Rücksicht ziehen, so müssen wir dennoch sagen, es war der Reichtum an junger, überwallender Liebe, den auszugießen, und sei es mit seinem Blute zugleich, unstillbar heißes Verlangen ihn zwang.

Als Christian, der jüngere Hassenpflug, die Bemerkung gemacht hatte, wie er dem eigentümlich würdevollen Wesen des Narren nur selten eine karge Äußerung abringen konnte, gab er sich seine Antworten selbst. Und so erfuhr Emanuel Quint nach und nach etwa dieses:

Es habe ſich, und zwar in faſt allen Ländern der Erde, die ganz beſtimmte Überzeugung verbreitet, die ungerechte Geſellſchaftsordnung, wo ein kleiner Teil der genießende, der weitaus größere aber der leidende ſei, ſtehe unmittelbar vor dem Untergang. Auch ihm ſei keineswegs zweifelhaft, daß die große ſoziale Revolution in kurzer Zeit, die vielleicht nur nach Monaten zähle, beſtimmt zu erwarten ſei. Der dritte Stand, der Stand der Arbeiter, der Stand der ſogenannten Proletarier, werde die Revolution hervorrufen. Er bilde bereits durch faſt alle Staaten des Erdballs hindurch eine große Partei. Der Wahlſpruch dieſer Partei aber heiße: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Sie werde, ſobald ſie zur Herrſchaft gelange, zunächſt einen ſchlimmen Götzen zertrümmern: nämlich den Moloch des Kapitals! und die Folge davon werde dieſe ſein: daß jeder die Frucht ſeiner redlichen Arbeit genießen, ſtatt ſie durch Räuberhände der Reichen einbüßen werde.

Dieſer große Augenblick der Befreiung werde die Folge eines natürlichen ſozialen Prozeſſes ſein, eine Art Zerfall der modernen Geſellſchaft, naturgemäß, wie eine überreife Frucht verfault und zerfällt. Nun gäbe es aber Leute, die wollten nicht warten, und dieſe arbeiteten mit gewaltſamen Mitteln, Revolver und Dynamit, auf das Ende hin. In dieſen Leuten, ſagte Karl Haſſenpflug, nehme die Wut des Unterdrückten entſetzliche Formen an. Ihr Wahlſpruch lautet: Krieg bis aufs Meſſer! Der Ordnungsbeſtie kein Pardon! Und er las Emanuel Quint einen anarchiſtiſchen Aufruf vor, der förmlich vom blutigen Atem der Rachſucht rauchte.

In dieſem Aufruf, der die Hinrichtung eines Anarchiſten auf der Place de la Roquette zu Paris als Mittel zur Aufreizung verwertete, wurden die Vertreter der geſetzlichen Mächte Ordnungsbande, Schweinebande, Hunde- und Mörderbande, Hallunken und Schufte genannt, ſo daß, mit dieſen Ausbrüchen verglichen, dem Narren die feindlichen Äußerungen der Brüder Scharf gegen die Wohlhabenden und Be-

ſitzenden wie ein lindes Säuſeln der Güte erſchienen. Aber ihn kam ein Grauſen an. Und indem er ſich ruhig dem Sprecher zuwandte, ſagte er, ſo daß es die Brüder Haſſenpflug wie etwas unendlich Naives berührte: ſo gewiß ich ein Armer unter den Armen bin, dieſe ſind ferne vom Gottesreich.

Von nun an waren die Brüder bemüht, den originellen Landſtreicher nach ſeinen geheimen Marotten auszuforſchen. Sie waren ungeheuer erſtaunt geweſen, bei einer Pfingſtwanderung auf einen ſolchen Menſchen und einen Vorgang zu ſtoßen, der wie aus dem Neuen Teſtament herausgenommen erſchien. Sie wußten recht gut, wie überhaupt die Kreiſe der jugendlich Intellektuellen von damals es wußten, daß im Volke der Mutterboden für alles urſprünglich Junge und Neue iſt. Und hier, in einer Gegend, die, von den großen Verkehrswegen des neuen Euraſiens abgelegen, fremd für ſie war, trat ihnen überall ein ganz unberührtes Volkstum entgegen. Sie gehörten zu jenen, denen die europäiſche Einheitsbildung Verflachung war. Mit Spannung aber und Wiſſensdurſt ſuchten ſie überall in das abgeſchloſſene Kaſtenbereich der niederen Stände einzudringen, als müßten dort Quellen der Offenbarung fließen, die im Bereiche des kultivierten Geiſtes verſiegt waren.

Sie brachten nun das Geſpräch auf ein anderes Gebiet. Sie ſagten ſich, weil dieſer Menſch einen ſolchen Zulauf von Kranken hatte, ſo müſſe ein Wundertäterwahn oder der hypochondriſche Glaube an irgendein Heilmittel, das er vielleicht ererbt hatte, in ihm ſein. Aber ſein Vater war nicht Schäfer geweſen, noch hatte er irgendein Büchelchen mit Rezepten geerbt, vielmehr hörte man hinter den wenigen, ſchlichten Worten, die er ſprach, nur immer wieder die Blätter des Buches der Bücher rauſchen. Und es war nicht die Rede von irgendeiner, wenn auch noch ſo geringen therapeutiſchen Einbildung.

Er ſagte: ich habe nichts mit den Leiden des Körpers zu ſchaffen. Weſſen Körper leidet, den mache ich nicht geſund! Weſſen Körper geſtorben iſt, den kann ich nicht aufwecken,

ich bin nur ein Arzt der Seele, die nie ſtirbt. Ich ſehe, die Menſchen leiden Not. Ich ſehe, ſie wollen die Not überwinden. Ich kenne die Hoffnung, von der ſie zehren, auf endliche Überwindung der Lebensnot. Ich ſelbſt bin in Not. Ich weiß auch, wie bitter es iſt, das tägliche Brot zu entbehren, Hunger zu leiden. Aber der Menſch lebt nicht vom Brot allein, ſondern er lebt von ſolchen Worten, die durch den Mund Gottes gegangen ſind. Ihr ſagt, fuhr er fort, daß die Arbeiter auf der ganzen Erde einen Zuſtand erſtreben und nahe vorausſehen, wo jeder die Frucht ſeiner Arbeit genießen wird. Ich aber ſage: genießet jetzt, genießet in jedem Augenblick das lebendige Wort aus dem Munde Gottes. Wenn dereinſt, wie ihr ſagt, das Arbeiter-Paradies auf der Erde blühen wird, ſo werde ich weit davon entfernt im Reiche Gottes ſein.

Als ſie den Narren fragten, was denn und wo denn das Wort, die wahre Speiſe der Seele, wäre, zog er ſein kleines Bibelbuch und las ihnen aus dem Evangelium Sankt Johannis: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Und nachdem er dieſe Worte geleſen hatte, fragte ihn Chriſtian Haſſenpflug, wie es denn aber mit der Verkündigung des Reiches Gottes auf Erden, darin die Bibel doch gewiſſermaßen eines Sinns mit den ringenden Kräften des Gegenwarts-Lebens ſei, beſchaffen wäre, da ſchwieg er zuerſt und ſagte dann: Es ſei denn, daß ihr von neuem geboren werdet, ſo könnt ihr das Reich Gottes nicht ſehen! womit er Johannes 3, V. 3 in einer Weiſe anführte, die für ihn eine myſtiſche Wolluſt war, jenes Nahrungaufnehmen des Geiſtes, jenes Ernährenlaſſen der Seele durch heilige Worte, die durch den Mund des Heilands gegangen ſind.

Ein wenig ermüdet hatten ſich alle drei in der Nähe der ſogenannten Speidlerbaude niedergelaſſen, von der aus ein großer Bernhardiner, mit gewaltigem Bellen,

über die feuchte Kammwiese näher kam: aber sie achteten seiner nicht, und Emanuel Quint entwickelte nun auch vor diesen Leuten, wie das Reich Gottes eben ein Geheimnis sei. Freilich, schloß er mit einem Lukas-Zitat, nichts sei verborgen, es werde denn zu seiner Zeit offenbar, und nichts so heimlich, das nicht doch dereinst kund werde! und wenn man auch eine Zeitlang wohl das Licht unter einen Scheffel zu setzen Ursache habe, so geschehe dies nicht für ewige Zeit.

Quint hatte sich ohne weiteres bereit erklärt, mit den Brüdern Hassenpflug einzukehren und in der Baude ihr Gast zu sein. Als sie sich nun dem Eingang annäherten, immer von dem Gebell des Hundes begleitet, der, wenn er schwieg, ihnen knurrend bis auf wenige Schritte nahekam, füllten sich Flur und Schwelle des Hauses schnell mit einer Menge glotzender Menschen an. Der Hund nahm immer den Narren aufs Korn, und in wenigen Augenblicken, indessen sich die Schar der Touristen vor der Haustür stark vermehrt hatte, fand er von da aus Ermunterung.

Die Predigt Quints war nämlich von einigen redlichen Männern und Frauen in Lodenstoff bereits in der Baude bekannt gemacht worden, und weil der Zweck einer Bergwanderung begreiflicherweise das Vergnügen ist, so muß alles, was etwa in den Gesichtskreis des wandernden Bürgers gelangt, durchaus die Eigenschaft des Vergnügens nach seinem Herzen sich aufzwingen lassen. Man darf aber nicht vergessen, daß edle und wahre Entrüstung ein echtes Sonntagsvergnügen des sich begnügenden Kleinbürgers ist.

Sobald sich also der vorläufig harmlose Unfug der Laienpredigt auf der Bergwiese in der mit Touristen überfüllten Gaststube der Speidlerbaude verbreitet hatte, weckte er sogleich einen wahren Sturm von Gelächter, aber auch von allen Seiten tiefste Entrüstung auf. In solchen Fällen pflegen die Herzen der Menschen sich zu vereinigen. Während der Schlachtermeister, der Bäcker, der Darmhändler oder der Vorstadtbudiker beim dritten, vierten Glas Bier und seine

Gattin beim Kaffee ſitzt, und beſonders auf Reiſen, iſt er ſich ſeiner moraliſchen Bürgerpflichten bewußt, und wer wollte das nicht in der Ordnung finden.

Das geflügelte Wort, das dem Narren durch Hundegebell entgegenſchallte, war aber dies: Kohlrabi-Apoſtel. Denn etwas von jenem überſpannten Unſinn des vegetariſchen Lebensprinzips war den Gevattern natürlich geläufig: ſowohl denen, die aus Breslau herübergekommen, als jenen, die in der Stadt Dresden anſäſſig waren. Ganz beſonders in dieſer Stadt ſah man zuweilen Leute in härenen Hemden, barfuß und einen Strick um den Leib, die Haare bis auf die Schulter reichend, durch die Straßen ziehen.

Die Kommenden taten, als bemerkten ſie Zurufe und Gelächter nicht: allein ſie konnten ihr Gebaren, als ob dies alles nicht ihnen gälte, in dem Augenblick nicht mehr durchführen, als ihnen ein rieſenhafter Touriſt mit Bergſtock, Rucksack und kurzen Schaftſtiefeln unter frechem Lachen den Weg vertrat.

„Hier gibt's keine Rüben," ſagte der Viehhändler.

Die Brüder Haſſenpflug wurden ſehr heftig. Sie entrüſteten ſich und fuhren mit einem Schwall von empörten Worten auf den blaurot aufgedunſenen, ſchwitzenden Bergfex ein, der aber ſtatt jeder Antwort Emanuel Quint vor der Bruſt ergriff und mehrmals gutmütig hin und her ſchüttelte. Dabei johlte er: „Du biſt verrückt, mein Kind!"

Im gleichen Augenblick war aber für den Bernhardiner ſoweit das Signal gegeben, daß er dem armen Landſtreicher nach der Wade griff, worauf die Kellnerin den Hund auf die Schnauze ſchlug.

Vielleicht bereute der Viehhändler nun ſeine Handlungsweiſe. Auf jeden Fall geriet er in Wut, ſo daß ſeine Frau ihn beſchwichtigen mußte. Am Ende hätte er ſonſt ſeine Drohungen wahr gemacht und die drei harmloſen Wanderer, Jüngelchen! wie er ſie brüllend nannte, auf den Schornſtein der Baude geſetzt.

Trotz dessen hatten die Hassenpflugs Emanuel bis an die Schwelle des Hauses mitgezogen. Hier stießen sie auf den böhmischen Wirt. Er stand in der Tür und ließ sie nicht eintreten. Er sagte nichts. Oder wenigstens bedeutete, was er in aller Ruhe, gelassen und schwerverständlich ausdrückte, etwa das: sie möchten getrost und zwar sofort ihres Weges gehn.

Diese unbegreifliche Dreistigkeit steigerte sehr natürlicherweise die Empörung der beiden Hassenpflugs. Sie waren Kandidaten der Philosophie, hatten das schwarz-rot-goldene Band getragen, und niemals, solange sie lebten, war ihnen etwas derartiges von dem Wirt einer Kneipe geboten worden. Es half ihnen aber alles nichts. Trotz ihrer empörten Reden mußten sie unter dem wüsten Gelächter eines ganzen Touristenpöbels von dannen ziehn.

An der Grenze des Anwesens stand ein Knecht. Und als das Kleeblatt vorüberkam, schrie er, mit lauter Stimme, hinüber zu dem, unter dem Beifall seiner Gäste geschmeichelt lächelnden Baudeninhaber, daß Quint der Mensch, von dem er schon mehrfach gesprochen hätte, sei, der sich schon wochenlang auf dem Gebirge herumtreibe. Was er im Schilde führe, wisse man nicht. Man müsse ihm den Gendarm auf den Hals schicken.

Sie mochten von da ab kaum eine Viertelstunde geärgert und schweigend gegangen sein, als Emanuel Quint vom Wege ab und querwaldein durch die niedrigen Bergföhren schritt. Er bat die Brüder ihm nachzufolgen. Und plötzlich eröffnete sich inmitten der Fichten und Krüppelkiefern ein Wiesenplan, auf dem jener, Quinten befreundete Hirt seine Herde von Rindern und Ziegen weidete. Als nun die Brüder aus einer Bewegung des waldmenschartigen Kerls und aus einer Gegenbewegung Quints entnommen hatten, daß diese beiden einander nicht fremd waren, rückten sie, hungrig, wie sie waren, mit dem Vorschlag heraus, den Hirten in eine der nahen Bauden nach Lebensmitteln auszusenden. Gesagt,

getan: es ließ ſich bewerkſtelligen. Mit Geld von den Haſſenpflugs verſehen, ward der Hirt durch Emanuel Quint am Schluſſe verſtändigt, wohin er den Einkauf zu bringen hätte.

Emanuel führte aber alsdann ſeine neuen Bekannten auf unwegſamen Pfaden mit ſich fort, bis ſie zu jener in Felſen und Krüppelkiefern verſteckten Behauſung gelangten, die wochenlang ſein Schutz vor Wind und Wetter geweſen war. Und als er dort, an einem gluckſenden Rinnſal in der Nähe, die Wunde, die ihm der Bernhardiner zugefügt, gleichmütig wuſch, ward er, wie jemand, der ſich als Wirt und zu Hauſe fühlt, geſprächig, beinahe heiter und freimütig.

Mit wenigen Anklängen ſeiner Mundart ſagte er, nicht ohne redneriſche Anmut und Leichtigkeit, etwa folgendes zu den Brüdern:

„Ich habe hier mehrere Wochen lang beinahe in völliger Einſamkeit gelebt und bin mit mir über allerlei ernſte Dinge zu Rat gegangen. Dieſe Hütte, die kaum eine Hütte iſt, war jedenfalls ein Verſteck für mich. Da aber das Reich Gottes heute wie je, trotzdem ſich ſo viele Menſchen Chriſten nennen, wie ſchon geſagt, ein Geheimnis iſt, wie ſollte ſich der Bekenner beklagen, der Diener am Wort, wenn er ſich auch vor den Menſchen verſtecken muß?

Ich merke ſehr wohl, ihr ſeid gelehrt, ich bin ungelehrt,“— er nahm aus dem arg zerſchliſſenen Rock und zwar aus einem der langen Schöße ſeine kleine Bibel hervor! — „Ich habe nur immer wieder dies eine heilige Buch geleſen: aber ich glaube, Gott wäre auch dann bei mir, wenn ich auch dieſes Buch nicht gekannt hätte.“ Er küßte das Buch und fuhr dann fort: „Gott iſt in meinem Herzen ſo groß, daß mir den Gedanken zu denken nicht möglich iſt, er ſei an irgendein Buch gebunden. Ein Buch an ſich iſt ja wunderbar, beſonders für die, die nicht leſen können. Ich glaube, die Furcht vor dem Buch ſtammt vielleicht aus jenen Zeiten her, wo es den meiſten Menſchen noch unbegreiflich erſcheinen mußte, Bü-

cher reden und gewiſſermaßen lebendig zu ſehen. Und nun gar dieſes Buch, das ich in der Hand halte.

Aber Gott wird nur immer in mir lebendig, nicht im Buch! Wenn ich das Buch hier unter die Steine verberge und liegen laſſe und der Menſch, der leſen kann, und in dem es zum Leben erwachen kann, findet es nicht, ſo bleibt es tot. Es iſt immer tot, nur wir ſind lebendig. Das Buch, ohne mich, iſt tot wie ein Stein. Ich ohne das Buch dagegen bin, wenn Gott will, ein Gefäß ſeiner Gnade und ganz erfüllt mit dem heiligen Geiſt."

Und Emanuel wies mit dem Finger auf ſeine rotbewimperten Augen hin: „Ich werde entweder Gott ſelbſt mit dieſen Augen, die nach außen und innen ſtrahlen, erblicken, oder ihn niemals ſehen!" Er wies auf die Sonne am bleichen Himmel: „wer dies nicht ſähe, er ſähe denn vorher in ein Buch, für den hätte Gott keine Zunge zu ſprechen. Das vornehmſte Werkzeug der Offenbarung Gottes iſt der Menſch, nicht irgendein Buch, wie immer geartet. Aber der Menſch, als Werkzeug der Offenbarung, ſchuf für die Menſchheit ein anderes Mittel menſchlich-göttlicher Offenbarung: nämlich das Buch. Das Buch," ſagte Quint, „iſt nichts, als ein Brief, durch den Menſchen, die fern voneinander ſind — und eigentlich ſind alle räumlich und zeitlich fern voneinander! — ſich gegenſeitig von ihrem Leben und Leiden und dem, was Gott in ihnen wirkte, Meldung tun. Gott heiligt den Menſchen, der Menſch das Buch! und der Menſch, durch das Buch, kann den Menſchen heiligen.

So bin ich durch Jeſum, mittelſt des Buches, geheiligt worden."

Auf dem Antlitz des Narren verbreitete ſich eine innige Heiterkeit. „Man muß ſich an der reinen und ſtillen Erkenntnis genügen laſſen. Es iſt genug, wenn ich fühle, daß niemand — niemand! — nicht einmal ein Buch! zwiſchen mir und Gotte iſt! — Aber neben mir ſteht mein Menſchenbruder, des Menſchen Sohn! ſteht Jeſus, der aus Liebe zu ſeinen Brüdern um Gottes willen geſtorben iſt.

Man kann ſolche Dinge denen nicht ausſprechen, die auf Linderung ihrer Leiden harrend auf Sättigung ihrer Begierden hinwirken! Am allerwenigſten denen, die einen Gott in Körpergeſtalt, anſtatt des heiligen Geiſtes, ſehen. Jene ſind in Hoffnung! ich bin in Gewißheit. Freilich, wenn ich den Jammer der Menſchen wiederſehe, dem ich entronnen bin, ſo packt mich mitunter der alte Gram, das alte Grauſen, die alte Verzweiflung, und ich ſchäme mich meiner Glückſeligkeit.

Dergleichen Augenblicke," fuhr Quint fort, „packen mich manchmal ſo mit Gewalt, daß ich mich bald ſo, bald ſo vernichten möchte. Das eine Mal ruft es in mir: rette dein Himmliſches vor der Welt! Verlaſſe die Welt und fliehe noch tiefer hinein in Gott! Das andere Mal treibt es mich an, trotzdem ich weiß, warum der Heiland für uns geſtorben iſt, mich, gleich wie er, am Kreuze, der Menſchheit, zum Wohle der Menſchen nochmals zu opfern. Die Menſchen, ſelbſt wo ſie ſich roh gebärden, nicht zu lieben, gelingt mir nicht. Es iſt in allen eine große Hilfloſigkeit. Ich fühle ein ſchmerzliches Mitleid in mir ſich ſteigern bis zur Qual, wenn ich die Menſchen ſinnlos gegen ſich ſelbſt, den Menſchen, wüten ſehe. Sie ſind blind. Sie wiſſen nicht, was ſie tun."

Während er dieſes ſagte, war Emanuel Quint mit großen, langſamen Schritten auf dem kleinen, feſtgetretenen Pfade vor der Schutzhütte hin und her gegangen. Die Brüder Haſſenpflug hatten, jeder an einen mächtigen, kantigen Block Granit gelehnt, ſchweigend und ernſthaft zugehört. Sie blickten ſich an mit dem ſtummen Geſtändnis, daß von allem Sonderbaren, was ihnen die Zeit ihres Lebens begegnet war, dieſes unerwartete Abenteuer der harmloſen Pfingſtreiſe wohl ſicher das Sonderbarſte ſei.

Jeder der beiden Haſſenpflugs trug ein Notizbuch in der Taſche. Sie ſchrieben in dieſe Bücher allerlei Einfälle und Beobachtungen, die ſie in ſpäteren literariſchen Werken — und ſie gedachten unſterbliche Werke dieſer Art hervorzu-

bringen! — verwerten wollten. So ſtanden ſie gleichſam über dem Gegenſtand ihrer Beobachtung, über dieſem intereſſanten Modell, das ihnen mit zur Vervollkommnung ihrer Kenntnis der deutſchen Volksſeele dienen ſollte.

Als ſie ſich nun mit Blicken verſtändigt hatten, traten ſie mit der Frage hervor: was eigentlich wohl das Ziel und die weitere, wahre Abſicht Quints im Leben wäre, wie und für was er zu wirken gedächte, und welche Hoffnung in ſeinem Herzen ſei.

„Jeſus!“ ſagte Quint, ſtatt aller Antwort, nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens. Und „Jeſus!“ wiederholte er dann zum zweiten- und drittenmal. „Nichts will ich! ich will nur leben, wie Jeſus.“ Er fuhr nun fort und entwickelte vor den mit ängſtlicher Neugier horchenden Brüder etwa das:

Er liebe die Menſchen, aber er habe ſich unter den Menſchen ſtets fremd und allein gefühlt. Erſt dann wäre ſein Weſen hervorgegangen „aus dem ängſtlichen Harren der Kreatur“, als er von Jeſus erfahren habe, dem Menſchenſohn. Von da ab habe er ſich auch nur noch auf Erden, wie Jeſus, als Fremder gefühlt, gleichzeitig auch, wie Jeſus, heimiſch.

Jeſus wäre für ihn der Mittler geworden und bliebe der Mittler nicht nur zwiſchen ihm, Quint, und Gott, ſondern auch zwiſchen ihm, Quint, und den Menſchen! zwiſchen ihm und der Erde, der ganzen Natur, fügte er ausdrücklich noch hinzu. — Es gäbe zu Gott unzählige Wege. Aber er, Quint, ſei Menſch, und es ſei ihm natürlich und auch durchaus keine Sünde vor Gott und an Gott, ihn im Menſchen zu lieben. Ich bin ein Menſch, hob er wieder hervor, und das mir zugeteilte Erdenſchickſal kann nur ein menſchlicher Wandel Gottes ſein. Kein anderer aber, als Jeſus, der Heiland, hat für Weg und Wandel Gottes auf Erden ein ſo reines Vorbild gegeben. Alſo das Leben Jeſu, die Nachfolge Jeſu iſt mein Ziel! die Einheit im Geiſte mit Jeſu mein wahres Leben.

Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, das tatet ihr mir, hat der Heiland geſagt. Nach dieſem Wort und nach keinem anderen will ich handeln. Ich will mir den allergeringſten ausſuchen, und ich will ihm tun, als ob er Jeſus der Heiland wäre: Jeſus der Heiland, hilfsbedürftig, in irdiſcher Not. Irgend etwas anderes auf dieſer Welt zu verrichten liegt mir fern. Ich will die Wundmale des Heilands küſſen. Die Nägelmale. Ich will, ſoweit es an mir liegt, ſeine Wunden waſchen, die Schmerzen lindern. Und irgendeines Menſchen Wunde ſoll mir die Wunde Jeſu ſein.

Erſt am ſpäten Nachmittag, lange nachdem das Frühſtück verzehrt war, das der Hirt herbeigebracht hatte, verließen die Haſſenpflugs Emanuel Quint. Sie ſtiegen auf Pfaden, die der Narr ihnen wies, zu einem belebten Berghoſpiz hinauf, das mit einem trotzigen Turm aus Granitſteinen auf einer Klippe zwiſchen zwei Felſenkratern errichtet war. Als Emanuel ihren Blicken entſchwand und nichts mehr von ihm zu ſehen war, rieben die Brüder ſich die Augen, nicht anders, als wenn ſie beide den gleichen Traum gehabt hätten und nun zum Lichte des Tages wieder erwacht wären. Im Weiterſteigen beglückwünſchten ſie einander dazu wechſelſeitig, nun wieder am Ende des neunzehnten Säkulums und nicht annähernd neunzehn Jahrhunderte früher zu leben, und damit ſchien dieſes Intermezzo ihrer fröhlichen Bergtour zunächſt für ſie abgetan.

Oben auf dem Grat des Gebirges wiederum angelangt, zogen ſie in Gemeinſchaft vieler, vergnügter Touriſten der burgartigen Maſſenherberge zu und verſäumten nicht, ebenſowenig als die anderen Ausflügler, den weiten Horizont zu genießen und mit dem Fernglas wichtige Punkte ſowohl der preußiſchen als der böhmiſchen Seite aufzuſuchen.

Quint hatte ſich in der kleinen Schutzhütte auf ſeine Moosbank niedergeſtreckt. Er überdachte die jüngſten Ereigniſſe. Er war geflohen, weil etwas, er wußte nicht was, die Freiheit

seiner Entschlüsse zu bedrohen schien: weil dunkle Gewalten, ohne Rücksicht auf das, was sein neugewonnener Glaube, seine neue Erkenntnis war, ihn gleichsam in eine starke Strömung hineinziehen wollten, die alles vielleicht, wer weiß wohin, in den Abgrund der Lüge, des ewigen Todes reißen würde.

Ich werde allein bleiben, dachte Quint — und auch das Zusammensein mit den Hassenpflugs hatte diesen Gedanken ihm wiederum nahe gebracht! — Ich werde, allein, weder jemand verführen, noch von jemand verführt werden! Ich werde der Welt, und die Welt wird mir kein Ärgernis sein. Ich werde ganz nur mit allen meinen Gedanken, wie Johannes, der Jünger, den Jesus lieb hatte, in stiller Versenkung dem Heiland leben. Ich werde nur immer dem Heiland, sonst niemandem, nahe sein.

„Wahrlich, ich bin kein ägyptischer Zauberer," fuhr es in ihm zu reden fort. „Ich habe mich niemals zu einem solchen noch irgendwie zu einem, der Zeichen und Wunder tut, gemacht. Ich weiß sehr wohl, was Jesus Markus 8, Vers 12 gesagt hat: Wahrlich, es wird diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben."

Aber in Emanuel Quint war etwas, was einen solchen Entschluß, nämlich, ohne Rücksicht auf andere, sich selbst zu leben, stets wiederum untergrub: sein Herz! seine Liebe zu den Mitmenschen. Sie hielt ein immerwährendes, schmerzendes Mitleid, wie eine offene Wunde, in ihm wach, so daß er das „seid umschlungen Millionen!" im Jubel der Seele und im bitteren Schmerz eigener Leiden empfinden mußte.

Quint mochte wohl eine halbe Stunde und länger für sich fortgegrübelt haben und lag, halb wach, beinahe entschlummert, mit geschlossenen Augen still, als er sich von lebendigem Atem gestreift fühlte. Er tat die Augen auf und erschrak, denn über ihn stand ein Mensch gebeugt, dessen Antlitz so abstoßend häßlich war, wie Quint noch keines gesehen hatte.

Quint ſprang empor, doch jener Abſcheuliche, der nichts weiter als ein friedlicher, ſeiner Schlauheit wegen allerdings berüchtigter Schmuggler jener Grenzgegenden war, nahm ruhig den Schragen von den Schultern und ſtellte ihn, ohne Gruß, in der Hütte ein.

Er hatte das Geſicht eines Hundsaffen. Die Naſe des Schmugglers war breit und platt, er hatte pechſchwarzes Haar, einen niedrigen Wulſt an Stelle einer menſchlichen Stirn, und Augen darunter, klein wie Hundsaugen. Um ſein breites, rundes und vorgebautes Maul lag oben ein dünner ſchwarzer Bart. Ein ſtarker Haarwuchs dagegen bedeckte die Gurgel und zog ſich bis über die Schläfen und unter die Augen herum. Dieſer Kerl, den man ſchließlich doch als einen Menſchen anſprechen mußte, war übrigens klein und kräftig gebaut. Seine Kleidung beſtand aus einer Art Hoſe, einer Art Rock und einer Art Hemde außerdem, das offen ſtand und den tieriſch behaarten Leib, bis beinahe zum Nabel herunter, zeigte.

Der Schmuggler, der augenſcheinlich Quint für einen Kollegen hielt, hatte ſich an das Rinnſal unterm Knieholz auf alle Viere niedergelaſſen, um ſo, einem Pudel ähnlich, gierig das eiskalte Gletſcherwaſſer zu trinken. Sein Durſt war groß. Er hatte einen langen, beſchwerlichen Anſtieg aus dem Hirſchberger Tale über allerlei Kreuz- und Querwege hinter ſich, mit denen er übrigens dermaßen wechſelte, daß er im Jahre die gleiche Stelle kaum mehr als einmal zur Raſt betrat.

Als jetzt der Hundsaff, den ſeine Schmugglerſtreiche, verbunden mit einer großen Gutmütigkeit, und nicht zum wenigſten ſeine abſcheuliche Häßlichkeit im ganzen Umkreis des Gebirges unter dem Namen des böhmiſchen Joſef berühmt gemacht hatten, wieder zu Quint in die Hütte trat, bemerkte er dieſem: es ſei heute unſicher. Er nahm damit ſeinen Schragen auf, verſchwand und kehrte ohne den Schragen zurück.

„Wir werden am Ende nicht hier bleiben können," ſagte

er dann zu Quint und wies hinauf gegen die Felshöhe der Turmbaude, wo die Leute, klein, wie stehende Ameisen, am Rande der Klippen herumkrabbelten und allerlei Rufe von sich gaben, die weithin durch die Felshalle schollen und in keinem Verhältnis zu den Insekten zu stehen schienen, die sie hervorbrachten.

„Das geht auf uns," sagte der böhmische Josef in seiner Gebirgsmundart zu Quint und zögerte einigermaßen, indem er den großen Kanten Brot auspackte, der in ein buntes Tuch gewickelt war und mit dem er sich für die Reise stärken wollte.

Nun vernahmen die beiden Rastgenossen Hundegebell. Während Quint nicht begreifen wollte, da er das reinste Gewissen von der Welt besaß, was etwa Hundegebell und Rufe ihn angehen sollten, hatte das adlerscharfe Auge des böhmischen Josef schon einen Förster, einen Grenzer und noch einen dritten uniformierten Mann erkannt.

„Nu dalli! jetzt aber heißt's Beine machen."

Mit zwei Sprüngen hatte er seinen Schragen erreicht, den er vielleicht, wo nicht die Hunde gewesen wären, vorläufig hätte im Stich gelassen. Er schnallte ihn auf den Rücken und winkte Quint, er möge ihm nachfolgen, wobei ein verschmitztes Schmunzeln um seine affenartig geschlossenen Lippen ging, das etwa ausdrückte: wenn sie uns fangen, so will ich nicht mehr der böhmische Josef sein.

Quint, ohne recht zu wissen, warum, folgte doch fast mechanisch dem Schmuggler, und beide krochen auf versteckten Pfaden, selbst ganz verborgen vom Knieholz, eine gute Weile, seltsamerweise fast in der Richtung hin, aus der die drei Verfolger sich annäherten. Dabei überschritten sie mehrmals ein und denselben Wasserlauf, um die Hunde irre zu machen und befanden sich, ungesehen, dicht unterm Fuß der Klippe, darauf hoch oben die Baude thronte, in dem gleichen Augenblick, wo Förster, Grenzjäger und Gendarm die Schutzhütte, die sie verlassen hatten, durchstöberten.

Förſter, Grenzaufſeher und Gendarm, die einander zufälligerweiſe in der Turmbaude begegnet waren, wo es ein gutes Bier zu trinken gab, hatten, durch Touriſten, von dem ſonderbaren Narren gehört, der die Berggegend unſicher machte, und der Mann des Geſetzes, der Gendarm, fand ſich dadurch der Erledigung eines recht beſchwerlichen Auftrags näher gebracht, den ihm ſeine Behörde erteilt hatte. Ein Amtsvorſteher aus dem Kreiſe Reichenbach hatte an verſchiedene Amtsvorſtände des Hirſchbergers Kreiſes ein Rundſchreiben gerichtet, des Inhalts, daß ein gewiſſer Emanuel Quint aus ſeinem Heimatsdorfe verſchwunden ſei. Man fahnde, hieß es, nach dieſem Quint, weil nach der Ausſage vieler vertrauenswürdiger Zeugen allerlei öffentlicher Unfug von ihm zu vermuten ſtehe, wie denn dergleichen auch innerhalb verſchiedener Kirchſprengel erwieſen wäre, und ſo fort. Man müſſe aber auch übrigens feſtſtellen, ob nicht die Unterbringung des P. P. Quint in ein Arbeitshaus, bezugsweiſe in die Provinzial-Irrenanſtalt geboten wäre. Aus allen dieſen Gründen werde erſucht, den P. P. Quint, dem auch ſeine Mutter, eine Tiſchlersfrau, kein gutes Zeugnis ausſtelle, wo man ihn betrete, feſtnehmen zu laſſen.

Nun hatten Paſſanten auch die Brüder Haſſenpflug als Begleiter Quints wiedererkannt und den Wachtmeiſter auf ſie hingewieſen, und dieſer war denn auch ſporenklirrend an den Tiſch der Studenten herangetreten. Sie gaben ihm aber nur zögernd und überdies abſichtlich ungenauen Beſcheid, wobei ſie allerhand Spottreden führten, die aber mit Latein untermengt und übrigens auch ſo ſchwer zu faſſen waren, daß der Gendarm, trotzdem er mehrmals rot vor Wut wurde, nicht wohl etwas gegen ſie einwenden konnte. Doch der Pächter der Baude trat hinzu, um den Gendarm an ein Fernglas zu nötigen.

Dieſes lange Fernrohr war draußen auf einer Felsſpitze aufgeſtellt, und man konnte gegen Bezahlung hindurchgucken. Natürlich wälzte ſich, außer daß Grenzwächter und

Förſter dem Wirt und Gendarm ins Freie folgten, der ſenſationsbedürftige Teil der Baudenbeſucher hinterdrein.

Seit Wochen hatte der Pächter, unten, in dem von Menſchen wenig betretenen Teil der Schneegruben, durch das Rohr, einen ſeltſamen Menſchen beobachtet, der dort ein Eremitenleben zu führen ſchien, und eben jetzt wieder konnte man ihn am Eingang der kleinen Schutzhütte, und zwar in Gemeinſchaft mit dem böhmiſchen Joſef deutlich feſtſtellen.

„Leider haben die Leute," ſagte der Förſter, als ſie die Vögel nicht mehr im Neſte fanden, „während wir durch das Fernrohr ſahen, ein zu großes Halloh gemacht, ſo was läßt ſich der böhmiſche Seppel nicht zweimal ſagen."

Die Flucht des böhmiſchen Joſef, dem Quint nachfolgte, dauerte Stunden lang, dann aber hatten die beiden eine Hütte auf der böhmiſchen Seite erreicht, wo ſie ſich jedenfalls vor den preußiſchen Beamten ſicher fühlen konnten. Man hatte von hier über die ſchönen und alten Waldbeſtände der böhmiſchen Seite hinweg einen weiten Blick nach Öſterreich hinein. Und ſo einſam war das Häuschen gelegen, daß man andere Menſchenwohnungen rings ins Gewirr der mächtigen Bergtäler eingeſtreut, kaum größer als Zwergen-Spielzeug erblicken konnte.

Die Hütte ſelbſt, in die ſie eintraten, war innen mit vielen ſchwarzen Pfählen geſtützt: man mußte ſich gleichſam wie durch den Stollen eines Schachtes hineinwinden, bevor man die Stube erreichen konnte: und dieſe Stube wiederum lag unter einem geborſtenen Tragbalken, der ſo niedrig war, daß Emanuel Quint, aus den tiefen Löchern darin, das Sägemehl der Holzwürmer mit dem Haupte abſtreifte. Die Sonne war untergegangen. Durch die trüben Fenſterlöcher, ſoweit ſie nicht mit Stroh verſtopft oder mit Brettern vernagelt waren, drang fahles Licht.

In dieſem Raum ſchien der böhmiſche Joſef, obgleich er von niemand begrüßt wurde, heimiſch zu ſein. Er ſetzte im

Dunkel den Schragen ab und entzündete in einer Fuge der Ofenkacheln ein Streichholz, das mit blauem Licht und scharfen Phosphordämpfen alsbald zu brodeln begann. Mit diesem Streichholz suchte und fand er dann eine Unschlitt-Kerze, die im Hals einer Flasche stak. Langsam verbreitete sich das Licht und enthüllte ein jämmerliches Bild der Verwahrlosung, dessen Eindruck sogar der böhmische Josef abschwächen wollte, indem er sagte: es sähe ein wenig „kurios" hier aus.

Quint, der im Bereiche des Elends und der Not zu Hause war, mußte das zugeben. Schon der beklemmende, widrige Dunst von Unrat, Fäulnis und kalter Feuchtigkeit, darin man nur widerwillig atmen konnte, drängte ihn fast ins Freie zurück. In dem Augenblick, als das Docht im Unschlitt Feuer fing, hatte er vier oder fünf Mäuse hastig über den schwarzen Lehm der Diele nach allen Seiten davonlaufen sehen. Ja es huschte bedenklich da und dort über Fensterbretter und über den Tisch hinweg, der eine Ecke der Stube ausfüllte. Josef erklärte: „das kommt davon, wenn sie die Katzen auffressen." Aber Quint war bereits von einem anderen schemenhaften Anblick gebannt, ohne auf das zu merken, was Josef sagte, und wußte nicht, war es Wirklichkeit, was er sah, oder nur Einbildung seiner von allen Eindrücken dieses Tages übermüdeten Seele. Es kam ihm vor, als säße am Fenster, im schwachen Mondlicht, oder wie aus Mondlicht geformt, schlohweiß in der Schwärze des Raumes, ein uraltes Weib.

Quint mußte wohl, von einer tiefen Ehrfurcht berührt, irgend etwas leise geflüstert haben, denn Josef ermutigte ihn alsbald, sich ganz ohne Zwang zu betragen und laut zu reden. Er sagte, die Alte sei hundertundzehn, ja, wie manche behaupten wollen, hundertundvierzehn Jahre alt. Viele meinten, sie könne nicht sterben. Sie könne deshalb nicht sterben, weil mit ihr, Zeit ihres Lebens, nicht immer alles ganz richtig gewesen sei. Er wollte sagen, sie habe gottlose Dinge getrieben mit Wettermachen und allerlei ruchloser Hexen-

kunſt und deshalb könne ſie nun, zur Strafe, die Ruhe des Todes nicht finden.

In dieſem Augenblick verbreitete ſich ein fremdartig wunderliches Getön durch den Raum, eine Art Geſang, der Worte enthielt, der aber ſo unirdiſch leiſe und rührend ſchwebte, daß man nicht denken konnte, er käme aus einer Menſchenbruſt. Denn weder, daß irgend zarte Knaben auf eine ſolche Weiſe zu ſingen verſtünden, noch Mädchenkehlen, noch irgend Kehlen von Sängern und Sängerinnen dieſer Welt, wie ſie Quint in den Kirchen der Dörfer gehört hatte, geſchweige, daß ſie mit einer ſolchen rätſelvollen, ſtillen Gewalt eine ſo rätſelvolle, erſchütternde Wirkung hervorbrachten.

Kaum hatte Emanuels Ohr der Klang berührt, als er ſich ſelbſt und ſeine Umgebung ſogleich vergeſſen hatte. Ohne Bewußtſein und willenlos angezogen, nahm er der ſingenden Greiſin gegenüber — und niemand anders war es, der ſang! — mit tränenüberſtrömtem Antlitz Platz, aber ohne zu wiſſen, daß er weinte. Er blickte, als gelte es irgendein Geheimnis aus fremden Regionen zu erforſchen, in die ſtarren, großen und edlen Züge der Hundertjährigen, in ein Geſicht, das von langen, offenen, ſchneeigen Locken umfloſſen, welk aber durchſichtig-wächſern-zart und leuchtend wie das eines Kindes war.

Dies aber waren die ſchlichten Worte, die aus der gefangenen Seele der alten erhabenen Frau, ohne daß ſie die ſchmalen, weißen Lippen auch nur irgendwie merkbar bewegte, hervorzitterten:

„Mein Hemdlein iſt genäht,
mein Bettlein iſt gemacht.
Komm', o komm',
du letzte, lange Nacht."

Der böhmiſche Joſef brach in lautes Gelächter aus. „Das Lied," ſagte er, „hat die alte vertrocknete Hutzel wohl ſchon manch liebes Mal heruntergeplärrt. Deswegen ſtirbt die noch lange nicht. 's gibt Sachen! 's gibt in der Welt eben

ſo allerhand, was einer kann und der andere nicht! Die hat's verſtanden! mit der war niemals gut Kirſchen eſſen."

Jetzt kam plötzlich mit lautem Gemecker eine Ziege von draußen durch den Flur in die Stube herein und fing an, die Greiſin, die wie ein Gebilde aus Schnee im ſchwachen Mondſtrahl des Fenſters ſaß, mit der Schnute zu ſtoßen, allein die Alte rührte ſich nicht. Sie hielt den Blick geradeaus gerichtet, die welken, gekrümmten Hände wie tot im Schoß, und ſchien mit inneren Sinnen einem anderen Bereiche der Schöpfung anzugehören, mit allen äußeren Sinnen dagegen geſtorben zu ſein.

„Na nu, jetzt Wirtſchaft!" ſagte der böhmiſche Joſef und trat in den Flur, von wo man alsbald, wie Weltuntergang, die ſchadhaften Orgelpfeifen eines Leierkaſtens dröhnen hörte. Dies war die Art und Weiſe, durch die er, der immer einen gewiſſen Überſchuß an guter Laune beſaß, ſeine Gegenwart in der Leierbaude anzukündigen pflegte, worauf denn meiſtens der ſiebzigjährige Enkel der Greiſin, der nahezu taube Leiermann, aus ſeinem Verſchlage die Heubodenleiter herunterkletterte.

Auch heut erſchien der betagte Enkel. Er glich einem rieſenhaften, in ſchmutzige Lumpen gewickelten Turm, als er, rauhe und nur für Joſef verſtändliche Laute ausſtoßend, über die knackenden Sproſſen der Leiter niederſtieg. Er begann ſogleich Reiſig über dem Knie zu brechen, bis er ein ſtarkes Bündel beiſammen hatte, das er ſogleich in die Wohnſtube trug und, aus dem zerlumpten, alten Militärrock, den er, wie Frauen die Schürze, vorn aufgenommen hatte, vor das Heizloch des Ofens hinfallen ließ. Dabei redete Joſef in ihn hinein.

Quint, der noch immer in den Anblick der Greiſin verſunken war, hörte mit halbem Ohr, während die Ziege nun eifrig den Handteller ſeiner Linken ausleckte, wie verſchiedene Namen genannt wurden: Namen von Leuten, die wahrſcheinlich ihr Gewerbe, nicht anders als Joſef, auf Schleich-

wegen ausübten! und er ſchloß, als nach einiger Zeit ſich neue Beſucher durch Fußgetrappel im Hausflur ankündigten, es möchten die von Joſef namhaft gemachten Schmuggler ſein.

Wirklich waren drei andere Paſcher angelangt, die ſich laut und lebhaft mit Joſef begrüßten. Sie waren ſichtlich vergnügt, nach langer, beſchwerlicher Wanderung an einem ſicheren Orte der Raſt zu ſein. Und wieder ertönte der Leierkaſten des Leiermanns, der ſeine Stelle auf einer gerammten Bank im Hausflur hatte und deſſen Kurbel von Joſef aus Liebhaberei und Spaßmacherlaune aufs neue in Bewegung geſetzt worden war.

Bald darauf ſaßen die Schmuggler um den Tiſch herum und hatten begonnen, Karten zu miſchen, während die Selterflaſche, mit Kornſchnaps gefüllt, von einem zum andern ging, bis ſie auch ſchließlich zu Quint gelangte, der ſie, ohne zu trinken, weitergab.

Es trug ihm grobe Bemerkungen ein.

Und eine Menge ſolcher Bemerkungen zielte auch auf die Greiſin hinüber, da die Schmuggler den Feſttag zwar durch Arbeit entehrt, dafür jedoch durch reichlichen Schnapsgenuß gefeiert hatten. Sie bezeichneten ſie mit rüden Worten und Schimpfereien, die ſie ohne Rückſicht verlautbaren ließen. Einer der Schmuggler wollte dann wiſſen, wo Quint herkäme und wo er hinginge.

Ohne ihm Antwort zu geben, erhob ſich der Narr und küßte der Greiſin beide Hände. Gleich darauf trat er an den Enkel, der einen eiſernen Topf mit Kartoffeln in die Röhre des Ofens ſchob, mit einigen feſten Schritten nahe heran, um einige Fragen an ihn zu tun. Er wollte unter anderem wiſſen, wo die Lagerſtätte der Greiſin ſei. Als das ſtrobelköpfige Untier von Leiermann ihm ein altes kahles Holzgeſtell im Winkel gezeigt hatte, brachte er mit einer wunderbar ſelbſtverſtändlichen Leichtigkeit die Alte auf ſeinen Armen dorthin. Sie war allerdings überraſchend und faſt zum Erſchrecken leicht geweſen. Und nun benahm ſich der närriſche Sonder-

ling nicht anders wie ein Samariter und Arzt von Beruf. Er trug Waſſer herzu und wuſch die Greiſin, die unter ſeinen mildtätigen Händen auf eigentümliche Weiſe zitterte und langſam, ſchwer und tief zu atmen begann.

Die Spielenden mäßigten ihre Stimmen nicht, vermieden es aber, ſich einzumiſchen.

Es war aber unter ihnen ein kleiner, bleicher und buckliger Menſch, der Schwabe hieß, ein ehemaliger Schneidergeſell, der, Gott weiß, wie? zu ihrem Gewerbe gekommen war. Er war meiſt ſchüchtern, bewies aber ſeltſamerweiſe den größten Mut, und das wußten die Schmuggler, wo immer Gefahr im Verzuge war. In ſeinem Betragen lag etwas Drolliges, was ihm die rauheſten Herzen geneigt machte, auch war er allen und immer dermaßen zu Liebesdienſten bereit, daß er überall einen oder mehrere Steine im Brette hatte. Er war Proteſtant, deſſen ungeachtet ſtand er jedoch auch vor jedem der ſogenannten Marterln auf der böhmiſchen Seite ſtill und betete, während er beim Aufſtieg bald weltliche, bald geiſtliche Lieder, wahllos durcheinander ſang. Auch hatte er ſonderbare Ideen, die ſeine Kollegen lachen machten. Er gab ihnen Schilderungen aus der Welt, die ſeinem beſchränkten Verſtande entſtammten, teils geglaubt, teils bezweifelt wurden, ihn ſelbſt aber und ſeine Unterhaltung geſchätzt machten.

Dieſer Schwabe, der übrigens ſtatt Karte zu ſpielen in einer fettdurchtränkten Zeitung geſchmökert hatte, war nicht ohne Intereſſe dem gefolgt, was Quint unternahm, und hatte dann die Aufmerkſamkeit der Genoſſen von den Karten ab und auf einen ſeiner Wunderberichte gelenkt, die ſeiner Suada ſtets zur Verfügung ſtanden. Es ſei ihm heut etwas Wunderbares begegnet, ſagte er. Er wiederholte immer: „ihr glaubt nicht daran! aber ich kann euch ſagen, ich kann mit heiligen Eiden beſchwören, es iſt wahr.“

„Na was denn, Schneider?“ fragten die andern.

„Es iſt ſo wahr, wie ich hier in der Leierbaude ſitze, daß

ich heut morgen das Weib in der Klennerbaude habe Schäffer aufwaschen sehen, der Kuh Tränke in den Stall tragen und auf den Heuboden klettern, ganz wie wir."

„Was, die Klennern? die ist doch seit Jahr und Tag kontrakt! die kann doch von ihrem Stuhl nicht aufstehen?"

„Na ja, und heute morgen haben sie das Weib nach der Schubertbaude geschafft, und von da ist sie lustig und flink wie ein Wiesel zurückgekommen."

Und nun erzählte er alles das, aber schon bedeutend ausgeschmückt, was sich mit Quint vor dem Hause der Schubertleute am Morgen desselben Tages ereignet hatte. Emanuel wurde in dieser Erzählung zu einer Art medizinischem Wundermann, der den Sultan und den Kaiser von Österreich zweimal vom sicheren Tode errettet und der unter einem Steine, unten in Ungarn oder wo, das Rezept zu einer Salbe gefunden habe, die ein unwiderstehliches Heilmittel sei. Das Sonderbarste war aber dieses, wie er meinte, daß der Wundermann, und zwar mitten aus der Menge heraus, mit einem Mal, förmlich wie in die Luft, verschwunden sei.

„Wartet doch mal," sagte der böhmische Josef in das Gelächter hinein, das nach den letzten Worten des Schneidergesellen sich erhoben hatte — „wir wollen uns den August da drüben jetzt mal 'n wenig von nahe besehn."

„He, du dort drüben: bist du heut morgen in der Schubertbaude gewest?" wandte sich Josef an den Narren. Dieser, ganz mit der Greisin beschäftigt, nickte zur Antwort nur mit dem Kopf. Und nun wollte der böhmische Josef in einer Laune, wie sie manchmal plötzlich über ihn kam, mit den anderen Schmugglern nicht weiter spielen, wodurch, da die anderen im Verlust waren, sogleich ein großes Geschrei entstand: aber der kleine Schwarze blieb kaltblütig.

Es war ihm etwas, man wußte nicht was, durch den Sinn gefahren. Hatte ihm Quint von Anfang an einen unerklärlichen Eindruck gemacht? oder dachte er plötzlich, es wäre für einen guten Katholiken, wie er selbst einer war, eine

Sünde, am erſten Pfingſtfeiertage Karten zu ſpielen? oder ward er plötzlich von Mitleid erfaßt für die Alte, die der Tod vergeſſen zu haben ſchien? kurz, er ſtand auf, er trat zu dem Narren und fing mit ihm, eigentümlich ſeufzend, über das traurige Daſein im allgemeinen und das der Alten im beſonderen zu philoſophieren an.

Wenn jemand mit einem ſolchen Ton in der Kehle zu Emanuel trat, ſo wußte er immer, daß der Acker bereitet war, und begann ſogleich den Samen des Reiches auszuſäen. Bei einem jeden ſolchen Beginn ſtand ihm Wort und Ton dermaßen rein und ſchlicht zu Gebot, daß es jedem wie immer gearteten Menſchen weniger als ein Beginn, denn als etwas Altvertrautes erſchien. Da war irgend etwas Trennendes nicht mehr vorhanden, und das Innerſte und Echteſte der Menſchennatur verband ſich hemmungs- und hindernislos mit dem Innerſten und dem Echteſten.

Da die langausgeſtreckt und ſtarr daliegende, alte Frau ſich kalt anfühlte, trotzdem Emanuel ſie mit allerlei Lumpen und ſeinem eigenen Schoßrock bis an das Kinn zugedeckt hatte, holte Joſef einen Ziegel herbei, der im Herde gewärmt worden war: weshalb ſich vom Tiſch der verlaſſenen Spieler Spott und Hohn über ihn ergoß und noch mehr über Quint, der ihnen den Kameraden entwendet hatte. Dagegen wurde mit einem Mal der böhmiſche Joſef von ſeinem gefürchteten Jähzorn gepackt und ſtand, den Ziegel hoch in den Händen haltend, unerwartet vor den Radauluſtigen, mit einer maßloſen Drohung, die bei ſeiner wilden Natur nicht mißzuverſtehen war.

Der kleine zigeunerhaft häßliche Kerl hatte bei mancher Gelegenheit und auch in den Schenken „zum Spaß, der Luſt halber“ oft Proben herkuliſcher Kräfte abgelegt. Er hatte auch einige Mal im Gefängnis geſeſſen, gewalttätiger Handlungen wegen, die der meiſt gutmütige Menſch, gereizt, in beſinnungsloſem Zuſtand verübt hatte. Jetzt rief ihn ein Wort des Narren an das Sterbelager der Greiſin zurück.

Auch Schwabe verließ seinen Platz neben den Spielern und trat mit schüchtern zusammengekrochenen Schritten an das Lager heran. Es war ihm die seltsam feierliche Gewißheit aufgetaucht, daß hier der große und letzte Augenblick eines mehr als hundertjährigen Lebenskampfes endlich nahe wäre. Es schien ihm auch deshalb nicht verwunderlich, als Quint den siebzigjährigen Enkel mit lauter Stimme davon verständigte.

Es mußten dann aber beinahe noch acht Stunden vergehen, bevor die Greisin den letzten Atemzug ihres Lebens aushauchen konnte. Es geschah um die Zeit, wo die Sonne mit dunkelroten Strahlen gewaltig aus dem Tore des Ostens brach und das wächserne Gelb des Angesichtes mit purpurnen Tupfen färbte. Quint band das Kinn der Toten, das herabfallen wollte, mit einem blauen Sacktuch, das Schwabe darbot, fest und knüpfte das Sacktuch über dem feinen, rosigen Scheitel. Dann herrschte lautlose Stille im Raum, darein sich stumm die Helle des Morgens ausbreitete.

Die anderen Schmuggler hatten sich längst davongemacht. Quint aber saß mit Schwabe und Josef am gleichen Tische, auf den die Karten und Fäuste der Spieler dröhnend geschlagen hatten, und sprach oder las aus dem Bibelbuch. Er hatte nur wenig geschlafen und beim Anblick der alten Frau auch immer an seine eigene Mutter gedacht, die ihn nun schon seit Wochen vermissen mußte. Er hatte sich vorgestellt, wie im innersten Wesen schmerzlich das Schicksal jedweder Mutter war, und wie insonderheit die Last eines langen Lebens durch Lasten schwerer gemacht wurde, die eine letzte Vereinsamung in sich schließt. Der böhmische Josef hatte, als Findling, Vater und Mutter niemals gekannt. Schwabe war von seinem siebenten Jahre an ausschließlich in der Hut seiner Mutter gewesen und hatte im vierzehnten Jahre einmal in Begleitung der Mutter einen Menschen besucht, der im Gefängnis einer großen Stadt hinter Schloß und Riegel

gehalten wurde und der, wie man ſagte, ſein Vater war. Einigermaßen aufgewühlt, einander nahe durch verwandte Erinnerungen, hatte ſich über die drei ein ernſter Geiſt der Einkehr geſenkt, der ſie zu ernſten Geſprächen veranlaßte.

„Warum haben Sie," fragte Joſef Emanuel, und wagte es nun nicht mehr, ihn mit du anzureden ... „Warum haben Sie, nachdem die Alte geſtorben war, am Fenſter geſtanden und haben lange für ſich geweint? Sind Sie etwa verwandt mit der Alten?" „Weil das Leben," gab der Gefragte zurück, „für die meiſten ein unſäglich ſchweres, ſchmerzliches Schickſal iſt!" Danach fuhr er fort, von den Finſterniſſen der armen nachtbefangenen Erde zu reden, und ſprach davon, wie der Geiſt der Geſtorbenen unzweifelhaft nach den Läuterungen des Lebens — denn Leben ſei immer Läuterung! — zu Formen reineren Lebens verklärt worden ſei. Und als ſie dies nicht zu verſtehen ſchienen, las ihnen Emanuel die zweite Epiſtel St. Pauli an die Korinther vor:

„Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt.

Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jeſum Chriſtum, den Gekreuzigten.

Und ich war bei euch mit Schwachheit und mit Furcht, und mit großem Zittern.

Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menſchlicher Weisheit, ſondern in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft.

Auf daß euer Glaube beſtehe, nicht auf Menſchenweisheit, ſondern auf Gottes Kraft.

Da wir aber von reden, das iſt dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieſer Welt, auch nicht der Oberſten dieſer Welt, welche vergehen;

Sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verborgen hat vor der Welt, zu unſerer Herrlichkeit,

Welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat; denn, wo sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt,

Sondern wie geschrieben stehet: Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat."

Diese Worte, die ohne Pathos gelesen wurden, erregten ganz anders, wie von der Kanzel herab zu geschehen pflegt, die Wißbegierde der Zuhörer. Als Menschen immer und von Natur auf die Offenbarung von etwas Verborgenem gerichtet, hofften sie durch Emanuel zugleich ihn selbst und die Schrift erklärt zu sehen, die so rätselvolle Dinge andeutete. Emanuel hatte dagegen die Bibelstelle gewählt, in der Meinung, sie werde für ihn sprechen, und zwar ebensowohl für das, was er sagte, als was er verschwieg, aber er hatte damit nur erreicht, daß ihn die beiden Hörer geradezu nach dem Geheimnis fragten, von dem sie, zwar halb und halb überzeugt, vermuteten, es wäre die wunderbare Kraft, die am rechten Ort zu heilen und zu töten verstand.

Somit war er gezwungen zu sagen, er wäre aus freiem Antrieb ein Träger des Evangelii. Er habe als Kind die Taufe derer empfangen, die tote und laue Scheinchristen wären, später die Wassertaufe Johannes des Täufers, und endlich die durch den heiligen Geist: und diese, die letzte, schließe das Geheimnis des Reiches ein.

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, fuhr er fort, sei mit uns allen! Amen. —

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, stand er auf und war im Begriff, davonzugehen, als eine schlichte, sauber gekleidete Frau, die Frau des Lehrers aus der Schule einer nahegelegenen, ärmlichen Berggemeinde, ins Zimmer trat. Sie sah, daß die Greisin gestorben war, der sie in Übung jahrelanger Mildtätigkeit täglich Suppe zu schicken oder selbst zu bringen pflegte. Und als sich ihr die volle Erkenntnis mitgeteilt hatte, wie ihr schwacher Versuch zur Mildtätigkeit nun von einer stärkeren Hand überboten worden war, versank sie merklich ergriffen in Stillschweigen.

Sechſtes Kapitel

Die Lehrersfrau hatte ſogleich bei ihrem Eintritt in die Stube Quint, den ſie nicht zum erſten Male ſah, wiedererkannt. Vor etwa acht Tagen waren die Brüder Scharf von Glaubensgenoſſen in Preußen an ihren Mann und ihr Haus als exemplariſch treue Diener am Wort empfohlen worden. Der Lehrer, ein vierzigjähriger, bibelgläubiger Mann, hatte, wie ſich das in den Kreiſen derer, die auf Chriſtum harren, von ſelbſt verſteht, die Brüder mit herzlicher Liebe aufgenommen. Als er den Grund ihrer Reiſe erfuhr, obgleich ſie den Irrwahn, der ſie beherrſchte, verſchwiegen hatten, äußerte der ſchlichte Mann ein leiſes Befremden, wenn nicht Bedenklichkeit. Denn die Glut und der Eifer, mit dem die Scharfs Emanuel ſuchten, und die Fülle des Lobes und der Bewunderung, die ſie über ihn ausſchütteten, auch was der Lehrer über den Verkauf ihres Hauſes erfuhr: dies alles mußte beängſtigend wirken.

Seine Sorgen hielt der Lehrer Stoppe auch ſeiner Ehefrau gegenüber nicht zurück. Es iſt ſchon bedenklich, wenn allzeit fleißige Arbeiter ihre Arbeitsſtätte verlaſſen und müßig gehen. Bedenklicher aber, wenn ſie Dinge wörtlich und gläubig auffaſſen, die auf ihre Weiſe genommen ſein wollen oder ſchweren Schaden ſtiften. So ſchienen die Prophezeiungen eines ehemaligen Schäfers, namens Thomas, vom nahen Weltuntergang ein unwiderleglicher Glaubensartikel im Geiſte der Brüder Scharf geworden zu ſein, und ſo war ihnen der Apoſtelberuf Emanuel Quints, den ſie ſuchen kamen, über jeden Zweifel erhaben.

Der Lehrer hielt es für ſeine Pflicht, die beiden vor jenen falſchen Propheten zu warnen, den Wölfen in Schafskleidern, von denen die Bibel mit Abſcheu ſpricht, er mußte ſich aber eingeſtehen, daß nach ſtundenlangem, ja tagelangem Beten, Singen und Ringen, der Glaube an die himmliſche Sendung des geſuchten Landfahrers felſenfeſt wie je in den Seelen der Brüder gegründet ſtand.

Daran konnten auch alle Gespräche nichts ändern, wodurch die frommen Eiferer meistens die Nacht zum Tage machten, eingedenk des Wortes, das da sagt: „Wachet, denn der Bräutigam ist nicht ferne von euch“: und es kam am Ende so weit, wie es denn nicht anders sein konnte: der Lehrer Stoppe wurde beinah in den Glaubensstrudel hineingezogen und sah jedenfalls mit einer gewissen Spannung der Erscheinung Quints entgegen.

Einem bestimmten und überzeugten Wesen vermag der Zweifel, selbst in starken Naturen und gebildeten Seelen, auf die Dauer nicht standzuhalten, um wieviel weniger in einem glaubenswilligen Herzen, wie das des Lehrers war, und nachdem ihm die Scharfs immer wieder von der Predigt Quints auf dem Marktplatz der Kreisstadt, von dem Wunder, das er angeblich an ihrem Vater verrichtet hatte, von vielerlei Gebetserhörungen und wunderbaren Heilungen berichtet hatten, schien ihm die wundertätige Kraft des Gesuchten tatsächlich erwiesen zu sein: nur wußte er nicht, ob diese und seine Mission auf himmlischem oder satanischem Grunde beruhte, oder vielleicht mesmeristischer Magnetismus, verbunden mit falsch verstandener, noch zu läuternder Heilandsliebe sei.

Der Lehrer hatte die Brüder Scharf nach einiger Zeit in das Haus der Schuberts hinübergebracht, von wo aus sie dann während längerer Zeit ihre Nachforschungen anstellten, immer und von Stunde zu Stunde gewaltiger aufgeregt. Wer je erlebt hat, wie eine liebe, ersehnte Illusion, auf die man mit realen Bemühungen hinarbeitet, zuweilen gegen alle Vernunft ins Ungeheure wächst, den wird es auch keineswegs in Verwunderung setzen, daß bald das Schubertsche Haus zur Brutstätte vieler phantastischer Irrtümer und Gesichte geworden war.

Als nun Quint gefunden wurde und später bei den Schuberts in Herberge lag, hatten die Scharfs eines Tages den Lehrer besucht und ihm das glückliche Wiederfinden, sowie allerlei neues Wunderbares berichtet von Quint. Aufgefordert,

mit ihnen zu gehen, hielt ſich jedoch der Lehrer zurück, allerlei wichtige Pflichten vorſchützend. Hingegen konnte noch am Abend desſelben Tages Frau Stoppe ihrer wachſenden Neugier nicht widerſtehen. Sie machte ſich auf und kam in dem Schubertſchen Hauſe an, als Quint es verließ, um allein für ſich durch die Ödeneien des Gebirgskammes im beginnenden Mondſchein hinzuwandeln.

An jenem zweiten Pfingſtfeiertag, wo die Lehrersfrau die hundertjährige Greiſin tot, Quint aber bei der Leiche zum zweiten Male getroffen hatte, brachte ſie ihn um die zehnte Stunde mit ſich zur Schule zurück. Die Schule war ein winziges Holzhäuschen, und Stoppe, der ſie, bei ſeinen Bienenſtöcken im Garten beſchäftigt, kommen ſah, fand ſich auf ſonderbare Weiſe von dieſer Annäherung, vielleicht ein wenig unangenehm, berührt. Aber er ging ſeiner Frau entgegen und reichte auch ihrem Begleiter die Hand.

Während die Frau eine ſaubere Kammer zurechtmachte, da ſie Emanuel unſägliche Müdigkeit angemerkt hatte, zeigte der Lehrer ihm ſeine Bienen. Emanuel trat an die Stöcke heran, und, obgleich der erfahrene Imker zur Vorſicht mahnte, vollkommen ohne jede Furcht, ließ er nicht nur die aufgeregten Bienen auf Geſicht und Händen herumkriechen, ſondern griff ſie ohne Bedenken da und dort aus den Haaren oder von ſeinen ſtaubigen Füßen auf und ſetzte ſie auf das Flugloch zurück.

In ihrer kleinen Küche, die mit einigem Kupfergeſchirr, irdenen Töpfen, Geräten aus Blech und Zinn aufs properſte glänzte und zugleich Wohnſtube war, erzählte, als Quint längſt in der Kammer, und zwar in einem ſauberen Bette lag, die Lehrersfrau ihrem Gatten, wo ſie ihn dieſen Morgen gefunden hatte. Dieſer Zufall und auch leider der Narr hatten ihr unverkennbar einen nicht geringen Eindruck gemacht. Sie war von dem ſeltſamen Umſtand erſchüttert, daß die alte, von allen gemiedene Frau, die, wie es hieß, um ihrer vergangenen Sün-

den willen nicht ſterben konnte, erlöſt, ja beinahe in ſeinen Armen geſtorben war. Hätten wir, ſagte ſie, dieſen frommen und gütigen Menſchen damals zur Seite gehabt, die Kinder wären uns nicht geſtorben. Und damit fing ſie ſtill und lautlos zu weinen an, während ſie gleichzeitig ſich erhob und am Herd hantierte.

Was dieſer Frau den eigentlichen Inhalt ihres einſamen Daſeins gegeben hatte, waren zwei Kinder geweſen, die ihrer Mutter den neuen Lebensinhalt, die Trauer um ſie, hinterlaſſen hatten.

Stoppe richtete nun die folgende Mahnung an ſeine Frau:

„Wir ſollen ergeben ſein. Wir ſollen nicht ungeduldig ſein. Wir ſollen fröhlich ſein und wie der Apoſtel ſagt: Unſer Fleiſch ſoll ruhen in der Hoffnung des Herrn. Wir ſollen aber nicht ungeduldig ſein und täglich das Fenſter aufmachen und womöglich nach falſchen Propheten Auslug halten. Denn Jeſus, der wahre Heiland, hat geſagt, wie du bei Lukas im 21. Kapitel und 8. Vers jederzeit leſen kannſt: ‚Sehet zu, laßt euch nicht verführen. Denn viele werden kommen in meinem Namen und ſagen, ich ſei es, und die Zeit ſei herbeigekommen. Folget ihnen nicht nach!‘ — Und es ſteht bei Matthäus: ‚So ſtark werde die Kraft der falſchen Propheten ſein, daß verführet werden in den Irrtum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten.‘ Alſo hüten wir uns! hüte dich.“

„Ich glaube nicht,“ ſagte die Frau, „daß er Unrechtes denkt oder tut und irgendwie Böſes im Herzen trägt, ich habe auch nicht geſagt, ich hielte ihn für einen Propheten. Auch hält er ſich ſelber nicht dafür. Mir kommt es vor, er ſpricht als Menſch, er handelt als Menſch und er wandelt ſchlechthin nur als ein Menſch.“

Der Lehrer wiegte bedenklich ſeinen weichen Johanneskopf.

„Es iſt,“ hub er wieder zu reden an, „nicht zu vermeiden, ihm für mancherlei die Verantwortung zuzuſchieben, was, wie du ja ebenfalls weißt, geſchehen iſt. Tue ein jeder ſeine

Pflicht und diene Gott im Verborgenen an dem ihm zugewiesenen Ort. Mich hat er nach meinem Wunsch und Willen und in Erhörung meiner Gebete in dieses entlegene Amt gesetzt, wo ich in dem Maße ihm näher zu sein glaube, als ich ferner gerückt von den Menschen bin. Gott hat mir bei meinem Wirken Segen gegeben und macht es mir täglich deutlich, wie ich für meine rings in ärmlichen Hütten verstreuten Berghewohner und ihre Kinder nicht ganz ohne Nutzen bin. Daran, meine ich, lassen wir uns genügen."

Nun sagte die Frau, die eine Pfarrerstochter war und durch mancherlei Mißgeschicke im Elternhause denken gelernt hatte: aus solchen Betrachtungen folge noch nicht, daß dieser Emanuel Quint etwa, weil er auf andere Art und Weise dem Heiland diene, verwerflich und auf Irrwegen sei. Sie erinnerte an die Gemeinschaft der Heiligen, die, von den Aposteln gegründet, noch heute sogar von den Kanzeln als in Jesu Christo bestehend angenommen wird, und drückte, während sie einen frischgebackenen Eierkuchen, noch in der Pfanne, dem Gatten unter die Nase schob, die feste Überzeugung aus, daß Quint, wenn irgendeiner in dieser Gemeinschaft, ein echter und rechter Heiliger wäre.

„Er macht mir meine Gebirgsleute aufsässig. Sie laufen mit roten Köpfen umher, erzählen sich überspannte Dinge und bringen am Ende sich und uns mit der Obrigkeit in Konflikt;" dies sagte der Lehrer ein wenig unwirsch, schwieg und aß seinen Eierkuchen. Er fuhr dann fort: „An wen wird sich die Behörde halten, zum Schluß nun gar, wo wir diesen Menschen beherbergen? Wer wird die schweren Folgen zu tragen haben als ich, wenn das Ärgernis weiter um sich greift?" Die Frau aber gab ihm diese Antwort: es käme doch alles nur darauf an, ob Quint ein Betrüger oder ein echter Bekenner wäre, sei er aber ein solcher und wirklich erfüllt vom reinen apostolischen Geist, so könnte es doch keine Frage sein, ob man sich entschließen müßte, ihn von sich zu stoßen oder ihm nachzufolgen. Denn leiden um des willen, der für

uns am Kreuze ohne Bedenken gestorben sei, wäre doch wohl die höchste Gnade, die uns auf Erden zuteil werden könnte.

Daraufhin wurde der Lehrer still.

Ungefähr um die zweite Stunde am Nachmittag erschien Anton Scharf bei den Lehrersleuten. Mit lautem Gepolter trat der bleiche, nervige Mann ins Haus, während die Lippen unter den blonden Barthaaren seines schmalen Spitzbarts unruhig zuckten. Das braune Haupthaar stand aufgerichtet bürstenförmig um seinen Kopf. Er rief dem Ehepaar ein „Gott grüß euch" entgegen mit großer Lebhaftigkeit. Er warf die Mütze irgendwohin auf eine der Bänke der kleinen Schulstube, darin er die Lehrersleute mit dem Aufhängen eines Bildes „Der Heiland über das Meer schreitend" beschäftigt fand. Er war auf eine besondere Art erregt, die einen feierlichen Grundcharakter hatte. Aber es war auch Wildheit in ihm! Ein nicht zu verkennender Einschlag von Trotz, Kampflust, ja von Lust zur Gewalttätigkeit.

„Bruder," rief er den Lehrer an, daß die Schulstube dröhnte, „die Zeichen und Wunder mehren sich. Wir haben in diesen letzten Tagen Dinge gesehen, die sich jedermann zu Gemüte führen soll. Wir haben die Kraft der Apostel, die Kraft Gottes lebendig gesehen! Uns ist ein Kind geboren, sage ich euch, es wandelt einer unter uns, von dem geschrieben steht, daß er kommen sollte. Nicht wir allein haben ihn gesehen! Hundert Arme, Kranke, Mühselige und Beladene haben sein Angesicht leuchten sehen, seine Stimme reden gehört und sind gesund geworden. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, dieser ist mehr denn ein Apostel und ein Prophet! Und auch die Kinder der Welt spüren sein Nahen und regen sich. Sie recken die Hälse! Sie wittern den Tag des Gerichts! Sie machen sich auf, mit Schwertern und Stangen, ihn zu fangen! Aber es steht nirgends geschrieben, daß Jesus zum zweiten Male von ihnen gekreuzigt werden wird."

Drohend erhob der irregeführte Mann seine Faust nach der

preußischen Seite des Gebirges hin, von der er, wie es schien, den Ansturm der Widersacher des Gottesreiches erwartete.

„Wenn aber dieses anfängt zu geschehen," fuhr er funkelnden Auges zu reden fort, „so sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum, daß sich euere Erlösung nahet!" Mit dieser Lukasstelle schloß er, zog ein mächtiges rotes Taschentuch und wischte die hellen Tropfen von Stirn und Nacken.

Der Lehrer Stoppe, dessen Stimme ruhig, beinahe eisig klang, wollte wissen, worum es sich eigentlich handele, was aber nicht sogleich bei dem aufgestörten Zustande Anton Scharfs zu ermitteln war. Nur soviel stand fest, Quint wurde auf der preußischen Seite behördlich verfolgt, und davon hatte der Lehrer auch bereits reden gehört und zwar durch Passanten am heutigen Morgen. Schließlich konnte auch Scharf Genaueres mitteilen.

Es war am Morgen ein Gendarm bis vor die Hütte der Schubertleute geritten gekommen, die, geradeso wie am gestrigen Tage, von vielen hilfsbedürftigen Menschen umlagert war. Er hatte in ziemlich barschem Ton zunächst viele der Wartenden ausgefragt und endlich alle mit lauten Befehlen fortgewiesen, zugleich betonend, daß Quint ein arbeitsscheues, behördlich gesuchtes Individuum und nichts weiter sei. — Dann war der Gendarm mit klirrenden Sporen und schleppendem Pallasch in das Haus und die Stube der Schuberts eingetreten und hatte das Ehepaar, die Tochter und ihn, nämlich Anton Scharf — Martin war auf der Suche nach Quint schon seit gestern abwesend! — hatte die drei, mit Blei und Notizbuch in der Hand, aufs peinlichste ausgefragt.

Er hatte dabei wohl gehofft, meinte Scharf, er werde uns Betteleien oder gar noch Ärgeres nachweisen. Er, Anton, hätte indessen dem Herrn Wachtmeister heimgeleuchtet und ihm den Beweis erbracht, daß sie unabhängige, vorläufig durchaus nicht unbemittelte Leute seien, die niemand um Gaben anzusprechen brauchten. Augenscheinlich habe dies dem Wachtmeister nicht in den Kram gepaßt, und man sehe daraus, wie

wichtig es wäre, für Zukunft und Gegenwart durch einige Mittel vor Mangel geschützt und dadurch der Bosheit der Kinder der Welt entrückt zu sein.

Man konnte unschwer erkennen, wie sich Stoppe durch diese Erzählung, gleichwie durch das ungebändigte Wesen des jüngeren Scharf, aufs neue beunruhigt fand, und er wies mit bleichem Gesicht darauf hin, daß man der Obrigkeit nicht zu widerstreben nach einem ausdrücklichen Heilandswort gehalten sei. Er bat den etwas verblüfften Scharf, den er nach Herrnhutischer Sitte Bruder nannte, sich zu beruhigen, und fragte ihn lange, zwar mit milden und gütigen Worten, aber beinahe noch eingehender als der Wachtmeister, nach Emanuels Vorleben aus, ob da nicht etwa sündliche Dinge verborgen lägen.

„Nein," sagte der Bruder Scharf, „ich glaube, ich glaube mit Freudigkeit!" Er war überzeugt, Emanuel habe sich auf Grund eines göttlichen Vorwissens schon am gestrigen Morgen seinen Verfolgern entzogen, und fürchtete seltsamerweise nichts für ihn. Sobald er erfuhr, Quint sei mit ihm unter einem Dache, durchzuckte es ihn, und er schlug sich zugleich mit der harten Hand vor die breite Stirn, als sei ihm nun erst, mit einem Male, etwas verständlich geworden: nämlich ein unwiderstehlicher Zug und Drang hierher, in das kleine Blockhaus der Lehrersleute. Schon bewies sich übrigens, wie ein Blick aus dem Fenster lehrte, in anderen Bergbewohnern die Kraft dieser selben Anziehung.

Der Lehrer, in seinem Gewissen bedrängt und als ein Mann von echter und tiefer Frömmigkeit, schlug vor, nach apostolischer Weise Gott im Gebet anzugehen und um Erleuchtung der Seelen zu bitten. Er war von der Macht des Gebets überzeugt, gemäß der Verheißung Jesu, die da sagt: „was ihr erbittet in meinem Namen, das alles will ich euch geben." Er ging mit geringeren Sachen, als diese war, im Gebet zu Gott, und wenn er mit Gleichgesinnten fromme Meinungen austauschte, so unterließ er nie, auf gewisse Winke hinzu-

weiſen, die ihm Gott hatte zuteil werden laſſen, nach dem Gebet, und auf beſtimmte, unzweifelhafte Erhörungen.

Nachdem nun die drei in ſtillen und lauten Gebeten, wobei auch die Frau des Lehrers ſanfte und innige Worte fand, Gott Vater, Sohn und Geiſt um Aufſchluß darüber inſtändig gebeten hatten, ob Quint in der Gnade oder aber von einem Geiſt des Irrtums beſeſſen ſei, hörten ſie plötzlich unter den Fenſtern die Klänge eines Chorals anſchwellen, von Kinder- und Frauenſtimmen geſungen, der ihren erſchrockenen Herzen eine unwiderlegliche Antwort ſchien:

O Jeſu, ſüßes Licht,
nun iſt die Nacht vergangen,
nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Und ſie ſtimmten in dieſen Choral mit ein.

Es war aber Martha Schubert, die gekommen war und ihn intoniert hatte. Und es waren auch bereits wieder von allen Seiten viele Kinder und Frauen, ſowie einige Männer herbeigeeilt, von denen die meiſten, ſchon weil es Freitag war, ſich am Geſange beteiligten. Der böhmiſche Joſef und Schwabe hatten den Tod der Greiſin im Wirtshaus der ſieben Gründe bekannt gemacht und auch der erlöſenden Wirkung mit beſonders lauter Überzeugung Erwähnung getan, die der Wunderdoktor dabei, ihrer Meinung nach, ausgeübt hatte. Von da aus nahm das Gerücht in kurzer Zeit von Hütte zu Hütte ſeinen Weg, wobei auch die augenblickliche Herberge Quints, das Schulhaus, zugleich bekannt wurde.

Und plötzlich, ehe es Stoppe hindern konnte, ſtieß Anton Scharf, zu leidenſchaftlicher Glut der Zeugnisablegung hingeriſſen, das Fenſter des Schulzimmers auf und ſchrie in die immer wachſende Menge hinaus, wie ein Wahnwitziger, Worte, die ihm aus der Geſchichte der Apoſtel im Gedächtnis hafteten: „Denn Moſes hat geſagt zu den Vätern: einen Propheten wird euch der Herr euer Gott erwecken aus euren

Brüdern, gleich wie mich, den sollt ihr hören in allem, das er zu euch sagen wird. — Und es wird geschehen, welche Seele denselben Propheten nicht hören wird, die soll vertilget werden aus dem Volk!"

Während nun alles dieses im Parterre und an der Vorderseite des Hauses vor sich ging, schlief der Prophet einen totenähnlichen Schlaf in der Giebelkammer. Frau Maria Stoppe jedoch fürchtete, als sie die Wogen der Erregung steigen sah und besonders die laute Begeisterung Bruder Antons, man möchte ihn vielleicht aus seiner wohlverdienten Ruhe aufwecken. Ihre Besorgnis teilte sie Bruder Anton und dann der draußen harrenden Menge mit, unter die sie getreten war, mit der vollen Zutraulichkeit einer Frau, die fast einen jeden der Harrenden persönlich kannte und fast jedem etwas Gutes gelegentlich angetan hatte.

Sie versuchte die Wartenden zu beruhigen und mahnte, selbst ein Bild der Gelassenheit, die Schar der ärmlichen Menschen zur Geduld. Sie betonte, Emanuel Quint sei zweifellos ein wahrer und redlicher Diener Gottes. Das sei genug! und man brauche und möge ihm nicht Kräfte und Absichten zuschreiben, die seiner schlichten Demut durchaus zuwider wären.

Die Wirkung jedoch dieser letzten Mahnung ward durch viele durcheinanderrufende Stimmen aufgehoben, die sich nicht genugtun konnten in der Beteuerung wundertätiger Wirkungen, die, jedweden Zweifel ausschließend, von Emanuel ausgegangen waren.

Nun aber drängte sich durch die schwatzende Menge der ehemalige Schneidergeselle Schwabe an die Frau des Lehrers heran, stotternd und mit der ihm eigenen Schüchternheit dem Wunsche Ausdruck verleihend, ihr etwas unter vier Augen mitzuteilen. Im dunklen Hausflur, hinter der von Frau Maria, die Hand auf der Klinke, verschlossen gehaltenen Türe, erzählte er, man sei nun auch auf österreichischer Seite Quint hart an der Ferse, und es wäre keineswegs unwahrscheinlich, dürfe

auch keinen Menschen irgend verwundern, wenn österreichische Polizei vor der Schule erscheinen sollte, bevor noch eine Stunde verstrichen wäre. Eine Minute danach wiederholte Schwabe alles im Schulzimmer, vor dem Lehrer selbst und vor Anton Scharf.

Der Lehrer meinte: falls es der Gendarm aus Spindelmühle wäre, so könne er es wohl verhindern, daß Quint verhaftet und fortgeführt würde, er könne vielleicht auch sonst für ihn gut sagen, wenn nicht die vielen armen Leute rings das Schulhaus umlagerten: was in den Augen der Behörde ein Unfug sei. Quint ist aber ohne Subsistenzmittel, fuhr er fort, weshalb man ihn möglicherweise, trotz aller Einreden, ohne weiteres über die nahe preußische Grenze bringt, das heißt, ihn an die Gendarmen drüben ausliefert. Ihn wecken, ihm alles selbst eröffnen, schloß er, würde vielleicht das ratsamste sein.

Als sie in dieser und ähnlicher Weise noch berieten, erschien Martin Scharf und fragte, ob Quint im Hause wäre. Das allgemeine „Ja", womit man ihm antwortete, hatte zur Folge, daß der überwachte und übermüdete Mann schluchzend unter Tränen der Freude zusammensank.

Wie wenn aber etwa der Funke in einen Haufen erhitzter und brennbarer Stoffe fällt, und der Haufen in Flammen auflodert, so ward durch den unvermittelten Ausbruch Martin Scharfs die kleine Gemeinde in einen schluchzenden Rausch der Tränen versetzt, einen Paroxysmus der Brüderlichkeit und Gemeinsamkeit, der sich außer durch Tränen in Umarmungen und apostolischen Küssen äußerte.

Emanuel war nun doch in seinem verhängten Zimmer von dem Lärm und Gepolter unten im Hause aufgewacht und lag horchend und grübelnd auf dem Rücken. Er deutete die Geräusche, die er schon bei den Schuberts kennen gelernt hatte, sogleich auf sich und wußte, daß eine gläubige Menge, Hilfe aus aller Not von ihm fordernd, seiner wartete.

Unwillkürlich die Hände faltend, betete er zu dem Göttlichen tief verſenkt in ſich.

Dies aber war ſtets das Weſen ſeines Gebetes, ſich ganz nur als Werkzeug unter den Willen der Gottheit zu ſtellen. Er überſah den vergangenen Tag. Er hatte nicht das Gefühl, irgend etwas außer Gott im Leben geſucht zu haben, noch auch vermöge eigenen Willens und klarer Abſicht den Weg bis hierher gegangen zu ſein: dennoch lautete ſeine Frage: „Bin ich auf rechtem Wege geſchritten? Habe ich auch wirklich nicht meinen, ſondern deinen Willen getan?“ und er warf ſich, im Geiſte bemüht, den letzten Reſt von eigenem Willen aus ſich zu tilgen, aufs neue vor Gott aufs Angeſicht und flehte: „mache mich ganz nur zu einem Wort, einem Hauch, einem Blick, einem Herzſchlag von dir!

Es wird geſagt, Jeſus Chriſtus habe die Kraft des Wunders ſeinen Apoſteln hinterlaſſen. Ich bin kein Apoſtel. Ich bin ſeiner ganz unwürdig. Die Liebe des Heilands iſt wie ein Meer! die meine iſt nur ein ſickerndes Bächlein. Die wahre Heilandsliebe iſt eine Kraft, die nicht nur kranke Leiber ſogleich zu Geſunden macht, ſondern ſie verwandelt verdammte und zur Hölle verfluchte Seelen mit einem Hauch ihres Mundes in ſelige Engel des Paradieſes. Ich bin ein Blinder. Auf meinem äußeren geſchloſſenen Augendeckel liegt von dem Schatten ſolcher Liebe ein Schein. Ja, wäre ich deſſen ſicher, daß es wirklich ein Schatten des Schattens der Heilandsliebe iſt, ich könnte damit allein ſchon die Wüſte der Welt zum tauſendjährigen Paradieſe umwandeln.

Aber ich kann keine Wunder tun. Ich will keine Wunder tun. Es ſei ferne von mir, zu meinen, ich könne mehr tun, als da bereits geſchehen iſt, aus der Liebesfülle der ewigen Weisheit. Sollte ich etwa dein Werk verbeſſern wollen, du heiliger Geiſt? Ich bin nicht ſo hochmütig, dieſen Wahnwitz der Überhebung berge ich in mir nicht.

Du weißt das, der du in mir biſt! Dir iſt nichts verborgen! Aber warum ſendeſt du dieſe Bedürftigen hinter mir her, die

etwas wollen, was irdiſch, nicht himmliſch iſt, etwas, was ihnen vielleicht die Kinder der Welt, nicht die Kinder des Himmels vorenthalten? Sie dauern mich, ich fühle ein überquellendes Mitleid in meiner Bruſt. Ich möchte ihnen gern und von Herzen gern alles das geben und mitteilen, was Himmliſches in mir iſt, geſchweige das Irdiſche, wovon mich zu trennen mir nichts bedeutet. Führe mich! Lehre mich, ob ich ihnen und wie ich ihnen Mitleid und Liebe beweiſen ſoll, meinen taſtenden, in irdiſcher Finſternis tappenden Brüdern und Schweſtern! Oder ſoll ich mich abkehren von ihnen und ihrer kläglichen, bitteren, flüchtigen Lebensnot und ganz zurückkehren in dein Herze?

Aber freilich, warum denn bin ich hier in die Welt geſtellt? Warum denn bin ich herabgeſendet in dieſen irdiſchen Leib der Gebrechlichkeit und trage dich in mir wie ein Licht? Soll ich nicht meinen Mitbrüdern leuchten? Wem ſoll man leuchten, als denen, die im Finſteren ſind? Wem ſoll man Gott bringen als dem Gottloſen? Wen ſoll man heimholen als das verirrte, verlaufene Schaf? Wen ſoll man tröſten und zurückführen, als den in Finſternis Ausgeſtoßenen? In Finſternis, wo Heulen und Zähneklappern iſt? Wer kehrt zurück und wird mit Jubel empfangen von der Liebe des Vaters im Vaterhaus? Wer anders als der verlorene Sohn, der da ausgezogen war im Hochmut ſeines geringen Vermögens und mit den Schweinen Treber aß" — und Quint warf ſich herum, rang ſeine Hände, drückte ſein Angeſicht in die Kiſſen und flüſterte weinend: „Ich habe geſündigt im Himmel und vor dir. Herr, Herr, ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße."

Unvermittelt gleichſam kam ein Gefühl der Zerknirſchung über ihn, das mit dem glühenden Wunſche, für den Vater zu leiden, zu ſterben, ſich auszulöſchen verbunden war, — ein Gefühl von Schuld erfüllte ihn, deren Urſache ihm verborgen war, denn er hätte ſich nicht erinnern können, jemals, wie der verlorene Sohn, mit eigenem Willen in die Fremde gegangen zu ſein. Aber er zweifelte nicht an der eigenen Schuld.

Und jetzt glaubte er, zu begreifen, in diesem Rausch, nicht nur warum die verirrten Schafe ihm nachfolgten, sondern auch, daß gerüstete Männer zu Pferd, mit Waffen zum Tö'en der Menschen, rastlos auf ihn fahndeten. Weshalb er gehetzt wurde wie ein Wild. Seine Schuld lag früher! sie lag nicht im Irdischen. Nicht daß man Gott nachzufolgen sich bemühte, in Jesu Fußstapfen, war die Schuld, sondern daß man den Vater verlassen hatte.

Und in seiner Seele überdachte er lange hin und her die Mythe vom Sündenfall, bis er plötzlich mit einem Ruck sich vom Bette erhob, dabei leise sprechend: „so will ich euch weiter dienen, meine Brüder und Schwestern." Und es kam über ihn eine neue Entschlossenheit, die ihn mit einer Art freudiger Hoheit umgab, als er unter den bänglichen Menschen in der Schulstube plötzlich erschien. Er liebte die Brüder Scharf, und sie hatten für ihn eine grenzenlose menschliche Zuneigung. Mit Leidenschaft küßten sie seine Hände, was er um ihretwillen mit leisem Lächeln geschehen ließ.

Die Leute aber, die draußen standen, drängten, kaum daß sie das Angesicht Quints durch das Fenster erkannt hatten, mit einem stürmischen Anlauf ins Haus. Der böhmische Josef war unter ihnen. Es gelang zwar der Lehrersfrau, den Schlüssel im Schloß der Haustür umzuwenden, aber da Emanuel Quint das kleine Katheder bestiegen hatte, ward sie von den Brüdern umgestimmt. Sie öffnete wieder, und Weiber, Kinder, Greise und Männer, voran der böhmische Josef, strömten herein. Aller bemächtigte sich eine erwartungsvolle Festlichkeit, still schoben sie eins um das andere sich in die Schulbänke, und die keinen Platz bekamen, standen und hockten eng gedrängt. So viele indessen waren gekommen aus irgendeinem, dumpfen Triebe heraus, daß sie Kopf an Kopf den Hausflur erfüllten, die Schwelle draußen und schließlich dichtgezwängt einen weiten Raum vor dem offenen Schulfenster, durch das sie mit offenem Munde hereinblickten.

Es war eine tiefe Stille eingetreten, ehe Quint zu reden begann. Seine Predigt, in die das Piepſen der Sperlinge von draußen hereinſchallte, ward aber an dieſem Morgen in einem Ton geſprochen, der hinreißen mußte, wenn man auch ihren Inhalt meiſt nicht verſtand.

„Die Kraft Jeſu," begann er, „ſei in den Schwachen mächtig. Und der Apoſtel ſage: ‚wenn ich ſchwach bin, ſo bin ich ſtark', und alſo ſolle ſich niemand fürchten etwa um ſeiner Schwäche willen oder weil er unwiſſend ſei, oder krank, oder etwa arm. — Auch ſolle ſich niemand fürchten, wenn er verfolgt werde von den Kindern der Welt. Jeſus ſei gekreuzigt, ſeine Apoſtel verfolgt und getötet worden. Aber es habe nichts auf ſich mit denen, die den Leib töten. Die da tot ſind, werden getötet, die aber lebendig ſind in Chriſto, können nicht getötet werden von den Toten. Wer Ohren hat, zu hören, der höre," fuhr er fort: „wir wandeln im Fleiſch, aber wir ſtreiten nicht fleiſchlich. Wir ſind der Friede, wir ſind die Liebe Gottes, ſonſt nichts, wir ſind der Geiſt! Chriſtus iſt in menſchlichem Leibe auf Erden gewandelt. Er wandelt noch unter uns. Aber ſofern wir ihn ſelbſt mit Augen geſehen, mit den Händen berührt hätten, nach dem Fleiſch, ſo kennen wir ihn doch jetzt nicht mehr, außer im Geiſt.

Er iſt in uns und wir in ihm. Damit ſind wir getroſt und haben viel mehr Luſt, außer dem Leibe in ſeinem Geiſte zu wallen, als dazu, leiblich zu wallen. Denn ſo iſt jegliche Trübſal, die uns drohen will, zeitlich und leicht: uns, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Denn was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich, was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig.

Wollen ſie uns verfolgen, quälen und hinrichten auf Erden, ſo zerbrechen ſie unſer irdiſches Haus, aber nur, auf daß offenbar werde, daß wir ein Bau ſind, nicht mit Händen gemacht, ſondern von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Gott der Herr iſt der Geiſt. Wo aber der Geiſt des Herrn iſt, da iſt Freiheit. Darum können ſie uns nicht fangen mit

Schwertern und Stangen! Können uns nicht in einen Kerker legen, außer mit vielen offenen Türen ins Himmelreich.

Möge uns nicht betrüben, daß wir töricht sind vor der Welt: was töricht ist vor der Welt, was unedel ist vor der Welt, was verachtet ist vor der Welt, hat Gott erwählt. Freilich, daß ihr nicht töricht bleibet im Fleisch, sondern teilhaftig werdet jener göttlichen Torheit, die weiser ist denn Menschen, und der göttlichen Schwachheit, die stärker ist als die Macht der Könige, dazu helfe euch Gott. Er helfe euch zu der verborgenen Weisheit, auf daß ihr nicht greifet nach Brot, außer nach dem Leibe des Herrn Jesu Christi, weder nach Wein, außer nach dem Blute des Herrn! Weder nach einem Gastmahl, denn nach seinem heiligen Abendmahl! Denn wenn wir fröhlich sind, so freuen wir uns im Herrn, wenn wir traurig sind, so gilt es seiner Trübsal.

Wer Ohren hat zu hören, der höre: ziehet den natürlichen Menschen aus, sterbet im Leib und werdet im Geiste wiedergeboren! Der natürliche Mensch vernimmt nichts von dem, was ich sage, vernimmt vom Geist Gottes nichts. Es ist ihm eine Torheit und kann es nicht erkennen. Solche aber sagen von mir, wie die Juden von Paulus sagten: ‚er ist um Christi Willen zum Narren geworden'. Es ist aber nichts verborgen, es wird dereinst offenbar, und denen unser Evangelium verdeckt ist bis diese Stunde, die mögen ausharren und der Verheißung warten mit der Geduld.

Denn Gott, der da heißt das Licht, aus der Finsternis hervorleuchtend, der hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben, daß durch uns entstünde die Erleuchtung und Erkenntnis der Klarheit Gottes im Angesicht Jesu Christi. Dann wird sich des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht in uns allen spiegeln.

Ihr Männer, liebe Brüder, und ihr Weiber, liebe Schwestern, fürchtet euch nicht darum, daß ich verfolgt werde. Wir haben das Zeugnis unseres Gewissens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit, nicht in fleischlicher Weisheit auf der

Welt mit Frieden wandeln. Unſer Amt iſt, Chriſtum zu predigen, Verſöhnung und Frieden. Haben wir Trübſal, ſo ängſten wir uns nicht. Iſt uns bange, ſo verzagen wir nicht. Leiden wir Verfolgung, ſo werden unſere Seelen doch nicht gefangen! Werden wir unterdrückt, doch bleiben wir frei. Denn es iſt keine Liebe und Sehnſucht ſo heiß in uns, ſo unwiderſtehlich glühend als die, allezeit das Sterben des Herrn Jeſu an unſerem Leibe zu tragen und das Leben des Herrn Jeſu in unſeren Herzen."

Ungefähr bis zur Anrede: „Ihr Männer, liebe Brüder und ihr Weiber, liebe Schweſtern, fürchtet euch nicht!" — hatten alle mit Andacht zugehört. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Anton und Martin Scharf durch den Vortrag des Narren in Chriſto vollſtändig hingenommen waren. Aber auch der bärtige Schullehrer hing, ohne nur einen Blick zu verwenden, am Munde Quints und hatte über dieſer ſeltſam neuen Verkündigung des Geiſtes alle ſeine Bedenken, betreffend wahre und falſche Propheten und den Gehorſam gegen die Obrigkeit, beiſeite getan. Die Frau des Lehrers, die neben Martha Schubert auf der niedrigen Schwelle des kleinen Katheders ſaß, blickte, mit dem Mädchen zugleich, andächtig zu dem Prediger auf, ſichtlich von einer Andacht befallen, die mehr der Verzückung ähnlich ſah. Aber nun hob ein Geflüſter an. In den Bänken reckten ſich mehrere Hälſe. Ein Säugling quäkte laut aus der Menge, die unter dem Fenſter ſtand. Und wie das Geflüſter nicht enden wollte und ſich viele Geſichter von Emanuel ab- und forſchend den Vorgängen unter dem Fenſter zuwandten, war es kein anderer als der böhmiſche Joſef, der ſein braunes, häßliches Indianer- oder Zigeunerantlitz entrüſtet herumwandte und Ruhe gebot.

Es half einen kurzen Augenblick. Dann war es, als ſei draußen vor der Tür mit einemmal ein Habicht mitten unter Scharen von Spatzen hineingeſtürzt: ſo flogen die Menſchen mit lautem Gekreiſch auseinander. Sogleich pflanzte ſich das

Geſchrei in den Hausflur fort, von wo ſich die Menge unter Knüffen und Gepolter ins Freie wälzte. Nun ſtießen auch die Weiber im Schulzimmer gellende Schreckenslaute aus, wodurch eine jähe Panik entſtand, die jedermann kopflos durch Tür und Fenſter ins Freie trieb.

Nachdem nun jene ſich von ihrer Verblüffung erholt hatten, die noch im Zimmer geblieben waren, wußten ſie nicht ſogleich, was etwa die allgemeine Flucht verurſacht hatte. Da tönte der Ruf „Polizei!“ mit lauter Stimme warnend gerufen, durchs Fenſter herein.

Es waren aber außer Quint, dem Lehrer und ſeiner Frau, außer Martha Schubert und den Gebrüdern Scharf auch Schwabe und der böhmiſche Joſef im Zimmer geblieben. Dieſer ſeufzte laut und kopfſchüttelnd ein: „jaja!“, ſchob eine Schulbank zurecht, die im Durcheinander der allgemeinen Flucht beinahe umgeſtürzt worden war, und ſagte dann, daß alle Menſchen eben leider ſo und nicht anders wären. Er ſchloß mit einer Bibelerinnerung irgendwoher: „der Geiſt ſei willig, das Fleiſch ſei ſchwach.“

Dagegen erhob ſich Anton Scharf und redete mit trotziger Wut und Entrüſtung, ein wenig unzuſammenhängend, ſo:

„Wenn ihr denkt wie ich, lieben Brüder und Schweſtern, ſo laſſet uns dieſe Stätte Gottes, dieſe Krippe des Herrn, dieſes neue Bethlehem mit Riegeln verſchließen und mit Fäuſten verteidigen, gegen den Anſturm der Welt. Hier hat der Dornbuſch des Herrn gelodert. Hier hat die Stimme des Herrn aus dem Dornbuſch geredet zu uns. Hier iſt heiliges Land! Und kein Abgeſandter des hölliſchen Abgrundes ſoll es betreten.“

Damit riß der ekſtatiſche Menſch die niedrigen Schaftſtiefeln ſich von den nackten Füßen los, was dem Narren ein kleines Lächeln abnötigte.

Quint war im übrigen ruhig geblieben und blieb es auch jetzt, als er durch ein Schütteln des Kopfes die Heftigkeit ſeines treuen Bekenners mißbilligte. „Wir haben,“ ſagte er, „nichts mit Gewalt zu tun. Es iſt die Weiſe der wahren

Jünger des Heilands von Ewigkeit, daß sie dem Übel nicht widerstreben: auf Erden nicht widerstreben und nicht mit Gewalt.

Wer immer mich sucht, der findet mich!"

Inzwischen war die Lehrersfrau zweien österreichischen Gendarmen entgegengegangen, die sie durchs Fenster hatte herankommen sehen. Der Lehrer, im Begriff, ihr nachzufolgen und gegen die Polizeileute beizustehen, besann sich anders. Er trat mit einem Entschluß ans Katheder, zu Quint und richtete die treuherzig offene Frage an ihn: „sage mir, was du willst, daß wir tun sollen".

Quint erhob sich schlicht und ein wenig bleich, und indem er kaum merklich die Achseln zuckte, antwortete er: „wandelt in Jesu Christi Fußstapfen!", erhob sich und schritt gelassen dem Ausgang zu.

Die Zurückgebliebenen aber hörten, wie er in seine Kammer ging.

Die Gendarmen verhandelten mit der Lehrersfrau zunächst in behaglicher Höflichkeit, was sie jedoch nicht hinderte, auf der Verhaftung Quints zu bestehen und dieses Ziel, ihrer Order gemäß, schnurstracks zu verfolgen. Ins Schulzimmer tretend ließen beide Herren zugleich sich mit einem erstaunten „Aha!" vernehmen, da unerwarteterweise ihnen zwei Leute entgegentraten, wie Schwabe und der böhmische Josef, deren Leumund in den Amtsstuben auf beiden Seiten der Grenze ein gleicher war. Nachdem die Scharfs ihren Namen gesagt hatten, wurde auch ihnen überraschenderweise, wie irgendeine freundliche Neuigkeit, ihre Verhaftung mitgeteilt.

Nun wollten sie wissen, was sie verbrochen hätten.

„Ja, mein Lieber," lachte der eine Grünrock den ihn mit Blicken vernichtenden Anton an: „was du verbrochen hast, wirst du wohl selber wissen. Übrigens habt ihr, was man so sagt, einen guten Umgang!" Und er machte eine Bewegung mit dem Kopf nach Schwabe und dem böhmischen Josef hin.

Schwabe kroch in sich selber zusammen.

Allein der böhmische Josef, der vollkommen furchtlos den österreichischen Gesetzesvollstreckern in die Augen sah, meinte in schnellem, nicht gerade wohlerzogenem Tonfall: „wenn er immerhin manchem schon manchmal eine Nase gedreht habe — und er werde mit Gottes Hilfe noch manchem manchmal eine Nase drehen! — so würden sie ihm doch nicht etwa einen Strick zum Aufhängen daraus machen, daß er einer Bibelstunde beiwohne."

„Ja was!" meinte der Grünrock, „Bibelstunde?!"

Da aber fuhren die Scharfs auf ihn ein. Einander mit heftigen Stimmen unterbrechend, redeten sie von allerlei apokalyptischen Dingen, von denen keiner der Herren Grünröcke jemals auch nur das geringste gehört hatte, und bauschten den sehr gewöhnlichen Vorgang der Predigt Quints, in einer Schulstube, zu einem ungeheuren Ereignis auf. Mit Drohen, Bitten und Schreien war es beinah ein Bekehrungsversuch an diesen braven und ahnungslos lächelnden Offizianten, die einander mit Blicken sagten, daß es sich hier um Leute handele, die vielleicht nicht ins Zuchthaus gehörten, wohl aber in eine Irrenanstalt.

„Na, wir wissen ja schon," sagte einer der Grünröcke!

Siebentes Kapitel

Die Polizisten hegten Emanuels wegen Fluchtverdacht. Wahrscheinlich war ihnen das Auftauchen und Verschwinden Quints und sein Entweichen mit dem böhmischen Josef von preußischer Seite mitgeteilt worden. Deshalb wurden dem armen Sünder, den man mit den Worten: „da ist der Verführer!" in der Kammer gegriffen hatte, Handschellen angelegt.

Den beiden Scharfs, die mit großer Heftigkeit forderten, daß man sie ebenfalls binden möge, gelang es indessen nicht, Fluchtverdacht zu erwecken, und sie mußten, mit Qualen im Herzen, ohne Fesseln und in großem Abstand von Quint, der vorangeführt wurde, mit dem zweiten Polizisten den Weg nach der preußischen Grenze antreten.

Obgleich man belebtere Pfade und Steige soviel wie möglich zu meiden versuchte, kam man doch bald an einigen Banden vorbei, in denen das Feiertagsleben, im Nahen des Abends lebhaft bemerklich war: mit Türenschlagen, Rufen der Kellnerinnen und Fiedelmusik. Dort aber konnte ein solcher Transport eines langen, mageren, seltsam giraffenartigen Menschen, der gefesselt vor einem Gendarmen herschritt, nicht unbemerkt bleiben. Der Weg war weit und im Ganzen beschwerlich, und als eine Stunde verflossen war, fand sich der Österreicher mit seinem Delinquenten keineswegs mehr allein. Es hatten sich Kinder angeschlossen, die loszuwerden nicht möglich war. Es hatten sich Weiber und Männer aus dieser und jener Baude zugesellt, die zu denen gehörten, deren Aberglauben dem armen Gefesselten günstig war. Es liefen auch schwitzende Trupps von Ausflüglern hinterher, solche, zum Teil, die den gleichen Weg hatten, und andere, denen ein Umweg um des Verbrechers willen lohnend erschien. Der zweite Gendarm mit den Brüdern Scharf blieb weit zurück und fand auch, mit seinen ungefesselten, sichtlich ungefährlichen Leuten, weniger Publikum.

In der Seele des Narren regte sich eine schwere und qualvolle Bitterkeit. Er war von dem reinen Geiste der Schrift und nebenher von reiner Menschenliebe erfüllt gewesen, und wiederum brach, wie so oft, die ganze Verachtung der Welt über ihn herein. Sie war diesmal für ihn noch unbegreiflicher, je weniger die Entehrung, in die man ihn durch die Fessel gestoßen hatte, irgendeinen begreiflichen Sinn zu enthalten schien. Man führte ihn wie ein reißendes Tier. Seine Empörung wollte aufwallen, wenn er hinter sich Getrappel, Ge-

ſpräch und Geſchrei vernahm und Worte, die Vermutungen ausdrückten, ob Diebſtahl, Totſchlag oder Raubmord die Urſache ſeiner Verhaftung ſei. Die Mitläufer nahmen kein Blatt vor den Mund, und der arme Quint, deſſen ärgſter Fehler — man weiß allerdings, daß Müßiggang aller Laſter Anfang iſt! — vielleicht eine gewiſſe Scheu vor der Arbeit war, mußte Proben eines Freimuts mit jeder Minute hinnehmen, die ſeine etwas zu hohe Stirn, ſeine ſpitze Naſe, ſeinen roten Bart, ſeine langen Arme und Beine, ja ſogar ſeine Sommerſproſſen betrafen. Einige meinten, er ſei ein Giftmörder.

Da aber fühlte er, ſofern er ſchreien wollte: ich bin es nicht! würde der Schrei wie von Steinen zurückhallen. — Wenn er zu ſagen unternähme: ich bin ein friedlicher Heilandsjünger, ſonſt nichts! würde damit nur ein gräßliches und wüſtes Gelächter entfeſſelt ſein. Sofern er aber die ganze Wahrheit nicht verſchwieg und jenen etwa zu eröffnen anfinge, daß er, mit ihnen verglichen, der Freie und nicht der Gefangene ſei, der Begnadigte und nicht der Verfluchte, dann, wußte er, würden rings im Geröll von raſenden Händen kaum ſpitze Steine genug zu finden ſein, Gott damit zu ſteinigen.

Deshalb ward er allmählich froh, und es überkam ihn der unvergleichliche Friede einer tiefen Gelaſſenheit. Das Trappeln und Reden hinter ihm drein berührte ihn auf keine andere Weiſe, als etwa das Geräuſch einer langſam rinnenden Steinlawine, eines Baches, eines Pferdegetrappels, oder ſauſenden Windes berührt. Es kam ihm vor, als wanderten hinter ihm Gebilde aus Erz, aus Stein, oder aus Ton, Tote, die in ſich kein Leben hatten! Vergeſſene, Verlaſſene und Begrabene, die irgend wann einmal vielleicht dazu beſtimmt ſein könnten, durch den Liebesodem des Schöpfers geweckt und zu dem gemacht zu werden, was er war.

Und immer heller ſtrahlte in ſeiner Seele ein göttliches Glück, bis er manchmal unwillkürlich den bläulichen Gottestiſchrock an ſich zog, wie um das innere Leuchten zu ver-

bergen. Und dann dachte er ſich: Ich bin ein Licht! Warum ſehen ſie eigentlich nicht, daß ich leuchte? Doch wohl, weil ſie unrettbar mit dem ſchwarzen Star des Todes behaftet ſind. Warum ſehen ſie eigentlich nicht, daß ſie mir in unausſprechlicher Weiſe Gutes tun, indem ſie mir ähnliches zu erfahren geben, wie ihm, dem Heiland, dem ich nachleben, den ich von innen her immer beſſer ergründen will. Machen ſie mich nicht mit ihrer Härte, mit ihrem Hohn, mit ihrer Unwiſſenheit und Gleichgültigkeit dem Heiland ähnlicher, ſo daß ich in einem Gebiet meines Weſens, meiner Erfahrung, meiner Schmerzensempfindung ihm gleich geworden bin? Erkennen ſie nicht, daß er dieſen ihm bekannten, öffentlichen Marter- und Kreuzesweg greifbar nahe neben mir hinwandelt? Möchte ich doch dem Gendarmen die Hände küſſen, der mich dieſen und keinen anderen Weg geführt! Ja, bemerken ſie denn nicht das Unerhörte, wodurch ich während ganzer nicht kurzer Zeitſpannen ſo in den Heiland verſunken war und er in mir, daß er ſelber, in meiner Geſtalt, vor ihnen mit Handſchellen an den Knöcheln, hinwandelte.

Der deutſche Gendarm, dem Quint in der Nähe der Pichlerbaude übergeben werden ſollte, brach, als er ſeiner anſichtig wurde, in ein joviales Gelächter aus, in das ſogleich die Herren aus Böhmen, ſowie die Menge der Mitläufer einſtimmten. Er ſagte dabei mit Bezug auf das lange Haar des Toren, das in der Zeit des Einſiedlerlebens nicht gekürzt worden war: „es ſei aber nun wirklich die allerhöchſte Zeit für das Haareſchneiden,“ und dieſe Worte riefen deshalb eine noch lautere, humoriſtiſche Wirkung hervor, weil es faſt ſo ſchien, als ob der vierſchrötige Kavalleriſt als Barbier und nur zum Zwecke gekommen wäre, Emanuel Quinten das Haar zu ſchneiden, und dieſer wiederum nur zu dem Zweck, eben dieſe Arbeit von ihm verrichten zu laſſen.

Noch war das Gelächter nicht gänzlich verſtummt, als plötzlich ein Knabe, der etwa elf Jahre alt ſein mochte, ſich dicht

vor Quint hindrängte und ihm einen Keil Roggenbrotes, der mit Fett beſtrichen war, zureichte. Der grübelnde Tor ſah ihn an und, wie es ſchien, erwachte nun erſt ins Leben zurück. Als er die Abſicht des blaſſen, hager aufgeſchoſſenen Jungen begriffen hatte, vergaß der Narr, daß er Handſchellen um die Knöchel trug, und wollte, merklich gerührt, wie ſegnend die Rechte auf ſeinen Scheitel tun. Die ſomit entſtandene Bewegung, die kläglich genug zu ſehen war, konnte von dem Jungen nicht anders gedeutet werden, als habe der arme Sünder das Brot entgegenzunehmen vergeblich verſucht, und es ward ihm zugleich zu Gemüte geführt, daß er in ſeiner herzlichen Aufwallung gerade den Umſtand, nämlich die Feſſel um Menſchenhände, vergeſſen hatte, durch den ſein Mitleid beſonders erregt worden war. So erlitt die gute Tat eine unerwartete, kurze Verzögerung und erregte das von dem Jungen gefürchtete Aufſehen. Jäh ſchoß ihm das Blut ins Angeſicht. Aber nur einen Augenblick beherrſchte ihn Ratloſigkeit, dann hatte er bereits die zerlumpte Seitentaſche im Rock des Sträflings bemerkt und blitzſchnell den Kanten Brot dort feſtgeſteckt. Jetzt ſah man zwei braune, nackte Füße, eiligen Laufs, die Sohlen nach rückwärts geworfen, über die Kammwieſe ſich entfernen und ſchließlich verſchwinden.

Über das neue Gelächter, das nun entſtand, ſuchte man doch mit einer gewiſſen Beſchämung hinwegzukommen. Einige aus der Menge entfernten ſich. Andre begannen ſogar etwas Geld zu ſammeln, das ſie Quint einhändigen wollten, nachdem die Gendarmen ihre Papiere gegenſeitig geordnet hatten. Aber Emanuel regte ſich nicht. „Zum Donnerwetter, ſo nimm's doch, dummes Kamel!“ ſchrie der deutſche Gendarm ihm zu und löſte danach, ſcheinbar unwirſch, die Handſchellen. Aber ſei es nun, daß die Seele Quints noch von dem Lichtſtrahl der ewigen Güte geblendet war, den Gott ihm durch einen Knaben geſandt hatte, und er darum nicht ſah, was man ihm bot! Oder glaubte er, ſeine Hände zu beflecken, wenn er Geld von dieſen wandelnden Leichen nahm? Kurz, ſeine freien

Hände fielen nur ſchlaff herab und hingen offen und ſtill zur Erde.

Während des Abſtiegs ins Hirſchberger Tal hinunter hatte Emanuel die Brüder Scharf neben ſich. Der Gendarm hegte kein Mißtrauen. Er hatte ſich eine von den Zigarren angezündet, die er aus freundlichſt präſentierten Zigarrentaſchen zu ſich geſteckt hatte, und, indem er ſein ſchweres Pferd behaglich am Zügel mit ſich zog, ließ er die Häftlinge unbeſorgt voranſchreiten.

Natürlich waren die Brüder froh, wieder mit Quint vereint zu ſein, zugleich aber zitterten ſie vor großer Entrüſtung über das, was ihnen, und vor allem, was Quint widerfahren war. Beſonders war es Anton Scharf, der, kaum auf den abſchüſſigen Weg achtend und oftmals ausgleitend, mit faſt immer geballter Rechten, Drohungen und Verwünſchungen wider die Weltkinder von ſich gab. Er ſagte: „Sie wollen nicht Gutes tun! Sie haben Angſt und ſehen nicht! Sie haben Ohren und hören nicht! Der Fluch Gottes, der über ihnen iſt, macht ſie blind und taub!“

Martin Scharf, der während des Ganges über die Berge bereits vieles mit ſeinem Bruder durchgeſprochen und hin und her erwogen hatte, was wohl gegen die Mächte der betörten Welt für Maßregeln zu ergreifen ſeien, erbat nun für das, was ſie tun wollten, Emanuels Sanktion. Es war, wie ſie meinten, unmöglich, ſie beide und Quint lange in Haft zu behalten. Demnach wollten ſie ſich, ſofern ſie freigelaſſen wären, zu einer gewiſſen frommen und adligen Dame begeben, die ſehr alt, ſehr reich, ſehr wohltätig, und in der ganzen Provinz als die „Gurauer Frele“ bekannt und geachtet war. Bei dieſem alten Gurauer Fräulein wollten die Brüder um Schutz für Quint bitten und, nachdem dies geſchehen und der große Einfluß der Dame dahin gewirkt haben würde, daß man die friedlichen Bahnen Quints fortan ungeſtört ließe, wollten die Scharfs eine Gemeinſchaft von Gleichgeſinnten zuſammenrufen, eine Gemeinſchaft der Würdigſten, um Quint geſchart, und dieſen als ihren Führer verehrend.

Die Nachfolge Jesu, sagte Quint hierauf, müsse ein jeder für seinen Teil aufnehmen und durchführen, und es könne und müsse hierbei nur einer, der Heiland selbst, der Führer sein. Er aber, Quint, werde sich niemals so weit vermessen und vergessen, irgendwo in der Welt der Erste zu sein, wo der Heiland der letzte gewesen wäre.

Sie waren bis an eine Stelle gelangt, wo der Gendarm auszuruhen beabsichtigte, und plötzlich erklang sein donnerndes „Halt!“ Die Häftlinge standen still und erwarteten den Beamten, der prustend und gutmütig fluchend näher kam, um sich auf einer Bank niederzulassen, die man zum Gebrauch fremder Touristen hier aufgestellt hatte. „Ruht euch aus, Kerls,“ sagte er, „wir haben noch weit! Wenn euch nun nicht der Teufel geritten hätte, so brauchte ich jetzt, an den Feiertagen nicht in den Bergen herumkriechen, was bei meinem Speck nämlich kein Vergnügen ist. — Na, ihr macht allerdings auch Gesichter, wie neun Meilen schlechter Weg. Das weiß Gott!“ Dies sagte er mit einem seltsam forschenden Blick seiner kleinen Augen, zugleich breit lächelnd und seinen behelmten Kopf schüttelnd. „Wenn man nur wüßte, was euch in die Kaldaunen gefahren ist? Ich glaube, ihr seid verrückt geworden. Ich hab' auch mal einen Kerl transportiert, der kam aber wirklich später ins Irrenhaus, der wollte mir immer einreden, daß er es schwarz auf weiß, ich weiß nicht von wem, bescheinigt in Händen habe, er werde lebendigen Leibes mit Wagen und Pferden gen Himmel kutschieren. Schließlich sollte der Wagen ja wohl, hol mich dieser und jener! noch feurig sein. — Was ist denn los? Was habt ihr denn? Hol mich dieser und jener! Glaubt ihr vielleicht, daß in drei Tagen die Welt untergeht? Bis dahin, o weh! Da wird noch mancher Kognak getrunken werden! — Macht doch die Menschen nicht verrückt! Ihr macht ja das Gesindel in den Häusern da oben richtig wahnsinnig! Wer redet euch denn solchen Unsinn ein? Ich war doch wahrhaftig oft genug in der Garnisonskirche. Was Religion und was unser Herr Christus ist, weiß ich doch

wahrscheinlich besser als ihr! Aber so 'n Blödsinn ist mir doch noch nicht vorgekommen."

„Herr Gendarm," sagte Martin Scharf, „wir haben nichts getan, als wozu der Geist des Herrn uns getrieben hat. Wir sollen Zeugnis ablegen von Christo! Wir sollen es heute tun und nichts auf morgen verschieben, Herr Gendarm! Ja, wenn wir es eine Stunde verschieben wollen, wer weiß, die wäre vielleicht versäumt für die Ewigkeit." „Herr Gott ja, Mensch, glaubt ihr, wir haben auf euch gewartet? Wird nicht in allen Kirchen Sonntag für Sonntag für Jesum Christum Zeugnis abgelegt? Sonntag für Sonntag in allen Kirchen! Bin ich ein Heide? Bin ich denn nicht ebensogut wie du ein Christ?"

Anton Scharf aber, der die Zähne zusammenbiß, sah den Wachtmeister grimmig an, bevor er etwa dieses unüberlegt und heftig hervorbrachte.

„Es gibt auch solche, die falsch Zeugnis reden von Christo Jesu, es gibt solche genug und zu viel, die Christen heißen und andere Christen nennen und sind doch nichts als eitel Kinder der Welt." Quint aber winkte ihm mit der Hand. Er sagte, als er des Wachtmeisters Auge nicht ohne Interesse auf sich gerichtet sah, und Anton verstummt war, mit ruhiger Stimme: „Wir wollen uns lieber nicht vermessen, keiner von uns, zu sagen, er sei Christ. Der Christ ist der Christ. Es ist nur ein Christ: Christus der Heiland, wo aber sonst Christus ist, dort ist er verborgen! Was wäre die Welt, wenn Christus in dir, in Tausend und Hunderttausend! ja in Millionen anderer wäre? Sie wäre das Reich! Christ heißt nicht anderes als Christus sein. Wer kann sich vermessen und sagen: ich bin es?"

„Vorwärts, keine Müdigkeit vorschützen," sagte nicht ohne eine gewisse Betretenheit der Gendarm, den sein Pferd schon mehrmals ungeduldig mit der Schnauze gestoßen hatte, stand auf und gab das Zeichen zum Aufbruch. „Ihr redet verkehrtes Zeug durcheinander, und was ihr quatscht, wißt ihr selber nicht. Steckt euere Nase in euer Handwerk hinein und

macht die einfachen Leute nicht aufsässig. Es wird euch auch niemand hindern, wenn ihr Sonntag für Sonntag zweimal meinethalben — mir wär's zuviel! — zur Kirche geht."

„Ich sage Ihnen aber, Herr Gendarm, daß hier unter uns einer ist, der auch größer ist, als die Kirche und der Tempel!" Hiermit zitierte Anton Scharf eine der vielen Schriftstellen, die ihm geläufig waren: zugleich aber leuchtete in seinen krankhaften Augen wiederum jener wahnwitzige Glaube auf, der hauptsächlich die Ursache alles späteren Unheils war. Der Gendarm sah den groben und bärtigen Menschen an, wie man eben nur jemand betrachtet, an dessen gesundem Verstande man zu zweifeln berechtigt ist. Wenn es bei jemanden so zu rappeln begönne, meinte er, so finge es eben meistens im Kopfe an.

Den Rest des Weges legten sie in der alten Ordnung zurück. Wieder versuchten die Brüder Scharf Quint für eine Gemeinschaft zu gewinnen, die sie begründen wollten. Emanuel aber, der durch die seltsame Flamme des Glaubens, die aus den Augen Antons wiederum aufgeleuchtet hatte, beunruhigt war, sträubte sich mehr wie je wider den Gedanken, das Haupt irgendeiner Gemeinde zu sein. Er wurde sogar überaus zornig, indem er betonte, daß ihm nichts ferner liege, als die Legionen von Wortmachern um einen zu vermehren, oder irgendeinem Aberglauben dieser Welt Nahrung zu geben. „Ich bin versöhnt mit Gott. Durch Jesum Christum bin ich versöhnet. Und wenn ich etwas durch die Tat zu bezeugen auf dieser Erde gehalten bin, so ist es eben diese Versöhnung mit meinem Gotte und dann die Versöhnung mit den Menschen. Ich bin versöhnt mit ihnen, ich zürne meinen armen Brüdern und Schwestern auf dieser Erde nicht. Sorget, daß auch ihr euch versöhnet. Wer versöhnt ist, der nur kann Versöhnung predigen. Was sorgt ihr um mich? Bin ich etwa nicht wert zu leiden, was meine Brüder und Schwestern leiden? Bin ich etwa nicht wert, Mensch unter Menschen zu sein? Der Menschensohn ist ein Mensch unter Menschen. — Gehet

heim, folget Jesu nach, und wenn ihr meiner gedenket, so gedenket nicht meiner, sondern des Menschensohnes! Gedenket des Heilands und bittet, daß er eins mit euch werden möge. Nach mir aber fraget niemanden fortan!"

Die Häftlinge wurden für diese Nacht im Polizeigewahrsam zu Hainsdorf untergebracht, die Brüder gemeinsam in einen Raum, der „Narr in Christo" dagegen allein. Und als dieser nun bei Wasser und Brot in der feuchten und dunklen Zelle lag, hatte er einen Traum, aus dem er nach kurzer Zeit erwachte, um dann, bis zum Morgen, in einem Zustande tiefer Beseligung zu verharren.

Quint hatte geträumt, der Heiland selber sei in sein Gefängnis zu ihm gekommen.

Alle verschiedenen Arten und Grade der Träume erforscht zu haben, würde bedeuten, in einem weit tieferen Sinne als irgendeinem heutigen, Kenner der menschlichen Seele zu sein. Der Traum Emanuel Quints gehörte zu denen, die in nichts weniger real als irgendwelche Ereignisse des sogenannten wachen und wirklichen Lebens sind. Wenn also etwa der Polizist, der den Schlüssel der Zelle hatte, wirklich bei Quint erschienen wäre, er hätte nicht können deutlicher, körperlicher und wirklicher als der Heiland sein. Man träumt Gerüche, man träumt Gesichte, man träumt Berührungen. Man träumt Gedichte, Worte, man hört Erzählungen, hört Musik. Man behält an solche sinnliche Eindrücke eines Traums jahrzehntelang eine Erinnerung: eine Erinnerung, die scharf und lebendig ist, während viele gleichzeitige und wichtigere Geschehnisse des wachen Lebens unwiderbringlich vergessen bleiben. So hatte Quint den leisen Tritt des Heilands gehört, er hatte ihn, mit leicht gebeugtem Kopf, durch das knarrende Pförtchen eintreten sehen. Er hatte bemerkt, wie ein matter, seltsamer Schein das feuchte Mauerwerk, den Kalkbewurf des Türbogens, nicht stärker als der Reflex eines Öllämpchens, um den blonden Scheitel des Heilands herum beleuchtet hatte.

Er wußte: so und nicht anders sah der Heiland, der Menschensohn, der Sohn Mariens, der König unter der Dornenkrone aus, der weder Gestalt noch Schöne hatte und für den gehalten werden mußte, der von Gott geschlagen und gemartert würde. Er kannte in seinem Gesicht jeden einzelnen Zug: so blickten die eingesunkenen Augen, so waren die rötlichen Brauen darüber gelegt, so saßen um die Winkel der Lider und um den Ansatz der feinen Nase, deren Flügel leise bebten, die Sommersprossen. So ging der Arm, so hob sich die Hand und strich mit mageren länglichen Fingern leise durch das Gekräusel des Spitzbartes, und dabei zeigte sich auf dem Rücken dieser Hand ein furchtbares Mal, wo die rostige Nagelspitze heraus und in den Kreuzesbalken gedrungen war. Die Wunde quoll von schwärzlichen Blutstropfen.

Und auch auf den rauhen und bestaubten Füßen des Heilands, der barfuß von einer langen Wanderung zu kommen schien, waren die Male zu erkennen. Es ging eine Kraft von ihnen aus, die Quint wie ein Sturm des Mitleids und der Liebe zur Erde riß. Er konnte nicht anders, als immer wieder unter einer Sintflut von Tränen die beiden geliebten Füße küssen. Und nun war es, daß über Emanuel Quint eine weiche und ernste Stimme erscholl: „Bruder Emanuel, hast du mich lieb?“ „Ja,“ sagte Emanuel, „mehr wie mich selber!“ Und wieder erklang die Stimme, genau wie vorher: „Bruder Emanuel, hast du mich lieb?“ Und als der Träumende es beteuerte, setzte die Stimme weiter hinzu: „Emanuel Quint, so will ich für immer bei dir bleiben!“ Hatte Quint vor einigen Augenblicken gemeint, als das Schloß des Gewahrsams sich knirschend umdrehte und auch als Hand und Kopf des Kommenden im Türspalt erschien, daß ein neuer, armer Sünder hereingeführt würde, so fand er sich jetzt, kaum daß Sekunden verstrichen waren, bis in den siebenten Himmel verzückt, und indem er sich aufrichtete und seine Arme weit ausbreitete, geschah endlich das, was seinem Traume für ihn die Weihe des Wunders gab.

Nämlich, indem Quint und die Gestalt des Heilands, wie Brüder, die sich lieben und lange vermißt haben, mit geöffneten Armen einander entgegenkamen, schritten sie ganz buchstäblich einer in den andern hinein, derart zwar, daß Quint den Körper des Heilands, das ganze Wesen des Heilands in sich eintreten und in sich aufgehen fühlte. Dieses Erlebnis war zugleich so unbegreiflich und wunderbar durch seine vollkommene Realität: denn es schien nicht anders, als daß wirklich fühlbar in jedem Nerven, jedem Pulsschlag, jedem Blutstropfen zu innerst und innigst die mystische Hochzeit stattfand und Jesus in seinen Jünger einging und in ihm sich auflöste.

Am Morgen wurden die beiden Webersleute Martin und Anton Scharf durch den Amtsvorsteher in Freiheit gesetzt, Quint dagegen wurde in Haft behalten, um per Schub nach seiner Heimatsgemeinde gebracht zu werden. Die beiden Freigelassenen trafen in der Gaststube einer nahen Herberge den böhmischen Josef und den ehemaligen Schneider Schwabe an, die den Spuren des Gendarms bis hierher gefolgt waren, und alle vier, von dem Schneider Schwabe geführt, begaben sich nachher querfeldein in ein etwas entlegenes Dorf hinüber, wo viele arme Weber und Korbflechter wohnten und wo von altersher ein pietistischer Sektengeist, unbeachtet von der umgebenden Welt, sein Dasein fristete. Hier hatte der Schneider Schwabe „Freundschaft", wie die Leute in jener Gegend zu sagen pflegen, das heißt, eine Schwester von ihm war dort verheiratet. Doch als er mit seinen Begleitern das Haus der Schwester betrat, blieb die bleiche und sorgenvoll blickende Frau wortkarg, und es machte den Eindruck, als hielte sie etwa im Hausflur Wache und dürfe niemand ins Stübchen hineinlassen.

Die Wahrheit war: ein Mann, ein Hufschmied, namens John aus dem Oberdorfe, hielt Betstunde ab, und es hatte sich ein Häuflein guter Christen und Betbrüder am Morgen des sogenannten dritten Feiertages im Stübchen zusammen-

gefunden. Das aber hatten Schwabe und der böhmiſche Joſef vorausgewußt. Sie waren im allgemeinen geneigt geweſen, über dieſen kleinen Kreis ihre Späße zu machen, bis ſie ſeit der Begegnung mit Quint ein neuer Geiſt überkommen zu haben ſchien. Nach einigem Hin- und Herreden wurde der Schwager, ein gelbliches und halbnacktes Männchen, herausgeholt, der denn nach wenigen Augenblicken die Brüder Scharf in die kleine Gemeinde einführte.

Eben lag alles auf den Knien in einem langen und ſtummen Gebet. Die Morgenſonne, die durch drei kleine Fenſter hereinleuchtete, ließ ihre Stäubchen über altersgraue, jugendlich blonde und kahle Scheitel tanzen, und plötzlich erhob ſich ein zahnloſes altes Weib und fing, in einer unverſtändlichen Sprache, faſt unverſtändliche Worte zu ſprudeln an. Und jene Ekſtaſe, in die ſie geriet, wurde für das „mit Zungen reden", von dem die Apoſtelgeſchichte berichtet, in dieſer Schwärmergemeinde gehalten. Nach einiger Zeit, als ſich die Alte mit vielem Weinen, Klagen und Jeſusrufen erſchöpft hatte, ward ſie von einem Manne abgelöſt, der laut zu beten und Gott um den Heiligen Geiſt zu bitten begann. Als jener ſchwieg, erhob ſich Martin Scharf von der Erde, auf die er ſich, gleich wie ſein Bruder, der böhmiſche Joſef und Schwabe, geworfen hatte, und ſprach in einem ſo neuen Ton, daß die ganze Gemeinde aufmerkte.

Er ward nicht laut, aber was er ſagte, geſchah im Ton einer ſicheren Mitteilung. „Singet," ſagte er, „jubilieret! der Herr, der Heiland iſt unter uns! Es iſt nicht mehr Zeit, die Bruſt zu ſchlagen, zu ſeufzen, zu wimmern und um Erhörung zu bitten. Die Verheißung erfüllet ſich! Haben wir nicht ſeine Stimme gehört? Haben wir den Bräutigam nicht mit Augen geſehen? Die Braut, ſolange der Bräutigam ferne iſt, hat ſie Traurigkeit! Iſt aber der Bräutigam nahe, ſo wird ſie voll Freudigkeit. Ich bringe euch eine frohe Botſchaft. Es iſt nie irgend jemand zu euch gekommen mit einer ſolchen Botſchaft wie wir: Jeſus Chriſtus iſt auferſtanden."

Es war niemand in der kleinen Gemeinde, den der Inhalt dieſer Rede verwundert hätte. Zu oft war ihnen die frohe Botſchaft verkündigt worden. Was ſie indeſſen alle erbeben ließ, war die bebende Überzeugung in der Stimme des Redenden. Sie war ſo ſtark, daß man ſich dadurch, wie von einer ungeheueren Neuigkeit, bei den altbekannten Worten erſchüttert fand. „Fraget nicht weiter," ſagte Scharf, ſeine Mitteilung abbrechend, „aber halte ſich ein jeder bereit. Jeder ziehe ein hochzeitlich Kleid an! Jeder horche bei Tag und Nacht und ſorge, damit er nicht etwa im Schlafe liege, wenn der Ruf des Gerichts erſchallt."

Und er hieß Kinder und Frauen heimgehen und behielt die verſtändigſten Männer zurück, um ſich mit ihnen über jenes Geheimnis auszuſprechen, das er bisher nur andeutungsweiſe verraten hatte. Bald ſaß er mit den Zurückgebliebenen um den Tiſch herum und eröffnete ihnen nicht ohne Feierlichkeit, wie ſeiner Meinung nach in Emanuel Quint ein Mann, mit der vollen Kraft des apoſtoliſchen Geiſtes ausgeſtattet, auf der Erde erſchienen ſei. Er vermied zunächſt, aus einem inſtinktiven Bewußtſein heraus, an die Gutgläubigkeit dieſer neuen Genoſſen einen noch höheren Anſpruch zu ſtellen, und erwähnte nicht, was ſeine und ſeines Bruders Anſicht war, von dem armen Narren in Chriſto, Quint. Dagegen erzählte er Wunderdinge. Durch Antons und ſeinen Mund ging die Chronik der letzten Tage, ſeit ſie den verlaufenen Sonderling wieder getroffen hatten, auf höchſt phantaſtiſche Weiſe ausgeſchmückt. Er glaubte die volle und ſchlichte Wahrheit auszuſagen, und log natürlicherweiſe ebenſowenig wie Anton bewußt, der alles noch wunderbarer darſtellte. Auch Schwabe und der böhmiſche Joſef miſchten ſich ein, die, was ſie mit Quint erlebt hatten, aus Freude am Außergewöhnlichen, mit lebhafter Übertreibung darſtellten.

Nach Verlauf einer Stunde war es in dieſem Kreiſe ausgemacht, Quint habe den Vater Scharf durch bloße Berührung von ſeinen argen Schmerzen befreit und den Teufel vertrie-

ben, der Martha Schubert gepeinigt hatte. Es war erwieſen, daß eine gelähmte Frau vor der Hütte der Schubert-Leute ſeinen Rock berührt und darauf mit beweglichen Gliedern, friſch und geſund den Heimweg genommen hatte. Niemand zweifelte, daß die hundertjährige Greiſin, die mancher kannte, durch Quint Vergebung der Sünden erhalten hatte und vom Leben erlöſt worden war.

Natürlich war der Schwager des Schneiders und Schmugglers Schwabe, Weber Zumpt, mitſamt ſeinem Häuflein Gleichgeſinnter das Bild der äußerſten Leichtgläubigkeit. Es lag in den Augen dieſer Leutchen der Ausdruck eines endloſen, langen, vergeblichen Hungerns und Dürſtens nach der Gerechtigkeit, der Ausdruck eines endloſen Wartens: er wurde von dem des Staunens und Grübelns über das Leben, das ihnen beſchieden war, abgelöſt, dem wieder der herzergreifende Ausdruck des Wartens nachfolgte. In dieſen Ausdruck miſchte ſich Angſt. Denn es iſt zu bedenken, wie der geringe Erwerb dieſer armen Leute kein geſicherter und nur durch angſtvoll beſchleunigte Arbeit zu erzwingen iſt. Wie mit der Geißel erbarmungslos vorwärts treibend, ſteht hinter dieſen Leuten das grauſenvolle Geſpenſt der Not. Sie ſehen Fremde und Feinde ringsum, die meiſtens drohend, beſtenfalls mit kaltem und hämiſchem Blick der Überanſtrengung ihrer Kräfte zuſchauen. Und alſo nimmt ſchließlich die Angſt ungeheure, myſtiſche Formen an. Überall, nicht mit Unrecht, ſehen die Armen raubtiermäßig verderbliche Mächte lauern und des Augenblicks warten, wo die Belauerten etwa auch nur vorübergehend Müdigkeit überfiele, wo denn ſogleich immer ihr Schreckensſchickſal entſchieden iſt.

Angſtvoll alſo, willenlos und gejagt, waren die Leutchen den überſpannten Einbildungen der Brüder Scharf vollkommen preisgegeben und hatten ihren ſtarken Beteuerungen, weder im guten noch im böſen, Widerſtand entgegenzuſetzen. Sie, die gewohnt waren, beſtändig um ein Leben zu ringen, das ſchon verloren war, unterließen es ebenſowenig, jemals nach dem Strohhalm zu greifen, ſooft er ihnen, ſtatt des ret-

tenden Balkens, geboten wurde, in ihrer dunklen Lebensflut. Jemand ſagt, daß Hoffnung die andere Seele des Menſchen iſt. Wer dieſer zweiten, höheren, lichteren Seele ſolcher Menſchen Nahrung bot, war ihnen ſtets, wie konnte es anders ſein? aufs höchſte willkommen: ſogar der Verbrecher, der Lügner, der Scharlatan! Hier aber ſtanden zwei Männer auf, die mit wilder Kraft und einem unverkennbaren, heimlichen Freudenrauſch von einem Ereignis zu reden wußten, das beinahe die Erfüllung aller Hoffnung ſelber war.

Im Volk, das heißt bei der ungeheueren Mehrzahl der Menſchen, beſonders vielleicht in der bodenſtändigen Schicht, lebt, unaustilgbar, nicht immer eingeſtandenermaßen, die Hoffnung auf einen Menſchen, oder auf einen Tag: und dieſer Menſch, dieſer Tag, wurden hier als erſchienen, oder in nächſter Nähe verkündigt. Mit bleichen Geſichtern und zitternden Kiefern ſaßen die frühgealterten Männer um die Erzähler herum und nahmen ihnen das Wort von den Lippen. Die Welt außer ihrem Dorf und außer den Bildern der Bibel war für ſie keine Realität, ſondern nur eine Stätte für alpdruckartig empfundene Geſpenſter: über ihr aber thronte in reinen und unberührten Höhen, erſt nach dem Tode erreichbar, Chriſtus der Heiland. Hier aber glaubte man wirklich an ihn. In dieſen markanten, alten Weberköpfen war Glaube noch Glaube, ſeinem innerſten Weſen nach: das heißt etwas anderes als Forſchung, Zweifel oder Erkenntnis. Und zu den Dingen, auf die ſich ihr Glaube feſt bezog, gehörte auch die Wiederkunft Jeſu auf dieſe Erde und die Errichtung eines tauſendjährigen, irdiſchen Gottesreichs: es ſollte nun alſo wahrhaftig und wirklich nach den überzeugenden Worten der beiden fremden Brüder nahe bevorſtehen.

Das kleine Weberſtübchen ſah einen wahrhaft rührenden Freudenrauſch. Nachdem er vorüber war, ſagte Martin Scharf, mit jener Entſchloſſenheit, die auf einen früher gefaßten Vorſatz hindeutete, „man möge nun aufmerken und ſich bereiten, etwas in Erwägung zu ziehen, was er vorſchlagen

wolle." Und er entwickelte ihnen die Absicht einer festen Vereinigung, wie er sie am Tage vorher Emanuel Quint, ohne dessen Beifall zu finden, mitgeteilt hatte, einer Gemeinschaft, die eben jenen Narren in Christo als ihr Haupt anerkennen und ihm werktätig und praktisch dienen solle. Es war natürlich, daß man sich auf der Stelle zu einer solchen Gemeinschaft bereit erklärte.

Aber es war auch dann keine Trübung der Einigkeit zu bemerken, als Martin eine Kollekte eröffnete: Kisten und Kasten wurden sogleich umgekehrt, Pfennige und sogar Markstücke aus ihren Verstecken in den Sparwinkeln hervorgezogen und in die Hände der Brüder gelegt, die alle Gaben gewissenhaft in ein blaues, abgegriffenes Büchelchen einzeichneten.

Achtes Kapitel

Emanuel wurde zunächst im Gefängnis des Amtsgerichts seiner Kreisstadt inhaftiert. Er sollte sich wegen Vagabundierens, wegen Kurpfuscherei und Verübung öffentlichen Unfugs in wiederholten Fällen verantworten. Das Verhör setzte aber den Richter mehr als Emanuel in Verlegenheit, denn er konnte, trotz aller Fragen, das Zugeständnis der zu erweisenden strafbaren Handlungen aus dem Beklagten weder herausbekommen, noch sich auf andere Weise davon überzeugen.

Sie maßen sich an, Kranke, und wären sie mit unheilbaren Übeln behaftet, gesund zu machen, hatte die erste Frage des Richters gelautet: die Antwort aber lautete: Nein! — Sie pflegen unwissenden Leuten weis zu machen, daß Sie gleichsam in einer besonderen Sendung von Gott auf dieser Erde erschienen seien. Wollen Sie diese Behauptung auch mir gegenüber aufrechterhalten? Auf diese zweite Frage des Richters erfolgte ein zweites „Nein" zur Antwort. Gefragt, warum er nicht in der Werkstatt seines Vaters arbeite, sagte er: er wisse,

und zwar aus der Bibel, daß für die Nahrung und Notdurft des Leibes zu sorgen nicht halb so wichtig, als die Sorge für das ewige Heil der Seele wäre: Kurz, der Richter wußte mit diesem Sonderling, dessen Antworten schlicht, glaubhaft und einfach klangen, nichts anzufangen. Er kam schließlich auf den Klagepunkt wegen Bettelei. Und als ihm Quint in gelassenem Tone geantwortet hatte, er vermeide es überhaupt, Geld in die Hand zu nehmen, alles Gut sei unrecht Gut! so stutzte der Richter mit einem Aha, und das Verhör ward überraschend schnell zum Abschluß gebracht.

Zwei Tage nachher befand sich Quint in einer nahen Irrenanstalt zur Beobachtung. Ein Assistenzarzt stellte die sonderbarsten Fragen an ihn. Er wollte wissen, wie alt er sei. Er wollte das Datum des gegenwärtigen Tages wissen, die Jahreszahl. Er gab ihm Rechenexempel auf. Er vergewisserte sich, ob Quint die Uhr kannte. Er führte den armen Menschen ans Fenster und ließ ihm das Licht in die Augen fallen, um festzustellen, ob die Pupille sich verengte, was richtig geschah.

Und plötzlich nahm er, gleichsam in einer Anwandlung von Mitleid und Menschenfreundlichkeit, ein blankes Markstück aus seiner Geldbörse und händigte es Emanuel ein. Es rollte aber gleich darauf aus der Rechten des Narren zur Erde herunter. Nun zeigte sich allerdings, daß Quint zwar auf Befehl des Arztes das Geld von der Erde hob, aber auch, wie er es unter keiner Bedingung annehmen und behalten wollte. Ihn dennoch dahin zu vermögen, gelang dem Arzte durch keinerlei List: er drohte, er lachte, er stellte sich zornig, er gab schließlich vor, beleidigt zu sein. Quint beharrte bei seiner Weigerung.

Alsdann nach der Ursache seines Betragens gefragt, sagte er, er möchte um keinen Pfennig reicher als unser Heiland auf Erden sein. Es schien beinahe, als wollte er mehr sagen, aber da faßte ihn schon ein Wärter an, und der Arzt hatte sich bereits einer schreienden Patientin zugewandt, die einige Wärterinnen in weißen Schürzen nur mit Mühe festhalten konnten. Quint wurde in seine Zelle zurückgeführt.

Das psychiatrische Gutachten hatte die Ansicht vertreten, daß der P. P. Quint zu den Sonderlingstypen gehöre, im übrigen aber als gesund und höchstens mit Zeichen leichten Schwachsinns behaftet anzusprechen wäre: doch könne man ihm die volle Verantwortung für seine Handlungen schwerlich aufbürden, weshalb er am besten in die Hut des elterlichen Hauses zu stellen und ganz besonderer Aufsicht zu empfehlen sei.

So wurde denn Quint nach einigen Tagen aufs neue einem Gendarmen anvertraut, nachdem er eine strenge Verwarnung empfangen hatte, und dieser trat mit ihm den Weg nach Emanuels Geburtsort an, wo Mutter und Stiefvater miteinander und einigen Kindern noch immer in einem verfallenen Häuschen ihr Dasein fristeten.

Die nun folgende öde und lange Wanderung durch gewohnte Gegenden war das größte Martyrium, das Quint, der Narr in Christo, je hatte durchmachen müssen. Er wußte, was ihm bevorstand, sobald man ihm Weg und Ziel eröffnet hatte, und es gab keinen anderen Weg, den er nicht lieber gegangen, kein anderes Ziel, dem er nicht lieber zugestrebt hätte. Es war ein regnerischer und kalter Tag. Der Beamte führte ihn über den Platz und an der Kirche vorbei, wo Emanuel seine erste, törichte Predigt zur Buße gehalten hatte. Es war gerade Wochenmarkt. Viele der Hökerinnen, die unter großen Schirmen Gemüse, Kirschen, Eier und allerlei Landesprodukte feilboten, erkannten Quint, und trotzdem der Gendarm so schnell wie möglich vorüberzukommen suchte, schüttelte sich doch, noch ehe er mit seinem Transport unter den Lauben der alten Stadt verschwunden war, ein Hagel von spitzen Bemerkungen über Emanuel aus.

„He du Tielschern, das ist doch der Quint Junge? — Herr Wachtmeister, er hat wohl lange Finger gemacht? — Na, Gott gnade dir Bursche, wenn du zu deinem Vater kommst!“ schrie ein in seinem Fette beinahe erstickendes altes Weib,

das Levkoien und Fuchsien in Töpfen aushökerte. „Hat etwa,“ krächzte sie weiter, „der Tagedieb helfen wollen mein Wägelchen ziehen? Dabei hab' ich dem Hungerleider Essen und wöchentlich eine Mark geboten! Was ist denn dabei? Ja, wenn man nicht außerdem noch den Hund vorgespannt hätte! Seht euch den an: ob der nicht den Wagen allein zieht? Aber nein, so'n Lump, so'n Lausekerl will lieber faulenzen. Da kommt's so weit ganz natürlicherweise, wie's kommen muß.“ Ein Bierkutscher, dessen Gefährt am Rande des Marktes stand, spuckte Emanuel, als dieser nahe an ihm vorüberging, mit einem „Guten Morgen, Spitzbube!“ wie aus Versehen Kirschkerne ins Gesicht. Sogleich brachen alle Gemüseweiber in wildes, wüstes Gelächter aus.

Auch unter den Lauben gab es Zurufe mit „Na nu?“ und „Oho“ und vielen ironisch bösen Begrüßungen. Quint atmete auf, als die Stadt hinter ihm lag, obgleich es im übrigen kein Vergnügen war, in Regen und Wind barfuß am Rande der nassen Chaussee, von einer der rauschenden Pappeln zur anderen, immer rastlos weiter zu schreiten. Aber auch hier begann bald wieder das alte Martyrium. Wagen auf Wagen rollte auf der belebten Straße und strebte, das Landstädtchen zu erreichen. Die meisten der Fuhrleute, Bauern, die Holz zum Markte brachten, der Schlächtergesell, der Müllerknecht und andere, kannten Quint und brüllten ihm, da sie ihn in solcher Begleitung sahen, allerlei nicht gerade schmeichelhafte Worte zu. Nicht alle, aber doch einige, hatten von seinem tollen Streich vor der Kirche gehört, andere wußten um sein Verschwinden, und so ward er von Stimmen, die das Wagengerassel zu überschreien suchten, das eine Mal gefragt, ob er auch einen gespickten Klingelbeutel nach Hause brächte? Das andere Mal, ob er nun endlich an der Hauptkirche Pastor geworden sei?

Der arme Mensch, der in seinem Leben schon manches gelitten hatte, fragte sich nun, weshalb ihm die Mitmenschen eine so große Steigerung des Leidens bis jetzt vorbehalten

hatten, und was die Urſache ihres ſo allgemeinen und rätſelhaften Grimmes gegen ihn ſein könne, da er doch, weit entfernt davon, irgend jemandem auch nur in Gedanken wehe zu tun, nur in aller Stille den Weg des Heilands, den zu verehren ſie alle vorgaben, zu gehen verſucht hatte. Während ſein Herz von Mitleid und Liebe überfloß und es ihn förmlich dazu hinriß, Gott, und ſei es durch das Opfer des eigenen Blutes, freudig für alle hingegeben, gleichſam zu zwingen, dieſe Menſchen in das Glück ſeines Geiſtes, ſeiner Gnade aufzunehmen, transportierte man ihn wie ein wildes, gefährliches Tier und überſchüttete ihn, wie einen endlich gefeſſelten Feind, mit Verachtung und Haß.

In dieſer ihm vertrauten, heimiſchen Gegend überfiel den armen Emanuel mehr und mehr eine fürchterliche Beängſtigung. Der Gendarm, der vollkommen gleichgültig war, dachte auch nicht entfernt daran, als er ſah, wie Quint ſeine Lippen bewegte, daß ſich nur immer mit Inbrunſt der eine Anruf: „mein Gott, mein Gott!“ aus ſeinem gequälten Inneren freimachen wollte. Das Grauen aber nahm zu in der Seele Quints. Es kam ihm vor, als müſſe er mit jedem Schritt, von Stufe zu Stufe, in ein unterirdiſches, lichtloſes Foltergewölbe hinunterſteigen, wo jede Hoffnung, jeder Glaube und alle Liebe ſeit Jahrmillionen erloſchen iſt. Es kam ihm vor, als wenn Jeſus Chriſtus dort unten vollkommen machtlos ſei, und ſeine Seele wand ſich in Zweifeln.

Sollen wir einen Augenblick bei dem eigentümlichen Zuſtand verweilen, der das Weſen des ſonderbaren Schwärmers ergriff, beengte und gleichſam rückbildete, ſo ſei erinnert, wie ſehr die Welt der Jugend an den Kreis von Sinneseindrücken gebunden bleibt, die wir im Heimatskreiſe empfangen haben, und wie dieſe Welt, auch wenn ſie lange verſunken geweſen iſt, durch die alten Eindrücke bis zu einem qualvollen oder, je nachdem, beſeligenden Grade wieder gegenwärtig gemacht werden kann.

Emanuel war unter dem Drucke der ausgeſuchten Ver-

achtung seiner Umwelt herangewachsen. Verachtung schien ihm das natürliche Erbe des Menschen zu sein. Ohne daß er jemals davon ein besonderes Wesen machte, litt er unsäglich unter allen Formen dieser Verachtung und Geringschätzung, wie sie ihm täglich, stündlich, im Hause wie außer dem Hause, entgegenkam. So stark, so furchtbar empfand er diese Herabwürdigung, daß er, im zehnten Jahre etwa, zu der festen Ansicht reifte, wie Verachtung des Nächsten eine der schwersten und furchtbarsten Sünden sei. Sie hatte bei ihm zunächst die völlige Selbstverachtung zur Folge gehabt: eine Selbstverachtung, die ihn mehr als einmal über die irdische Einsamkeit hinaus, in eine tiefere, ewige, das heißt in den Tod treiben wollte.

Und irgendwann, gerade in einem solchen gefährlichen Augenblick, hatte ihn die Gestalt des Heilands zuerst berührt und ihm den wundervollen Trost des göttlichen Menschensohnes gegeben. Er wurde von da ab des armen Verachteten einziger Freund. Was Wunder, wenn dieser sich, der Verachtete, an seinen gütigen Freund und Tröster schloß, mit verzehrender Inbrunst ohnegleichen.

Während einer Reihe von Jahren wußte nicht einmal die Mutter Emanuels von dem göttlichen Umgang, den ihr Sohn im geheimen genoß. Da es sich aber nicht um einen Menschen von Fleisch und Blut, sondern doch nur um ein Gebilde handelte, das aus einer mühsam entzifferten Schrift ein phantastisches Leben gewann, so wurde vielleicht mit dieser gewaltsam erzeugten Traumeswelt der Grund zu seiner späteren, so verhängnisvollen Torheit gelegt.

Emanuel schlief als Kind mit der kleinen zerschläterten Bibel, die er eines Tages aus der Hand eines herrnhutischen Kolporteurs zum Geschenk erhalten hatte, derselben, die er noch immer bei sich trug. Der Einband des kleinen Buchs war von den zahllosen, glühenden Küssen, die er im Laufe der Jahre immer wieder darauf gedrückt hatte, wobei er die Hände Jesu zu küssen glaubte, fast zerstört. Oft gingen die Visionen

seines Knabengehirnes so weit, daß seine Mutter, die ihn aus einem Fehltritt mit in die Ehe gebracht hatte, von Äußerungen ganz verwirrt und betroffen wurde, die er in Gegenwart der ganzen Familie tat. Es waren unverständliche Worte, die sie fürchten ließen, Emanuel könne auf dem Wege zum Wahnsinn sein.

In Wahrheit sah der Knabe oft stundenlang, gerade im Lärm der Tischlerwerkstatt, nichts als den Heiland und seinen Leidensweg. Und es kam vor, daß ihm dabei, besonders im deutlichen Anblick der entsetzlichen Martern vor und während der Kreuzigung des Gekreuzigten, ein angstvoller Schrei entfuhr. Oder er rief: „Mutter, Mutter, sie wollen ihn stechen!" was dann immer Gelächter, Spott, Püffe und andere Strafen nach sich zog, und, wie gesagt, die Sorge der Mutter um dieses Sorgen- und Schmerzenskind verdoppelte.

Das Heimatsdorf Emanuels war erreicht. Es zog sich an einem breiten Bach entlang, dessen Lauf zugleich Gruppen alter Bäume begleiteten. Das Bett und das Wasser des Bachs waren verunreinigt. Obgleich der Gendarm die große Dorfstraße jenseit des Wassers mied und sich mit Quint auf der sogenannten kleinen Seite des Dorfes hielt, war er bereits bei dem zweiten, dritten kleinen Hofe, „Stellen" wurden solche Anwesen hier genannt, bemerkt worden. Bald erkannte Emanuel, daß hinter ihm wieder jene entsetzlichen Stimmen laut wurden und sich trotz des Regengerieſels von Haustür zu Haustür verständigten, die ihn, seit er denken konnte, mit ätzendem Spott und Hohn zu peinigen pflegten. Er wollte seine Gedanken von dieser immer häßlicher drohenden Gegenwart ablenken, indem er sein Auge in die grünen Wölbungen der Ebereschen und Ahornbäume schweifen ließ, die leise im Regen rauschten und tropften, aber die Schmach und Erniedrigung ließ sich nicht aufhalten, und selbst, so schien es, der Heiland ließ ihn allein.

Zunächst waren es Kinder, die sich ihm anschlossen, später

traten dann auch hie und da müßige, schwatzende Weiber in die Gefolgschaft ein. Was Emanuel jetzt zu hören bekam, war so ziemlich die ganze Summe von meist boshaften Märchen, wie man sie nach seinem Verschwinden erfunden hatte. Auf die an ihn gerichteten Anreden antwortete er nicht, gleichviel ob sie schadenfroh, boshaft oder nur zudringlich waren, auch wenn sie, wie meist, von Bekannten ausgingen. Einer der wirklichen großen Bauern, der in Schaftstiefeln, peitscheknallend in seinem gemauerten Hoftore stand, rief ihm zu: „Na Rotscheck, hast du nun endlich die Rotznase vollgekriegt?“ und indem er sich lachend mit dem Beamten begrüßte und großspurig nähertrat, zog er dem Narren in Christo im Halbspaß, nicht gerade gelind, eine mit der Peitsche über und setzte dann noch hinzu: „Na wart nur, dein Vater hat schon den Ochsenziemer zurechtgelegt.“

In diesen Minuten versiegte die Menschenliebe fast ganz in der Seele Quints, aber auch der Haß, die Entrüstung, die einige Male aufbegehrte. Mit Leib und Seele widerstandslos und willenlos, schließlich kaum wissend, wie er sich vorwärts bewegte, und daß er es tat und wohin er ging, war er dem Grauen der Stunde preisgegeben und endlich vor der Tür seines an einem Abhang gelegenen Elternhauses angelangt.

Als er sich, gefolgt von der Menschenmenge, vor dem Gendarmen her, fast bewußtlos der Schwelle näherte, erschien auf ihr ein mittelgroßer, gewöhnlicher Mann, dessen magres Gesicht, von schmutziggrauem Bart umrahmt, eine unnatürliche Blässe bedeckte. Und ohne auch nur ein Wort zu sagen, schlug dieser Mann, auf eine furchtbare Weise, mehrmals, ehe man sich dessen versehen hatte, Emanuel Quint ins Angesicht.

Erst als dies geschehen war, tobte die sinnlose Wut des Stiefvaters sich in einem Hagel von Flüchen, gemeinen Worten und Schimpfreden aus.

Jetzt warf sich die Mutter des Narren dazwischen. Aber mit einem einzigen Griff hatte der Mann sie zurückgerissen und sich abermals mit den Fäusten über den Sohn herge-

macht. „Ich werde dir," ſagte er, „du verfluchter Hund, du Schuft! ich will dir die zehn Gebote ſchon beibringen." Der Gendarm aber, der wohl der Anſicht war, daß eine väterliche Lektion wie dieſe im Sinne des ſpäter zu übermittelnden Auftrags ſei, hatte vielleicht nicht lebhaft genug die Mißhandlung zu verhindern geſucht, immerhin aber ſah man ihn eingreifen. Er zog auch endlich den ſich nicht mehr kennenden Tiſchler gewaltſam von ſeinem an mehreren Stellen blutenden Opfer zurück.

Hierauf brüllte der Mann, niemand, auch nicht der Gendarm ſei berechtigt, ihn an der Züchtigung dieſes Lumpen, der ſeinen Namen trage, zu hindern. Er, nämlich der Stiefvater, habe den Bankert überhaupt erſt ehrlich gemacht. Er habe ihn, trotzdem er ihn eigentlich gar nichts anginge, mit vielen Koſten mühſelig durch die Jahre aufgefüttert. „Aas," ſchrie er, „wärſt du doch tauſendmal lieber krepiert." Und ſo fuhr er fort, den verſammelten Dorfgenoſſen ſeinen Edelmut und die Schmach ſeines Weibes und ſeines Sohnes zu verkündigen.

Die Sperlinge fielen faſt von den Dächern, die Tauben des Nachbarhofes flogen auf, und alle Hunde der Umgegend gerieten in Aufregung, als der wenigbeſchäftigte, ſehr dem Schnapſe ergebene Tiſchlermeiſter Adolf Quint ſein „komm du ins Haus, ich ſchlag dich tot!" in den grauen Regendämmer hineinheulte. Eine Drohung, die Leuten ſeines Schlages immer ſehr locker ſitzt und nur deshalb immerhin ſelten verwirklicht wird, weil es gar nicht ſo leicht iſt, wie man meint, einen Menſchen vom Leben zum Tode zu bringen.

Neuntes Kapitel

Von den Halbbrüdern Quints war der Jüngſte, Guſtav, zwölfjährig, dieſer hing ihm im ſtillen an. In den erſten Tagen, als der Vater erzwingen wollte, daß Emanuel

in der ärmlichen und verwahrloſten Werkſtelle mit dem Halbbruder Auguſt zuſammenarbeite, ging er Emanuel überall an die Hand. Auguſt, der tüchtigſte Arbeiter in der Familie, war ihm dagegen keineswegs freundlich geſinnt, obgleich Emanuel immer alles getan hatte, um ihm ein Verſtändnis zu ermöglichen, für dasjenige Fremde und Sonderbare des eigenen Weſens, woran jener ſich immer aufs neue ſtieß.

Emanuel an der Hobelbank zu ſehen, war allerdings ein Anblick von einem gewiſſen Widerſinn, der einen nachdenkſamen Beobachter ſtutzig machen, einen Tiſchlergeſellen zum Lachen reizen oder empören mußte. Auguſt fand ſich daher empört, und mit der Moral ſeiner eigenen Tüchtigkeit ſtand er nicht an, dem trägen und wenig geſchickten Bruder von früh bis ſpät zu Leibe zu gehen.

Man konnte unmöglich von Wohlſtand reden bei den Quints. Wenn ſie jedoch noch nicht völlig verarmt waren, ſo verdankten ſie es hauptſächlich der Mutter, die in die Häuſer des Paſtors, des Lehrers und einiger Gutsbeſitzer waſchen ging. Es war natürlich, wenn ſie Emanuel, obgleich ſie ihn dem Ehemann gegenüber, ſoweit es anging, zu verteidigen ſuchte, dennoch, ſooft ſie ihn ſah, ſeines Verhaltens wegen mit Vorwürfen in den Ohren lag. Dazu kamen die Hänſeleien des Bruders, der, trotzdem man Emanuel in Begleitung eines Gendarmen heimgeſandt hatte, beinahe etwas wie Neid verriet. Der kurze und bärtige Menſch mit dem dunklen Haar, der, ſeiner Mutter zuliebe, nicht einmal, trotzdem er ſchon vierundzwanzig Jahre zählte, die übliche Wanderung angetreten hatte, fühlte ſehr wohl in Emanuel irgendein geiſtiges Weſen, das zu begreifen ihm nicht gegeben war: ein Etwas, das er heimlich bewunderte, während er ſich, es gering zu ſchätzen, ja zu verachten den äußeren Anſchein gab.

Und er merkte auch wohl, wie es ſeiner Mutter in dieſer Beziehung nicht anders ging. Auch ſie begriff die Narrheiten ihres Sohnes nicht, aber man konnte ihr anmerken, ſie war im Grunde nicht ohne einen gewiſſen ſchwankenden Reſpekt

vor ihm. Es war ein Reſpekt, der ſich ſogar in ſeltenen, unbewachten Momenten geradezu in Mutterſtolz umſetzte und gelegentlich, etwa einer Nachbarin oder dem Schullehrer gegenüber, mit lebhaften Worten überraſchend zutage trat.

So kam es, daß in der Seele des arbeitſamen Burſchen Auguſt, der ſtets an die Werkſtatt gefeſſelt war, während Emanuel immer wieder ein freies und oft müßiges Kommen und Gehen durchſetzte, ſich ſchließlich, mit vieler Bitterkeit, die Sache ſo darſtellte, als ob er alle Laſten zu tragen, Emanuel dagegen nur zum Vergnügen berufen ſei, und es ihm ſchien, dieſer wäre in jeder Beziehung ſogar in der Liebe und Sorge der Mutter unrechtmäßig bevorzugt.

Dieſe Anſicht befeſtigte ſich indeſſen noch, als am dritten Tage nach der Heimkehr Emanuels der junge Paſtor des Ortes mit kurzem Gruß in die Werkſtatt trat und, Auguſt nur auf eine flüchtige Weiſe beachtend, ſogleich mit Emanuel freundlich zu reden begann. Es war in ſeinem Verhalten nichts davon zu bemerken, als ob er gekommen wäre zum Zwecke einer gehörigen Abkanzelung. Im Gegenteil zeigte eine gewiſſe Vorſicht im Verkehr mit Emanuel, die er Auguſt gegenüber vermiſſen ließ, eben dieſelbe geheime Achtung, die Auguſts durch Mißgunſt geſchärfter Blick bei allen Menſchen wahrnehmen wollte, die mit ſeinem Bruder in Verkehr traten.

Während er, Auguſt, dem friſchen und jovialen Geiſtlichen gegenüber in eine ſtumme Befangenheit hineingeriet, entging es ihm nicht, wie Emanuel gerade hier mit Wort und Gebärde eine ruhige Freiheit an den Tag legte. Vollends ganz unbegreiflich erſchien ihm jedoch, was es mit einem Briefe für Bewandtnis haben ſollte, den der geiſtliche Herr aus der Taſche zog, unter allerlei freundlichen Fragen, die er ſtellte, und ſchließlich mit einer in liebenswürdigſter Form gehaltenen Einladung an Emanuel, ihn am Nachmittag — zu einer Taſſe Kaffee, hatte der Bruder deutlich gehört! — zu beſuchen.

Nachdem ſich der Paſtor, der eilig war, mit einem Händedruck von dem Narren verabſchiedet hatte, hörten ihn beide Brüder noch jenſeit des Flurs in die Wohnſtube eintreten, wo alsbald die laute Stimme des reſoluten Herrn abwechſelnd mit den Stimmen von Vater und Mutter hörbar ward. Und Auguſt konnte nun erſt recht nicht begreifen, warum, wie er deutlich vernahm, der Paſtor den Vater mit ganz entſchiedenen Worten vermahnte, er möge unbedingt gegen Emanuel nachſichtig ſein und ſich durchaus zu keiner rohen Züchtigung ferner hinreißen laſſen.

Der alte Quint war übrigens ohnedies ſchon erheblich verändert. Allerlei Zeichen, die ſich im Laufe der letzten drei Tage bemerkbar gemacht hatten, waren nicht ganz ohne Eindruck geblieben auf ihn. Schon vom zweiten Tage ab hatten ſich nämlich Leute aus nahen Dörfern bis zu dem Häuschen der Quints hindurchgefragt. Sie erklärten dem alten verdutzten Faulenzer und Maulmacher, der einen Hobel faſt nie mehr anfaßte, ganz beſtimmt gehört zu haben, daß ſein Sohn ein berühmter Wunderdoktor ſei. Nur ſelten gelang es, ſie abzuweiſen, ohne daß vorher, vom Vater gerufen, der Sohn Emanuel ſelber erſchien, wo ſie dann meiſtens ein an Ehrfurcht grenzendes Weſen vorkehrten.

Was aber vor allem Mutter, Vater und Bruder Emanuels zu verblüffen geeignet geweſen war, hatte der Briefträger am Morgen des dritten Tages aus ſeiner Ledertaſche gezogen: etwa ſiebzig Briefe mit der Adreſſe Emanuel Quint. Die Mehrzahl von dieſen Briefen war infolge eines gedruckten Berichtes geſchrieben worden, der in einem ſozialiſtiſchen Blättchen des Kreiſes geſtanden hatte, und darin, mit etwa vierzig kleinen Zeilen, Emanuels erſte Predigt, ſein Verſchwinden und ſeine Rückkehr ironiſch, aber nicht unſympathiſch, behandelt war. Auch des ſonderbaren Rufs eines Wundertäters, deſſen er bei gewiſſen Leuten genoß, war gedacht worden. Unter den Briefen gelangte auch, rot angeſtrichen, die Nummer der Volksſtimme an Emanuel, die den Bericht enthielt, und

ein Schreiben des Redakteurs, worin er seinen Besuch anmeldete.

Emanuel selber befand sich bei alledem in einem Zustand verzweifelter Bitternis. Seine Seele vermochte sich aus einem Gewirr zahlloser grauer und fester Fäden, in die sie, gleich wie die Motte in das Netz einer Spinne, geraten war, nicht loszuwinden. Als hätte er irgendein ätzendes, zauberkräftiges Gift auf die Zunge genommen, das, alles an ihm zwerghaft verkleinernd, ihn wieder in den armen und elenden Jungen verwandelt hätte, den trostlos Gottverlassenen, der er früher gewesen war.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als Emanuel sich nach dem Pastorhaus auf den Weg machte. Die Mutter hatte ihn, so gut es ging, mit den Stiefeln des Vaters und einem alten Rock herausgestutzt, den ihr vor vielen Jahren einmal ein Gastwirt für ihren Mann geschenkt und den sie heimlich aufbewahrt hatte.

Der Pastor empfing Emanuel freundlich. Er sagte, nachdem die Köchin an die Tür des Studierzimmers mit den Fingerknöcheln geschlagen hatte, mit lauter gemütlicher Stimme: „Nur immer herein" und hieß den Besucher freundlich Platz nehmen. Freilich hatte die Köchin für diesen Zweck einen besonderen Stuhl bereitgehalten und schob ihn eilig Emanuel unter. Hierauf stellte der Pastor, dem eine lange Tabakspfeife aus dem Munde bis fast zur Erde hing, die Frage an ihn, ob er zu rauchen gewohnt wäre? Als dies Emanuel dann verneint hatte, sagte er, daß er diesem Laster leider ergeben sei. Es stand unter Stößen von Büchern eine Kaffeemaschine auf dem Tisch, mit der der geistliche Herr höchst persönlich sich seinen Kaffee bereitete. Er meinte, er lebe hier gleichsam als Junggeselle, weil ihm das Kommen und Gehen der Frauenzimmer während der Arbeit störend sei.

Mit solchen und ähnlichen allgemeinen Bemerkungen machte der stattliche, etwa dreißigjährige Mann seine Einleitung, drehte dabei die Kaffeemaschine um, achtete auf das Durchsickern des

Getränks in die bunte Porzellankanne und goß die dampfende Brühe schließlich in zwei bereitgestellte Tassen ein. Er bot Zucker und Sahne an, trank, wartete, bis Emanuel einige Schlucke getrunken hatte, zog alsdann die Schnüre seines grauen Schlafrocks fest, kundigen Griffs eine Schleife knüpfend, und legte sich mit einem „nun also!" behaglich in seinen Lehnstuhl zurück und begann eine längere Ansprache.

„Ich glaube doch recht berichtet zu sein," sagte er: „nicht wahr, Sie sind derselbe Emanuel Quint, der sich vor einiger Zeit veranlaßt fand, auf dem Markte unsrer Kreisstadt eine öffentliche Predigt zu halten? Nun gut! wir leben in einem Staat, innerhalb dessen alles dahin geordnet ist, daß es nur gewissen, dazu berufenen Männern, wie mir zum Beispiel, erlaubt ist, das Wort Gottes zu predigen. Aber ebenfalls keineswegs etwa auf dem Markt, sondern in den eigens dafür errichteten Gotteshäusern. Nun, ich habe ferner in Erfahrung gebracht, Sie haben sich gedrungen gefühlt, Emanuel — Emanuel ist ein schöner Name und will soviel sagen als „Gott mit uns!" — also Sie haben sich gedrungen gefühlt, an verschiedenen Plätzen der böhmisch-preußischen Grenze in unserem Schlesien, sagen wir, wie eine Anzahl Ihrer Freunde sagen, ein Bekenner zu sein. Ich stehe nicht ganz auf dem gleichen Standpunkt, den mein Herr Amtsbruder drüben bei Ihrer ersten Predigt eingenommen hat. Ich will den Standpunkt der Polizeibehörde ebensowenig kritisieren, die für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung sorgen muß. Ich weiß ferner nicht, inwieweit die Behörde Grund hat, Ihnen kurpfuscherische Tendenzen und Verfehlungen vorzuwerfen. Man hat Sie vorübergehend in die Kreisirrenanstalt gebracht und beobachtet. Ich bin ferne davon, etwa gleich anzunehmen, es sei ein Zeichen von Irrsinn, wenn jemand in seiner Deutung des Bibelbuches nicht gleich durchaus das Rechte zu treffen vermag. Sie hatten gewiß die reinsten Absichten.

Ich will Ihnen nun nichts weiter verbergen: Es ist hier ein Brief an mich gelangt. Sie haben eine hohe Protektorin. Es

iſt eine Dame, eine hochgeſtellte Frau — hochgeſtellt inſofern, als ſie von Adel iſt und im Beſitze von großen Reichtümern, hauptſächlich aber durch die allgemeinſte Verehrung, die ſie ihres echt chriſtlichen Wandels wegen genießt! — Was ſagte ich doch? Ja, dieſe hochgeſtellte, ſehr einflußreiche Dame, ſagte ich, wünſcht Näheres über Sie zu wiſſen.

Iſt Ihnen ein Laienprediger Nathanael Schwarz bekannt?"

Quint ſagte: „Ja!" während ſein blaſſes Antlitz noch bläſſer wurde.

„Alſo dieſer Bruder Nathanael," fuhr der Geiſtliche fort, indem er Tabak aus einem Beutel nahm und die Pfeife ſtopfte ... „Dieſer Bruder Nathanael hat Ihnen einen gar nicht zu unterſchätzenden Dienſt geleiſtet, ihn wieder haben, wie es ſcheint, zwei andere Männer dazu bewegt. Warten Sie mal, hier ſtehen die Namen": und er las mit einiger Mühe die Namen Martin und Anton Scharf von den Blättern des neben ihm liegenden Briefes ab.

„So liegen die Dinge alſo," fuhr der Paſtor in ſeiner Rede fort, „und ich bin alſo nun gebeten worden, wie die Dame ſchreibt, „weil beſagter Emanuel doch ein Schäflein Ihrer Gemeinde iſt", in Erfahrung zu bringen, wie es mit Ihnen beſchaffen ſei. Ich ſetze hinzu, daß mein fernerer Auftrag iſt, Sie mit einigem Reiſegeld auszuſtatten und Sie auf das Gut der Dame zu laden, was in der Nähe von Freiburg gelegen iſt, wenn nämlich unſre Beſprechung beiderſeits befriedigend ausfiele.

Jetzt alſo bitte ich, ſagen Sie mir doch mal, wenn auch nicht in zwei Worten, aber doch möglichſt kurz, wenn ich bitten darf, worauf Sie eigentlich und im Grunde hinauswollen."

Lange ſaß Quint hierauf mit einem leiſen, grübleriſchen Lächeln da und ſagte nichts, wobei ihn der Geiſtliche ſcharf beobachtete. Er nahm das Zögern für Schüchternheit. „Es iſt," begann er Quint zu ermutigen, „begreiflicherweiſe nicht leicht, ſo aus dem Stegreif gleich auf die tiefſten Dinge zu kommen. Am Ende wird es das Beſte ſein, Sie betrachten

mich als einen, der anderer Anſicht iſt und den Sie zu ſich bekehren wollen."

Es hatte aber um das Haupt des armen Toren in Chriſto allbereits wieder wie Flügelrauſchen aus reineren Regionen angehoben, und es ſtrahlte ein innerer Glanz aus ihm heraus, als er langſam und ruhig den Blick erhob.

„Wenn die Dame, die hochgeſtellte Dame, von der Sie zu mir geſprochen haben, Herr Paſtor, Chriſtum ſucht, ſo werde ich zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, falls ſie danach Verlangen trägt, zu ihr kommen. Sucht ſie mich, ſo ſage ich: ſie bedarf meiner nicht, und ebenſowenig bedarf ich ihrer."

Der Paſtor, auf den das plötzlich veränderte Weſen des Menſchen, ſowie die Gravität ſeiner Worte unheimlich wirkte, glaubte im erſten Augenblick, daß Emanuel ſich für Chriſtus hielte und damit das Urteil ohne weiteres über ihn ſchon entſchieden ſei. Aber Emanuel nahm die Rede von neuem auf.

„Ich bedarf ihrer nicht," ſagte er, „denn ich bin an Mangel gewöhnt und bedürfnislos. Weſſen ich aber allein bedarf, das iſt unſer Heiland Jeſus Chriſtus. Sie aber bedarf meiner nicht, denn Ihr ſeht ſelbſt, was an mir iſt. Ich habe niemals einen Vater gehabt, außer dem Vater Jeſu Chriſti. Ich bin mit Recht verachtet geweſen Zeit meines Lebens. Wenn ich es manchmal bitter empfand, ſo war es, weil ich mir eitle Dinge angemaßt, mich über den Heiland erhoben habe. Ich ſage dies alles ſchon ungern aus, kommt es mir doch beinahe vor wie Ruhmredigkeit. Falls es auch Ihnen ſo erſcheint, Herr Paſtor, ſo wird mein Bruder, mein Vater und meine Mutter ein beſſeres Bild deſſen entwickeln, was ich eigentlich bin. Alſo mich braucht die Dame, von der Sie reden, nicht. Sucht ſie Chriſtum dagegen, ich ſuche ihn auch! und die Gemeinſchaft des Geiſtes iſt die Gemeinſchaft in Jeſu Chriſto."

„Wenn du aber, mein Sohn," der Paſtor duzte Emanuel plötzlich, „eine ſo beſcheidene Meinung von dir haſt, was durchaus im chriſtlichen Sinne iſt, ſo begreife ich nicht, wieſo du

dazu gelangen konntest, aufzutreten und in einem Lande, das voll von berufenen Dienern am Worte ist, als ob es von Gott und Christo verlassen wäre, gerade das Heil an deine eigene, schwache Person zu knüpfen. Wer wirklich bescheiden ist, der, scheint mir, richtet doch nicht auf solche Weise öffentliches Ärgernis an."

Emanuel sprach: „Herr Pastor, das Kreuz ist leider in dieser Welt noch immer und überall, wie der Apostel sagt, ein Ärgernis. Außerdem bin ich nur bescheiden im Hinblick auf mich, nicht aber auf den, der in mir ist."

„Erkläre mir, wer ist in dir, mein Sohn?" fragte hierauf mit Nachdruck der Pastor.

„Der Vater, der mich gezeugt hat," antwortete Quint.

Der Pastor versuchte ruhig zu bleiben. „Du redest da," sagte er, „etwas äußerst Sonderbares, man könnte fast sagen, Ungeheuerliches, mein lieber Emanuel. Vielleicht habe ich dich nicht recht verstanden: wer ist der Vater, der in dir ist?"

„Derselbe, durch den ich wiedergeboren bin," sagte der arme Narr in Christo.

„Du bist also deiner Ansicht nach wiedergeboren? Wieso? Womit begründest du das? Meine Demut würde mir nicht gestatten, so etwas ohne Vorbehalt etwa von mir selbst zu behaupten."

„Ich aber," sagte Emanuel ruhig, „weiß, daß ich wiedergeboren bin."

„Inwiefern, mein Sohn, bist du wiedergeboren?"

„Ich bin durch die Gnade Jesu Christi wiedergeboren, nicht im Fleisch, sondern in seinem heiligen Geist. Gebrechlich und geknechtet an meinem Leibe, bin ich im Geiste stark und frei geworden. Ich war tot, begraben in der Verachtung der Welt und bin durch den Vater lebendig geworden. Der Geist ist es, der lebendig macht, das Fleisch ist kein Nutze."

Der Pastor legte aus irgendeinem Grunde die Pfeife weg. „Sprecht weiter, redet nur getrost und frei, was Ihr auf dem Herzen habt. Ich habe Zeit. Ich werde Euch zuhören," sagte

er in ermunterndem Ton. „Ihr ſeid alſo in der Wiedergeburt. Ich nehme an, daß Ihr eine andere Wiedergeburt im Sinne habt als jene, die in der heiligen Taufe ſtattfindet und durch die wir aus Heiden Chriſten geworden ſind und die uns ja allen gemeinſam iſt. Übrigens werdet Ihr mir am Ende noch ſagen, wem Ihr Euere beſondere Erkenntnis verdankt, denn Ihr habt ſie wohl kaum aus Euch ſelber gewonnen.“

„Ich habe nichts von mir ſelbſt,“ ſagte Quint, „ſondern alles von dem, der in mir iſt.“

Der Paſtor wurde ein wenig ärgerlich. „Ich möchte dich bitten, mein Sohn,“ ermahnte er Quint, „mit mir in einem ganz einfachen und natürlichen Ton, ich möchte faſt ſagen, menſchlich zu reden. Was heißt das, du habeſt deine Erkenntnis, deine Belehrung von dem, der in dir iſt? Oder ſage mir wenigſtens: was glaubſt du denn, wer biſt du denn ſelber?“

Emanuel fragte dagegen: „nach der Geburt im Geiſt oder im Fleiſch?“

„Meinethalben in beiden Geburten.“

„Nach der Geburt im Fleiſch,“ ſagte Quint, „bin ich des Menſchen Sohn! Nach der Geburt im Geiſt aber Gottesſohn.“

Der Paſtor erhob ſich entſetzt vom Stuhle. „Um Gotteswillen, was redeſt du da?“ rief er aus. „Das allerdings iſt im beſten Falle eine Verſtiegenheit, die in das Gebiet der Krankheit gehört. Und das muß ich natürlich der Dame berichten.“ Er ging in Schlafſchuhen, wie er war, mit wuchtigen Schritten durch das Studierzimmer. „Menſch, weißt du denn wirklich nicht, was du redeſt?“ ſagte er dann, vor Emanuel ſtillſtehend. „Jeſus Chriſtus war Gottesſohn, empfangen von dem heiligen Geiſt, geboren von der Jungfrau Maria! Sollte deine Vermeſſenheit ſich auch nur in Wahnſinn ſoweit erheben, daß du behaupten wollteſt, jener Hochgebenedeite zu ſein, ſo würdeſt du, trotz des Wahnſinns, Todſünde auf dich laden.“

Quint aber blieb ſtill, und ſein Geſicht verklärte eine tiefe, innere Heiterkeit.

„Erkläre dich mir noch einmal, und zwar ganz deutlich, und ſage mir mit klaren Worten noch einmal, was und wie du's meinſt.“ Damit machte der Paſtor, wie wenn er erſticken wollte, ein Fenſter auf, das durch das grüne Gewölk eines Buchenwipfels verfinſtert wurde.

Emanuel ſagte: „Gott iſt ein Geiſt“. Und er zog ſeine kleine Bibel hervor und las: „Und niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und niemand kennet den Vater, denn der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren. Wie wollen ſie alſo den Sohn erkennen und von ihm wiſſen, außer wenn der Vater in ihnen iſt?“

„Ich kann dir nur den Rat geben, beſter Freund, deine Hand von dieſen letzten und geheimnisvollſten Dingen zu laſſen, glaube mir, die erlauchteſten Geiſter, die allergelehrteſten Köpfe haben ſich ſchon vergeblich und oftmals zum Schaden ihrer unſterblichen Seelen daran verſucht,“ dies ſagte nicht ohne Emphaſe der Geiſtliche. „Ich möchte dir raten,“ fuhr er fort, „dich an die übliche Deutung zu halten, die jene Heilandsworte dahin interpretiert, daß allerdings die ganze Macht, Kraft und Tiefe des Gottesſohnes nur der Vater ergründen kann, zu dem wir anderen, wir niederen Sterblichen nur durch die Liebe des Sohnes, unſeres Heilands, gelangen können. Bevor wir aber unſere Beſprechung beendigen, Beſter, möchte ich wiſſen, was ich der Dame von deinen praktiſchen Zielen berichten ſoll. Gehörſt du vielleicht zu denen, die an das apoſtoliſche Vermächtnis auch inſofern glauben, als ſie meinen, daß ſie durch Gebet oder durch Handauflegen Kranke geſund zu machen imſtande ſind?“

„Nein!“ ſagte Quint. „Auch iſt der Heiland nicht auf die Welt gekommen, um zu ſchwelgen, zu praſſen und ein Diener des eigenen Leibes oder fremder Leiber zu ſein. Er iſt gekommen, nicht um uns die Welt gewinnen zu helfen, ſondern die Welt zu überwinden.“

Hiergegen wandte der Paſtor ein, daß immerhin, wie ja auch Emanuel wiſſen müſſe, von Jeſu ſowohl als von den Apoſteln Kranke durch Handauflegen geheilt worden ſeien. Der Heiland habe ſogar Lazarum, Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain von den Toten erweckt.

Hier ſah der Geiſtliche, wie Emanuel Quint kaum merkbar den Kopf ſchüttelte, und fragte ihn, warum er dieſe Bewegung gemacht habe.

„Warum und zu welchem Zwecke," gab jener zurück, ohne die Frage zu beantworten, „hätte der Heiland wohl den Mann, den Jüngling und das Kind in dieſe bejammernswürdige Welt zurückerweckt, die ſie ja bereits überwunden hatten?"

Der Paſtor begriff zunächſt dieſe überraſchende Frage nicht.

„Ich würde denken," fuhr der Narr in Chriſto zu reden fort, „er habe es als Weltenrichter getan, und um die Toten durch das erneute Leben für Sünden, die ſie begangen hätten, zu ſtrafen. Aber wer hat des Menſchen Sohn zum Weltenrichter gemacht? Er kannte den Vater, der in ihm war, wie ich den Vater kenne, der in mir iſt. Dieſer Vater läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, und läßt ſeine Sonne aufgehen über Böſe und Gute, wie in meinem Herzen geſchrieben ſteht. Herr Paſtor: er läßt ſeine Sonne aufgehen! das iſt nicht etwa vor allem dieſe, die hier auf die Bücherregale ſcheint, es iſt nur die geiſtliche Sonne des Vaters, die auch den Böſen und Ungerechten zuteil wird. Wenn ich nun aber an den glaube, der nach dem Wort des Apoſtel Paulus nicht die Gerechten gerecht macht, ſondern die Ungerechten und Gottloſen — ja, die Gottloſen! — ſo frage ich mich: was wollte er Lazaro, Jairi Töchterlein und dem Jüngling zu Nain, da er ſie doch nicht ſtrafen wollte, als er ſie auferweckte, tun? Nein! wahrlich ich ſage Ihnen, Herr Paſtor: der Gottesſohn hat dieſe Toten nicht auferweckt, außer aber ins ewige Leben! Des Menſchen Sohn aber wollte und konnte ſie nicht aufwecken. Es iſt dem Menſchenſohne nicht gegeben, Tote aufzuwecken und Kranke geſund zu machen, außer durch menſchliche Arzenei.

Dem Menſchenſohn iſt es allein gegeben zu leiden und mitzuleiden, das heißt zu lieben, das heißt barmherzig zu ſein."

„Du begibſt dich auf ein gefährliches Feld, mein Freund," ſagte der Geiſtliche, indem er warnend den Finger hob, „du biſt dir doch wohl bewußt, daß du im Begriff ſtehſt, nichts Geringeres als die Wundertaten unſeres Herrn Jeſu zu leugnen. Du ſtellſt dich damit zur heiligen Schrift und zur geſamten chriſtlichen Kirche in Widerſpruch."

„Der Herr hat geſagt," erwiderte Quint, mit tiefen, fieberiſch glänzenden Augen, „laſſet die Toten ihre Toten begraben. Er hat nicht geſagt, er wolle die leiblich Toten zum Leben im Fleiſch und zum geiſtlichen Tode auferwecken. Was die Schrift aber anbetrifft, ſo iſt ſie von irrenden Menſchenhänden niedergeſchrieben. Der Buchſtabe tötet, und nur der Geiſt iſt es, der lebendig macht. Wenn nun der Geiſt den Buchſtaben nicht lebendig macht, ſo bleibt er tot. Der Geiſt iſt immer mehr als der Buchſtabe. Der Buchſtabe aber ſteht im Buch, der Geiſt dagegen iſt in mir. Alle, die zu leſen verſtehen, leſen Buchſtaben, aber was wäre der Geiſt, ſollte er in den kleinen Maßen der Buchſtaben eingekerkert ſein? Das Gewand des Vaters ſind nicht Buchſtaben, das Gewand des Sohnes ſind ebenſowenig Buchſtaben: beider Gewand iſt die Ewigkeit. Und alſo, Herr Paſtor, meine ich: der Vater in mir, der Sohn in mir, iſt das Wunder, ſonſt nichts. Ihr Reich iſt nicht von dieſer Welt. Und weltliche Wunder des Menſchenſohnes, was ſollten ſie gelten gegen das himmliſche Wunder des Gottesſohnes. Und wie der Sohn allein den Vater kennet, ſo kennet der Sohn allein den Sohn. Und auch der Vater kennet allein den Sohn und ſich ſelber, auch hinter dem toten Vorhang, der ſie verbirgt, den Worten der Schrift und ihren Buchſtaben. Nur was der Vater lieſet, iſt wahrhaft geleſen und vom Vater erkannt, und was der Sohn lieſet, iſt wahrhaft vom Sohne geleſen und vom Sohne erkannt. Was nicht vom Vater und nicht vom Sohne geleſen iſt, das

gleicht einem Haufen kalter Asche, den eines blinden Bettlers Krücke durcheinanderrührt."

„Nun meinethalben," sagte der Pastor, „trage diese deine verwirrten Ansichten auf dem Schlosse des Gurauer Fräuleins vor. Ich glaube nicht, daß du Anklang findest. Nach dem, was ich bis jetzt schon gehört habe, gelüstet mich nicht, mit dir noch tiefer in das Labyrinth deiner überaus sonderbaren Meinungen einzudringen. Es ist schade: du denkst, doch du denkst ohne Führung und Anleitung, was ja immer, besonders bei einem ungeschulten Kopf, gefährlich ist. Hättest du Theologie studiert, so würdest du sicher nicht in das Gestrüpp von Irrtümern dich so hoffnungslos verwickelt haben. Denn ich fürchte, du hast bei weitem nicht alles mitgeteilt, was du auf deine Weise ergründest hast. Man würde noch Wunderdinge erfahren.

Nun sage mir noch zu guter Letzt, ob du mit deinen Ansichten und Meinungen irgendwelche irdischen Ziele hast? Willst du die Lage der armen Bevölkerung aufbessern? Warteſt du, wie gewisse Schichten verstiegener Schwärmer, auf den baldigen Anfang des tausendjährigen Reiches? Willst du die Kirche reformieren und gegen ihre Dogmen zu Felde ziehen? Strebst du die Gütergemeinschaft an, wie sie bei den ersten Christen üblich war? Neigst du zu den Sozialisten? was ich dir ganz besonders und dringlichst abraten möchte." — Aber zu allen diesen Fragen schüttelte Quint verneinend den Kopf. Noch einmal, mit einem stillen prüfenden Blick, betrachtete er die blonde kernige Jugendgestalt des Pastors, dann war es, als verhängte ein bleicher undurchdringlicher Vorhang sein Angesicht, und damit alle Geheimnisse seines Innern.

„Ja," seufzte der Pastor, „so wären wir nun ans Ende unserer Besprechung gelangt." Er begab sich mit diesen Worten an einen hohen, dunkelgebeizten Schrank, ein ehrwürdiges, altes Barockmöbelstück, öffnete seine Flügeltüren und nahm aus einem der vielen Schubfächer, die sichtbar wurden, einen Kassenschein. Diesen nun nachdenklich in der Hand haltend und

mit den Fingern daran herumstreichend, gab er sich, scheinbar noch unschlüssig, einer längeren Überlegung hin. „Ich muß Ihnen ehrlich sagen, Quint“ — er siezte ihn wieder — „daß ich eigentlich nicht recht weiß, wie ich im Sinne der Dame recht handle: gebe ich Ihnen oder gebe ich Ihnen nicht das Geld? Wollte ich es Ihnen vorenthalten, so hätte ich allerdings anders handeln sollen von vornherein. Ich war also etwas unvorsichtig. Immerhin ist es schwer, sich etwas so Unwahrscheinliches vorzustellen, als Ihr über alle Begriffe sonderbares Bekenntnis ist. Ja, also, so gehen Sie nur in Gottes Namen getrost zu dem Gurauer Fräulein hin. Mag sich die allzu große Willfährlichkeit und Leichtgläubigkeit der edlen Dame in Sachen der Religion einmal auf diese Weise ein wenig rächen, und mag sie zur Erkenntnis gelangen, daß das von ihr geförderte Laienwesen in Sachen der Religion manchmal auch solche Früchte zeitigt.“

Der Pastor hatte somit dem wunderlichen Tischlergesellen, der sich in einem Atem rühmte, des Menschen Sohn und der Sohn Gottes zu sein, mit einer entschiedenen Geste den Kassenschein entgegengestreckt, den jener indessen kopfschüttelnd ablehnte. Der Geistliche, der das zunächst nicht begreifen wollte, ward dadurch nicht wenig beschämt und stellte sich gutmütig aufgebracht. Quint aber sagte, es liege ihm fern, die Güte der Dame, die Güte des Pastors nicht dankbaren Herzens zu erkennen, aber kurz und gut, er bedürfe des Geldes, auch wenn er die Dame besuche, nicht.

Der Pastor rief, als Quint sich entfernt hatte, seine Frau zu sich ins Zimmer herein. Sie sahen den Narren durch den Vorgarten schreiten. „Siehst du den langen Menschen, Frau?“ fragte er, auf Emanuel hinweisend. — „Na, ganz natürlich,“ sagte die Pastorin, „sehe ich ihn!“ — „Sage mir mal, wie kommt er dir vor? Was würdest du nach seinem Gang und seinem Äußeren von ihm halten?“ — Die Pastorin, die ein junges, gewecktes Weibchen war, sagte unwillkürlich

herauslachend: „Ich würde denken, daß es einer ist, der den Gendarm mehr fürchtet als Gott!“ — „Meine Liebe,“ gab ihr der Pfarrherr zur Antwort, „dieser stromerhaft aussehende Kerl hat mich minutenlang auf eine mir noch nicht vorgekommene Art und Weise verwirrt gemacht. Fasse nur mal meine beiden Hände!“ — „Aber Männchen,“ sagte die Frau, „sie sind ja kalt und ganz feucht!“ — „Ja, denn dieser Mensch behauptet, er sei nichts geringeres als Jesus Christus von Nazareth.“

Zehntes Kapitel

Nach einigen Tagen hatten die Brüder Scharf bei Emanuel vorgesprochen. Er deutete ihnen an, daß im Hause nicht wohl in Ruhe zu reden wäre. Daraufhin waren alle drei in ein Wirtshaus des Niederdorfes gegangen, das wirklich und wahrhaft „Emmaus Einkehr“ hieß. Hier hatten die Brüder erstlich alles das mitgeteilt, was ihnen inzwischen begegnet war, und später vereinbart, das Gurauer Fräulein zu besuchen. Ferner brachten die Brüder die Neuigkeit, daß der böhmische Josef, der Weber Schubert und Schmied John sowie der ehemalige Schneider Schwabe im Dorfe wären: sie seien gekommen, von dem lebhaften Wunsch gedrängt, Emanuel wiederzusehen.

Dieser bezeichnete nun für den folgenden Tag einen gewissen Birnbaum, der an einem Feldraine außerhalb des Dorfes stand, als das Wahrzeichen, bei dem man sich treffen wollte: übrigens erst in der Dämmerung, um jegliches Aufsehen zu vermeiden. „Denn,“ sagte Quint, „das Dorf ist meinetwegen auf eine sonderbare Weise aufgeregt. Wenigstens hat mir mein Stiefvater und mein Bruder allerlei wunderliche Reden erzählt, die geführt werden, und mir die Schuld daran beigelegt.

„Sie haben in der Tat manches um meinetwillen zu leiden,“ fuhr er fort und meinte die Seinigen. „Obgleich ich niemals behauptet habe, ich könne Lahme gehen, Blinde ſehen, mit Ausſatz behaftete Menſchen rein machen, ſo kommen doch viele Kranke zu mir und ſuchen mich im Hauſe der Eltern. Andere wieder bekämpfen mich und verwünſchen mich, eben als wenn ich ein Lügner wäre.“

Am folgenden Tag in der Dämmerung, als ein flacher, grauer Nebel im beginnenden Mondſchein über den Feldern hing, ſammelte ſich in der Stille um den Birnbaum die kleine Gemeinde der Armen und Törichten. Es waren nicht nur die Brüder Scharf, die erſchienen waren, nicht Schubert, John, Schwabe und der böhmiſche Joſef allein, ſondern es hatten ſich aus den Stillen im Dorfe noch etwa zwanzig Männer und Frauen angeſchloſſen, die von den anderen inſofern in das Geheimnis gezogen waren, als man ihnen von Emanuel als von einem Manne geſprochen hatte, der vom Heiligen Geiſte erleuchtet ſei.

Zu dieſen Leuten war aber auch ein Gerücht gedrungen, das im Pfarrhauſe ſeinen Urſprung hatte, den es in dieſem Falle auch nicht verleugnete. Der Pfarrer hatte von Quint geſagt, er habe ihm rundheraus erklärt, er ſei Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, und das Gerücht davon war wie ein Blitz in das Dorf gefahren. Der Geiſtliche ſchürte auch noch, ohne beſondere Abſicht, nur durch die oft wiederholte lebhafte Mitteilung die entſtandene Aufregung. Er hatte über Emanuel im Laufe einiger Tage zum Küſter, zum Apotheker des Ortes, zum Pächter des herrſchaftlichen Dominiums und auch am Stammtiſch immer wieder geſprochen, wodurch denn die Sache zum öffentlichen Ärgernis und Emanuel zu einem gefährlichen, wenn auch ausgemachten Narren geſtempelt war.

Man hatte nun aber zugleich gehört, der falſche Jeſus von Nazareth ſolle das Gurauer Fräulein beſuchen, wodurch er

sogleich in aller Augen ein besonderes Gewicht erhielt: so zwar, daß jene, die sonst nur mitleidig über ihn die Achsel gezuckt haben würden, sich entrüsteten, diejenigen, die ihn kannten — wer kannte im Dorfe nicht Emanuel Quint? — und die sich zunächst vor Lachen ausschütten wollten, hernach sich heiser schrien vor Wut. Die Stillen aber, die Urteilslosen, deren Einfalt und Glaubensfreudigkeit diesem sonderbaren Fall nicht gewachsen war, fanden sich aufgestört und in allerhand hoffnungsvolle fromme Schrecken hinein verführt.

Es kam hinzu, daß alle nicht wohl gewisse heilige Schauer verbergen konnten angesichts dieser nun Ereignis gewordenen phantastischen Anmaßung, die doch von dem Vorgang, der Wiederkunft Jesu, die sie erlog, einen nicht zu verkennenden Strahlennimbus entlehnt hatte. So war denn das ganze, sich wohl eine Meile lang den Bach hinunter erstreckende Dorf auf einmal von religiösem Leben erfüllt. Im Oberdorf, das gleichsam der Kopf des Ortes war, sprach man von nichts, als von der heiligen Würde des echten und der Lächerlichkeit des falschen Jesu von Nazareth. Die Ärzte bei ihren Besuchen erörterten an den Betten der Kranken den gleichen biblischen Gegenstand und seine bejammernswürdige Nachäffung. Dienstmädchen sprachen mit Ladendienern über Heringstonnen davon. Während die armen Leute bescheiden auf teure Medikamente warteten, rief ein Provisor dem andern lustige Neuigkeiten über den Giersdorfer Heiland zu. Die Langholz-Fuhrleute fragten das ganze Dorf hinunter, neben den schweren Pferden hergehend, jeden Tagelöhner, der ihnen entgegenkam, ob sie auch wohl den neuen Herrgott schon mit Augen gesehen hätten, und setzten meistens hinzu: „da schlag doch ein Herrgottsdonnerwetter 'nein!" Im Niederdorf, wo die katholische Kirche der evangelischen jenseit der Straße gegenüberstand, ward sogar der Herr Kaplan durch die Fama beunruhigt. Alte und junge Weibchen unter den Beichtkindern trugen ihm die Tollheit des unglückseligen Narren zu. Kurz, Emanuel hatte eine dermaßen gefährliche

Popularität erlangt, daß er sich nur im Dämmerlicht aus dem Hause hervorwagen und auch dann nur auf Schleichwegen gehen durfte.

Dieser allgemeine, ungewöhnliche Zustand des Dorfes nun, das sonst ein ziemlich schläfriges Dasein führte, stellte sich den Brüdern Scharf, sobald sie hineingelangten, als eine Bestätigung ihres unausrottbaren Wahnes dar. Der Wirt von Emmaus Einkehr, ein seit Jahrzehnten im ganzen Dorfe belächelter über siebzigjähriger Sonderling, der zur „Gemeinde der Heiligen" gehörte, hatte die Brüder Scharf sogleich mit der Neuigkeit des falschen Jesus Christus begrüßt. Er hatte das Unerhörte getan und schon seit Jahrzehnten aus seinem Gasthause Wein, Bier und Kornschnaps verbannt. Er verabreichte Milch und Selterwasser, weil eben nur Milch und Selterwasser sich mit den frommen Grundsätzen seiner Brüdergemeinschaft vertrug. Er meinte, als er das schreckliche Zeichen der Zeit — ein solches war ihm die untergeordnete Narrheit des Tischlerssohnes! — den Gästen eröffnet hatte, daß eben alles darauf hindeute, wie das Schicksal dieser sündigen Welt im Begriffe sich zu vollenden sei.

Da aber waren die Brüder Scharf, und zwar beide zugleich, wie von einer Erleuchtung betroffen worden, und diese Erleuchtung hatte aus ihren Mienen und Worten hinreißend und feurig auf den Wirt von Emmaus Einkehr zurückgestrahlt.

So konnte es denn nicht anders sein, als es wirklich war: nämlich, daß die armen, ängstlich allenthalben dem Birnbaum näher schleichenden Leute Angst, Spannung und Schaudern zugleich umfing.

Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sich alle in ein Häuflein zusammenwagten. Bis dahin hatte sich einer hier, der andere da, am Feldrain oder am Rande des etwa fünfzig Schritte nahen Birkengehölzes sorgfältig abwartend fern gehalten. Nun saßen sie schweigend oder flüsternd, während

der Mond, groß wie das Rad eines Wagens und wie eine Scheibe aus Eisen in voller Glut, sich zwischen den beiden Kirchen hob, und harrten mit heimlichem Grauen des Kommenden.

Anton Scharf, der mit dem Rücken gegen den Stamm des Birnbaumes lehnte, hielt den neben ihm sitzenden, zitternden Schneider Schwabe bei der Hand. Emanuel war noch nicht unter ihnen, und die Starrenden glaubten ihn bald da bald dort vom Dorfe her über die Felder nahen zu sehen. Aus den Höfen herüber drang Hundegebell. Der Schrei eines Uhus wurde im nahen Gehölze laut. Nach und nach traten am wolkenlosen Himmel mehr und mehr Sterne hervor. Der tiefblauen, kalten, östlichen Hälfte über den langen Gebäudereihen und Bäumen des Dorfes, stand die dunkle Röte des Westens, wo die Sonne versunken war, noch eine Zeitlang gegenüber. Alles war groß, still und feierlich. Fledermäuse, die aus den Scheunendächern und Kirchen herüberkamen, durchhasteten, ihren Flug in die Felder ausdehnend, in weiten Kreisen den Dämmer über den Nebelschichten und trieben sich um den Birnbaum herum. Von einem sumpfigen Teiche her, der hinter dem Holze verborgen lag, drang das Gequake vieler Frösche weithin vernehmlich durch die Luft.

Die kleine Gemeinde würde vielleicht einen frommen Choral angestimmt haben, aber sie fürchtete sich. Daß aber eine gewisse Furcht über allen lag, war nachgerade so deutlich geworden, daß Martin Scharf die Versammelten bat, näher um ihn heran zu rücken, und ihre Herzen mit leisem, doch kernhaftem Zuspruch aufzurichten nötig fand.

„Wir wissen wohl, daß geschrieben steht," sagte er: „kein Prophet ist in seinem Vaterlande angenehm. Fürchtet euch aber nicht. Sie mögen schlecht von ihm reden, sie mögen seiner spotten, ihn verhöhnen, wie sie es denn auch meistens tun: je mehr sich der Geist des Abgrunds empört gegen ihn, um so mehr ist das der Beweis, daß Gott mit ihm ist."

„Iſt es wahr," ſagte eine alte verkrümmte Leinewebers-Frau, „daß er zu unſerm Pfarrer geſagt hat, er wäre der Heiland Jeſus Chriſtus?"

„Was er zum Pfarrer geſagt," äußerte, wie immer ein wenig überſtürzt, aber ebenfalls flüſternd Anton — „was er zum Pfarrer geſagt hat, wiſſen wir nicht. Eins aber wiſſen wir ganz gewiß, was er auch immer geſagt hat zum Pfarrer, iſt ſo wahr wie das Evangelium."

Ein junger Menſch, der Stellmacher und dabei ſchwindſüchtig war, wollte wiſſen, daß wirklich Emanuel Quint eben das geſagt hatte, er wäre Jeſus Chriſtus, des lebendigen Gottes Sohn.

Nun erzählten nacheinander der Weber Schubert, der Schneider Schwabe, Anton und Martin Scharf ihre Träume, die ſie in der Zwiſchenzeit von Emanuel Quint geträumt hatten. Der eine hatte Nägelmale an ſeinen Händen und Füßen geſehen, den anderen hatte Emanuel dreimal im Traume gefragt, ob er ihn lieb habe, der Dritte hatte ihn trockenen Fußes über einen grundloſen Sumpf im Hirſchberger Tale ſchreiten ſehen. Schubert aber hatte eines Abends geradezu eine Erſcheinung gehabt, die er, nach einfacher Leute Art, auf die allerlebendigſte Weiſe erzählte. Nachdem er eines Abends ſeine Baude oben auf dem Gebirgskamm verlaſſen hatte, um hinüber zum Lehrer Stoppe zu gehen, ſei er in Gedanken zu einer gewiſſen Stelle gelangt, wo ſich der Weg nach Preußen hinunter abzweige, und plötzlich aufblickend habe er Emanuel Quint ſich auf etwa zwanzig Schritte gegenübergeſehen, langſam gleich ihm der Wegkreuzung zuſchreitend. Nach ſeiner Behauptung hatte Schubert zunächſt kein Glied zu rühren vermocht und ſei geraume Weile wie feſt gewurzelt ſtill geſtanden. Emanuel aber ſchritt auf ihn zu. „Nun," meinte Schubert, „ich dachte mir, das iſt alles Einbildung, ſchritt ebenfalls vorwärts und wollte in Gottes Namen an ihm vorbei oder durch ihn durchſchreiten, aber plötzlich, genau vor dem Wege, der

hinunter nach Preußen führt, prallte ich, als wär ich an einen Stein gelaufen, förmlich geradezu taumelnd, zurück. Und in diesem Augenblick, wo er noch gerade dicht an mir stand, war er verschwunden.

Nun wußte ich, was das bedeuten sollte," endete Schubert mit Feierlichkeit. „Ich ging nach Hause, sagte der Frau nur schnell, wo ich hinwollte, und schritt noch am selben Abend den Weg, von der gleichen Kreuzung aus, nach Preußen hinunter. Und darum, ihr lieben Brüder, bin ich hier."

Plötzlich schraken alle zusammen. Der eine meinte, er habe im nahen Buschwerk Knacken von Zweigen und Stimmen gehört. Der andre meinte, Quint sei gekommen. Der dritte sprang auf, es war der Stellmacher, und sagte, er habe ihn eben am Rande des Wickenfeldes heranschreiten sehen. „Ihr lieben Schwestern und Brüder, fürchtet euch nicht und habt Geduld!" beschwichtigte Martin wiederum. Und der böhmische Josef, der stets eine wilde Courage im Leibe hatte, drang mit einigen Sprüngen bis dicht an den Rand des Gehölzes vor, um nach dem Ursprung jener Geräusche zu forschen, die einen der Brüder beunruhigt hatten.

Der Kopf des böhmischen Josef war stets mit Phantastereien angefüllt und dazu überraschend intelligent und eigensinnig. Menschenfurcht kannte er eigentlich nicht, eher schon Furcht vor Gott und dem Teufel. Einst von seiner Zigeunermutter in der Nähe der Bradler Bauden ausgesetzt, hatte er in sich, als Erbschaft von seinem Stamme: Aberglauben, mystische Auffassung der Natur und Trieb zu ruheloſem Umherstreichen.

„Ihr Leute," sagte er, als er vom Rand des Gehölzes zurückkehrte, nicht ganz im gedämpften Tone der Brüdergemeinde, „ich glaube, es pirscht sich ein Regiment Freiburger Jäger an": eine Übertreibung, die, verbunden mit der gemütlichen Art und Weise, wie er sich sorglos zwischen die Wartenden niederließ, bei diesen ein befreiendes, wenn auch gedämpftes Lachen auslöste.

Von jeher war der böhmiſche Joſef religiös. Nicht ſelten begegnete man ihm auf Kirchhöfen. Er pflegte dann ruhig, nur von Zeit zu Zeit ein wenig mit ſich murmelnd und ſeufzend, vor dieſem und jenem Grab zu ſtehen. Immer zu Abenteuern neigend, ward er ſchnell in den Strudel um Quint hineingedrängt. Er dachte viel über ſich und Gott. Nachts blickte er oft, auf dem Rücken liegend, ſtundenlang in den Sternenhimmel hinein und genoß, faſt erdrückt und zugleich erhoben, das ganze unergründliche Wunder, wie nur ein in allen Tiefen empfindender Menſch es genießen kann. Er freute ſich aller großen Geheimniſſe. Er freute ſich voll erhabener Bangigkeit an den heiligen Spielen der goldenen Sternſchnuppen und hielt es in ſolchen Augenblicken für gewiß, daß er, der dies alles auffaſſen konnte, der arme, verlauſte, häßliche Lump! ein begnadetes, ausgezeichnetes, auserleſenes Glied der göttlichen Schöpfung ſei.

Dieſem Menſchen, man ſah es ſeinen verweilenden, grundlos dunklen Augen an, war nichts glatthin natürlich und alles Wunder. Das Einfachſte war ihm wunderbar, deshalb ſträubte ſich eigentlich nichts in ihm, auch in Quint, dem verlaufenen Handwerksgeſellen, ſo einfach er ſchien, ein Gefäß für Rätſel und Wunder anzuerkennen. Überdies war er ſich nicht zu gering, um an eine nie ſchlummernde göttliche Führung zu glauben, und war überzeugt, die leitende Hand aus dem Unſichtbaren habe ihn nicht umſonſt und ſcheinbar durch Zufall mit Quint hoch oben im Knieholz zuſammengeführt.

Im übrigen ſahen die Scharfs in ihm noch nicht den Mann, der ohne Rückhalt der Sache ergeben und gläubig war. Zwar hatte er reichlich und mehr als die anderen der gemeinſam begründeten Kaſſe beigeſteuert. Aber es war zunächſt nicht der echte und glühende Hunger nach endlicher Erfüllung der Verheißung in ihm. Er hatte nicht nur die Bibel im Kopfe, ja ſogar, wie man zuweilen vermuten konnte, wahrſcheinlich herzlich wenig von ihr. Allein, hatte Quint es ihm durch

seine Persönlichkeit angetan, so war es nun die phantastische Welt der evangelischen Vorgänge, die Matthäus, Markus, Lukas und Sankt Johannes erzählen, die ihn mit gespannten Augen eines Kindes an die Lippen der Scharfs gebunden hielt. Davon konnte Josef gar nicht genug hören.

So wuchs er denn nach und nach mit Neugier in die Welt der Bibelgeschichten hinein, die ihm mit unbeirrbarer Überzeugung und Leidenschaft in feurigen Zungen gepredigt ward, und wurde mit jenem Ereignis vertraut, der Sendung des eingeborenen Sohnes Gottes selbst, um die Welt vom Sündenfluch ins verlorene Paradies zu erlösen: einem Ereignis, das für die Geschichte aller Geschichten und für die große, einzige Wendung im trüben Geschick der gesamten Menschheit gehalten wird. Und wirklich, der böhmische Josef dachte nun Tag und Nacht an den armen Jüngling und Gottessohn und seine traurigen irdischen Schicksale. Zwar waren es Juden gewesen, die ihn verfolgt und gekreuzigt hatten, aber er schüttelte immer wieder den Kopf und schämte sich seines Menschentums. Was freilich nun die beiden verbohrten Brüder Scharf damit sagen wollten: Quint wäre eben der damals Gekreuzigte! das begriff sein gesunder Verstand einstweilen noch nicht.

Immerhin war in ihm das Wartende. Er hoffte längst nicht mehr auf den kommenden Tag, aber schritt doch immer auf das irgendwann sichere, große, noch dunkle Ereignis zu. Manchmal wurde er ungeduldig: dann baute er sich auf irgend einem Sterne neue Leben und neue Ereignisse aus. Gespenstergeschichten, wie die der Erscheinung Emanuel Quints, die Schubert eben zum Besten gegeben, waren immer nach seinem Sinn, besonders bei Nacht, im Freien, am Reisigfeuer, und wenn wirkliche oder nur eingebildete Gefahr im Verzuge war, aber auch in den Bergschenken, unter der Lampe. Nichts besseres aber konnte ihm zustoßen als dies gruselige, nächtliche Warten auf den verfemten Emanuel Quint, umgeben von Rätseln, Gefahren und Ahnungen.

Plötzlich stand der Erwartete da, und alle erhoben sich von der Erde.

„Ich ersuche euch, liebe Schwestern und liebe Brüder, auseinander zu gehen," sagte Emanuel mit bewegter Stimme und gütigem Ausdruck; wobei der Mond, der inzwischen, mehr und mehr erbleichend, höher gestiegen war, ihn so beleuchtete, daß seine Gestalt und sein Antlitz wie ganz aus weißem Lichte erschien. „Ich möchte nicht," fuhr er fort, „daß ihr etwa um meinetwillen Leiden erduldet." Sie sahen alle, trotz des Dämmers, wie sehr das Antlitz des falschen Heilands von Tränen feucht und verfallen war. „Ihr müßt um meinetwillen nicht leiden, denn ich bin nichts. Mögen sie mich doch niedertreten. Das ist es nicht! wahrlich, ich verdiene nichts Besseres! Aber ich wußte nicht, daß heut, zweitausend Jahre nach unseres Heilands Geburt in die Welt, eben dieselbe Welt noch so rasend und wütend in ihren Sünden ist. Lieben Brüder und Schwestern, ihr seht mich bestürzt, nicht weil diese Leute da drüben gegen mich, sondern weil sie gegen Jesum Christum selber wüten."

„Wir wissen es, daß sie wider Jesum Christum selber wüten," sagte der bucklige Schneider Schwabe plötzlich und warf sich vor Quint auf das Angesicht.

Quint aber erschrak und wollte ihn aufheben. Weil er aber von so viel Bereitwilligkeit, sich dem Göttlichen hinzugeben, zugleich ergriffen war, so spürte er auch sogleich in sich eine zärtliche Liebe und inniges Mitleid für diesen Menschen aufsteigen.

Den Weinenden aufzurichten gelang ihm nicht. Er hätte nun. werden etliche meinen, sagen müssen, du betest in mir nicht Gott, sondern eher den Fürsten der Hölle an, zum mindesten einen armen Menschen, wie du einer bist, einen armen verblendeten Handwerksgesellen! Du ergibst dich, bestenfalls, einem schrecklichen Selbstbetrug! Aber dies oder etwas ähnliches auszusprechen, vermochte Emanuel Quint nicht mehr über sich.

Er konnte den Armen nicht enttäuschen. Auch setzte hier gleich wiederum seine besondere Narrheit ein, vermöge deren er sich in ein Doppelwesen zerspaltete: ein geistliches, das ihm durch und durch Gottheit schien, und ein fleischliches, nämlich das sündliche, irdische. „Lieber Bruder," sagte er, „das hast du nicht aus dir selber herausgesprochen! Du hast es auch nicht zu mir gesagt, der ich hier im Fleische vor dir stehe: der aber, zu dem dein Geist in der Stille der Nacht sich erhob und vor dem du dich niederwarfest zur Erde, nämlich der Vater, der in mir ist, hat dich gehört und zu ihm hast du gesprochen."

Hiermit wollte Emanuel nun nicht sagen, er wäre im fleischlichen Sinne der wiedergekommene Christ und Gottessohn, dennoch war unter allen, die jenem Vorgange beiwohnten, wie sich später ergab, nicht einer, Mann, Weib oder Kind, der ihn anders verstand, als daß er wirklich der Heiland sei.

Es muß in diesem ganzen, kurzen Vorgang eine verwirrende Kraft gelegen haben, die der aufgeklärte Mensch unsrer Zeit wohl schwerlich begreifen kann. So wenigstens ist man zu glauben gezwungen, wenn man die späteren Aussagen aller dieser Menschen zusammenhält. Ihr sei gewesen, sagte die mehr als sechzigjährige Webersfrau, als wäre plötzlich ein ungeheurer Regen von Sternen vom Himmel gestürzt und als hätte sie im gleichen Augenblick die Kraft zu atmen und zu schlucken eingebüßt und solle ersticken. Der Stellmacher sagte, er habe, als Quint sich zu dem weinenden Schwabe niederbeugte, deutlich gefühlt, wie unter ihm Acker und Feldrain geschwankt habe, und deutliches unterirdisches Rollen gehört. Der böhmische Josef erklärte, er wisse nicht, was das gewesen wäre, etwas Natürliches oder Zauberei: der ganze Himmel sei auf einmal wieder tageshell und blutrot geworden.

Man stellte ihm vor, wie diese Himmelserscheinung allerdings höchst wunderbar und vorläufig unerklärlich sei, je-

doch in dieſem Jahre täglich und allgemein beobachtet werde: nämlich daß auf der Seite des Sonnenuntergangs, bis ſpät in die elfte Stunde hinein, eine helle Röte am Himmel verbreitet ſtand. Aber man ſah es dem böhmiſchen Joſef an, die Sache war ihm nicht auszureden.

Kurz, es brach ein augenblicklicher Wahnſinn aus. Alle, voran die Scharfs, drängten ſich um die Hände des Toren und küßten ſie mit einer weinenden Inbrunſt und Zärtlichkeit, ſo daß, wer etwa dieſen Vorgang unbeteiligt belauſcht hätte, ſich nicht würde haben erklären können, was hier geſchah. Und wirklich war das Gewimmel von knienden und gebeugten Menſchen, im Mondſchein, um den einen, der aufrecht ſtand, nicht unbeobachtet. Zwar keine Freiburger Jäger, aber doch Lauſcher hatten ſich bis in das nahe Wäldchen angepirſcht und begleiteten, was ſie von dem geſpenſtigen Treiben ſahen, bald mit Geflüſter, bald mit Gekicher und auch wohl mit manchem fragenden und erſtaunten Blick.

Es war dem armen Emanuel Quint bei alledem an dieſem Abend unſäglich weh und troſtlos ums Herz. Von allen Seiten ſchien ihn etwas in einen Weg der Lüge hineinzudrängen, der zugleich ein Weg der Verachtung war. Er hatte den Wunſch, von allen Menſchen erlöſt zu ſein, ſo heiß, wie ſelten in ſeinem Leben, um nur allein mit Gott verbunden zu ſein. Aber die Menſchen umlagerten ihn: dieſer bereit, ihm nachzufolgen, jener in bittrer Leibes- und Seelennot, von ihm eine ſolche Erlöſung fordernd, die er zu geben nicht fähig war. Aber was half es, ſie dauerten ihn. Er konnte ſich nicht aus der Welt zurückziehen und ſie, die wenigen, die ihm vertraut, enttäuſchen und in Verzweiflung zurücklaſſen. Zwar mancher lebt und lacht und ißt und trinkt gleichgültig, hoffnungslos und mit einer kalten Verzweiflung, die nicht mehr brennt, in der Bruſt. Aber er konnte den Glauben nicht töten. Allzugroß war ſein Mitleid und ſeine zärtliche Liebe, um einen ſolchen Mord zu begehn.

Er nahm aber doch die Scharfs beiſeite und ſagte immer wieder aufs dringlichſte: er bitte ſie innig, ihn zu verlaſſen. Bewahret das Geheimnis des Reichs, jedoch, lieben Brüder, verlaſſet mich. — Und nun kam er leider wieder in ſeine bibliſche Art zu ſprechen hinein und ſagte: „Der Menſchenſohn iſt gekommen, die Leiden des Menſchenſohnes zu tragen! Ich bin arm! Die Dielen im Hauſe meines Vaters und meiner Mutter verbrennen mir meine nackten Sohlen. Ich muß fort. Des Menſchen Sohn hat kein Dach über ſeinem Kopf, kein Bett und kein Kiſſen für ſein Haupt, das ihm gehört. Was hofft ihr von mir? Was begehrt ihr von mir?“

„Daß du uns nicht vergeſſeſt,“ ſagte der überſtiegene Martin Scharf ... „daß du uns nicht vergeſſeſt, dereinſt in deiner Herrlichkeit.“

Jetzt mußte Quinten wohl der furchtbare Irrtum deutlich aufgehen, der ſich in den Köpfen des engeren Kreiſes ſeiner Anhänger feſtgeſetzt hatte: deshalb verwandelte ſich die erneute Wahrnehmung eines ſo verſtiegenen Glaubens in einen heftigen Ausbruch des Zorns. „Martin,“ rief er, „du ſiehſt, wer ich bin! Ich bin nicht der, für den du mich nimmſt! Was willſt du von mir? Wenn du teilhaben willſt an meiner Herrlichkeit: du ſiehſt, meine Herrlichkeit iſt das Leiden! Ich habe keine andere irdiſche Herrlichkeit! Gehet und redet mit meinem Stiefvater! Gehet und redet mit meinem Bruder! Hört, was man in den Schenken und in den Häuſern der Reichen von mir ſpricht! Und alles, was ihr dort erfahren werdet, das iſt meine ganze Herrlichkeit! Wollt ihr den Rock, den ich auf den Schultern habe, nehmt ihn hin. Silber und Gold habe ich nicht und ſuche ich nicht! Reichtum alſo iſt von mir, von jetzt an in alle Ewigkeit, nicht zu erwarten. Was erwartet ihr alſo von mir?“

Und Anton rief ſogleich in berauſchtem Bibelton: „Wir warten auf die Erſcheinung der Herrlichkeit des ſeligen Gottes und unſeres Heilandes Jeſu Chriſti; der ſich ſelbſt für

uns gegeben hat, auf daß er uns erlöste von aller Ungerechtigkeit, und reinigte ihm selbst ein Volk zum Eigentum, das fleißig wäre zu guten Werken."

Emanuel atmete von Grund seines Herzens qualvoll auf. Er wollte sich losreißen, aber da drängten sich alle wiederum flehend, wie hungernde Bettler, um ihn herum, und als wäre er einer, der einen Laib Brot hoch in die Luft hinaus hielte. Mitleid und Grauen kam ihn an: Mitleid mit ihrer hilflosen Leibesnot und Grauen vor der würdelosen und heimlichen Gier nach anderen als nach geistlichen Gütern. Und schließlich graute ihm auch vor dem, was in diesem Treiben ihm als eine sinnlose Lust am Unfug an sich erkenntlich ward.

Fast bewog ihn dies alles, geradezu die Flucht zu ergreifen, aber da durchblitzte ihn plötzlich wieder die ganze Kraft seines eingebildeten Lehrberufs. Und nachdem er sich mit Entschiedenheit von seinen Bedrängern frei gemacht hatte, schritt er entschlossenen Ganges den kleinen Hügel hinan, wo der Birnbaum stand, und befahl der Gemeinde, sich um ihn im Kreise niederzulassen.

„Ihr wißt," begann er, mit einer Stimme, die wiederum fest und einfach klang und darin das Beben des Herzens, das Beben einer vorgeahnten Inspiration fühlbar ward ... „ihr wißt, daß Jesus, der Heiland, zu den Seinen, wie der Evangelist berichtet, nie anders als durch Gleichnis geredet hat ..." Weiter kam Emanuel nicht, denn im nächsten Augenblick hatte sich etwas überaus Klägliches mit ihm und seiner Gemeinde ereignet.

Elftes Kapitel

Es sind nachher ihrer viele gewesen, die sich ganz und voll auf die Seite derer gestellt haben, die, wie man meinte, versucht hatten, das dörfliche Ärgernis auf ihre Art

aus der Welt zu ſchaffen. Es wurde geſagt, der Schlachtergeſelle, der dem Schneider Schwabe durch einen Schlag mit einer Bohnenſtange den linken Arm zerbrochen habe, ſei zwar nicht geradezu berechtigt geweſen, dies zu tun, aber man müſſe ihn aus ſeinem chriſtlichen Gefühl heraus entſchuldigen. Es wurde ferner allgemein eine Tat des böhmiſchen Joſef verdammt, der einen Gaſtwirt aus dem Niederdorf und einen Pferdejungen des Bauers Karge buchſtäblich in einen gewiſſen Froſchteich, der ziemlich tief war, geſchleudert hatte, wobei noch außerdem der Wirt ſowohl als der Pferdejunge von ihm auf eine ſo erhebliche Weiſe tätlich mißhandelt worden war, daß jeder von ihnen nahezu vierzehn Tage das Bett hüten mußte. Aber Joſef hatte ſich in der Notwehr befunden.

Es war erwieſen, daß eine Rotte aufgeregter Menſchen, worunter ſich einige Schlepper aus dem nahen Kohlenrevier, ein Pferdehändler, ein Handelsmann und ein Schlachtermeiſter befanden, um neun Uhr abends das Wirtshaus zum Stern in angetrunkenem Zuſtand verlaſſen hatten und zwar mit der ausgeſprochenen Abſicht, zunächſt in ein anderes Gaſthaus: Emmaus Einkehr, zu ziehen, dort mit den „Muckern" Händel zu ſuchen und, wenn man Emanuel Quint anträfe, dieſen zunächſt gründlich zu „vertobacken," was mit verbläuen, windelweich ſchlagen oder fürchterlich durchprügeln gleichbedeutend iſt.

Schon als die Rotte über die Brücke und neben der Brücke durch die ſogenannte „Bache" gezogen war, dem Gaſthauſe zur Emmaus Einkehr gegenüber, hatten ſie Haſelnußſtöcke, Steine, geflochtene Stricke und dergleichen als Waffen mit ſich geführt. Der Wirt jener chriſtlichen Herberge hatte ſogleich ſeine Türen geſchloſſen. Als es ſpäterhin zu ſeiner Vernehmung kam, zeigte er einen fauſtgroßen, ſogenannten Feuerſtein, der eines ſeiner Fenſter zertrümmert hatte. Weitere Ausſchreitungen geſchahen vor Emmaus Einkehr nicht.

Die Urſache aber, wodurch dies vermieden worden war, beſtand in einem ſchnöden Verrat, den die Schleußerin von Emmaus Einkehr ausübte. Sie hatte nämlich einem der Tumultuanten, der zugleich ihr Geliebter war, aus einem Fenſter, das auf den Hof ging, heraus, die Zuſammenkunft, draußen am Birnbaum, mitgeteilt. Es war der gleiche Schlachtergeſelle, der den Arm des bedauernswerten Schneider Schwabe zertrümmert hatte.

Nachdem der tolle und wilde Haufe, in dem ſich auch ein und der andere fanatiſche Katholik befand, den Aufenthalt des Narren in Chriſto und ſeiner Gemeinde durch den Schlachtergeſellen erfahren hatte, veränderten ſie ihre Taktik durchaus, und an Stelle des Lärms trat tiefe Stille.

Die Beteiligten redeten ſich ſpäter ziemlich übereinſtimmend auf einen mißglückten Spaß hinaus. Und wirklich war hie und da aus dem Kreiſe der Unfugſtifter Gelächter erſchollen: keinesfalls vermochte jedoch die kleine Schar um Emanuel Quint, weder die Herde noch der Hirte, als dieſer Apachenhaufe ſchließlich über ſie hereingebrochen kam, irgend etwas von Spaß zu bemerken.

Als Emanuel kaum geſagt hatte, wie Jeſus, der Heiland, faſt nur im Gleichnis zu ſeinen Jüngern geredet habe, unterbrach ihn ein weithin die Nacht durchgellender Pfiff, der aus dem nahen Gehölze hervortönte. Es war das Signal zum Angriff geweſen, das der Pferdehändler zu geben beauftragt war und das er hervorzubringen verſtand, indem er je zwei ſeiner dicken Finger tief in das aufgedunſene Maul ſteckte. Der ſtarre Schrecken, den der kannibaliſche Pfiff in der kleinen Gemeinde ſofort hervorrief, hatte noch nicht ſein erſtes Wort geſagt, als auch ſchon dunkle Geſtalten aus dem tiefen Schatten des Wäldchens in den Mondſchein laufend und ſpringend hervordrangen und gegen den Birnbaum heranſtürzten. Oft durchlebte Emanuel ſpäterhin noch dieſen Vorgang im Traum. Die gleiche Mondnacht mit ihrer weiten, geräumigen Stille umgab ihn dann. Er ſah das

Schwanken dunkler Waldbäume. Er hörte plötzlich den gellenden, ohrenzerreißenden Pfiff und dann, wie es ihm vorkam, ein Rudel jechender Wölfe näher keuchen. In Wirklichkeit hatten dazu noch, unvergeßlicherweise, hinter dem Wäldchen die Frösche gequakt.

Und nun, als die Angreifer näher kamen und zwar schweigend, wie sie beschlossen hatten, erhoben die überraschten Anhänger Quints ein lautes, verzweifeltes Hilfegeschrei und stoben nach allen Seiten davon. Dieses Hilfegeschrei ist später in das Bereich der Mythe gezogen worden, indem, nicht nur von den Arbeitsweibern auf dem Dominium, sondern auch von Männern und Frauen aus dem Bürgerstand erzählt und behauptet wurde, man habe diesen Hilferuf hinauf bis ins Oberdorf und wiederum in einem nach entgegengesetzter Richtung weit entlegenen herrschaftlichen Vorwerk gehört, was, selbst wenn man die Stille der Sternennacht dabei berücksichtigt, ohne daß man ein Wunder annimmt, nicht zu erklären ist.

Im ersten Augenblick sah sich Emanuel ganz allein. Nach allen Seiten waren sogleich Verfolger den Fliehenden nachgeeilt. Er wurde dann von drei keuchenden, wilden Köpfen, von unvergeßlichen, bläulichen und grimassenschneidenden Masken, umringt, und er hörte die Worte: „da ist ja das Bürschchen!“ Gleichzeitig fühlte er sich von harten Fäusten vor der Brust, im Rücken und an den Armen gepackt.

Er leistete keinen Widerstand.

Es war ihm mit einemmal gewesen, als sei er gar nicht der, der er war, auch nicht an der Stelle, wo er war, sondern sei an allem, was vorging, unbeteiligt. Dies mag am Ende insofern zu seinem Vorteil ausgeschlagen sein, als man, durch Widerstand nicht gereizt, ihn zunächst nicht mißhandelt hatte.

Man packte ihn aber und rannte mit ihm, der dadurch zu einem widerwilligen Lauf unwürdig gezwungen wurde, zu

irgendeinem Endzweck über die Äcker gegen das Wäldchen hin. Dort zerrte und stieß man ihn über die Böschung und war eben bis auf wenige Schritte Entfernung an das Ufer eines kleinen, mit Schilf bedeckten Sees gelangt, als unerwartet einer von Emanuels Peinigern, von einem furchtbaren Schlag aus der Dunkelheit — es klang, als sauste ein Knüttel auf einen Stein — jählings getroffen, lautlos in die Farnkräuter niederstrauchelte.

Von den Übriggebliebenen aber wurde Emanuel weiter gegen den See geschleppt. Man wollte ihn, wie man sich vorgesetzt hatte, im Wasser des Sees auf eine besondere Weise taufen, derart zwar, daß eine Ernüchterung für ewige Zeit, wie man glaubte, unausbleiblich war. Aber zu dieser Taufe kam man nicht, oder wenigstens wurde mit Hilfe des böhmischen Josef die Absicht der Unfugstifter insofern umgekehrt, als diese selbst, und nicht ihr Opfer, die ernüchternde Taufe erdulden mußten.

Der böhmische Josef nämlich war plötzlich vor den verblüfften Rowdys in seiner erschrecklichen Häßlichkeit wie irgendein böser Dämon oder der Teufel selber, aufgetaucht und hatte mit wenigen Griffen und Faustschlägen den armen Narren von seinen Quälern befreit: freilich war dieser kaum aus der Verklammerung vieler Hände losgerissen, als er bewußtlos zu Boden sank.

Auf diese Weise hatte denn die zunächst recht harmlose, wenn auch sonderbare Zusammenkunft armer, nach Erlösung hungriger, irregeführter Seelen, ein überaus klägliches Ende genommen.

Die Sache wurde sehr viel belacht. Man nahm sie als eine Travestie des Allerheiligsten, die als solche freilich unbeabsichtigt und deshalb einigermaßen rührend war. Aber man nahm die Versammlung selbst auch, in anderen Kreisen, mit voller Entrüstung als Blasphemie: und in diesem Zusammenhang sprach man von jenem Überfall, als von einer

gesunden Reaktion der beleidigten christlichen Volksseele. Es gab aber in der nahen Kreisstadt eine gewisse Vereinigung, und zwar zählten sich einflußreiche Männer und besonders viele Frauen darunter, die auf ein tieferes religiöses Leben hinzuwirken unternahm, als es die Kirche bieten konnte: in dieser frommen Gemeinschaft aber wurden sehr bald auch Stimmen für Quint und seine Anhänger laut. Alles in allem geriet der Vorfall sehr schnell in Vergessenheit, denn damals hatten gerade der Kaiser von Rußland und der Präsident der französischen Republik, auf einem französischen Kriegsschiff, eine Zusammenkunft, wobei sie gewisse Trinksprüche ausbrachten, durch die sich die ganze europäische Welt teils freudig, teils im entgegengesetzten Sinne beunruhigt fand.

Unter diesen Verhältnissen wurde es auch wenig beachtet, was in der Folge mit Emanuel Quint geschah, den man aus einigen Wunden blutend, bewußtlos in das Haus seiner Eltern gebracht hatte. Die Mutter, die wahrhaft erschrocken war und deren mütterliche Liebe mit Weinen und Schluchzen lebhaft zutage trat, pflegte seiner mit eben der Sorgfalt und etwa ein weniger zärtlicher, als es in jenen Kreisen üblich war. Nach einigen Tagen kam ein Arzt, den das Gurauer Fräulein, das von dem Mißgeschick des armen Narren auf dem Wege über die Scharfs und Bruder Nathanael unterrichtet worden war, brieflich zu dem Besuche veranlaßt hatte. Er stellte fest, daß ungeachtet vieler Hautschürfungen auch eine Zerreißung von Blutgefäßen in der Lunge des Kranken vorhanden war, eine Verwundung, die ein heftiger Stoß oder Schlag verursacht hatte.

Nachdem der Arzt mit seiner Untersuchung fertig geworden war, riet er Emanuel und der Mutter Emanuels, die weinend neben dem ärmlichen Lager stand, eine Privatklage gegen die Täter einzureichen. Das war auch die Mutter Emanuels und sogar der Stiefvater willens zu tun: der Betroffene selbst aber weigerte sich. Er wollte von einer Klage nichts wissen.

Wiederum nach einigen Tagen holte man ihn unter dem schrägen Dach der elenden Rumpelkammer, wo er gelegen hatte, hervor, nachdem es schon dunkel geworden war, und brachte ihn in ein Schwesternhaus, das die Gurauer Dame gegründet hatte und aus eigenen Mitteln unterhielt. „Da dieser arme Mensch," so waren ihre Worte gewesen, „nun leider nicht selber zu mir kommen kann, was bleibt mir übrig, als ihn zu holen?"

Drei Diakonissinnen und eine Art Oberschwester besorgten das kleine Krankenhaus, das in einem freundlichen Garten, nicht weit vom Rande des Waldes, gelegen war. Von Zeit zu Zeit kam das Fräulein selbst in einer mit Atlas ausgeschlagenen Landkutsche aus Gurau herüber, begleitet von ihrer Gesellschafterin, um sich persönlich von dem Gedeihen ihrer Stiftung zu unterrichten. Diesmal erschien sie genau am siebenten Tage, einem Montag, nach Emanuels Einlieferung.

Sie hatte in einem für sie reservierten Raum zunächst mit dem Arzt und der Oberschwester eine längere Aussprache, wobei die etwas verwachsene, kleine Dame nicht einen Augenblick stille stand, sondern in ihrer schwarzen Seidenrobe fortwährend durch das Zimmer rauschte: von einer Wand, mit dem Stiche des Ganges nach Emmaus, zu der anderen Wand, mit dem Bilde von Christi Himmelfahrt. Schließlich wurde sie zu dem Kranken geführt, den sie zunächst mit Neugier betrachtete.

Sauber gebettet und mit einer flanellenen Jacke über den mageren Schultern, die den Ansatz des langen Halses frei ließ, lag Emanuel Quint, den Rücken durch Kissen gestützt, im Bett. Er hatte auf einem gelben Holzstuhl zwei Exemplare der Bibel neben sich liegen, von denen, bräunlich, beschmutzt und abgegriffen, das eine sein altes Eigentum und also der Quell seiner Irrtümer war, das andere dem Schwesternhause gehörte, ja sogar dem Bett, das Emanuel inne hatte; denn nach Ansicht dieser evangelischen Kreise und der Stifterin des christlichen Heims: „Herr! Hilf!" gehörte, wie

leibliche Nahrung dem Körper notwendig ist, jeglicher Seele ihr Bibelbuch.

„Hier ist nun," sagte der Arzt, „Ihre Wohltäterin."

Die Dame schüttelte aber sogleich ablehnend, zwischen den schwarzen Bändern ihres Kapotthutes, lebhaft den Kopf. „Ich bin nicht hierher gekommen," sagte sie, „um mich Ihnen als Wohltäterin präsentieren zu lassen, Herr Quint. Ich will mich nur durch den Augenschein überzeugen, ob es Ihnen einigermaßen besser geht: Was fällt Ihnen ein, Doktor?" fuhr sie fort, indem sie dem Arzt mit dem Finger drohte, wobei die lange, magere Hand mit einem Halbhandschuh aus schwarzer Spitze sichtbar ward. „Wenn wir Gutes tun, sollten Sie doch wahrhaftig wissen, als guter Christ, so haben wir gerade zur Not getan, was wir schuldig sind." Sie kehrte sich hierauf zu ihrer Gesellschafterin, um dieser sehr langen und steifen Dame, aber so, daß es alle hören konnten, zuzuflüstern: „ich finde, daß der Mann einen guten Eindruck macht."

Jetzt begann der Arzt seinen klinischen Vortrag, wobei er, was die alte Dame zu lieben schien, die verschiedenen Narben der Wundstellen zeigte. Er klopfte auch, das Hemd des Narren beiseite schiebend, jene Partie der Lunge ab, die durch den Stoß gelitten hatte, dessen Spur als dunkler, in allen Farben des Regenbogens spiegelnder Fleck, auf der weißen Haut der rechten Brusthälfte, noch zu sehen war. Alles, was die rein psychische Erkrankung des Patienten betreffen konnte, war durch den Arzt zunächst aus seiner Behandlung ausgeschaltet worden. Er hatte es überhaupt, so lange Quint unter seinen Händen war, nicht berührt.

„Meinen Sie," hatte das adlige Fräulein während jener Besprechung, die dem Krankenbesuch voranging, den Arzt gefragt, „daß es dem Menschen schaden könnte, wenn ich mit Vorsicht das Gespräch auf jene unselige Schwäche bringe, die, wie es scheint, sein Verhängnis ist?" Dieser aber, der Arzt, hatte gelacht und ihr jeden Versuch in dieser Richtung

anheim gestellt. Er hatte auch noch hinzugefügt, daß es nicht immer ganz leicht wäre, die fixe Idee und das Wahnsystem eines Paranoiakranken aufzudecken, da solche Kranken zuweilen, aus irgendeiner geheimen Ursache, mit großer Schlauheit und Intelligenz den Beobachter irre zu führen vermöchten. Er hatte sie darauf hingewiesen, wie Emanuel jetzt eben durch Preisgabe seines Wahns der Gotteskindschaft recht übel gefahren sei und vielleicht seine Überzeugung, er sei der Messias, deshalb für längere Zeit geheim halten oder leugnen werde. Nun aber sah die Dame den Arzt mit einem besonderen Blicke an, ihn und auch die Gesellschafterin, und beide entfernten sich, weiterschreitend, unauffällig zu einigen Kranken des nächstfolgenden Zimmers hinein.

Schwester Hedwig aber schob einen Korbstuhl bis auf eine abgemessene Entfernung an Emanuels Lager heran, den das alte Gurauer Fräulein ablehnte, indem sie sich aber doch zu gleicher Zeit darauf niederließ.

Die Dame erzählte später oft, und auch einige Male hohen und höchsten Herrschaften, wie Emanuel damals, bei dieser ersten Begegnung, auf sie gewirkt hatte. Sie versicherte jedesmal dabei, es sei nicht möglich gewesen, diesem sonderbaren Menschen ohne Rührung, ohne Erschütterung, ja ohne ein leises Grauen ins Auge zu sehen. Als ich zu ihm ging, sagte sie, war ich neugierig, als ich von ihm ging, wußte ich nicht, was mit meiner Seele geschehen war.

Das Gurauer Fräulein begann ihr Gespräch mit Redensarten, wie sie in ähnlichen Fällen üblich sind: „Sind Sie zufrieden mit der Verpflegung?“ fragte sie. „Sind Sie mit irgend etwas unzufrieden?“ fuhr sie fort, als Quint zu der ersten Frage bejahend genickt hatte. Quint schüttelte nun verneinend den Kopf. Dann trat eine kleine Stockung ein. „Es ist empörend, wie diese rohen und schlechten Menschen Sie behandelt haben,“ setzte sie dann ihre Rede fort. „Ich habe gehört, daß sich der Staatsanwalt bereits mit der Sache

beſchäftigt hat. Man ſagt mir, auch Sie, Herr Quint, wären über dieſe Sache bereits vernommen worden. Wir leben in einem geordneten Staat! Wo ſollte das hinführen, wenn Pöbelrotten ungeſtraft über friedliche Menſchen herfallen dürften?"

Quint, der, die Hände gefaltet auf der wollenen Bettdecke, mit ſcharfgerichteten, aber niedergeſchlagenen Augen zugehört hatte, erhob nun, mit einem langen Blick in das Antlitz der alten Dame, den Kopf, dann begann er, in einem gemeſſenen Tonfall, und ohne jedwede Spur von Befangenheit:

„Was meinen Sie, wenn man die Lehre des Heilands, dazu ſein Leben und Sterben recht verſtanden hat, und wenn man ferner nichts Beſſeres und Höheres in dieſem irdiſchen Leben kennt, als ſeiner Lehre, ſeinem Leben und Sterben nachzufolgen, kann man dann wohl mit dem Vorgehen irgendeines Gerichtes, das aus menſchlichen Richtern gebildet iſt, einverſtanden ſein, oder gar jemals ein ſolches anrufen?"

„Ich denke doch," gab das Fräulein zurück. „Wo Obrigkeit iſt, ſagt unſer Heiland, ſo iſt ſie von Gott verordnet und jedermann ſei ihr untertan. Dieſe Menſchen haben ſich vergangen gegen Gott und die Obrigkeit und darum müſſen ſie füglich beſtraft werden."

„Hat nicht," ſagte Emanuel, „der Heiland mitunter in einem gewiſſen Zuſammenhange Worte geſagt, die in einem anderen Zuſammenhange anders lauten und andres bedeuten? Was ſoll man glauben, was von drei Dingen das köſtlichſte iſt: das von Menſchenhänden niedergeſchriebene Leben unſeres Herrn? das irdiſch gelebte Leben unſeres Heilandes, oder das himmliſche Leben unſeres Herrn?"

Die Dame meinte: „das himmliſche Leben".

„So," ſagte Emanuel, „denke auch ich. Ich meine, daß in dieſem Leben das ſchlackenloſe Licht des Geiſtes geweſen iſt; daß aber Schlacken dieſes heilige Licht des Geiſtes in ſeinem

zweiten, irdiſchen Leben, ſchon verdunkelten: um wieviel mehr in dieſem dritten Leben, auf den bedruckten Blättern eines Buchs, die etwas wiedergeben, was von Menſchen erzählt, von Menſchen erlauſcht, von Menſchenhänden niedergeſchrieben iſt. Oder ſollte es Menſchen geben, die da meinen, die Glorie, die den Sohn Gottes umſtrahlt, ſtamme etwa aus dieſem Buch? Es enthält vielmehr nur einen ſchwachen Abglanz ſeiner Glorie."

Die Dame fand ſich ein wenig beunruhigt, weil ihr dies alles auf eine bedenkliche Weiſe einleuchtete, und Quint fuhr fort:

„Ich glaube, daß dieſes Wort von der Obrigkeit in einem gewiſſen Sinne unter die Schlacken zu rechnen iſt. Jedenfalls iſt es für Leute beſtimmt, die außerhalb der Wiedergeburt, ſowohl als Herrſcher, wie als Beherrſchte, dem Reiche der Toten angehören. Ich aber gehöre dieſem Reiche nicht an: mein Reich iſt nicht von dieſer Welt."

Jetzt aber blickte das Fräulein plötzlich den Narren in Chriſto mit geſpannteſter Neugier an.

Sein Hemd ſtand offen. Die Muskeln ſpielten an ſeinem Hals. Die feinen Lippen öffneten ſich unter dem rötlichen, unten geſpitzten Bart und ſchloſſen ſich wieder ohne Strenge. Nicht weit vom Anſatz des Ohres pochte ſichtbar ein Puls, desgleichen im zarten Geäder der bleichen Schläfe. Das Auge aber des Tiſchlerſohnes war weit, freilich mehr nach innen, als nach außen aufgetan. Und er fuhr fort:

„Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. In dieſer Welt aber, wo der Lohn der Sünde zum Stachel des Todes geworden iſt, ward die Kraft der Sünde zum Geſetz. Wer es faſſen mag, faſſe es. Ich aber ſtehe unter der Kraft der Sünde und alſo auch unter dem Geſetze nicht. Deshalb ſuche ich auch meine Ehre vor dem Geſetze nicht, ſondern ich ſuche allein in mir die Ehre des, der mich geſandt hat."

So war nun auf einmal das Gurauer Fräulein Auge in Auge jenem umfaſſenden Wahnſyſtem gegenübergeſtellt,

an das ſie nicht eigentlich recht geglaubt hatte: und da ſie zunächſt nicht fähig war, in die eigentümliche Art der Quintiſchen Dialektik einzudringen, ſchien dieſer Wahn ihr anfangs noch ungeheuerlicher, als er tatſächlich war, zu ſein. Natürlicherweiſe erſchrak ſie förmlich. Aber die heißen und kalten Schauer, die der frommen Dame gleichzeitig über den Rücken liefen, waren ihr angenehm. Ähnliche Sinneserregungen ſuchte ſie, und fand ſie in der Art ihres religiöſen Lebens, ſo wie in ihrer philanthropiſchen Wirkſamkeit, und ähnliche Wirkungen hatte ſie oft — niemals jedoch die gleiche wie jetzt und mit ſolcher erſchütternden Stärke! — empfunden.

Denn Emanuel Quint erſchien ihr im erſten Augenblick weder lächerlich noch bedauerlich, weder ein Narr noch ein Kranker zu ſein und der ſtarke Eindruck, den er ihr machte und der ſie unvorbereitet traf, konnte ſich auch durch den Umſtand nicht abſchwächen, daß Quint ſofort und ohne Umſchweif auf ſeine religiöſen Einbildungen zu ſprechen kam. Es ging ihr in dieſer Beziehung nicht anders, wie es vielen ergangen war, die der Irrtum des ſonderbaren Schwärmers in Feſſeln geſchlagen hatte. Die plötzliche Anmaßung eines Menſchen, kein geringerer als der Erlöſer zu ſein, betäubte ſie, obgleich ſie eben die Anmaßung ablehnte: die Illuſion der Heilandsnähe ward aber zugleich in ihr auf unerhörte Weiſe erzeugt und durch die Beſcheidenheit genährt, womit der Narr in Chriſto ſeinen Irrtum zum Ausdruck brachte.

Zwar hatte Emanuel keineswegs die runde Behauptung aufgeſtellt, er ſei der wiedererſtandene Chriſt! aber dies und nichts anderes war, durch die letzten Worte des armen Hoſpitaliten, nach Anſicht des Fräulein in vollem Umfange ausgedrückt und ihr Kapotthut begann zu zittern.

„Nicht alles, was Sie geſagt haben," erwiderte ſie vorſichtig ... „nicht alles iſt mir ganz verſtändlich, lieber Herr Quint. Ich bin eine arme, alte Frau und mein Kopf iſt niemals der allerbeſte geweſen. In meiner Einfalt meine ich

allerdings, daß die Obrigkeit Gewalt, zu richten, und Gewalt, zu ſtrafen, hat. Ich kenne Sie noch zu wenig, Herr Quint. Ich kenne inſonderheit die Geſchichte Ihres Lebens und Ihrer Gotteserfahrungen nicht. Ich weiß wohl, daß geſchrieben ſteht: ich habe es den Weiſen verborgen, den Ungelehrten, den Kindern und Unmündigen, denen, die arm an Geiſt und reines Herzens ſind, dagegen zu wiſſen getan! ich weiß das wohl. Ich bin auch ganz erfüllt von dem, was der heilige Apoſtel Petrus geredet hat: wir haben ein feſtes, prophetiſches Wort und ihr tut wohl, darauf zu achten, als auf ein Licht, das da ſcheinet in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenſtern aufgehe ..."

„In eurem Herzen!" ergänzte Quint.

„Jawohl," fuhr ſie fort, „aber es werden auch äußere Zeichen geſchehen, wenn der Sohn in den Wolken zur Rechten des Vaters ſitzen wird am jüngſten Tag und am jüngſten Gericht. Hüten wir uns, in Verſuchung und Stricke und in verderblichen Irrtum hinein zu geraten." Dies alles ſprach die alte Dame mehr und mehr erregt und mit einem bebenden Herzenston.

„Gott iſt ein Geiſt," ſagte Quint dagegen, indem er, nicht ohne eine leiſe begütigende Zärtlichkeit, ſeine Hand über die zitternden Hände der Dame gleiten ließ. „Gott iſt ein Geiſt und die ihn anbeten, ſollen ihn mit dem Geiſte und mit der Wahrheit anbeten. Denket nach, liebe Frau: Gott iſt ein Geiſt. Die heiligen Menſchen Gottes, wie Petrus ſagt — und wahrlich, mehr denn Petrus war, bin ich! — ſind überall. So lange die Welt ſteht, haben heilige Menſchen Gottes geredet, getrieben von dem heiligen Geiſt. Aber dasſelbe Wort, gute Frau, dadurch das Licht ins Irdiſche ſcheinet, dasſelbe Wort verdunkelt das Licht und ſoweit nicht der Geiſt das Wort tötet, ſoweit tötet das Wort den Geiſt. Aber wenn heilige Menſchen Gottes reden, ſo wiſſen wir alſogleich, wes Geiſtes Kinder ſie ſind. Gott iſt ein Geiſt: ſo wiſſen wir, zu wem und von wem ſie Vater ſagen. Der Vater iſt Geiſt und

die da wiedergeboren ſind durch den heiligen Geiſt, die allein werden ihn Vater nennen und werden Gotteskinder heißen. Nicht aber die leiblich Toten, leiblich Erweckten an einem jüngſten Tag oder jüngſten Gericht.“

„Ihr müßt nicht glauben,“ fuhr Quint fort, „daß Gott ein Gott der Geſtorbenen iſt. Er iſt, wie es der Heiland uns offenbart, ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten! Wehe denen, die eine Sünde tun wider den Geiſt, die nie vergeben wird, indem ſie ein Bild machen von dem Geiſt! indem ſie einen irdiſchen König aus ihm machen! einen Zauberer! einen König, der in den Wolken thront, umgeben von geflügelten Geißelknechten mit feurigen Geißeln! einen Mann, der uns richtet und alſo weder haßt noch liebt, ſondern unter dem Geſetze ſteht, dem aus Sünde geborenen Recht. Der uns kein Vater ſein kann und ſein darf, denn wo wäre je ein Vater zum Richter über Leben und Tod ſeiner Kinder geſetzt? Ein Vater liebt ſeine Kinder, denn ſeine Kinder ſind ſein Blut. Wir ſind aber Gottes Blut, denn „unſer Vater“ beten wir. Unſer Vater richtet uns nicht! Zwiſchen ihm und uns iſt weder Gerechtigkeit, noch auch Ungerechtigkeit, ſondern nur Liebe. Und keiner thront zu ſeiner Rechten, der mehr iſt denn ich, des Menſchen Sohn! Keiner thront zu ſeiner Linken, der mehr iſt denn ich und irgendwer, der durch Jeſum Chriſtum wiedergeboren und in die Gemeinſchaft des Geiſtes beſchloſſen iſt. Was fürchtet ihr? Wehe denen, die da Lügen verbreiten, als wäre der Geiſt nicht Geiſt, ſondern ein Kerkermeiſter ewiger Abgründe! Wehe allen, die da gekommen ſind, die Welt zu foltern und zu martern durch den „Geiſt“! Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: ich habe die Pforten der Hölle aufgeriegelt, ſo ſtark iſt die Kraft des Vaters in mir, es gibt keine Finſternis, in die Licht des Geiſtes nicht hinabdringen ſoll, es gibt keinen armen Schächer, den meine Liebe nicht befreit! Sie werden alle die Wahrheit erkennen, und eben die Wahrheit wird alle frei machen. Was wartet ihr auf die Zukunft Gottes? Das Geheimnis iſt offenbar! Gott

iſt nicht fern! Er iſt nicht in einem fernen Lande! Gott iſt hier! Gott iſt bei uns! In mir iſt Gott!"

Emanuel Quint hat dieſe für ihn ſo überaus bezeichnende Gedankenfolge ſpäterhin oft entwickelt, und die Hartnäckigkeit, mit der er das tat, wurde als für eine beſtimmte Krankheitsform ſeines Seelenlebens beweiſend erachtet. Nicht ſo dachte die Geiſtlichkeit, die in derlei verwunderlichen Deduktionen nur die Gefahr für die Dogmen der Kirche herausſpürte. Übrigens war dieſe Geiſtlichkeit ſpäter in zwei Lager geteilt: im erſten Lager ſah man in dem Beſtechenden, geradezu Einleuchtenden dieſer Verſtandesoperation und Betrachtungsart die Gefahr, im anderen Lager, das bei weitem zahlreicher war, nahm man ſich nicht die Mühe, in die innere Logik dieſer närriſchen Weisheit einzudringen; oder auch, man vermochte es nicht. Hier tat man Quinten inſofern unrecht, als man ihn ſchlankweg für einen bewußten Charlatan und Betrüger nahm, der, einfach auf ſeinen gemeinen Vorteil bedacht, die Leichtgläubigkeit derer, die niemals ausſterben, ausnutzte und ſich, ähnlich wie zuweilen Hypnotiſeure, Spiritiſten und andere Tauſendkünſtler tun, zyniſcherweiſe — was allerdings noch nie dageweſen war! — geradezu mit dem Nimbus des Heilands breit machte.

Ein Erzbetrüger dieſer Art war aber der arme Narr in Chriſto nicht, und auch das Gurauer Fräulein hielt ihn, nachdem ſich längſt ſein Geſchick vollendet hatte, niemals dafür. Sie gehörte zu denen, die behaupteten, daß er höchſtens ein irregeführter, ehrlicher Heilandsſucher geweſen ſei, und manchmal hat ſie ſogar in Gegenwart vieler die Worte geſagt: „wer weiß, er war vielleicht ein Erleuchteter, den euere neunmal kluge Theologie nicht begriffen hat."

Einſtweilen griff ſie jedoch nach dem Riechfläſchchen! Die Worte Emanuels hatten ſie ganz aus der Faſſung gebracht. Sie empfand eine ſtarke Erſchütterung. Eine überaus tapfere Natur, die ſie war, und mit geſunden Verſtandskräften, ja ſogar mit geſundem Humor begabt, hatte ſie doch

in ſich, beſonders auf religiöſem Gebiet, einen gewiſſen Überſchwang des Gefühls zu bekämpfen, der ſie oftmals etwas bereuen ließ. So war es ihr jetzt, nach den Worten Quints, als umgebe ſie plötzlich ein großes Licht. Es war ihr, als ſeien Schleier gefallen, und ein letztes Geheimnis offenbart. Es war ihr, als habe ſie bisher nur gleichſam mit tönendem Erz oder klingelnden Schellen von Heilandsliebe gehört und empfinde nun plötzlich den ganzen vollen und wahren Glanz und Sinn dieſer allumfaſſenden Heilandsliebe. Ihr war, als habe ein Strahl aus dem Herzen dieſes fremden und doch ſo vertrauten Menſchen ihr innerſtes Weſen brennend berührt. Ihr ſchwindelte förmlich, ihr pochte das eigene Herz atemraubend bis an den Hals hinauf, und wenn ſie ſich nicht gewaltſam beherrſcht hätte, ſo würde ſie tatſächlich am Bette des armen Hoſpitaliten weinend niedergeſunken ſein.

In dieſem Augenblick aber rang ſich ein leiſes Hüſteln aus der Bruſt Emanuel Quints hervor, und man konnte merken, wie ſich ein an ſeinen Mund geführtes weißes Tüchelchen rot färbte. Gleichgültig ſchob er es zwiſchen Matratze und Bettſtelle. Das Gurauer Fräulein erhob ſich ſogleich.

„Sie haben zu viel geſprochen, lieber Herr Quint," ſagte ſie, mit einem ehrlichen Schreck und gleichzeitig über und über, wie ein junges Mädchen, errötend. „Ich hätte Ihnen gern noch lange zugehört, leider geht es nicht und darf ich es nicht. Unſer ſtrenger Herr Doktor macht mir Vorwürfe."

Die Schweſter Hedwig trat heran. Sie hatte eine Zitrone zerſchnitten, die Scheiben auf einen Teller gelegt und reichte dieſen Emanuel. Emanuel achtete ihrer nicht.

„So Gott will," ſagte die Dame weiter, „haben wir uns nicht zum letzten Male geſehen, Herr Quint!" und ſomit reichte ſie ihm die Hand, die jener nahm und in der ſeinigen ruhen ließ, wobei er die Gurauer Dame mit einem kaum merklichen Kopfnicken anblickte. Dabei fielen ihm rötliche Strähnen ſeines Haupthaars über das bleiche, eingeſunkene,

mit Sommersprossen bedeckte Gesicht, auf das sich ein Strahl der späten Morgensonne gelegt hatte, der durch weiße Gardinen in das Zimmerchen drang.

Wiederum zwischen dem Gange nach Emmaus und der Himmelfahrt Christi im Vorzimmer auf und abrauschend, wiederholte die Dame oftmals in jenem weltlichen, resoluten Ton, für den sie bekannt war: „ich sage euch, macht mir diesen armen Menschen gesund! Es wird nichts außer acht gelassen, Doktor, was irgend für ihn geschehen kann.“ „Ich werde euch Früchte und Wein schicken, ihr Mädchen!“ so wandte sie sich an die Oberschwester und einige Diakonissinnen, die dabei standen. „Tut euer Bestes! Schont meinen Rendanten nicht!“

„So haben Sie ihn denn wirklich zum Reden gebracht, gnädigstes Fräulein?“ sagte der Arzt mit Verwunderung. „Es ist sonderbar. Er hat die ganze Woche über weder in meiner noch in der Schwestern Gegenwart irgendein religiöses Thema berührt.“ Er habe nur geschrieben und gelesen, erklärte die Oberschwester, und außer auf Fragen, die seine Pflege betrafen, kaum geantwortet, auch Anreden nur mit einem müden und guten Lächeln, leise den Kopf schüttelnd, abgelehnt.

Zwölftes Kapitel

Das Gurauer Fräulein hatte an diesem Tage im Speisesaal ihres Schlosses, das in einem großen Park alter Bäume stand, den Bruder Nathanael und einen ihrer Gutspächter, den Oberamtmann Scheibler mit seiner Gattin, zu Gast. Die Gesellschafterin hatte aber die Geladenen zu Tische geführt, weil die Dame des Hauses sich durch den Besuch im Schwesternheim verspätet hatte, und schon während die Suppe gereicht wurde, wußte die Gesellschafterin sich kaum

genug zu tun in Schilderungen des sonderbaren Eindrucks, den Quint auf die Gurauer Dame ausgeübt hatte.

Als die Dame später bei Tisch erschien, erkannten alle, daß die Gesellschafterin nicht übertrieben hatte, denn obgleich die kleine Tischgesellschaft das mit gedämpfter Stimme geführte Gespräch über Quint sogleich unterbrach, kam die Herrin des Hauses, gleich nachdem sie begrüßt worden war und alle sich wiederum niedergelassen hatten, aus freiem Stück auf Emanuel Quint zurück.

„Erzählen Sie, erzählen Sie alles, was Sie von ihm wissen, Bruder Nathanael!“ damit wandte sie sich an den eifrig kauenden Apostel der inneren Mission, der seine vierschrötige Gestalt in einen saubergebürsteten, schwarzen Anzug gesteckt hatte, und Bruder Nathanael schluckte hinunter, was er gerade im Munde hatte, strich sich den wilden Bart mit der Serviette und begann.

Er erzählte von seiner Predigt in der Dorfschule, wo er Emanuel Quint zuerst gesehen und nach der Predigt gesprochen hatte. Er erinnerte sich an Einzelheiten ihres ersten Gesprächs. Er wandte sich an den Oberamtmann Scheibler und sprach davon, wie er dessen jugendlichen Neffen am Morgen danach getroffen und mit ihm gemeinsam den Gang über Feld angetreten hatte. Wie sie auf diesem Wege Emanuel Quinten fanden, als er, in der Nähe eines Strohschobers, betend auf seinen Knien lag.

In seiner weiteren Schilderung des später Vorgefallenen befliß sich Bruder Nathanael keiner besondren Genauigkeit. Weder berührte er das schwärmerische Brotbrechen, noch viel weniger aber die seltsame Taufhandlung, durch die er die Weihe einer besonderen Mission schließlich und endlich unaustilgbar in die Brust des Tischlersohnes gelegt hatte.

Diese Sache hielt er geheim.

Er hatte sich zwar, als die Brüder Scharf ihn deshalb angingen, in einem Briefe bei der Gurauer Dame für Quint verwandt, war aber übrigens, um des Ärgernisses willen,

das Emanuel allenthalben erregt hatte, mit geheimer Beſorgnis, Reue und Angſt erfüllt.

Unähnlich ſeinem gewaltigen Predigerton pflegte der fromme Bruder in den Häuſern und an den Tiſchen ſeiner chriſtlichen Gaſtfreunde langſam und in einem verſchleierten Tone der Demut zu ſprechen. Er ſagte, als er mit ſeiner Erzählung fertig war:

„Wolle Gott dieſen armen Chriſtenbruder zurück zur Wahrheit leiten, wenn er mißleitet iſt, und möge er denen vergeben, die ihn mißleitet haben, und jedenfalls nicht mit Abſicht mißleitet haben. Die Macht des Satans iſt eben zu groß und wir dürfen nicht aufhören, täglich, ja ſtündlich, wider ihn auf der Hut zu ſein. Denn es iſt klar, daß der Satan niemand mit einem ſolchen Haſſe haſſen kann, als gerade den, der unſerem Heiland bei Tag und Nacht mit heißer Glut und heißer glühender Liebe dienet."

„Ich kenne ſeit langen Jahren," fuhr er fort, „die Brüder Scharf. Sie gehören zu den erſten Gnadenbeweiſen, die Gott mir ganz unwürdigem Diener am Wort erwieſen hat. Er wollte ihre Seelen durch mich zu Chriſto erwecken und Chriſto zuführen. Nun ſcheint es, hat der alte böſe Feind auch mit ihnen ſein Spiel getrieben."

„Ich hatte ſie vor einigen Tagen zu mir beſchieden," fuhr er fort. „Sie folgen dieſem Verirrten nach. Ich habe ihnen einige Stunden lang alle Bedenken, alle Gefahren ihrer ſeltſamen Meinungen über dieſen Emanuel vorgehalten! ſie bleiben dabei, daß er die Kraft des Geiſtes Gottes in ſich hat und die Gewalt über Leben und Tod."

„Ich habe aber noch mehr getan," erklärte der Laienbruder weiter. „Ich habe das getan, was in ſolchen Fällen und in allen Fragen des Lebens das alleinige Mittel iſt, zur Wahrheit in Chriſto durchzudringen: ich bin mit ihnen vor Gott getreten im Gebet. Und gebe der Himmel, wie ich denn innig hoffe, daß die Macht des Irrtums nun in ihnen zerbrochen iſt!"

„Sagen Sie mir, mein lieber Bruder Nathanael," begann nun der Oberamtmann, „in welchem Irrtum dieser Mann oder Jüngling, von dem Sie reden, dieser Emanuel Quant oder Quint, wie Sie ihn nennen, besonders befangen ist."

„Bester Oberamtmann, Sie haben noch nichts von dem sogenannten falschen Heiland von Giersdorf gehört?" fragte erstaunt das Gurauer Fräulein. Herr Scheibler verneinte und sie fuhr fort: „es ist ein Mensch, der sich, wie mir der Pastor Schuch aus Giersdorf hier im Briefe bestimmt versichert, für den wiedergekommenen Erlöser hält" — „und den auch," ergänzte die Gesellschafterin, „viele arme, verführte Menschen, wie es scheint, dafür halten."

„Das ist eine Sache," sagte der Oberamtmann, fast bis zur Bestürzung erstaunt, „die ja wahrhaftig nicht zu begreifen ist."

Frau Julie Scheibler, die eine temperamentvolle Christin war, fand nun für nötig, sich einzumischen.

„Das ist ja ein Unfug sondergleichen," rief sie kopfschüttelnd. „Das ist ja ein unerhörter Frevel, der, meiner Meinung nach, die allerschlimmste Lästerung des Allerhöchsten und Allerheiligsten in sich schließt. Es mag wohl vielleicht ein armer Verrückter sein, von einem entsetzlichen Dämon besessen, und man sollte da wohl am Ende alles tun, ihn aus den Krallen des Satans zu befrein."

„Das ist eben sehr merkwürdig, Frau Oberamtmann," wandte die Herrin des Hauses ein, „daß dieser Emanuel Quint keineswegs den Eindruck eines Verrückten oder eines vom Teufel Besessenen macht."

„Ja, aber wie kann er denn so etwas Ungeheueres behaupten?"

„An solchen Dingen ist deutlich zu merken, daß der Tag aller Tage nicht mehr ferne ist," sagte der Oberamtmann fast feierlich, „denn was anders soll man sagen zu einem solchen erschreckenden falschen Propheten, als: Antichrist? Es sind die Tage des Antichrists, die, wie an zahllosen, deut-

lichen Zeichen der Zeit zu erkennen ist, anheben. Wer zweifelt, daß die geistliche Babel überall in der vollsten Blüte steht?"

„Sie sagen da ein furchtbares Wort, Oberamtmann: Antichrist! Sollten wir da nicht mit einem zu großen und schrecklichen Wort vielleicht die Verirrung eines armen Schäfleins Jesu brandmarken?" sagte das Fräulein. „Man muß diesen Menschen mit Augen sehen, um jedenfalls zu erkennen, daß Antichrist ein bei weitem zu grausames Wort für ihn ist. Wenn er erst ganz gesund ist, werde ich ihn einmal zu uns bitten."

„Es ist eigentümlich," sagte Bruder Nathanael, als von den Dienern der Braten serviert wurde, „was mir ein Bruder, ein Volksschullehrer Stoppe, aus dem Riesengebirge schreibt, der Emanuel Quint bei sich im Hause gehabt und gesprochen hat. Niemals, versichert mir dieser Mann, bekenne sich Quint mit eigenem Munde zu übernatürlichen Kräften, ja er habe wiederholt erklärt, wie er nichts zu schaffen habe mit irgendwelchen Wundern und Zauberei. Er berichtet mir allerdings danach, daß unzweifelhaft, bewußt oder unbewußt, gewisse Wirkungen von ihm ausgehen, wie er selbst sich nachträglich überzeugt habe: die Heilung einer Gelähmten zum Beispiel, die Erlösung einer Greisin durch den Tod! — die nicht vereinbar sind mit bloßer, schlichter Menschenkraft. Übrigens schreibt mir Stoppe, er habe persönlich niemals Emanuel Quint sich selbst etwa als den Heiland bezeichnen hören."

„Der Pastor behauptet das unzweideutig," sagte das Gurauer Fräulein, ehe sie einen Kelch mit weißem Wein an die schmalen Lippen des schon ein wenig runzligen Mundes hob und fuhr fort, nachdem sie mit kräftigen Schlucken getrunken hatte: „und allerdings muß ich sagen, so sehr mich die ganze Erscheinung des sonderbaren Menschen zum Mitleid erregt, daß er mir gegenüber heut, zwar nicht geradezu, aber doch indirekt quasi , seinen Wahn der Gottessohnschaft bestätigt hat. Auf alle Fälle sagte er mir, es ist mir das

ohne jeden Zweifel gegenwärtig, daß er mehr als der heilge Apoſtel Petrus ſei."

„Um Gotteswillen, dann ſteht es wahrhaftig ſchlimmer, als ich glauben konnte, mit ihm!" ſo rief, bis an die Naſenwurzel erblaſſend unter der dichten Behaarung des Geſichts, der Bruder Nathanael. „Dann habe ich mich getäuſcht in dem Menſchen. Ich habe nämlich, durch meine Erfahrung mit ihm und durch den Brief des Bruders Stoppe veranlaßt, immer noch an ein mögliches Mißverſtändnis geglaubt. Man hätte, nahm ich an, einen ernſten Verſuch zu einem reinen und heiligen Wandel in Jeſu Chriſto mißverſtanden: was jetzt zu glauben nun allerdings nicht mehr möglich iſt."

Der Oberamtmann Scheibler, der an ſich von einer natürlichen Milde war, bereute nun, was er im erſten Schreck über Quint gedacht und geſagt hatte. „Sie haben recht, gnädiges Fräulein," wandte er ſich an die nachdenklich blickende Gutsherrin: „ein armer Irregeführter iſt deshalb noch lange kein Antichriſt. Wir Menſchen neigen zur Übereilung. Das ſiebenköpfige Tier der Läſterung ſcheint allerdings bereits in der Welt zu ſein. Immerhin dürfen wir nicht über irgendeinen unſerer armen Brüder den Stab brechen. Der Herr hat geſagt: ‚mein iſt das Gericht'.

Ich würde es im Intereſſe des armen Menſchen wünſchen, wenn unſer Freund und lieber Bruder Nathanael verſuchen möchte, den Toren von ſeinem Irrtum abzubringen. Ich meine, er ſollte zu ihm gehen und ſollte ihm ernſthaft und mit der reinen und ſchlichten Kraft des Evangelii ins Gewiſſen reden. Er ſollte ihm die Gefahren vorſtellen, die denen drohen, die da vom rechten Wege abweichen. Er mag ihm ſagen: du lehreſt die anderen und lehreſt dich ſelber nicht! Du rühmeſt dich Gottes und ſchändeſt Gott! Er mag mit ihm beten und dieſen armen, verwirrten, falſchen Heiland dem echten Heiland inbrünſtig ans Herz legen, damit ihn dieſer in ſeiner unendlichen Gnade und Liebe von ſeinem

furchtbaren Wahnwitz befreie. Ich bin überzeugt, daß Gott sich dem armen sündigen Menschen, sofern er seine Sünde bereut, nicht verschließen wird."

„Ihr müßt ihm die Folgen seines schrecklichen Hirngespinstes deutlich ausmalen, Bruder Nathanael," sagte die magere Oberamtmännin. „Man muß ihn darauf aufmerksam machen, es sei zweierlei, ob man aus der Kraft Gottes oder aus der Kraft der Hölle Wunder tut. Es ist ja freilich gesagt: ‚wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, so könnet ihr Berge versetzen!' es ist auch gesagt: ‚bittet, so wird euch gegeben!' und wir wissen ja auch, wie Sie, Bruder Nathanael, selbst durch Gebet und Glauben schon mancher armen Kranken, die von den Ärzten aufgegeben gewesen ist, durch Gottes Gnade ersehnte Hilfe haben bringen können. In dieser Beziehung haben wir ja allerdings das klare bestimmte Heilandswort: ‚Was ihr bittet in meinem Namen, das selbige soll euch werden!' — wenn Reue und Buße und also Vergebung der Sünden damit verbunden ist. Solche Wunder geschehen ja, wie wir alle wissen, noch täglich und stündlich unter den Gläubigen überall, wenn auch die Welt es nicht sehen, hören und für wahr halten will. Aber wehe, wo jemand, der durch Gottes Gnade Kranke heilen, ja meinethalben selbst Tote erwecken könnte, sich deshalb vermessen wollte, der eingeborene Sohn Gottvaters zu sein oder auch nur zu sagen, daß er mehr als einer der zwölf Apostel des Heilands wäre.

Erzählt ihm doch auch von Simon Magus, dem Zauberer und falschen Propheten, Bruder Nathanael,' damit setzte sie ihre Rede lebhaft fort. „Sagt ihm, daß auch der böse Feind solche Wunder anrichte, zum Fallstrick und Verderben derer sowohl, an denen das Wunder geschieht, als jener, die es hervorrufen, und sprecht ihm von der Strafe der Zauberei. Auch Simon Magus bezauberte das samaritische Volk und gab vor, etwas Großes zu sein und sie glaubten alle, daß er die Kraft Gottes, die da groß ist, wäre. Und doch sagte Petrus zu ihm: Du wirst weder Teil noch Anfall haben an

dieſem Wort, denn dein Herz iſt nicht rechtſchaffen. Stelle ihm die ewigen Strafen vor, Bruder Nathanael ...“

Das Gurauer Fräulein wollte reden und die Oberamtmännin unterbrach ihre Rede ſogleich.

„Ich glaube kaum,“ begann die Dame, „es wird mit dieſem Emanuel Quint auf ſolche Weiſe ohne weiteres fertig zu werden ſein. Es ruht eine, wie ich bekennen muß, eigentümliche Kraft zu faſzinieren in ihm. Man kann nicht glauben, gerade in dieſem Menſchen, den augenblicklich ein ſtiller Friede zu beherrſchen ſcheint, einer Kraft des Abgrundes zu begegnen.

Ich ſcheue mich nicht, noch mehr zu bekennen: ich habe dieſem Menſchen, wie noch nie einem Menſchen in meinem Leben, gleichſam bezaubert und geradezu andächtig zugehört. Sein Mund erklang mir wie Friedensſchalmeien und nichts an ihm ſchien mir, wie es ja eigentlich hätte ſein müſſen, unbegründet, widerlich oder gar lächerlich.

Ich glaube, daß er die Hölle leugnet.“

Mit dieſen Worten hob die Dame die Tafel auf und nahm den Arm des Oberamtmanns, der ſie auf eine ſchöne Terraſſe, vor einem weiten baumumſtandenen engliſchen Raſen, den übrigen Gäſten voranführte. Hier wurde, unter dem lauten allgemeinen Geſange der Vögel, im lichtgefleckten Schatten eines Kaſtanienwipfels, der den Altan überdachte, der Kaffee ſerviert.

„Wenn er die Hölle leugnet,“ erklärte der Bruder Nathanael, und ſtrich mit den groben Fingern über ſeinen wilden, ſchlechtgepflegten, gelblichen Bart, „.. wenn er die Hölle leugnet, ſo geht mir ſchon allein daraus hervor, daß er den rechten Weg verloren hat.“ Und Bruder Nathanaels kleine Augen begannen in einem ſtechenden Glanze zu funkeln. „Haben wir nicht das Gleichnis vom reichen Mann und vom armen Lazarus?“ fuhr er fort. „Wiſſen wir nicht aus der Schrift, daß des Menſchen Sohn in der Wolke kommen wird, zu richten die zwölf Geſchlechter Israels und alles Volk, das die Erde bewohnet? die Lebendigen und die Toten? Daß er zu den einen ſagen wird, zu den Schafen: ‚kommet

her zu mir, ihr Gesegneten meines Vaters', und zu den andern: ‚weichet von mir, ihr Übeltäter? Die Gerechten aber werden leuchten wie die Sonne, wogegen die anderen, die Übeltäter, in den Feuerofen sollen geworfen werden, und dort wird Heulen und Zähneklappern sein'."

Der Bruder Nathanael fuhr noch längere Zeit in diesem Sinne zu reden fort, während der Duft geschorenen Grases in der Sonne herüberwehte und überall lautes Geschmetter lustiger Finkenmännchen erscholl.

Die Herrin des Hauses bemerkte dazu:

„Ich wünschte, unser eifriger Bruder Nathanael hätte heut morgen diesen Emanuel Quint über Gottes Gericht, über das Richteramt unseres Heilands und ähnliche Dinge reden gehört."

Sie begann zu grübeln und suchte sich die Worte des Narren in Christo ins Gedächtnis zurückzurufen. Dabei kam ihr plötzlich sein Wort in den Sinn: „Und keiner thronet zu seiner Rechten, der mehr ist denn ich, des Menschen Sohn! Keiner thronet zu seiner Linken, der mehr ist denn ich", und so weiter, und sie sprang aus ihrem Korbstuhl geradezu erbleichend empor und rief immer wieder, während sie die Terrasse auf- und abtrippelte: „er ist doch eine unerhörte Erscheinung, dieser Quint! — Denkt euch, er hat von sich selbst die Worte gebraucht: ich habe die Pforten der Hölle entriegelt, so stark ist die Kraft des Vaters in mir!"

Der Bruder Nathanael wollte sofort in das Schwesternheim zu dem, wie er meinte, unglückseligen Menschen hinübergehen. Allein das Gurauer Fräulein brachte ihn mit großer Entschiedenheit davon ab, indem sie zugleich erzählte, wie schon die kurze Unterhaltung mit ihr dem armen Kranken Bluthusten verursacht hatte. „Ich werde aber keine ruhige Stunde, keinen ruhigen Augenblick mehr haben fortan, bevor ich nicht diesen verblendeten Jüngling wiedergesehen und auf den rechten Weg zurückgeführt habe."

Mit diesen Worten schloß Bruder Nathanael.

Etwa vierzehn Tage waren vergangen, als es Bruder Nathanael endlich gestattet wurde, seinen heimlichen Täufling, der ihm zum Schmerzenskinde geworden war, im Schwesternhause wiederzusehen. Diesmal fand er ihn nicht, wie ihn das Gurauer Fräulein gefunden hatte, im Bett, sondern, mit der blaugestreiften Kattunjacke eines Hospitaliten angetan, in einem Korbstuhl aufrecht sitzend, den man — der Morgen war warm und ein wenig regnerisch! — an eine offene Balkontüre gerückt hatte.

Emanuel ward zu Tränen gerührt.

Da sich aber der Wanderprediger entschlossen hatte, auf jeden Fall mit diesem seinem ehemaligen Bruder in Christo streng ins Gericht zu gehen, kämpfte er die Bewegung nieder, die sich seiner bei diesem Wiedersehn ebenso bemächtigen wollte und ließ sich anmerken, daß er nicht etwa dieses Wiedersehens wegen, sondern um anderer, bei weitem wichtigerer Dinge willen gekommen sei.

So begann er denn alsobald, um endlich seiner Gewissensqualen ledig zu sein, mit allerlei Vorhaltungen.

„Lieber Bruder in Christo," fing er an, „ich muß mich zuvörderst alles dessen gegen dich entledigen, was mich, Gott weiß es, um deinetwillen viele Tage und Nächte lang bekümmert hat. Ich habe es immer wieder im Gebet dem Herrn unserem Heiland vorgetragen, und er hat mir schließlich ins Herz gegeben, zu dir zu gehen und dich zu dem schlichten und reinen Geiste des Evangelii zurückzurufen. Es ist wahr, du schienest mir einer der Auserwählten zu sein," fuhr er fort, „einer von denen, die von Natur aus beschnitten sind, aber nun sehe ich, daß der Feind deinen Tritten gefolgt ist und hat dich, verzeih mir, abseits vom Wege des ewigen Heils den breiten Weg der Verdammnis geführt. Da aber eine jede Sache ohne die Kraft des Heiles ist, die nicht durch Gebet begonnen, durch Gebet beendet wird, so wollen wir, lieber Bruder, gemeinsam zu unserem Vater flehen, bevor wir unsern Streit mit dem Satan anheben, der, wie wir ja wissen, immer wieder Unkraut unter den Weizen sät."

Und Bruder Nathanael ſprach das Vaterunſer.

Emanuel, der nicht einmal die Hände gefaltet und, wie es ſchien, das Gebet des Heilands nicht mitgebetet hatte, blickte Nathanael fragend an, und dieſer, mit einem gewaltigen Wölben der breiten Bruſt aus der Tiefe noch einmal Atem holend, rüſtete ſich, ſeine Anliegen im Zuſammenhang vorzutragen.

Nachdem er alles dasjenige umſtändlich dargelegt hatte, was ihm über Quint teils mündlich zu Ohren gekommen, teils ſchriftlich mitgeteilt worden war, enthielt er ſich nicht, die ganze Art einer ſolchen Nachfolge Jeſu zunächſt zu mißbilligen, wobei er auf jene heimliche Taufe zu ſprechen kam, für die er, wie er ſagte, verantwortlich ſei, die aber einen anderen Sinn nicht gehabt haben könne, als eben den Emanuel zu einem in aller Demut getreuen Knechte Gottes zu weihen. „Nun aber,", ſagte er, „biſt du der Hoffart, biſt du der Überhebung bis zu einem entſetzlichen Grade verfallen."

Er hielt nun Emanuel Quinten vor, er habe viele arme Seelen auf eine verhängnisvolle Weiſe irregeführt, wobei er als erwieſen vorausſetzte, daß jener durch allerlei trügeriſche Wundertaten Anhänger zu erwerben geſucht, den Seelenfang mit allen erdenklichen Mitteln betrieben habe. Dann kam er, nicht ohne mehrmals erneute Anläufe, auf den allergefährlichſten Punkt zurück.

„Ich kann es nicht glauben," ſagte er, „aber ich kann es ebenſowenig bezweifeln, denn ich habe es gerüchtweiſe allenthalben gehört und es iſt ja auch das, weshalb ſie dich überfallen haben. Oder warum überfielen ſie dich?"

„Weil ich vom Böſen gewichen bin," antwortete Quint, „und weil ich ein ganz Geringes vom Geheimnis des Reiches Gottes gelüftet habe. Weißt du nicht, lieber Bruder, daß geſchrieben iſt, ‚wer von der Lüge weichet, alſo vom Böſen, der iſt jedermanns Raub'?"

Nathanael aber gab zur Antwort: „Sie ſagen aber, ſie ſeien über dich hergefallen, weil der Teufel dich bewogen hat, un-

ſern Heiland im Wahnwitz zu läſtern und zwar zu läſtern durch einen Ausſpruch, der mir nicht einmal über die Zunge geht, nämlich, indem du ſagteſt, daß du mehr denn Petrus wäreſt und nichts Geringeres als er ſelbſt, der Herr, der Heiland und Gottes Sohn. Sage mir, bin ich recht berichtet?"

„Sage du mir zuvor, mein Bruder in Chriſto, Nathanael, der du mich einſt mit Waſſer taufteſt, ob ich dich nun dafür, ſtatt mit Waſſer, mit dem heiligen Geiſte taufen ſoll?"

Dieſe Worte erſchreckten den armen Laienbruder aufs äußerſte.

„Nein," rief er lebhaft, „nichts von Taufe! Mit deiner Taufe verſchone mich. Ich werde genug zu büßen haben, um aus dem Schuldbuche meiner Sünden jenen Morgen auszutilgen, an dem ich dich, in allzu blindem Vertrauen, mit Waſſer beſprengt habe. Deiner Taufe begehre ich nicht!"

Emanuel Quint erbleichte bis unter die Nägel ſeiner langen und edeln Hand, mit bebenden Lippen ins Freie hinausblickend.

Nathanael war emporgeſchnellt.

Er hatte in ſeinem Leben viel erfahren und mit mancherlei Kranken, auch Verrückten zu tun gehabt. Er wurde auch in viele fromme Häuſer gerufen, um an den Betten erkrankter Söhne, Töchter, Mütter oder Väter zu beten und mancher Beſeſſene ward von ihm durch unabläſſiges Beten zur Ruhe gebracht, hier aber ſchien ihn der Wahnwitz mit ſeiner entſetzlichſten Fratze anzugrinſen. Hier war ein Jünger, hier war ein Freund, dem ſich beim erſten Anblick bereits Nathanaels Seele warm und herzlich geneigt hatte. Und faſt ohne Erregung, leiſe und ſchlicht, entglitten dem Munde dieſes Geliebten furchtbare Worte: Worte, deren Irrſinn grauenhaft feſt und grauenhaft ſelbſtverſtändlich anmutete, ſo hart und feſt, daß Nathanael dabei an eine harte, tote Maske aus Stein oder Eiſen denken mußte. Und beinahe wurde er ſelbſt, angeſichts dieſer Worte, zu Stein.

„Emanuel!" rief er nun, aber nicht mehr hart, ſondern

mehr von Mitleid erfüllt und flehend: „Kehre um, und ſei es auch nur um meinetwillen, um meinetwillen, von dem ſonſt Gott am Tag der Tage deine verlorene Seele fordern wird. Du haſt vom Geheimnis des Reiches geſprochen! Mir ſträubt ſich das Haar, Emanuel! Laß uns beten, damit Gott dieſen Geiſt der Umnachtung von dir nimmt. Das Geheimnis des Reichs iſt Gottes Sache! Der Heiland wird es denen, die ausharren, denen, die in Demut ausharren, dereinſt enthüllen, wie er verheißen hat, wenn er dereinſt wird wiederkehren, nicht mehr im Fleiſch, ſondern in aller ſeiner Herrlichkeit. Dann wird er uns alles offenbaren. Du aber tilge aus deiner Seele den Flecken des böſen Geiſtes aus, den freſſenden Wurm, den Lügengeiſt jenes Erzlügners, der dir einbilden will, daß du das Geheimnis Gottes ergründet haſt. Befreie dich von dieſem deine Seele zerfreſſenden Wurm. Es ſind ihrer viele, die ſolche Geheimniſſe, die nur ihnen angeblich kund und zu wiſſen ſind, mit ſich herumtragen. Ich habe deren viele mit Augen geſehen und ſprechen gehört. Viele von ihnen ſchreien und toben und reden ſeit langen Jahren hinter den Eiſengittern des Narrenhauſes davon.

Laß uns beten, Emanuel, daß Gott dieſes Schickſal von dir abwende. Beſinne dich, daß du Emanuel Quint, der Sohn eines armen Tiſchlers in Giersdorf und nichts anderes biſt und der ſchlechteſte, letzte, unwürdigſte Diener deines Herrn."

Emanuel, deſſen Mienen ſich jetzt vollkommen beruhigt hatten, lächelte nun unter leiſem Kopfſchütteln.

„Komm, verſtocke dich nicht, laß uns beten!" wiederholte Nathanael.

Aber der Narr in Chriſto ſagte: „Wo einer in Gott iſt, wie Gott in ihm, der betet nicht! und zu wem ſollte ein ſolcher beten?" Der Schrecken des Bruders Nathanael erneuerte ſich. Langſam gingen die ſchon zum Gebet gefalteten, groben Hände des ehemaligen Landarbeiters auseinander und er ſtarrte mit blödem Ausdruck den langen,

bleichen und mageren Hospitaliten an. Hierauf griff er nach seinem Hute, einem alten, mitgenommenen Kalabreser, der in der Nähe lag, dem Anscheine nach, um sofort seiner Wege zu gehen.

Dagegen sah ihn Emanuel Quint noch immer mit einem langen Blicke und jenem früheren leisen Lächeln an, das aber allmählich mit dem Ausdruck eines bitteren Verzichtes sich mischte.

„Ich lerne," sagte er, „mehr und mehr das Gericht des Gottessohnes auf eine ganz besondere Weise verstehen und wie sich ohne sein Zutun sogleich die Welt in zwei Lager scheidet, wo er erscheint. Meine Mutter ist zu mir gekommen und hat mich mit gerungenen Händen angefleht, ich möge von meinem Wahnsinn lassen. Nun aber weiß ich, wie ich weder voll süßen Weines bin noch schwachen Verstandes oder betörten Herzens, weder hoffärtig noch betrügerisch, sondern daß ich in den Fußstapfen unseres Heilands wandle.

Fasse es, wer es fassen mag: die Spuren meiner Füße sind die Stapfen der Füße des Menschensohnes! Ich rede Worte des Gottessohnes, wie sie der Vater mir zu sagen ins Herz gegeben hat, allein ihr kommt von allen Seiten zu mir und ruft mich an und schreit: du bist wahnsinnig.

Sie haben meine Mutter zu mir gelassen," fuhr er fort, „und sie hat mir gesagt, wie sie innig hoffe, daß ich nun durch die böse Erfahrung, durch Gefängnis, Fesseln, Hohn der Menge, nächtlichen Überfall, Mißhandlungen und Zuspruch guter Menschen klüger geworden sei. Nein, ich bin nicht klüger geworden, nicht klüger als der Vater, der in mir ist.

Ich bete nicht! auch meines Bruders Jesu Jünger, die Jünger des Menschensohnes, beteten nicht. Sie aber sprachen zu ihm: warum fasten Johannes' Jünger so oft und beten so viel und deine Jünger essen und trinken? Und sie drangen in ihn, obgleich er gesagt hatte: ‚euer Vater weiß, wes ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet'. Sie drangen in ihn,

daß er ſie dennoch beten lehre, bis er ihnen das Vaterunſer gab, ein Gebet, das nicht ſowohl ein Gebet, als ein Quell lebendigen Waſſers iſt.

Weil ich dir von dem Lichte unter dem Scheffel, von dem verborgenen Senfkorn, von dem Schatz im Acker, kurz, vom Geheimnis des Reiches Gottes geſprochen habe, ſo meineſt du, meine Seele ſei verfinſtert vom böſen Geiſt. Aber ich ſage dir, ich habe den Schatz im Acker gefunden, den Schatz, der verborgen war, und wenn ich etwas habe oder beſitze, ſo will ich es alles hingeben, darum, daß ich nur dieſen Acker für mich gewinne und behalte, darin der Schatz, den ich gefunden habe, verborgen iſt. Ich will es alles hingeben, Bruder Nathanael, denn ich war ein Kaufmann, der ausging, gute Perlen zu kaufen. Und als ich die beſte der Perlen in jenem verborgenen Schatze fand, die köſtlichſte, wußte ich, daß ich alles, was ich habe, gerne hingeben will, um die Perle des Schatzes im Acker zu behalten. Verſtehe mich wohl, Bruder Nathanael, ich müßte alles dafür ohne Bedenken mit Freuden hingeben, denn wenn ich dich und die ganze Welt gewönne, was hülfe es mir, ſo ich dieſe Perle des verborgenen Schatzes im Acker dafür verlieren müßte? Und alles will ich freudig dafür hingeben, ſogar mein Leben, Bruder Nathanael."

Der Bruder Nathanael faßte ſich hilflos verwirrt an die Stirn, glotzte, wie wenn er den Satan erblickt hätte, in die ruhig, deutlich und langſam dozierenden Mienen Emanuel Quints, zerquetſchte den Hut mit beiden Fäuſten und rannte, als wie gepeitſcht, davon.

Dreizehntes Kapitel

Am Tage jenes unglückſeligen Überfalls, genauer geſagt, in der Nacht jenes Überfalls auf Emanuel Quint und ſeine Anhänger waren die meiſten von dieſen

auseinander gesprengt und zerstreut worden. Der Schneider Schwabe lag mit seinem gebrochenen Arm im Kreiskrankenhaus. Der böhmische Josef besuchte ihn nach einigen Tagen dort, als er es in Erfahrung gebracht hatte. Schwabe fragte den böhmischen Josef, wo Emanuel wäre, ob es ihm auch so übel wie ihm selber ergangen sei, und erfuhr, daß Quint im Elternhause daniederliege.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe, dessen Nase von einer grotesken Länge war, hatte, seit er im Krankenhause lag, Tag und Nacht von Emanuel Quint phantasiert. Obgleich seine Fieberzustände anfangs nur leicht gewesen waren, sich auch nach wenigen Tagen gänzlich verloren hatten, blieb doch seine Seele infolge jenes nächtlichen Überfalls nach wie vor aufgeregt, so daß ihn der Krankenpfleger oft in einem halbwachen Zustande Rufe und Gebetsworte ausstoßen hörte.

Schwabe liebte, seit er ihn zum ersten Male im Hause der Greisin gesehen und beobachtet hatte, den Narren in Christo, Emanuel Quint. Er wäre ihm auch dann persönlich mit Leib und Seele ergeben gewesen, wenn seine Phantasie nicht entzündet und zu Einbildungen religiöser Natur mißleitet und mißbraucht worden wäre. Der böhmische Josef hatte eine vielleicht nicht minder starke Neigung zu dem eigensinnigen Schwärmer in Christo gefaßt, aber einstweilen überwog noch immer seinen schwankenden Glauben die Neugier, was wohl aus alledem noch werden wolle, und angeborene Abenteuerlust.

„Schwabe, was meinst du, wollen wir nun nicht wieder in unser Gebirge gehen?“ hatte der böhmische Josef gefragt, aber Schwabe hatte nur heftig den Kopf geschüttelt. Und auf den Zigeuner hatte es keinen geringen Eindruck gemacht, wie er den alten, lustigen Kamerad wiederfand: nämlich mit einem Kruzifix zur Seite und mit einer aufgeschlagenen Bibel, aus der er buchstabierte, im Schoß.

Vor allem aber bemerkte er an ihm eine unbegreifliche Wesensveränderung.

Der Schneider nämlich hatte ihn, den böhmischen Josef, mit dringenden Worten zur Umkehr, zur Einkehr und zur Buße gemahnt, wobei er selbst, mit einer verzückten Miene des Glücks, sich als auf dem Wege zur Vergebung der Sünden bezeichnete. Er sagte, daß er durch und durch reuig sei und zu einem reinen Wandel in Christo entschlossen. Mit dem Schmuggeln und jedem üblen Gewerbe sei es vorbei. „Versprich mir, Josef, daß auch du deine arme Seele nicht mehr durch ungerechtes Gut und unerlaubten Handel beflecken und wohl gar verderben willst. Sieh, ich bin so glückselig, sage ich dir, seit Gott mir diesen neuen gewissen Geist und diese Prüfung mit dem gebrochenen Arm gesandt, mich ihrer für würdig gehalten hat. Obgleich ich hier fest und ruhig in einen Gipsverband steifgebunden liege, hüpft, sage ich dir, mein Herz vor übergroßer Glückseligkeit!“

Und als der böhmische Josef nicht recht gewußt hatte, was er darauf erwidern sollte, hatte Schwabe seine Rede etwa folgendermaßen fortgesetzt:

„Du sollst mir aufs Wort glauben, Josef, daß du, wenn du nicht ganz verblendet bist, wirst solcher Dinge teilhaftig werden, wie ihrer kaum ein Mensch je teilhaftig geworden ist. Glaube es oder glaube es nicht, aber ich, der ich hier liege, sage dir: der, um dessenwillen ich hier mit gebrochenem Arm liege, ist niemand anders, als er, dessen Wiederkunft uns verheißen ist.“

Josef wagte sich nun hervor und erzählte verschwiegenermaßen, was er für Quint mit seinen Fäusten verrichtet hatte.

„Das wird dir im Himmel,“ bemerkte der Schneider, „weiß Gott nicht vergessen werden!“ Und dann erzählte er immer und immer wieder neue, lebhafte Träume, die er geträumt hatte von Emanuel Quint, bis er schließlich allerlei unverstandene Worte aus der Offenbarung Sankt Johannis einmischte, die er, teils von den Brüdern Scharf, teils durch eigenes Lesen erfahren hatte.

Man weiß, wie gefährlich das Lesen dieser Offenbarung,

die viel weniger das, nämlich eine Offenbarung, als eine Verhüllung ist, zuweilen den Köpfen einfältiger Menschen werden kann. Es würde nicht ohne Interesse sein, diesen verhängnisvollen Einfluß auf die Köpfe der Menschen in der Geschichte des Christianismus nachzuweisen. Erinnert sei einstweilen nur an das große Münsterische Delirium, wo man das neue Jerusalem in einer Wolke der allgemeinsten Raserei errichten zu können vermeinte: eine Raserei, in der die Wiedertäufer-Bewegung zugleich kulminierte und unterging.

Der Schneider Schwabe sprach bereits von dem Sohne Gottes, den er mit Augen wie Feuerflammen und Füßen aus Messing in seinen Träumen gesehen hatte und der kein anderes Antlitz als dasjenige Quintens trug. Er sprach dazwischen von einem verborgenen Manna, das er gegessen habe, wobei er nicht ohne Geheimtuerei zu verstehen gab, wie er zu denen gehöre, die um jenes Geheimnis wüßten, das Emanuel Quint verbarg. „Wer Ohren hat zu hören," wiederholte er oft ohne rechten Sinn, indem er dazu mit dem Finger drohte. Er ahmte in dieser Beziehung einen ekstatischen Ausbruch Anton Scharfs, des Leinwebers, nach, der jenen, wie sie meinten, mit der Kraft des heiligen Geistes überkommen hatte. „Wer Ohren hat zu hören, der höre, was der Geist den Gemeinen sagt."

„Und ich sah und sehe ein weißes Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus zu überwinden, und daß er siegte": solche und ähnliche Stellen wirbelte Schwabe durcheinander, so lange, bis endlich der Krankenwärter mit groben Worten dazwischen fuhr und Josef aus dem Schlafsaal trieb.

Nun hatte dieser das Gesehene und Gehörte, in einem Kornfeld versteckt und ausgestreckt, unter einem blauen Dache voll Lerchengetriller, bei sich erwogen und alledem nachgehangen, was im Wesen des Kameraden fremd, ja unbegreiflich erschien, und dabei hatte er auch nicht unterlassen

können, ſich ganz insgeheim die Frage zu ſtellen, ob mit dem Freunde denn im Kopfe wirklich noch alles recht richtig ſei.

Da aber Geheimnis und Verheißung und das Jagen nach einer Illuſion auch jeder geſunden Seele natürlich ſind, ebenſowohl als der Wunſch, den immer vorhandenen, unbeſtimmten Glauben auf einen beſtimmten Gegenſtand richten zu können, um dieſen Glauben womöglich davon zu ernähren, daran groß wachſen zu laſſen, ſo ſteigerte ſich trotz aller Bedenken die Neigung des böhmiſchen Joſef, göttliche Einwirkung als Grund des verwandelten Weſens ſeines Freundes anzunehmen, und gleichzeitig auch die Sehnſucht, Emanuel wiederzuſehn.

Als er ſich aber ſpäter in der Dunkelheit vor dem Hauſe der Quints hatte blicken laſſen, ward ihm zum Lohne dafür, daß er Emanuel tatkräftig unterſtützt und von ſeinen Feinden befreit hatte, von deſſen Vater und Bruder, ſtatt eines Dankes, ein Hagel von Schmähungen und von Steinen zuteil.

Der böhmiſche Joſef war nicht empört geweſen. Er ſeufzte nur und blieb lange Zeit unſchlüſſig, nachdem er ſich aus dem Bereiche der Worte und Steine gezogen hatte. Es war ihm hart angekommen, härter als er geglaubt hatte, auf eine Begegnung mit Emanuel verzichten zu müſſen, und während er dies zu Gemüte nahm, erkannte er plötzlich, daß er durch unſichtbare Bande an dieſen Menſchen gebunden war.

Inmitten ſolcher Erwägungen fiel ihm ein, wenigſtens jenen Stellmachergeſellen aufzuſuchen, der Quinten am Abend des Überfalls geſehen hatte, um jedenfalls von ihm reden zu können und vielleicht zu erfahren, was aus Schubert und John und aus den Gebrüdern Scharf geworden ſei.

Der böhmiſche Joſef hatte ſich aber, gewitzigt gemacht, in die Stellmacherei nicht hinein gewagt, ſondern eine alte Frau angeſprochen, die in der Nähe vorüberhumpelte, und dieſe nach dem Geſellen gefragt, den leider der Meiſter, jenes nächtlichen Vorfalles wegen, Hals über Kopf aus dem Hauſe gejagt hatte.

Nun hatte der böhmische Josef irgendeinen Strohschober im freien Felde aufgesucht, um darin zu nächtigen, und am nächsten Morgen in aller Gottesfrühe den Wirt von Emmaus Einkehr, den er beim Futtermachen, das heißt beim Grasmähen in seinem Obstgarten hinter dem Gasthause traf, nach Martin und Anton Scharf gefragt.

Der Wirt, indem er ein buntgesticktes Käppchen ein wenig von seinem kahlen Scheitel hob, berichtete ihm, er habe aus einer gewissen Talmühle, die einsam an einem lebhaften Flüßchen lag, ein briefliches Lebenszeichen von Martin Scharf erhalten, worin man ihn aufgefordert hätte, an den Gebets- und Andachtsübungen teilzunehmen, die man dort in allem Frieden abhalten könne.

Nach dieser Talmühle hatte sich Josef, durch Brot, Butter und dünnen Kaffee hinreichend gestärkt, sogleich auf den Weg gemacht.

Erst gegen Abend war er dort angekommen. Schon als er sich dem einsamen Hause näherte, vernahm er, durch das Plätschern und Rauschen des Rades, frommen Halleluja-gesang. In einem Stübchen, dessen Fenster über dem Rade und abgeleiteten Bette des Mühlbaches lag, fand er die Brüder beieinander. Zu Anton und Martin Scharf hatten sich wieder die beiden Weber Schubert und John gesellt, dazu hatte sich seltsamerweise Martha Schubert angefunden, auch waren außerdem gegenwärtig der hagere Wassermüller und jener fortgejagte Stellmachergesell, den Josef am Abend vorher vergeblich gesucht hatte. Der böhmische Josef war während seines ganzes Lebens noch nie mit einem solchen Rausche der Freude wie hier begrüßt und empfangen worden. Man achtete weder auf die dicke, eingefressene Schmutzschicht, die sein häßliches, plattgeschlagenes, braunes Gesicht überzog, noch fürchtete man das Ungeziefer auf seinem verfilzten, schwarzen Schädel, sondern umarmte und küßte ihn brüderlich und als ob er der sehnlichst Erwartete und ein von den Toten Erstandener wäre.

Als der erſte Taumel des Wiederſehens vorüber war, wurde „Nun danket alle Gott!“ aus begeiſterten Herzen angeſtimmt.

Das Treiben in der verſteckten Talmühle, wie es durch Wochen, ja durch Monate damals fortgeſetzt wurde, iſt ſpäter auf jede Weiſe verdächtigt worden. Es hieß, der Müller, ein fünfunddreißigjähriger Witwer, der lange Zeit in Braſilien gelebt hatte, wäre anrüchig. Er ſollte in irgendeine phantaſtiſche Mordgeſchichte in der Nähe von Breslau verwickelt geweſen ſein, ohne daß man ihm aber ſchließlich und endlich während der langen Unterſuchungshaft etwas nachweiſen konnte. Er hatte mit ſeinem verſtorbenen Weibe ſchlecht gelebt und wirklich hatte man es eines Tages tot im Mühlteiche ſchwimmend aufgefunden. Nachgewieſenermaßen aber litt dieſe Frau an einer ſtuporöſen, ſchweren Melancholie, die ſie aus dem Leben getrieben hatte. Jedenfalls war der Müller Straube ein Sonderling, der Bücher las, die Menſchen im allgemeinen wenig zu lieben ſchien, ſich ſchweigſam und mißtrauiſch gegen ſie zeigte und eine tiefgegrabene, bittere Falte des Kummers von den Naſenflügeln herunter zum Mund im Antlitz trug: anderer Eigenſchaften bedarf es wohl nicht, um in allerlei üblen Leumund zu bringen.

Man ſagte, es ſeien in jenen Verſammlungen unter den Anhängern Quints in der Talmühle wüſte und orgiaſtiſche Dinge vorgefallen, Vorgänge jener beſonderen Art, wie ſie von Zeit zu Zeit unter chriſtlichen Sekten immer wieder zutage treten! und es hätten dabei eine Anzahl liederliche Weibsperſonen mitgewirkt. Im großen ganzen täuſchte man ſich. Niemals war einer der Verſammelten in der Talmühle auch nur entfernt auf den Gedanken gekommen, etwa plötzlich das Licht zu löſchen und dabei den unſichtbar im Dunkel tappenden Brüdern und Schweſtern zuzurufen: ſeid fruchtbar und mehret euch!

Die Verſammelten nannten ſich auf den Vorſchlag des

Müllers hin die Talbrüder. Sie hatten die Gütergemeinschaft eingeführt — der allerdings die Weibergemeinschaft in bedenkliche Nähe tritt! — und lebten aus einer gemeinsamen Kasse, die Martin Scharf übergeben war.

Sie hatten sich gegenseitig im Rausch der Einfalt, im Rausch der Beschränktheit, im Rausch der Nöte, Ängste und Kümmernisse, im Rausch der Sündenbefleckung und Reinigung, im Rausch des Kampfes, der ungewöhnlichen Tat, des Aufbegehrens aus Niedrigkeit, im Rausche des Suchens, des Wartens, der Heiligung, im Rausche des Blutopfers Jesu, vor allem aber im Liebesrausch, davon überzeugt, daß der Heiland erschienen und das neue Jerusalem vor der Türe wäre. Sie waren die Kunden! Sie waren die Wissenden! Und das brachte den neuen Rausch der Heimlichkeit.

Diese Leute alle für Narren zu erklären und zu beweisen, daß sie es wirklich gewesen sind, ist von einem gewissen überlegenen Standpunkt aus gewiß nicht schwer: ebensowenig, als es schwer ist, zu behaupten und nachzuweisen, daß sie beschränkt und ohne Bildung gewesen sind. Aber hier soll nicht verurteilt, sondern so weit wie möglich begriffen und ganz verziehen werden.

Diese Menschen fanden in ihrem gegenseitigen Anblick allerdings nichts Merkwürdiges. Ein Beobachter von reifem und überlegenem Geiste und Blicke jedoch würde in ihnen eine Versammlung von wahrhaft Enterbten dieser Erde erkannt haben und er hätte in ihnen jenes gefährliche Fieber bemerkt, das mit wechselnden, bald abgründischen, bald himmlischen Phantasien entweder Genesung oder Tod erzwingt.

Das bewußte Geistesleben dieser Leute wurde beherrscht von Lebensgier und einem jahrzehntelangen Harren und Hoffen in einer unsäglichen Alltagsmonotonie. Auf eine endliche Erfüllung aller zurückgestellten, leidenschaftlichen Wünsche, Neigungen und Bedürfnisse zu warten, mangelte plötzlich die Geduld. Man erinnere sich etwa an müde und

verdurſtete Wüſtenwanderer und an die bekannte Wirkung der Luftſpiegelung: worin dann plötzlich weite Seen und ſchattige Wälder verlockend erſcheinen und alle reſignierenden Lebenskräfte zu neuer wütender Sehnſucht und Hoffnung anſtacheln.

Sonderbar bleibt nun der Glaube an Emanuel Quint.

Ein Glaube iſt freilich nicht zu begreifen, außer dadurch, daß man ihn mit den Gläubigen teilt. Wir müſſen uns alſo mit der Annahme dieſer verkehrten Gläubigkeit als einer abſurden Tatſache abfinden. Es wird aber ſtets zu bemerken ſein, wie auch bei höher gearteten Menſchen immer ein höher gearteter Menſch, und nur immer ein Menſch! Vertreter und Mittler des Göttlichen iſt. Gott bleibt uns ſtumm, er ſpricht denn aus Menſchen.

Die Geſchichte der Religionen beweiſt, daß niemals die Gottheit anders als im Gottmenſchen zu uns herniedergeſtiegen iſt, und was ein ſolcher Gottmenſch von der Gottheit zu faſſen fähig iſt, das allein iſt es, was wir als göttliche Erbſchaft beſitzen.

Kein Menſch will immer und ewig ohne Antwort bleiben, wenn er zu einem Weſen ſpricht. Man hat zu ſeinem eigenen Vater gebetet, bevor man zu Gott gebetet hat, den man ſchon mit dem Worte Vater vermenſchlicht, aber die Menge des katholiſchen Volkes betet am liebſten zu Heiligen, weil dieſe Heiligen wieder vergötterte Menſchen ſind. Sie betet zur Mutter des Heilandes aus gleichem Grunde und weil ſie die Schmerzen jeder irdiſchen Mutter am eigenen Leibe empfunden hat und alſo das volle, naive Vertrauen der leidenden Mütter und Kinder von Müttern auf ſich vereinigt. Und auch der evangeliſche Chriſt betet mit größerer Wärme zu Jeſus, dem Heiland, als er zu Gott betet, weil dieſer ihm unerreichlich fern, jener dagegen menſchlich nahe iſt.

Man fürchtet vielleicht einen unſichtbaren Gott, aber man liebt ihn nicht. Dagegen liebt man den menſchlichen Mittler und die unſägliche Liebe, die Jeſus auf ſich vereinigt, ſtrahlt

auch in das kalte Dunkel des Unsichtbaren, erwärmt im Anhauch das fremde Göttliche und schließt, indem sie sich selbst als einen Abglanz Gottes erklärt, ein Versprechen unendlicher Liebe ein.

Nun war allerdings der Glaube dieser Talbrüder an Emanuel Quint weder zweifelsfrei noch bei allen in gleicher Stärke vorhanden. Martin Scharf ging im Glauben voran. Dieser stille, mitunter finstere Mensch sprach oft, in sich gesunken dasitzend, stunden-, ja tagelang kein Wort: wenn er jedoch zu reden begann, so kam es heraus: er hatte über den tiefen Sinn irgendeines Wortes aus Emanuels Munde nachgegrübelt. Anton Scharf war meist von leidenschaftlicher Gläubigkeit, fiel aber zuweilen in schweren Zweifel. Schubert schüttelte öfters den Kopf, als ob er gewisse Bedenken hätte. Bis zu welchem Grade der Müller an Quint glaubte, wußte man nicht. Der Müller war sozialistischen Utopien und genossenschaftlichen Experimenten geneigt. Übrigens stammte er aus einer streng bigotten Familie, und sein Vater, der ebenfalls Müller war, beschloß seine Tage im Irrenhaus. Der Hufschmied John stand in Bezug auf Quint unter einer gewaltigen Suggestion, jedoch stellte er öfters schüchterne Fragen, durch die er verriet, daß er nicht frei von Gewissensnöten war.

Die Kraft irgend eines Dinges und so auch die Kraft einer Seele, eines Irrtums, eines Wahnes entwickelt sich an seinem Widerstand. Die Männer der Talmühle, unter denen nur hie und da eine Frau erschien, waren sich dessen recht wohl bewußt, daß ihre kleine Gemeinschaft von dem feindlichen Ozeane der Welt umgeben war. Ein solches Bewußtsein steigerte aber ihr Selbstgefühl, das in der traditionellen Demut christlicher Sekten, die sie anstrebten, keineswegs unterging. Das lutherische Wort von der „Seligkeit allein durch den Glauben" mußte unter den Talbrüdern dazu dienen, Augenblicke der Schwäche im Glauben an Quint und seine göttliche Sendung zu überwinden. Das Treiben

der Brüder der Talmühle dauerte wochen-, ja, alles in allem, monatelang. Der Schneider Schwabe hatte sich wieder angefunden, ebenso sein Schwager, der Weber Zumpt. Einer der regsten und tätigsten Brüder war jener Hufschmied John, der im Hause Zumpts die Betstunde leitete, als Martin und Anton Scharf, begleitet von Schwabe und dem böhmischen Josef, erschienen und ihnen schließlich den Heiland verkündeten. Den ersten Schritten zu fester Gemeinschaft, die im Hause des Zumpt durch die Begründung von einer Art Gotteskasten getan worden waren, wurden in der Talmühle weitere angefügt. Quint und sein Wahn wurden tatsächlich hier im voraus auf rührende Weise finanziert. Die Brüder Scharf legten den Rest ihrer ganzen Barschaft in den Gotteskasten. Der Hufschmied John hatte seine Schmiede verkauft und einen Teil des Erlöses in die Kasse gelegt. Das Vermögen der Talbrüder, das von Martin verwaltet wurde, hatte bereits eine für geringe Leute gewaltige Summe erreicht und blieb durch den Zufluß vieler geringer Beiträge ständig im Wachsen.

Unter den Brüdern befand sich auch ein ehemaliges Mitglied der Heilsarmee: ein sehr dürftig gekleideter „Leutnant", der aus der Gegend von Bromberg gebürtig war und noch die verblichenen Abzeichen seiner Würde an sich trug. Der Mann, wegen Betrügereien mehrfach bestraft, war dann durch weibliche Offiziere der Heilsarmee erweckt und gerettet worden. Gutmütig, über dreißig Jahre alt, gehörte Dibietz jener von den Psychiatern als minderwertig bezeichneten Menschenklasse an. Eines Tages war er erschienen und hatte, wie gewöhnlich, auch in der Talmühle jene gelinde Form der Bettelei ausgeübt, die im Angebot und Verkauf des „Kriegsrufs" besteht. Bei dieser Gelegenheit war er von der Versammlung zum Anhänger gemacht worden. Dibietz war den Brüdern sehr nützlich. Er brachte ihnen nicht nur den systematischen Orgiasmus der Heilsarmee, ihre Lieder und ihre Schlagworte mit, sondern auch manchen Rat für

eine zukünftige Organisation. Er war im Dienste der Heilsarmee in den verschiedensten Teilen Deutschlands verwendet worden und indem er davon erzählte und von der Menge derer, Männlein und Weiblein, die er kannte und die alle dem Rufe „Christ ist erstanden!“ entgegenwarteten, gab er der Enge ihres Gesichtskreises eine gewaltige Erweiterung. Unter den Talbrüdern gewann er sich bald eine Art praktischer Führerschaft, obgleich sie sich ganz entschieden gegen die Kindereien des Heilssoldatenspiels abschlossen und sogar den Rock mit den Abzeichen, den er an sich trug, eines Tages hinter der Mühle verbrannten.

Will man sich von der geistigen Atmosphäre, in der die Talbrüder lebten, einen Begriff machen, so muß man sich in eine Zeit zurückversetzen, wo Freizügigkeit und Eisenbahn noch nicht vorhanden und der vlämische Fuhrmann sowie die Postkutsche den Verkehr in die Ferne und aus der Ferne vermittelten: denn, obwohl Eisenbahn und Telegraph bereits bestanden, waren doch unter den Talbrüdern ganz wenige, die ein Leben außerhalb des narkotischen Brodems ihrer Heimatscholle kennen gelernt hatten. Nun ist lange noch nicht genügend erkannt, welche Bedeutung die Phantasie im Leben jedes und ganz besonders des einfachen Menschen hat. Die Phantasie ist des Menschen Mantel. Die Phantasie ist das, was der Geist erzeugt und wovon sich die Seele des Menschen nährt. Die Seele auch des verknöchertsten Mannes nährt sich aus den Schätzen der Phantasie, trotzdem er sie bekämpft und gering schätzt, wie die Lunge von Luft: und sofern es dem Manne gelänge, eben die Phantasie zu ersticken, so stürbe sein Geist: — und auch seine Seele, sowie sein Körper, verfiele unrettbar dem Erstickungstod. In dem Bereiche der Phantasie wohnt dem Menschen der Mensch, Welt und Gott! Dem Manne das Weib! Dem Weibe der Mann! den Eltern das Kind! Dem Kinde die Eltern! In eben demselben Bereiche schweben und weben Hölle und Paradies. Der Einzelmensch ist in eine bunte, gebärende Wolke eingeschlossen, eine

Wolke, die jeder nur um sich selber, nicht aber an seinem Nebenmenschen sieht, der in Wirklichkeit von einer ähnlichen, gebärenden Phantasmagorie umgeben ist.

Das größte soziale Bindemittel ideeller Natur ist immer ein gemeinsames Gebilde der Phantasie. Das wissen diejenigen sehr genau, die aus einer Vielheit von Menschen eine gefügige Einheit herstellen wollen. Solche staatenbildende Unterjocher und Herrschernaturen bedienen sich jener Männer, die, mit fanatischer Phantasie begabt, den Glauben an ihre Träume besitzen, fordern und durchsetzen, wodurch denn bei der Masse das gemeinsame Heiligtum errichtet wird, für dessen Erhaltung ihr bald, während langer Zeitperioden, kein Opfer zu kostbar ist.

Aber das Geistesleben gebildeter Völker gleicht, wie gesagt, einem ungeheuren Quellgebiet der Phantasie, das von den Wassern des Himmels, keineswegs aber nur aus der einen, gleichsam offiziellen Quelle Nahrung erhält. Es leidet an ewigen Überschwemmungen. Große Menschenmengen, geschart um das eine phantastische Heiligtum, bilden doch unter sich zahllose Sekten um ihre besonderen Tempel, Götter und sonstige Werke der Phantasie: wie denn Sektengründung, Sektenkampf, Sektenglaube und Sektenfortschritt das Abzeichen des modernen kulturellen Lebens ist.

Die Sekte der Talbrüder mit dem phantastischen Wahne des nahen tausendjährigen Reiches, einer zweitausend Jahre lebendigen Vorstellung als Untergrund, mit Quint als dem heimlich wiedererstandenen Heiland, glich jenen, wie sie während des langen Mittelalters in zahlloser Menge entstanden sind. Es hat noch im jüngst beschlossenen Jahrhundert Sekten gegeben, deren Keim ein weit wilderer Irrtum im Bunde mit dem Betruge eines hysterischen Menschen gewesen ist, und die sich zu glänzender Blüte entfalteten: man denke an die Brille „Urim und Thummim" des Joseph Smith und an seinen Fund der Mormonenbibel. Die mormonische Sekte war allerdings nur möglich in dem nüchternsten und

zugleich abenteuerlichſten aller Weltteile, Amerika. Aber die Talbrüder waren dafür auch reiner und tiefer im alten chriſtlich-europäiſchen Glaubensboden verwurzelt. Man weiß, daß Wahnſinn ganze Völker ergreifen kann, um wie viel mehr ſolche kleine Gemeinden. Es iſt ein pſychiſches Fieber, das ſich fortwährend ſteigert durch Anſteckung. Kindlein, liebet euch untereinander: gemeinſamer Glaube, gemeinſamer Irrtum, gemeinſamer Wahn nähren eine gemeinſame Liebesflamme, die, je nachdem, leuchtend, wärmend oder auch freſſend iſt und in deren Glut mitunter auch Götze und Tempel verbrennen. Die Brüder beteten, hatten Geſichte, deuteten Träume, legten Sündenbekenntniſſe ab. Es kamen auch Kranke, denen ſie durch Handauflegen zu helfen glaubten. Herrnhutiſche Büchelchen, Loſungen und Lehrtexte fanden den Weg in ihren Kreis: aus ihnen, ſowie aus der Bibel, ſtachen ſie Stellen und orakelten. Natürlich liefen auch einige mit, die mehr freiwillig, als aus innerer Notwendigkeit in dieſen Wahnſinn hineinwuchſen, der ihnen eine ungeahnte Erhöhung ihres Daſeins gab, andere wurden betört durch den Reiz der Heimlichkeit.

Dibietz, Anton und Martin Scharf, ſowie Schmied John und der Müller Straube bildeten einen engeren Ausſchuß und zogen ſich öfters, zu beſonderer Beratung, in ein Hinterzimmer der Mühle zurück. Hier, über dem Rauſchen des Mühlenrades, nahm der Wahn ſeine feſteſten Formen an, obgleich der Müller ſpäter bei ſeinem Verhör das Bekenntnis ablegte: er habe eigentlich ſeltſamerweiſe alles immer zugleich geglaubt und auch nicht geglaubt. Es wurde ſpäterhin durch Gerichtsperſonen, die Hausſuchung hielten, in der Schublade des Beratungstiſches im Hinterzimmer ein liegengebliebenes Schriftſtück entdeckt, das, in der Handſchrift des Dibietz, das Glaubensbekenntnis der Talbrüder darſtellte. Es wich von dem allgemeinen proteſtantiſchen Glaubensbekenntnis nur in wenigen Punkten ab und zwar in Artikel ſieben bis zehn. Der ſiebente lautete: „Wir glauben an die

Kräfte und Gaben des ewigen Evangeliums, das heißt, an die Gabe des Glaubens, der Erkenntnis von Geistern, der Prophezeiung, der Offenbarung, der Gesichte, der Heilkraft, der Zungen und der Verdolmetschung der Zungen, der Weisheit, der Barmherzigkeit, der Bruderliebe." — Folgender war der achte Artikel: „Wir glauben, daß das Geheimnis vom Reiche Gottes bis heut noch nicht offenbart ist. Wir glauben und wissen aber: die Stunde der Offenbarung ist nahe. Gott hat seinen Sohn in die Welt gesandt. Fürwahr, er trägt weder Gestalt noch Schöne, sie aber halten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert wäre. Es sind solche unter uns, denen der Geist gegeben hat, ihn mit leiblichen Augen zu sehen. Dieser wird das Geheimnis verkündigen. Er ist der Verachtesten einer unter den Menschen, wir aber loben seinen Namen: Emanuel." Wichtig ist noch der neunte Artikel: „Wir glauben an die Aufrichtung Zions und die tausendjährige Herrschaft Christi auf Erden in paradiesischer Herrlichkeit. Und wir glauben, daß wir, die mit Wachen und Beten hier Versammelten, den leiblichen Tod nicht sterben werden, bevor der Herr seine Verheißung wahr macht."

Die Brüder vergruben sich in die Bibel. Wer lesen konnte, nahm je nachdem die Evangelien, die Episteln oder die Offenbarung des Johannes vor. Sie forschten im Neuen Testament, sie forschten im Alten und alles natürlich gliederte sich in betörender, überraschender Weise zur Bestätigung ihres Irrwahns ein. Sie beteten um das Licht der Erkenntnis bei ihren Forschungen, und der Satan gab ihren Deutungen meist fälschlich den sicheren Frieden der Wahrheit. Nach der Meinung der Brüder war ihr verborgenes Leben ein wahrhaft evangelisches Dasein der täglichen Heiligung. Sie verrichteten, wie gesagt werden muß, täglich die Zeremonie des Brotbrechens, und jedesmal, wenn sie zu tafeln begannen, tranken sie aus einem bestimmten Becher den Erinnerungswein des Abendmahls. Diese Tatsache erregte, als sie später bekannt wurde, sicherlich nicht mit Unrecht, ganz besonderes

Ärgernis. Allein man wird als mildernden Umstand gelten lassen, daß es in wahrer Ekstase und in jener wundergläubigen, legendären Einfalt geschah, die eine törichte Glaubenshandlung der Armen im Geist zuweilen zu einer Gott wohlgefälligen Handlung umbildet und Gnade vor seinen Augen finden läßt.

Wenn jemand die Talbrüder in ihren Andachten beobachtet hätte, er würde zuweilen Eindrücke aufgenommen haben, verbunden mit einer wahrhaft frommen Erschütterung, wie sie uns etwa aus den plastischen Werken der deutschen Gotik oder aus den Reliefs im Naumburger Dome zuteil werden. Maler und Plastiker der kirchlichen Kunst hätten sich vor einer Sammlung alter, wundervoller Modelle gesehen, aus niederem Stande, derb und treuherzig, wodurch ihnen vielleicht etwas von jener frommen Einfalt und Kraft wieder zuteil geworden wäre, die in den deutschen Werken des Mittelalters so unwiderstehlich wahr und erhebend ist.

Im Kreise der Brüder wurde natürlich das Geheimnis des Reiches auch vielfach vermutungsweise ausgestaltet. Die tätige, unverbrauchte Phantasie der versammelten Gläubigen ließ ein geduldiges Harren auf die Erfüllung ihrer glühenden Hoffnung nicht zu. Sie hatten, ohne es sich einzugestehen, auf diese Erfüllung, wie auf eine Karte, ihr ganzes Vermögen gesetzt, und wußten, sie würden es einbüßen, sofern das Spiel, das sie spielten, verloren ging: — und so mußte es kommen, daß mit Bezug auf dies Anlagekapital Sorgen und Kümmernisse, Fragen und Antworten laut wurden. Das Herz der Besitzer hing noch daran, und es wurde nicht selten durch die Anwartschaft des tausendjährigen Himmels auf Erden beschwichtigt.

In rührender Weise regte sich nun unter diesen Leuten, die sich alle für Auserwählte hielten, Eifersucht. War doch vorerst das Paradies nichts weiter, im ersten Jahrtausend seligen Daseins, das ihnen bevorstand, als die von Mängeln befreite alte, geliebte Erdenwelt, wo endlich die Ersten die

Letzten und die Letzten die Ersten sein würden, nach der Verheißung. Deshalb genießt wohl hauptsächlich die Idee des tausendjährigen Reichs bei den Enterbten und Entsagenden dieser Welt ihre besondere Popularität. Statt ihrer gezwungenen Entsagung und Enterbung setzen sie eine Art Freiwilligkeit, für die sie sich dann die Erbschaft und die Fülle sinnlichen Lebens, auf die sie verzichtet zu haben behaupten, hundertfältig, und wenn auch nur in der Einbildung, und zwar in gangbarer, irdischer Münze zurückerstatten ließen. Da wollte nun natürlich insgeheim jeder dieser armen Schlucker der Erste und nicht der Letzte sein.

Die Mitglieder der Gemeinschaft der Talbrüder hatten den Schritt ins Außergewöhnliche nun einmal getan. Der Gang der Gewohnheit ihres täglichen Lebens war nicht mehr und konnte ihr Dasein nicht mehr ordnen. Sie feuerten sich zudem mit schlecht verstandenen Bibelworten wie diesen an: „Wer die Hand an den Pflug leget und schauet zurück, ein solcher ist nicht vom Reiche Gottes." Sie waren entwurzelt und der fast immer irgendwo in der Mühle zum Rauschen des Wassers hörbare Kirchengesang tat natürlich das Seinige, um die Füße der Schwärmer mehr und mehr vom Boden und von jeder irdischen Möglichkeit loszulösen.

Besonders oft intonierten sie ein gewisses Tränenlied, eine wahrhafte Schwelgerei in zehn endlosen Strophen voller Tränen und Tränen. Es nimmt sich wie ein tropfender, träufelnder, alles durchnässender, grauer, alles schmelzender Regen aus:

„Tränen, Tränen, lauter Tränen
Ist der Christen Leben hier.
Die sich nach dem Himmel sehnen,
Gehn in Tränen für und für,
Tränen-Speise, Tränen-Trank,
Tränen unser Leben lang.
Wer der Menschen will erwähnen,
Der muß sagen: Tränen! Tränen!"

Und so ging es fort.

Der letzte der Verse aber lautete:

„Tränen, o ihr lieben Tränen!
Nun es sei der Schluß gemacht,
Ich will euer nur erwähnen,
Als des schönsten Christen-Pracht.
Wer hier Tränen säen will,
Erntet dort der Tränen viel.
Denn die Tränen dieser Erden
Müssen dort zu Thronen werden."

Nach solchen Tränen kam dann der Aufschwung.

„Seele, mach dich heilig auf, Jesum zu begleiten, gen Jerusalem hinauf, tritt ihm an die Seiten," sangen die Talbrüder. Oder sie sangen: „Seele, raffe dich zusammen, flügele dich mit reinen Flammen, fleug in Jesu Wunden ein." Ein Lied, das sie dann ebenfalls mit Vorliebe erschallen ließen und das besonders oft vom Ruf des Pirols, vom Schmätzen des Rotkehlchens und vom Gepiepse der Finken und Meisen in den Büschen und Baumgruppen um die Talmühle begleitet wurde, war die Numero Fünfhundertzweiundvierzig eines evangelischen Gesangbuches, gedruckt zu Breslau siebzehnhundertundneunzig durch Gottlieb Korn, cum privilegio regio privativo. Und es kamen darin diese Verse vor: „Sehet, welch ein Mensch ist Gott! Sehet Gottes Klagen! Sehet seiner Seele Not! Seht sein Zittern, Zagen! Seht, wie Gott so kläglich tut: Seht sein Herze klopfen." So ging es fort mit der Wiederholung „Sehet, welch ein Mensch ist Gott!" gesungene Worte, die geeignet waren, gerade mittelst des inbrünstig schwebenden Gefühlselements und durch die derbe Realität, die sie aussagten, Illusion und Realität, Himmel und Welt zu vermischen und den Glauben an Quint zu stärken — „sehet, welch ein Mensch ist Gott!" — der den berauschten Schwärmern tatsächlich so ersehnte Gottmensch ward.

Vierzehntes Kapitel

Gleichsam zur Nachkur hatte das Gurauer Fräulein Emanuel Quint in der Gärtnerei ihrer Herrschaft Miltzsch untergebracht. Gern und gelassen war durch Emanuel ihr Vorschlag, der seine neue Unterkunft betraf, angehört und befolgt worden. Der Schloßgärtner, der übrigens alle Gärtnereien und Parkanlagen auf den Besitzungen des Gurauer Fräuleins unter sich hatte, hieß Heidebrand. Er war, wie alle Angestellten des Fräuleins, ein protestantischer, gottesfürchtiger Mann, der zudem über die mit Rosen besponnene Haustür die Bibelworte: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen!" gesetzt hatte.

Das altertümliche Gärtnerhaus war früher das Schloß der Herrschaft gewesen und ein idyllischer Aufenthalt. Dickstämmiger Efeu bedeckte die Mauern mit zweierlei Blättern und langte mit winzigen Kinderhändchen junger Schosse in das freundliche Giebelzimmerchen Quints hinein. Eine Zentifolienzüchterei, darin immer mehrere Burschen arbeiteten, war im Vorgarten untergebracht. Es gab einige endlose Reihen von Glasfenstern. Die Wege waren mit Stachelbeersträuchern und Johannisbeersträuchern gesäumt. Auf weiten Plantagen wuchs die Erdbeere. Natürlich wurde zu ihrer Zeit auch die Himbeere unter der hinteren Gartenmauer in verschwenderisch üppiger Fülle reif.

Der Pfirsich war zum Teil schon geerntet worden oder hing noch, reif, am Spalier, als Quint sein neues Quartier bezog. Herr Heidebrand hatte sich sogleich seines neuen Schützlings, mit der ihm eigenen Güte, angenommen. Er hatte ihn durch das ganze ihm unterstellte Bereich geführt und ihm eigentlich freiesten Genuß aller Früchte des Gartens anempfohlen. Er sah in Quint einen im Grunde auf den Wegen Gottes wandelnden jungen Mann, den der Satan zum Irrtum verleiten wollte, der aber sicherlich nicht verloren war.

Vom ersten Augenblick an übernahm Herr Heidebrand

Quint in eine ihm gleichsam von Gott übertragene Vormundschaft: denn es ist Überzeugung solcher Leute, immer mit einem persönlichen Gott in Verbindung zu sein und in seinem besonderen Auftrag zu handeln. So wurde Quint der Familie Heidebrand allerdings durch einen Willensentschluß des Gurauer Fräuleins, aber mehr noch durch Gottes Schickung zugeführt.

Quint hatte vom ersten Augenblick an ein Gefühl der Geborgenheit. Bald aber überkam ihn mitten unter dem Dufte des sommerlich warmen Blüten- und Fruchtgartens ein zarter, neuer, paradiesisch irdischer Hauch, der nichts an Duft und Wärme verlor, als die kleine Ruth Heidebrand, die fünfzehnjährige Tochter des Schloßgärtners, die ihm eine Karaffe frischen Wassers gebracht und nach seinen Wünschen gefragt hatte, nicht mehr im Zimmer war. Bald wurde Emanuel Quint von Mutter und Tochter Heidebrand auf eine Weise versorgt und gepflegt, als ob er im Hause Sohn und Bruder wäre.

Es ist nicht leicht, den reichen und harmonischen Inhalt jenes idyllischen Jahres wiederzugeben, das für den armen Narren in Christo nun begann: denn ungefähr von der Mitte des Sommers bis zum Herbst des nächstfolgenden Jahres hinaus, gelang es ihm, sich verborgen zu halten. Nicht ganz allerdings, aber doch so weit, daß jene Lawine des Köhlerglaubens, die er verursacht hatte, zunächst nicht wieder ins Rollen kam.

Durch die hintere Gartenmauer trat man an den Rand unendlicher, ebener Felder hinaus, zwischen denen sich einsame Pfade schlängelten, ein Gebiet, das für Meditationen eines grübelnden Sonderlings durchaus geschaffen war. Mehrere Pforten der vorderen Mauer verbanden die Gärtnerei mit dem Park, der sich mit englischen Rasenflächen und alten Bäumen um einen Wasserspiegel ausbreitete, auf dem ein ruderndes Schwanenpaar und der Widerschein der weißen Fassade des Schlosses zu sehen war. Dieses Schloß

war meiſt unbewohnt. Es wurde aber auf Befehl der Gurauer Dame in bewohnbarem Zuſtand erhalten. Ihr Bruder, der bei einer Durchquerung Afrikas ſein Leben einbüßte, hatte es ſeinerzeit gern bewohnt und eine Bibliothek darin angelegt, die ſeither aus Pietät durch die Schweſter ſorgſam gepflegt und bereichert wurde. Bibliothekar war jeweilen der Paſtor des Dorfes Krug in der Nachbarſchaft, das zum Patronat des Fräuleins gehörte.

Am fünften Tage nach der Ankunft Emanuel Quints hatte ſich das Gurauer Fräulein eingefunden. Sie war in die Gärtnerei gekommen und hatte perſönlich den armen Tiſchlersſohn ins Schloß herüber geholt. Wenn ſie mitunter auf eine ſo überraſchende Weiſe in einem ihrer Schlöſſer erſchien, ſo pflegten ihre Beamten zu ſagen: ſie hat ihren reſoluten Tag. Dann ſprach ſie niemals von Religion, ſondern es wurden praktiſche Dinge mit trockenen Worten ins Werk geſetzt, feſte Entſchlüſſe, die das Fräulein mit Gottes Hilfe und mit Hilfe ihres ſcharfen Verſtandes und geraden Herzens bei ſich in ſtillen Stunden gefaßt hatte.

Was ſie mit Emanuel durchgeſprochen hatte, als ſie mit ihren trippelnden Füßen und ohne ihre Geſellſchafterin neben Emanuel durch den Park und durch die Räume des Schloſſes ſchritt, wußte man nicht. Nur hatte ſie ganz beſonders lange mit ihm in der Bibliothek geweilt, und der Schlüſſel dazu ward dem unglückſeligen, falſchen Propheten, ſpäter, in ihrer Gegenwart, feierlich durch den Kaſtellan des Schloſſes eingehändigt. Abends hatte ſie Quint und den alten Herrn Heidebrand zu Tiſch. Der Obergärtner erfuhr bei dieſer Gelegenheit, was ſie mit jenem für Abſichten hatte: ſie waren entſchloſſen und generös, ebenſo eigenſinnig und unwiderſprechbar, wie es in ähnlichen Fällen von ihr nicht anders erwartet wurde. Sie ſagte: „Emanuel, betrachten Sie ſich bis auf weiteres als mein Pflegekind. Ich habe dabei den Gedanken, daß Sie ein Menſch ſind, der Gelegenheit finden muß, ſorglos an ſeiner Bildung zu arbeiten. Ich lege Ihnen

jedoch, die Art betreffend, wie Sie das anfangen wollen, nicht die geringste Beschränkung auf. Bis Sie gesund sind, sollen Sie hier bleiben. Wünschen Sie dann in irgendeine Schule zu irgendeinem Lehrer zu gehn, dies oder jenes zu studieren, so biete ich Ihnen zu alledem jetzt schon im vorhinein alle Mittel an. Mein Bruder war auch ein Sonderling. Und wenn ich es nicht selber wüßte, so hätte ich es doch von ihm im Ohr, daß gewissen Naturen mit Zwang und Drill und Programm nicht geholfen ist. Sie werden den Weg zum Guten schon selbst finden. Aber lernen Sie, lernen Sie, lernen Sie! In Ihren Augen, mein lieber Quint" — sie mußte bei diesen Worten wegblicken! — „liegt etwas, das mich mit einem gewissen Geist erfüllt. Vielleicht werden Sie für die Menschheit, mit dem, was Sie in sich tragen, noch einmal von bedeutungsvollem und segensreichem Einfluß sein. Doch eh dies sein kann, tut es not, daß man das Getriebe der Welt und der Menschen kennen lernt.

Sie brauchen deswegen nicht Missionar zu werden! Gott mag Sie führen. Wie gesagt, ich denke in Ihrem Fall nicht im entferntesten an äußeren oder inneren Zwang. Sie würden uns auch sehr schnell entgleiten, wie ich ja weiß. Besuchen Sie mich, wenn Sie mit mir sprechen wollen, oder sehen Sie sich nach anderem Umgang um. Pastoren oder auch nicht Pastoren. Hauptsache bleibt, daß einer mit Leuten umgeht, von denen er lernen kann."

Mit ruhigem Ernste, der von einer fast beängstigenden Klarheit war, hatte Quint den freundlich resoluten Reden der Dame zugehört und mit einem sinnenden Frieden, in den ein leises Lächeln gewoben war, begab er sich mit Heidebrand unter das gastliche Dach des Gärtnerhäuschens zurück.

Er hatte schon aus dem Krankenhause gewisse bessere Lebensgewohnheiten mitgebracht, die sich in dem bürgerlich gutgeführten Heidebrandschen Hause noch mehr verfeinerten. Die Mittagsmahlzeit nahm er meist am Fa-

milientisch, wobei ihm ein gesittetes Betragen durchaus natürlich war. Übrigens begann man nach alter, christlicher Sitte, stehend mit dem lauten Gebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast!“ wodurch sich der Mahlzeit überhaupt ein schlichter und reiner Anstand aufprägte. „Wißt Ihr denn,“ sagte Quint eines Tages bei dieser Gelegenheit, nachdem der Obergärtner, dessen Gattin, die Tochter Ruth und er selbst sich nach dem Gebete niedergelassen hatten, „wißt Ihr denn, daß wirklich Jesus so gerufen, jedesmal unter euch zu Gaste ist?“ — Und er hatte in folgender Weise fortgefahren:

„Mit diesem Gebet zu Beginn wird eigentlich jede Mahlzeit zu nichts geringerem, als zum heiligen Abendmahl. Entweder Jesus ist auf eure Bitte hin unter euch getreten, und dann vollzieht sich hier das Sakrament des heiligen Abendmahls! oder er ist trotz eures Rufes ferne geblieben, und dann habt ihr nicht im rechten Geiste gebetet und seid ihm so fern, wie er fern von euch ist! Wer aber unwürdig isset und trinket, der isset und trinket sich selbst das Gericht.“

Der bärtige Hausherr und Vormund suchte solche Gespräche meist abzulenken. Er war zu sehr ein Mann der häuslichen Frömmigkeit, deren Grenzen nicht sehr weit außerhalb des Gartenzaunes gezogen waren. Auch nahm er an und war auch hinlänglich in dieser Beziehung vorbereitet worden, daß in Quintens Geist eine morbide Stelle sei, die verheilen müßte, ehe von ihm etwas wahrhaft Nützliches für das Reich Gottes zu erwarten war. Ihn trat, so oft der Narr in Christo von der Gegenwart Jesu redete, immer ein leiser Schauder an. Viel eher als Jesus schien ihm in einem solchen Augenblick der Versucher, der Fürst des Abgrunds, gegenwärtig zu sein.

Die Gattin des Gärtners wußte sich dem eigentümlichen Wesen Emanuels gegenüber nicht in so klarer Weise zu fassen. Sie schwankte, so oft es krankhaft aufflackerte, zwischen Schrecken und einer Art Gläubigkeit. Ruth hörte die Eltern oft bis tief in die Nacht im Schlafzimmer ihre Ansichten friedlich gegeneinander setzen und aus dem, was

durch die dünnen Wände des alten Fachwerkbaues vernehmlich ward, sowie aus vielen Gesprächen, die sie selbst mit der Mutter geführt hatte, wußte sie, wie diese, im Hinblick auf Quint, in ernsten Gewissensnöten war.

Die kleine Ruth war ein liebliches Kind, das in jenen Wochen, wo Quint im Hause der Eltern Wohnung nahm, sich zur Jungfrau umbildete. Also durchlebte sie jene gefährliche Frühlingszeit, wo Knospe und Blüte sich hervorwagen und alles duftige, blühendzarte sich dem Wechsel von Eis und Glut, von paradiesischer Wonne, wilden Stürmen und Hagelschauern unschuldiggläubig entgegensetzt. Ein junger, zwanzigjähriger Arzt, ein Pfarrerssohn aus der Nachbarschaft — einziges Kind des verwitweten Pastors Beleites von Krug, desselben, der die Bibliothek auf dem Schlosse verwaltete! — kannte das Mädchen von Kindheit an und hielt sein Auge auf es gerichtet. Die Eltern sahen gern, wenn der stille und strebsame junge Mann sie besuchen kam. Sie fühlten wohl, worauf er hinaus wollte und daß er in seiner standhaften Treue innerlich mit dem Umstande rechnete, nach einer Reihe von Jahren, gerade dann im Besitze einer gesicherten Existenz zu sein, wenn Ruth die volle, weibliche Reife erlangt haben würde. Dies tat ihnen wohl und sie sahen in ihm bereits einen Sohn.

In jenen Tagen durchlebte der junge Arzt nach bestandenem Staatsexamen beim Vater eine längere Ferienzeit und da er die Bibliothek benutzte, kam es, daß er fast täglich für längere oder kürzere Zeit im Gärtnerhause bei Ruth erschien. Er, als der erste, bemerkte im Wesen des Mädchens eine tiefe Veränderung. Der arme Junge, der die Kleine immer nur als ein unschuldig offenherziges Wesen gekannt hatte, fand sie nun oft in einem Zustand dumpfer Befangenheit. Er erklärte sich das im Anfang aus ihrem kritischen Alter, mit Hilfe seiner neugewonnenen, ärztlichen Wissenschaft, aber da er ein gesunder und kräftiger Jüngling war und in der Vorfreude auf die seiner wartende Ferienzeit eigentlich mit

den ersten Zeichen erwachender Glut gerechnet hatte, mußte er sich nun doch im Gegenteil, deutlich spürbar, ein Erkalten eingestehen.

Zwischen den Rosenkulturen bemerkte er in den ersten Tagen einen sonderbaren Gärtnergehilfen, den er dann auch am dritten, vierten Tage, am Tisch des Hauses, zu seinem Erstaunen, wiederfand. Als er nach Tisch mit der dunkeläugigen, schlanken Ruth, die ein bleiches Aussehen hatte, im Park, am Ufer des Sees, die weißen Schwäne mit trockener Semmel fütterte, suchte er einige Auskunft über den Neuling zu erhalten: ein Unterfangen, womit er bei Ruth durchaus nicht zum Ziele kam. Am Abend nach Hause zurückgekehrt, sprach er mit seinem Vater davon.

Pastor Beleites war, trotz seiner fünfundsechzig Jahre, ein kerniger und robuster Mann, der in allem, was sich nicht auf das Dogma bezog, einen höchst gesunden Verstand entwickelte. Er lachte, als ihm sein Sohn von dem Pensionär in der Gärtnerei zu erzählen begann und meinte, daß es ein Unglück für die „beati possidentes" wäre und so auch für seine geehrte Kirchenpatronin, ohne Bedenken jede Marotte durchsetzen zu können. Dann erzählte er ihm die sonderbare Geschichte Quints, so weit ihm diese bekannt geworden war, und vergaß im Bewußtsein der theologischen Bildung, die er selber genossen hatte, und während er die Ereignisse um Quint als einen ärgerlichen Unfug bezeichnete, welche Verheißung den Armen und Schwachen im Geist durch Jesum selber geworden war.

Der junge Beleites hatte psychiatrische Kurse durchgemacht. Er stellte fest, Quint sei mit degenerativen Zeichen behaftet. Es war ihm sogleich, als er ihn zwischen den Rosen sah, aufgefallen. Er habe außerdem zweifellos einen Wasserkopf. Der junge Arzt hatte noch einen Rest der, von den Eltern stammenden, Rechtgläubigkeit, immerhin war der ehemalige Besitz daran, während der Studienjahre, beträchtlich zusammengeschmolzen. Deshalb betonte er jetzt die Gefahr,

die für den gesunden Geist eines religiösen Hauses durch die Gegenwart eines Menschen gegeben sei, der an religiösem Wahnsinn leide. „Mache du etwas," sagte der Vater, „gegen diesen Geist einer mißverstandenen Wohltätigkeit."

Und wirklich versuchte Hans Beleites schon bei nächster Gelegenheit etwas auf seine Weise dagegen zu tun. Er ließ sich zunächst von der kleinen Ruth, nicht ohne, um sie sicher zu machen, Glauben zu heucheln, die Abenteuer des Fremdlings bestätigen. Sie tat das mit einer großen, kindlich naiven Begeisterung. Es war am Rande eines Feldwegs hinter dem Garten, unter den wogenden Halmen eines Weizenfeldes, das kurz vor der Ernte stand. Ruth schwärmte. Sie zog ein winziges Neues Testament der britisch ausländischen Bibelgesellschaft hervor und bekam große hektische Flecken am Halse. Hans Beleites hielt ihr ein medizinisches Privatissimum. „Höre," begann er, und nahm ihr unerwartet zunächst das Neue Testament aus der Hand, „so kann es mit uns nicht weiter gehn. Erstens nimmst du, nach einem Rezept, das ich schreiben werde, Eisen, mein Kind. Was du brauchst, das sind rote Blutkörperchen. Ferner verbiete ich dir für die nächsten Monate, irgend etwas, ja selbst die Bibel zu lesen. Du bist immer ein bißchen überspannt gewesen und kommst in ein Alter, wo Überspanntheit doppelt gefährlich ist. Ich werde mit deiner Mutter sprechen und sie bitten, daß man dich von jetzt an möglichst mit Kirchengehen, Kirchhofsbesuchen, Kirchenlieder absingen und ähnlichen Dingen verschonen möge. Der oft durchlaufene Vorstellungskreis vom Ölberg über die Geißelungen und Verspottungen zum Kreuzestod und Begräbnis des Heilands könnte für dich und dein Gemüt von verhängnisvoller Wirkung sein. Laß uns von unserer Zukunft reden, Ruth. Sei heiter. Du bist es früher gewesen ..."

Aber sie sah ihn mit aufgerissenen Augen an und verstand ihn nicht.

Er griff nun direkt die allzu große Willfährigkeit ihres

Vaters an, weil dieſer Quint bei ſich aufgenommen hatte. Er gehöre ins Diesdorfer Rettungshaus. Er nannte ihn einen kretinhaften Menſchen, deſſen ſchwachſinniger Wahn immerhin in der Nachbarſchaft jugendlich unreifer Menſchen möglicherweiſe anſteckend ſei. Es ſeien, ſagte er, in der Schweiz und in Frankreich jüngſt Fälle eines Wahnſinns zu zweien, zu dreien und zu vieren bekannt geworden. Die weiteren Äußerungen des jungen Beleites über Quint ſteigerten ſich in einen natürlichen Ärger hinein und ließen an Offenheit nichts zu wünſchen. Sie troffen gleichſam von eigener Überhebung und von Geringſchätzung für Emanuel Quint.

Er hätte noch lange kein Ende gefunden, aber er ſah ſich plötzlich allein. Ruth war entflohen und ſo blieb dem Jüngling nichts weiter übrig, als einigermaßen beſchämt davonzugehn.

Am folgenden Tage ſuchte er mit Frau Heidebrand das gleiche Geſpräch wieder aufzunehmen. Es gelang ihm auch: aber der Erfolg, den er bei der immer ein wenig ſorgenvollen Mutter mit ſeiner Anſicht von Quint und ſeinen Warnungen hatte, enthüllte ihm, wie ſehr der Einfluß des närriſchen Menſchen auch hier im Wachſen war. Sie ſagte: „Es kann wohl ſein, daß Sie recht haben, guter Hans. So viel iſt gewiß: Sie hätten Ruth gegenüber zurückhalten ſollen. Sie haben das Mädchen, durch Ihre vielleicht etwas harten Worte über unſeren Pflegling, kopfſcheu gemacht. Das Kind iſt mir förmlich krank geworden. Ich rate Ihnen, wenn Ihre alte Kameradſchaft nicht leiden ſoll, reden Sie mit Ruth niemals mehr ein Wort über Quint.“

„Sie müſſen nicht denken, lieber Hans,“ fuhr die Frau Obergärtnerin fort, „daß über Emanuel Quint beſtimmt zu urteilen eine leichte Sache iſt. Gehen Sie, treten Sie ihm gegenüber. Ich bin überzeugt, Sie finden einen ſchlichten, beſcheidenen Menſchen, ohne alle Überſpanntheit an ihm. Papa hat ihm einiges in der Gärtnerei beigebracht: das Oku-

lieren von Zentifolien. Sie können ihn auch mit der Heckenſchere und mit dem Grabſcheit ſehn. Aber ohne daß er eigentlich ſich irgendwem annähert, merkt man es den Gärtnerburſchen und Arbeitern an, auch vielen Leuten drüben vom Gut: ſie wollen gern alle in ſeiner Nähe ſein. Sie müſſen mal kommen, wenn Feierabend iſt. Da ſitzt er mitunter hinten im Feld, wo der Grenzſtein iſt und hat vierzig bis fünfzig Kinder um ſich, denen er unermüdlich kleine hübſche Geſchichten erzählt. Man kann ſich nämlich da ganz ruhig hinzuſetzen und kann ihm zuhören. Es ſtört ihn nicht. Und wenn Sie da irgendetwas finden, lieber Hans, was auf Irrſinn oder auf Schwachſinn oder auf eine überhebliche fixe Idee deutet, ſo ſollte mir das verwunderlich ſein."

Schon am nächſten Abend wurde der Vorſchlag der Frau Obergärtnerin ausgeführt.

Die Unke rief. Die Grillen feilten und ſchrien im Roggſtoppel. Durch die hohen Wipfel des nahen Parkes ging ein warmer, nächtiger Abendwind. Am blaſſen Himmel ſtand rund der Mond. Noch herrſchte des Tages Helligkeit, aber die Sonne, der Quell des Lichts, war untergeſunken. Quint hatte den größten Teil des Tages mit dem Schäfer des Guts bei den Schafherden draußen auf den Feldern zugebracht. Als er an der Spitze einer nach hunderten zählenden Herde in der Nähe des Gutes erſchien, hatten die Kinder ihn ſchon erwartet. Er ſchritt aber weiter, der Herde voran, und geleitete die trippelnde, trappelnde Maſſe durch den Torweg in den Hof und, begleitet vom Schäferhunde, durchs offene Tor in den Schafſtall hinein.

Der Schäfer ſelbſt folgte mit einer zweiten Schafherde. Er rief der Frau Obergärtner zu, die mit Ruth und Hans bei den Kindern ſtand: er habe nun einen Schäferknecht, mit dem er ſehr zufrieden ſein könne. Man weiß, daß gute Schäfer gute Tierärzte und Chirurgen ſind, und dieſer würdige und erfahrene alte Mann, allgemein nur unter dem Namen der Miltzſcher Schäfer bekannt, hatte ſchon manchen Knecht

und manche Magd, die Schaden erlitten hatten, verbunden und manches gebrochene Bein kunſtgerecht angeheilt.

Als Quint vorüberkam, hielt ſich Ruth, mit merkbaren Zeichen der Erregung, voll Leidenſchaft an die Mutter geklammert.

Hans geſtand ſich, daß der Eindruck des vorüberſchreitenden ſeltſamen Hirten an der Spitze der Herde von außergewöhnlichem Eindruck geweſen war. Es fehlte nicht viel, ſo hätte der junge Arzt, getroffen von der bibliſchen Glorie, die das bukoliſche Bild umgab, reſpektvoll den Strohhut vom Kopf genommen. Natürlich ſuchte er ſogleich nach Symptomen, die eine bereits vorausgeſetzte Diagnoſe beſtätigen konnten, fand jedoch, daß der jeſusähnliche Eindruck, den Emanuel machte, nicht leicht auf gekünſtelte Äußerlichkeit zurückzuführen war. Die Sucht, ſich von den Mitmenſchen zu unterſcheiden, äußerlich aufzufallen, ſieht nämlich der Pſychiater als krankhaft an. Emanuel trug einen ſpitzen Bart am Kinn, der mit einem leichten Bartflaum über der Oberlippe verbunden war. Seine Naſe war ſpitz und lang. Er hatte gewölbte, buſchige Brauen. Sein Auge blickte groß, aber gütig und ohne erſtaunt zu ſein. Vielleicht lag in dem etwas zu lang gewachſenen Haupthaar eine gewiſſe Abſichtlichkeit. Der Bart dagegen war kurz und gepflegt und ebenſowenig konnte das offene Hemd, das kurze Beinkleid, der Umſtand, daß Quint einen langen Stab in der Rechten trug und barfuß ging, als abſichtlich gedeutet werden. Auch der andere Hirt trug einen Hirtenſtab und hatte, wie Quint, die ausgezogene Jacke über die linke Schulter gehängt. In die Gewohnheit, barfuß zu gehen, fiel Quint mit vollem Bewußtſein mitunter zurück. Er ſagte, er wolle mit den Kräften der Muttererde verbunden bleiben.

Man konnte nun ſehen, wie ſich der neue Hirt im Hofe, am laufenden Brunnen, mit Sorgfalt Hände und Antlitz wuſch, worauf er kam und lächelnd Frau Heidebrand, Ruth und dem jungen Doktor die Hand reichte. Die Kinder drängten ſich

um ihn heran. Die Art, wie er diesem Flachskopf durchs Haar, jenem über den Nacken fuhr, dieser hübschen Elfjährigen seine Hand reichte, jenes Kleine vom Arm der älteren Schwester nahm, um es nieder ins Gras zu setzen: alles das war, wie wenn ein erfahrener Hirt Ordnung, Friede und Schutz unter seine Herde bringt. „Setzt euch", hieß es dann: „Wie lange haben wir heute noch Zeit bis zum Abendbrot, Frau Heidebrand?" Die Antwort erfolgte und er begann, selber auf einem Grenzstein Platz nehmend.

„Liebe kleine Mitmenschen," sagte er, „Menschensöhne und Menschentöchter, der zu euch spricht und der bei euch ist, ist des Menschen Sohn. Lasset die Kindlein zu mir kommen, spricht er, und wehret ihnen nicht, denn solcher, sagt er, ist das Reich Gottes. Ihr Kleinen, ihr habt das Gottesreich, ihr Kinder habt es und sollt es verbreiten. Alle eure Augen, lieben Kinder, sind wie ein himmlischer Quell für mich. Zwar auch Böses habt ihr in eurem Innern, denn irgendwo, irgendwann ward in die reine Schöpfung des lieben Herrgotts Unkraut unter den Weizen gesät." Und Quint erzählte das Heilands-Gleichnis unter allgemeiner Spannung der Kinderherzen, vom bösen Feind, der das Unkraut unter den Weizen gesät hatte. „Ich halte euch eine Kinderpredigt," fuhr er fort, „allein ich gebe euch Worte, während ihr mir den Quell eures Schweigens, den Quell eures Wartens, den Quell eurer Kindheit gebt. Wenn ich aus diesem Quell in das Gefäß meiner Seele schöpfe, so schöpfe ich Klares in Getrübtes hinein." Und er nahm eins der kleinen Knäbchen auf seinen Schoß. „Es ist gesagt, wer sein Kind lieb hat, der züchtige es. Ich aber sage euch, wer ein Kind züchtigt, der ist gezüchtigt. Des Menschen Sohn erhebt seine Hand nicht wider euch, außer um euch zu heilen oder zu streicheln. Das aber ist die heilende Kraft des Menschensohns, daß er die Keime des Bösen in euch ausrottet, damit sie nicht mit dem Himmelreich wachsen, das in euch gegründet ist. Wahrlich, wenn ihr nicht werdet wie dieses Kind" — er hatte die Hand

auf dem Scheitel des Knaben, der ihm auf den Knien saß, und blickte gegen Frau Heidebrand, Ruth und den jungen Beleites hin —, „so bleibt ihr ferne vom Himmelreich.“ Im weiteren war es, als ob er seine Worte gegen die Gruppe der Erwachsenen richtete, zu der nun noch Herr Heidebrand und der Schloßkastellan hinzutraten.

„Kindlein, liebet euch untereinander.“ Emanuel sprach in jenem schlichten, natürlichen Ton, der in keiner Weise an die Pathetik der Kanzel erinnerte. Er entwickelte nun, wie es in bezug auf das, was die Kinderseele ausmache, verschiedene Phasen in der Entwickelung eines Menschen geben könne. Die erste Phase schließe die wirkliche, körperliche Kindheit ein. Aber schon diese äußerlich unbezweifelbare Kindheit verbürge nicht immer die wahre Kindheit der Seele. Wo sie vorhanden wäre, ginge sie aber im natürlichen Lauf des Wachstums auch wieder verloren, in jenem Alter, wo das schmerzensreiche Wesen der Welt sich dem Jüngling aufschließe. Diese Zeit mit ihren Erfahrungen mache manchen für immer alt und raube ihm so für immer das Himmelreich. So verknöcherte Leute könne man denn allenthalben mit bittrer und harter Miene an ihr Tagewerk schreiten sehen. In einem dritten Stadium, behauptet Quint, werde die Kindschaft derer, die Gott lieb hätte, wieder gewonnen. Und wo sie nun wieder erblühe, blühe sie schöner und reicher auf. Dies sei die Kindheit jenes Jüngers Johannes, der das Geheimnis des Reiches Gottes unwissend in seiner Seele trug, und den der Heiland besonders lieb hatte.

Der junge Beleites wußte nicht recht, was er aus dem Eindruck, den er empfangen hatte, machen sollte. Freilich war der Umstand dieser Kinderpredigt an sich etwas sonderbar, davon aber abgesehen, ergab sich nichts, was der Arzt für irgendein Krankheitsbild verwerten konnte. Allerdings war es ungewöhnlich, daß ein Mensch aus niederem Stande von schlechtem und bleichem Aussehen, der nur eine Dorfschule besucht hatte, solche Worte fand: aber er sprach sie ohne

jedwede Exaltation, und was ſie ausdrückten, gab zu denken. Wäre die kleine Ruth nicht geweſen, vielleicht hätte ſich Hans Beleites an den eigentümlichen Menſchen herangemacht: ſo aber erbitterte und erſchreckte ihn die merkbare Abhängigkeit, darin Ruth zu ſtehen ſchien und die den Narren zum Gegenſtand ſeiner Eiferſucht, zum Rivalen machte.

Eines Tages traf er ihn in der Bibliothek. Von der Erlaubnis, dieſe ganz nach Belieben zu benutzen, hatte Emanuel in ausgiebiger Weiſe Gebrauch gemacht. Er ſaß gewöhnlich mehrere Stunden am heißen Nachmittag in dem kirchenſchiffartigen Raume, deſſen Wände unter Bücherrücken verſteckt waren, las, oder ging gedankenvoll auf und ab, irgendein offenes Buch in der Hand. Der Miltzſcher Schäfer hatte damals grade eine Kur gemacht, jener faſt wunderbaren Art, die von der großen Zunft der approbierten Ärzte meiſt mit Unglauben und Verachtung aufgenommen wird. Der bäuriſche Gutsbeſitzer Fritſch aus der Nachbarſchaft war von einer Fliege geſtochen worden. Man hatte ihn mit ſeinem bis zur Schulter blau geſchwollenen Arm in die chirurgiſche Klinik eines berühmten Arztes in Breslau gebracht, der Amputation des vergifteten Gliedes für die einzige Rettung erachtete. Einen Arm aber, wenn auch nur ſeinen linken, verlieren, wollte der eigenſinnige Bauer indeſſen nicht: er ließ ſich zum Miltzſcher Schäfer bringen, und dieſem gelang es in der Tat, trotz der hoffnungsloſen Prognoſe des Stadtarztes, ihm das Leben zu erhalten und zwar mit ſamt ſeinem, einſtweilen nur noch ein wenig ſteifen Arm.

An dieſe Geſchichte glaubte der junge Beleites nicht. Er benutzte ſie deshalb als Anknüpfungspunkt. Wobei ſeine inſtinktive Abſicht darin beſtand, Gegenſätze hervorzurufen.

Seine Äußerungen über den Schäfer ſtrotzten von jugendlicher Hitze und Überheblichkeit. Indem er, ohne daß es jemand herausforderte, den Stab über die geſamte Kurpfuſcherei des Schäfers brach, gelang es ihm doch nicht,

einen Gegner in Quint zu finden. Dieſer meinte: der Breslauer Arzt, ſowie der Miltzſcher Schäfer hätten beide nach beſtem Wiſſen Gutes tun wollen und Gutes getan, aber das Beſte ſtünde bei Gott. Im übrigen ſagte Quint, der den jungen Beleites mit ſchlichter Wärme begrüßt hatte, daß nach ſeiner Anſicht von allen Berufen der Beruf des Arztes der edelſte wäre. Er ſchloß: „Ich beneide Sie um den Weg, den Sie vor ſich haben, den Lebensweg der Barmherzigkeit". Von dieſer Seite hatte der junge Beleites, der immer nur hausbacken bürgerlich auf eine auskömmliche Exiſtenz hinarbeitete, ſeinen Beruf noch nicht aufgefaßt. Quint aber entwickelte ihm in der Bibliothek, wie der wahre Arzt des Körpers auch immer ein Arzt der Seele wäre.

Dann ſprach er weiter, indem er auf bibliſche Dinge überging und dabei die Gebiete des Körperlichen und Geiſtigen dermaßen durcheinander mengte, daß es dem jungen Arzte der Inbegriff überſtiegner Verwirrung ſchien. Dabei waren, deutlich hörbar, abſurdeſte Dinge mit unterlaufen. Zum Beiſpiel: wer nicht Tote erwecken könne, ſei kein Arzt: Ein Wort, wodurch für den jungen Beleites die Grenze der Geſundheit zum Wahnwitz überſchritten war.

Dem jungen Menſchen gelang es nicht, das Ehepaar Heidebrand von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Schwärmer aus dem Hauſe zu ſchaffen. Selbſt der würdige Obergärtner meinte nur immer: er finde beim beſten Willen nichts Übles an ihm. In der Tat konnte niemand gefunden werden, der unauffälliger als Quint in jenen Zeiten ſein Daſein hinbrachte. Seine Lebensgewohnheiten geſtalteten ſich im Hauſe der Heidebrands mehr und mehr nach der Seite der Bürgerlichkeit. An ein ſauberes Zimmer und Bette gewöhnt, hatte er auch durch die ſorgende Güte des Gurauer Fräuleins die Annehmlichkeiten ſauberer Wäſche und guter Kleider kennen gelernt. Wuſch er ſich ſchon über dem Waſſertrog ſeines Elternhauſes mit beinahe prieſterlichen Gefühlen der Reinigung: jetzt fiel ihn ein wahrer Reinlichkeitsfanatis-

mus an. In einer ſeiner Gepflogenheiten lag indeſſen wohl etwas, was ihn bei dem Landvolk in den Geruch eines Menſchen bringen half, mit dem es nicht ganz geheuer wäre.

In der vierten Stunde des Morgens geht während des Monats Auguſt die Sonne auf. Wenn ſie heraufkam, erblickte ſie Dörfer im tiefen Schlaf und den nackten Körper Emanuel Quints, der bereits am Ufer des Sees aus dem Bade ſtieg. Der Ort, der Seearm, wo dieſes geſchah, atmete tiefe Verlaſſenheit und Verſchwiegenheit, nur daß in den Wipfeln der rieſigen Parkbäume in den letzten Minuten vor Aufgang der Sonne, aus vielen Kehlen begeiſterter Singvögel, die übliche Huldigung für das Tagesgeſtirn begann, jener einſam jubelnde Gottesdienſt, der immer den Aufgang der Sonne begleitet. Dies Bad war für Emanuel ein erhabenes Glück, eine paradieſiſche Seligkeit. Es war noch mehr: es war eine Feier! Und die bezaubernde Andacht dieſer Minuten heiligten ſeinen ganzen Tag.

Eines Tages trat ein Ereignis ein, wodurch der Friede des Gärtnerhauſes eine Unterbrechung erfuhr, ein Ereignis, wodurch das Ehepaar Heidebrand ſich in der Folge zu langen, ernſten Geſprächen bewogen fand, die Emanuel Quint und die Frage zum Gegenſtand hatten, ob man es in Rückſicht auf Ruth ferner verantworten könne, ihn zu beherbergen. Die kleine Ruth nämlich fiel eines Sonntags, als man kaum in der alten Landkutſche, die der Gutshof ſtellte, aus dem Kirchdorf und aus der Kirche des Paſtors Beleites nach Hauſe gekommen war, in einen gleichſam magnetiſchen Schlaf. Das fünfzehnjährige Mädchen lag bei verhangenen Fenſtern und beim Fliegengeſumm des Spätſommertages auf einem alten, geblümten Sofa ausgeſtreckt, von den beiden erſchrockenen Eltern beobachtet, die, der ſeltſamen Reden wegen, die es im Schlafe zu führen begann, die Tür des Zimmers geſchloſſen hatten. Ruth war im Leben ein ſchweigſames Kind, nun aber gehorchte ſie, wie es ſchien, einer inne-

ren Einwirkung und redete mit geſchloſſenen Augen, ſtoßweiſe, lange, zuſammenhängende Reden, die keineswegs von ihr ſtammen konnten, und die ſie nur nachzuſprechen ſchien. Die beiden Eltern ſahen einen Zuſtand wie den ihres Kindes allerdings nicht zum erſtenmal. Vor noch nicht Jahresfriſt war eine ſogenannte Somnambule mit ihrem Begleiter auf den Gütern umhergereiſt und der Obergärtner und ſeine Frau hatten im Hauſe des Oberamtmann Scheibler einer Séance mit dieſem Medium beigewohnt. Es war natürlich inzwiſchen zuweilen im Gärtnerhauſe und in Ruths Gegenwart von den wunderbaren Ereigniſſen jener Sitzung die Rede geweſen.

Darin hatte der junge Beleites recht, daß er ſich für das Nervenleiden der hübſchen Gärtnerstochter beſorgt zeigte. Freilich war die Atmoſphäre auch ohne Quint hinreichend ungeſund: wurden doch in den Kreiſen der Heidebrands faſt eben dieſelben Dinge fortgeſetzt diskutiert, die ſeinerzeit Anton und Martin Scharf in gefährliche Bahnen gedrängt hatten. Die Bibel anerkannte die Gabe der Weisſagung. Es ward verheißen, diejenigen ſollten mit Zungen reden und das Geheimnis des Reiches Gottes verkündigen, auf die der heilige Geiſt herniederſank. Überdies leugnete die Schrift eine Möglichkeit der Auferſtehung von den Toten nicht und endlich bildete die Offenbarung St. Johannis auch in dieſen Kreiſen einen ſtändig flackernden Fieberherd, der hier und da eine Seele anſteckte. Als nun die kleine Ruth in dieſen Schlaf der Verzückung verfallen war, ſtand für den naiven Geiſt ihrer Eltern eigentlich nur in Frage, ob ſie ein Werkzeug böſer oder guter Geiſter geworden ſei: mit dieſen und ihrem Meiſter, Gott, oder mit jenen und Satan in Rapport ſtünde. Schließlich im Zuhören faßte ſie Schreck und beinahe Ernüchterung. Sie gedachten den Arzt zu rufen.

Die kleine Ruth war nämlich mit niemand geringerem, als dem Heiland ſelbſt in Rapport, wenn man ihrem Gebaren trauen wollte. Mit dieſem Gebaren würde ſie etwa als

ſpaniſche Nonne Gegenſtand allgemeiner Verehrung, ja, nach und nach unzweifelhaft eine Heilige geworden ſein. Sie ſah den Heiland. Sie antwortete ihm. Er ſtand in einer Glorie reinſten Lichtes. Er richtete klare Befehle an ſie, die ſie mit kindlich beglücktem Gehorſam befolgen wollte.

Als ſie erwachte, fand ſie ſich lange nicht in die enge Umgebung zurück. Die Eltern ſagten ihr, daß ſie krank wäre und die Mutter wollte, ſie ſolle zu Bett und ſprach ihr von Flieder- und Fencheltee. Aber ſie war ganz außer ſich und kämpfte mit der Unmöglichkeit ihrer Mutter etwas begreiflich zu machen: einen Glanz, ein Erlebnis, eine Erfahrung, die außerhalb jedes menſchlichen Ausdrucksvermögens war. Sie rief immer wieder: „Ich bin nicht krank! Wie könnt ihr nur glauben, ich wäre krank, und habt doch ganz nahe hier bei mir geſtanden. Wie iſt denn das möglich, wie könnt ihr nicht wiſſen, welche himmliſche Gnade mir widerfahren iſt.“ Herr Heidebrand ſuchte zu beruhigen, die Mutter dagegen brach in angſtvolle Tränen aus. „Mutter,“ rief Ruth, „wie kannſt du nur weinen, da doch der Bräutigam nahe, ganz nahe, Mutter, hier unter unſerem Dache, und die Hochzeit bereitet iſt.“

Die Gärtnersleute erwogen nur, wen man zu Hilfe rufen, wem man den Vorfall eröffnen ſollte. Aus einem gewiſſen Inſtinkt heraus widerſprachen ſie zunächſt der Tochter nicht: ein Verhalten, das inſofern nicht ungünſtig wirkte, als ſich das junge Mädchen äußerlich und innerlich zu beruhigen ſchien. Die Eltern konnten zu keinem Entſchluß kommen. Erſtlich waren ſie immerhin abhängig und das Fräulein hatte den Sonderling Quint unter ihren Schutz geſtellt. Im übrigen waren ſie ſchlichte Leute, die Aufſehen zu vermeiden wünſchten. Endlich wußten ſie für ihren Fall nicht den rechten Arzt. Es gab in der Nähe einen Landdoktor, allein er war ein alter, wenig vertrauenerweckender Mann, der mit einigen Mitteln, die jeder kannte, auch jenen Übeln beikommen wollte, deren Wurzel der Böſe gepflanzt hatte. Seine An-

ſchauungen über das Leben des Gemüts, dieſen Verklärungen und Zerknirſchungen, waren denen der gläubigen Kreiſe ganz entgegengeſetzt. Eher ſchon hofften die Gärtnersleute auf die heilende Kraft des Gebets.

Und als ſie am Abend im Zimmer allein waren, nachdem ſie noch an Tür und Wand den ruhigen Atemzügen der kleinen geliebten Somnambule gelauſcht hatten, gingen ſie in der Stille Gott um Aufſchluß und Hilfe an. Gott aber gab ihnen ſonderbarerweiſe allmählich den feſten Entſchluß ins Herz, Emanuel Quint ins Vertrauen zu ziehen.

Die nächſtfolgenden Tage widmeten ſie der Beobachtung. Da war denn nun allerdings zu ſpüren, wie Quint ihre Tochter an unſichtbaren Banden und Ketten hielt. Ruth folgte dem Narren auf Steinwurfs Weite. Er trat aus dem Hauſe und ob ſie nun Wäſche gelegt, oder ihrer Mutter in der Küche geholfen hatte, bald darauf mußte ſie ebenfalls draußen im Freien ſein.

Sprach Quint ſie an, ſo überſtrömte das wächſerne Antlitz eine purpurne Seligkeit. Oft ſchritt ſie neben ihm durch die Treibhäuſer. Aus weiter Ferne las ſie ihm Wünſche, nicht immer richtig, von den hellbewimperten, blauen Augen ab und brachte ihm etwa ein Grabſcheit, den eiſernen Rechen oder ein anderes Gartengerät. Mit jener Maſchine, die man vor ſich herſchiebt, mähte Emanuel manchmal Teile der engliſchen Raſenflächen des Parkes ab: dann rechte die kleine Ruth Heidebrand ernſt und verſonnen um ihn herum das Gras zuſammen. Niemals aber berührte ſie ihn: wie denn auch keiner in Gärtnerei und Dominium je bemerkt hatte, daß Emanuels Hand etwa mit ihrer Hand, ihrer Schulter, ihrem Scheitel in Berührung kam.

Als eines Tages Frau Heidebrand ihrem ſeltſamen Pflegling mit merkbarer Sorge den myſtiſchen Vorfall des krankhaften Schlafs und Traumes ihrer Tochter erzählt hatte, äußerte Quint ein ſchlichtes und ernſtliches Mit-

gefühl; aber es war an ihm, auch als der Herr Obergärtner ſelbſt mit ihm redete, nicht der leiſeſte Schatten eines Schuldbewußtſeins oder davon etwas zu merken, daß etwa zwiſchen dem Seelenzuſtand der kleinen Ruth und ſeiner geheimen Narrheit ein Zuſammenhang ſei. Auch wagte man nicht, eine ſolche Vermutung anzudeuten. So ging nach dieſem Geſpräch Emanuel Quint wie bisher ſeinen ſtillen Geſchäften nach, jenen inneren, die ſeiner Umgebung verborgen waren und anderen äußeren, die man mit Augen ſah und die er ſich nach Gefallen auswählte. Und da die kleine Ruth in der Folge zunächſt nicht rückfällig ward, ſondern eher mit einer ſtillen, inneren Heiterkeit ihre Tage hinlebte, geriet ihr prophetiſcher Schlaf ſehr bald in Vergeſſenheit.

Fünfzehntes Kapitel

Eines Tages beſuchte Quint im Gärtnerhauſe Schweſter Hedwig, jene evangeliſche Pflegerin, die ihn im Krankenhauſe Bethesda gepflegt hatte. Er begab ſich mit ihr in die kleine Hütte des Schäfers hinüber, die dem Schafſtalle gegenüber lag und wo, da es Sonntag nachmittags war, ſich etwa zwanzig Landleute mit irgendwelchen Gebreſten eingefunden hatten, die den Rat des Miltzſchen Schäfers beanſpruchten. Die angeketteten Schäferhunde unterbrachen ihr wildes Gebell, als der Narr mit der Schweſter vorüberkam. Beide begaben ſich zu dem Schäfer hinein, der das gebrochene Bein eines Erntearbeiters ſchiente, den zwei Männer auf ſeinem Bette gebracht hatten. Sie begrüßten den Schäfer, er hieß ſie willkommen und ſtellte die beiden ſogleich als Gehilfen an.

Schweſter Hedwig ging dem Schäfer kunſtgerecht an die Hand, während Quint mit einigen Frauen redete, die ihm die Art ihrer Leiden eröffneten. Dabei ſchielte der Schäfer zu ihm hin und richtete Blicke auf die Schweſter, die ſie auf

Quints Betragen hinwieſen: dieſes ſchien für den Schäfer ein Gegenſtand geheimen, bewundernden Staunens zu ſein.

Während der Schäfer eifrig arbeitete, ſchrie er laut zur Schweſter hinüber durch den vom Maſſengeblök des nahen Schafſtalls erfüllten Raum: „Sie verlaſſen mich alle und wollen zu ihm!“ worauf die Schweſter bemerken konnte, wie ſogar auch jener Patient, der eben unter den Händen des Schäfers war, zu Emanuel Quint hinüberlugte. Der Schweſter war die Geduld bekannt, deren Emanuel fähig war, da ſie ihn ja als Kranken gepflegt hatte. Er hatte ſein Leiden hingenommen, gelaſſen und heiter, wie etwas, das ein guter Geiſt zu ſeinem beſten erſonnen hatte. Sie war ergriffen und an ihn gefeſſelt durch die wortloſe Wärme ſeiner Seele, die ſie empfand wie reinſte Dankbarkeit; aber ſie hatte zugleich, ein ſuchendes, junges Weib, das ſie war, etwas an ſich wie eine heilende und beglückende Kraft ſeines Herzens geſpürt. Sie wußte, was über ihn an Gerüchten in Umlauf ſtand. Allein, da ſie aus ſeinem Munde niemals ähnlich überſpannte Dinge vernommen hatte, als ſie deren in ihren eigenen Kreiſen und Konventikeln faſt täglich zu hören bekam, dagegen aber eine unbeſtimmbare Macht aus ſeiner Perſon in ſich wirken fühlte, nahm das Gerücht, das über ihn ging, mitunter in ihrem Geiſt den Hauch einer überirdiſchen Ahnung an.

Sie war beglückt, als Emanuel, gern bereit, ſie, wohl anderthalb Stunden weit, über Land, in das Haus ihrer Eltern begleitete. Schweigend ſchritt er neben ihr zwiſchen den Stoppelfeldern hin, auf denen ſich Tauben und Krähen tummelten. Es wäre vielleicht mit größerem Fug zu ſagen: die Schweſter ſchritt neben ihm. Als beide in den Hof einer romantiſch unter alten Linden gelegenen Dorfſchule einbogen, die der Vater des Mädchens ſchon ſeit dreißig Jahren verwaltete, ſchlug ihr das Herz gewaltig gegen den Hals hinauf. Aber Emanuel wurde von ihrem Vater und ihrer Mutter mit herzlicher Freude aufgenommen.

Lehrer Krauſe war ein dreiundfünfzigjähriger, jugendlich friſcher Mann, der etwas über ſeinen Stand hinaus Freies und Genialiſches an ſich hatte. Sein Weibchen glich einer dicken Fettkugel. Mitten im Wohnzimmer war ein altertümlicher Flügel, an der Wand ein Harmonium aufgeſtellt. Herr Krauſe, ein geſticktes Käppchen auf dem Scheitel, erhob ſich aus der Ecke des geblümten Sofas, als ſeine Tochter mit Quint erſchien. Mit lauten Worten der Bewillkommnung ſtreckte er dieſem die Hände hin. Der Rauch eines Knaſters erfüllte die Stube, den Krauſe aus einer mannshohen Pfeife geſogen hatte; das Möbel war neben dem Sofa abgeſtellt.

Schon nach wenigen Augenblicken ſchien Emanuel Quint in dieſer Umgebung heimiſch zu ſein. Hedwig hatte ihr Schweſternhäubchen heruntergenommen, war in die Küche hinausgegangen und ſorgte, mit fleißigen Händen der Mutter zuvorkommend, für das Abendbrot. Marie, ihre jüngere Schweſter, kam in hellem Kleid mit Strohhut und Buch von ihrem Lieblingsplätzchen hinter der alten Kirchhofsmauer zurück, wo ſie unter Grillengezirp die letzte Wärme des Tages genoſſen hatte. Noch vor dem Abendbrot nahm der Lehrer am Flügel Platz und das volle und ſtattliche Mädchen Marie mußte neben ihn hintreten, vor das Notenblatt, um begleitet von den ſpinettartigen Tönen des alten Muſikinſtruments einfache Volkslieder vorzutragen, was ſie mit einer ſchönen, etwas zarten Altſtimme, ohne ſich im geringſten zu zieren, tat.

Frau Oberamtmann Scheibler fiel ſozuſagen ins Abendbrot. Sie hatte ſich durch ihren Neffen Kurt Simon in der Stille des Abends, von ihrem nahen Pachtgute her begleiten laſſen. Kurt Simon, der Emanuel Quint im Hauſe des Lehrers, ſeit ſeiner Begegnung mit ihm, zum erſtenmal wiederſah, begrüßte ihn, ohne ihn zu erkennen. Es mußte eine geraume Zeit vergehen, bevor es ihm klar wurde, daß der reinlich gekleidete Menſch derſelbe war, den er, halb nackt,

auf dem Gange mit Bruder Nathanael, im Anbruch des Morgens betend getroffen hatte. Frau Scheibler erschrak, als sie Namen und Herkunft Quints durch den Lehrer erfuhr. Sie war noch immer von allerhand übertriebenen Gerüchten seines früheren Wandels erfüllt, obgleich sie, und zwar durch die Heidebrands, inzwischen über Wesen und Wandel des Narren in einem milderen Sinne beeinflußt war. Sie betrachtete ihn mit Neugier und Grauen: denn, da sie neuerlich wieder mit Pastor Schuch auf einem Missionsfest zusammengetroffen war, und dieser die alte Behauptung aufrecht erhalten hatte, Emanuel habe sich selbst Jesus Christus, der Gesalbte, genannt, so hatte ihr Urteil nur die Wahl, ihn entweder als armen Kranken, oder als einen vom Satan Besessenen aufzufassen. Ganz im Sinne des Pastors Schuch bekundete sie Herrn Krause gegenüber, sobald sie mit ihm allein war, Bedenklichkeit. Indessen, während sie danach forschte, durch welche Umstände dieser Emanuel Quint in der Familie Krause Eingang gefunden habe und die Gefahren andeutete, die darin lagen, ihn zu beherbergen, ging der Lehrer in seiner temperamentvoll gütigen Weise über alle Bedenken hinweg, beiläufig Quinten das Zeugnis eines schlichten, bescheidenen Menschen ausstellend.

Frau Scheibler hatte allerlei Eßbares aus den Vorratskammern ihres Pachtgutes mitgebracht. Es entsprach ihrer resoluten und werktätigen Art, bei jeder Gelegenheit den Tisch der ihr innig befreundeten Lehrersfamilie aufzubessern. Es war in ihrer Natur, neben allerlei ideellen Rumoren eine nicht gerade derbe, aber gesunde Sinnlichkeit. Die Krauses sahen in ihr, zugleich mit Bewunderung, eine Wohltäterin. Obgleich eine Blutsverwandtschaft nicht vorhanden war, hatte man das vertrauliche Du im Verkehr der Familien eingeführt, was allerdings mit großer Freiheit, aber doch stets mit respektvollem Anstand gebraucht wurde. Für die Mädchen, Hedwig und Maria Krause, sorgte Frau Scheibler in Mütterlichkeit, und diese, wie viele junge Mädchen

der Umgegend, waren ihr manches ſchuldig geworden: ſie war eine eifrige Gärtnerin. Selbſt mit einer klangvollen Stimme begabt, die allerdings unter den harten und rauhen Lauten ihrer Sprache verborgen lag, ward ſie nicht müde, die etwas hilfloſen Gutstöchter zu Muſik und Geſang anzuhalten. Sie lehrte ihnen nützliche Künſte: nicht nur, wie man ſich in Geſellſchaft bewegen, wie man ſich einen Hut garnieren, wie man ſich kleiden, ſondern auch, wie man ſich gelegentlich tüchtig mit Waſſer und Seife waſchen ſoll.

In ihrer Jugend war Frau Scheibler auf Bällen eine berühmte Tänzerin. Sie würde die Mädchen das Tanzen gelehrt haben, wenn nicht ihr Leben durch den frühen Tod ihres einzigen Knaben mitten im Wuchſe geknickt worden wäre. Früher von einer heiteren Religioſität und vertrauenden Weltfreude, hatte ſie ſeit der Zeit zwiſchen ſich und der Welt eine Kluft gemacht. Sie lebte in Feindſchaft mit der Welt und zwar aus dem Grunde, weil dieſe ſie im Laufe des Lebens um jede, auch um die letzte Hoffnung, betrogen hatte. Ihr Hoffen war nun auf Chriſtum geſtellt! Und wenn die Welt ſie um die nahen Erfüllungen einer heißen Jugendliebe geprellt, ſpäter der Mutter ihr Letztes und Liebſtes genommen hatte, ſo hing ihres innerſten Herzens Blick nun an dem himmliſchen Jeſuskinde und an dem himmliſchen Bräutigam, mit denen ſie, myſtiſch vermählt, zur traumwandelnden Einheit im Jenſeits wurde. In dieſem Betracht kam ſie bei Quintens Anblick Entrüſtung und Abſcheu an, deſſen Behauptung, er ſei der Heiland, verbunden mit ſeiner platten, gewöhnlichen Gegenwart, ihr eine freche Verhöhnung der göttlichen Glorie ihrer qualvollen Träume ſchien.

Sie ſagte zu Hedwig: „Wie kommſt du dazu, weshalb haſt du dir dieſen entſetzlichen Menſchen mitgebracht?“

Der kleine Scheibler war auf dem alten Kirchhof in Dronsdorf begraben, der, außer bei Todesfällen in der Familie des Kirchenpatrons, nicht mehr gebraucht wurde. Er war verſchloſſen, und der roſtige Schlüſſel zu ſeinem alten, ſchmiede-

eisernen Gittertor, sowie ein zweiter, größerer, mit dem man das Eingangsportal eines verwitterten Kirchleins, das die Gräber bewachte, öffnen konnte, wurden im Schulhaus aufbewahrt. Fast immer, so oft Frau Scheibler die Lehrersleute besuchen kam, geschah es, um auch das Grab zu besuchen. Die Nähe der Stätte, wo die Frucht ihres Leibes begraben war und in einem metallenen Sarge ruhte, erfüllte die Mutter mit jenem schmerzlichen Glück, das in der trockenen Wüste ihres Daseins allein die quellende Insel bildete. Man hätte ihr nochmals den Sohn und hätte ihr mehr als den Sohn geraubt, wenn man sie aus der Nähe des efeuumsponnenen Hügels hinweggezwungen, oder sie an ihren fast täglichen Gängen zum Grabe gehindert hätte. Alles, was in ihrem Innern noch blühend war, hätte man so in Asche gelegt.

Alle Krauses, nur nicht die schwerbewegliche, freundliche Mutter, gaben ihr, nach genossenem Abendbrot, zum Grabe des Sohnes das Geleit. Quint hatte sich ihnen angeschlossen. Frau Scheibler, die mit männlichem Schritt voran, neben Krause ging, schien Quint geflissentlich nicht zu beachten. Des Lehrers laute Stimme erscholl, als sie den kleinen Kirchhügel aufwärts kletterten, und hallte, in der lauen Stille der sinkenden Nacht, von den Mond-beschienenen Giebeln der Kätnerhäuschen, sowie von der weißen Rückwand des Kirchleins zurück. Die Schwestern Krause stiegen langsamen Schrittes hinterdrein, die eine rechts, die andere links neben Quint. Je ferner die Stimme des Vaters verhallte, um so lauter und ausschließlicher war die Luft vom Bacchantengeschmetter der Grillen erfüllt.

Quint erfuhr nun Frau Scheiblers Schicksal. Hedwig vor allem erzählte ihm, mit welchem Glanz, mit welcher allgemeinen Teilnahme der kleine Lorenz Scheibler zur Erde bestattet worden sei. Man hatte den Sarg vor den Altar gestellt, von dessen Stufen fünf oder sechs Pastoren nacheinander Worte der Liebe, Worte des Glaubens, Worte der

Mahnung und Worte des Troſtes über ihn ausſchütteten. Den Segen am Schluß erteilte ein noch amtierender, neunzigjähriger Greis, deſſen tiefe Inbrunſt, deſſen edles, verklärtes Antlitz und ſilberweißes, bis zur Schulter wallendes Haar auf die damals noch kindlichen Schweſtern einen erhabenen Eindruck gemacht hatte.

Maria übertraf ihre Schweſter Hedwig an Frömmigkeit, obgleich dieſe das Kleid der Diakoniſſinnen trug und ihr an Werktätigkeit überlegen war. Im Weſen Hedwigs lag etwas Suchendes, während das in ſich beruhende Weſen Mariens einer inneren Harmonie zu lauſchen ſchien. Beide waren von einer großen Verehrung für Frau Scheibler erfüllt, deren beinahe abweiſend feſtes Verhalten Quint gegenüber ſie merkbar beunruhigte: deshalb und weil ſie nicht ohne Grund annahmen, Quinten ſei die liebloſe Art der Frau Scheibler ihm gegenüber bemerkbar geworden, ſprachen ſie ſehr viel Gutes von ihr und ſuchten ſie mit dem Schmerze um den toten Sohn zu entſchuldigen.

Allein Emanuel ſchien durch die Gegenwart der Frau Scheibler nur eigentlich in bezug auf ſie ſelbſt berührt und widmete dem Bericht ihres ſchweren Schickſals eine ruhige Aufmerkſamkeit. Allerdings gebot er oben am Hügel, an der offenen Kirchhofspforte angelangt, den Schweſtern, mit einer unwillkürlichen Aufwärtsbewegung der Rechten, Stillſchweigen, und zwar gebannt durch den abendlich nächtlichen Zauber, der in der Natur zu walten ſchien.

Hedwig Krauſe, die Diakoniſſin, ſtand im vierundzwanzigſten Jahr, während Maria das zwanzigſte noch nicht erreicht hatte. Maria war von einer blonden Anmut und bereits von einer vollen, weibhaften Lieblichkeit, deren Reiz durch die kindliche Anmut eines ovalen Geſichtchens geſteigert wurde: es atmete Unſchuld und Jungfräulichkeit. Hedwigs Züge waren durch die Strenge ihres entbehrungsreichen Berufs bereits geprägt worden. Es war nicht ſchwer zu entziffern, was darin von bitteren Erfahrungen aller Art zu

leſen ſtand. Immerhin war auch ſie noch in einer ſchönen Blüte der Jugendlichkeit, und die beiden Dronsdorfer Lehrerstöchter wurden, jede in ihrer Art, zu den hübſcheſten Mädchen der Gegend gezählt.

Indeſſen war Frau Scheibler mit Vater Krauſe am Grabe geweſen und ihre Stimmen näherten ſich. Ein großer Schlüſſel wurde hörbar in das roſtige Schloß des Kapellenportales geſteckt, und man vernahm, wie die Türe ſich öffnete. Im tiefen, flüſternden Schatten der tauſendjährigen Lindenbäume fanden ſich bald darauf Quint und die Mädchen vor der dunklen Tiefe des Kirchenſchiffes, neben Kurt Simon, der auf irgendeinem anderen Wege gekommen war. Im Innern des Kirchleins zuckte ein Licht, und vom Orchelchor fing es leiſe zu ſummen, ſtärker zu brummen und ſchließlich ſtark und harmoniſch zu tönen an.

Die Orgel ſchwieg und Kurt Simon wurde von Krauſe mit leiſer Stimme hinaufgerufen. Kurt verſtand ſich aufs Balkentreten, und als er nun dieſe Tätigkeit im Dunkeln ausübte, begann Krauſe ernſtlich zu präludieren. Endlich erfüllte über den niedergedämpften Klängen ſchwebend ein klarer, ergreifender Ton den Raum, der Quint und den Schweſtern vom Himmel zu kommen ſchien und dem ſie gebannt und ergriffen lauſchten. Zuweilen geſchah es, daß Frau Scheibler, wie jetzt, in der Kirche ſang, mitunter mit dem Lehrer und einem balkentretenden Bauernjungen allein, gelegentlich, wenn der Wunſch ſie zu hören bei einigen Freunden wieder beſonders rege wurde.

O Jeſu, ſüßes Licht,
nun iſt die Nacht vergangen.
Nun hat dein Gnadenglanz
aufs neue mich umfangen.

Während des Liedes ſtieg Emanuel Quinten, der zwiſchen den Schweſtern auf einer der alten Kirchenbänke Platz geſucht hatte, das Bild der armen von Krämpfen geſchüttelten Marta Schubert auf, die eben das gleiche Lied, aber mit

einem kunſtloſen und kindlichen Stimmklang geſungen hatte. Er fühlte wohl, der Ton, wie er ſich hier durch die menſchliche Kehle rang, war von einer tiefen Begnadung erfüllt. Er war von Schmerz und Inbrunſt geheiligt und niemals, ſo weit Emanuel ſich erinnern konnte, war der verehrte Name des Heilands, der Name Jeſus, wie hier, auf ſo vollen, reinen und zärtlichen Liebeswellen zu ſeinem Ohr herabgeſchwebt.

Der Narr in Chriſto hatte, ſeit er im Hauſe des Gärtners wohnte, ein ſtilles und heiteres Weſen angenommen, deſſen Äußerungen, zumeiſt ohne jeden werbenden Zug, von nichts anderem zeugten, als von menſchlich herzlicher Einfachheit. Die gewonnene Einſicht, die Sicherheit des umfriedeten Daſeins, hatte den Sonderling mit einer heiteren, inneren Harmonie erfüllt. Sehet die Vögel unter dem Himmel an, ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln auch nicht in ihre Scheuern. Der Geiſt des Heilandswortes ſchien wirklich in ihm beglückend lebendig zu ſein. Nun aber ſtieg es gleich dunklen Schatten aus tiefen Abgründen ſeiner Seele auf, als die triumphierenden Klänge des Liedes, durch die Erinnerung an eine häßliche Kinderſtimme entſtellt, die Hölle des Weber-Schubertſchen Hauſes vor das innere Auge des Jünglings emporhoben. Ihn durchzuckte ein Schmerz, der nur zum Teil aus der Bruſt der klagenden Mutter ſtammte und der einer ſchwarzen Flamme gleich, brennend und freſſend in ihm aufloderte. Emanuel wußte, daß es ſein alter Begleiter aus den Tagen ſeines erwachenden Daſeins war, der ſich wieder ankündigte: und zwar ein Begleiter von anderem Schlag, als der Schmerz der Mutter um ihren Sohn. Emanuel dachte an ſeine Mutter, aber der feuchte Glanz ſeiner Augen, den der gleißende Mond durch die Kirchenfenſter traf, galt ihr nicht. Er mußte der Mutter des Heilands gedenken und ſich geſtehen, daß dieſe ihm ſelber hart begegnende Frau, die er ſingen hörte, Marien am Kreuze nicht unähnlich war.

Kurt Simon hatte Emanuel Quint in das Gasthaus begleitet, wo ihm durch den Lehrer Krause ein kleines Quartier ausgemacht worden war. Zum zweitenmal fühlte der junge Mensch sich durch die Erscheinung des „Menschensohnes", wie er sich selbst ja genannt hatte, angezogen. Er fand ihn verändert. Er unterhielt sich, am Wirtstisch des leeren Gastzimmers sitzend, mit ihm vertraulich und in unbefangener Natürlichkeit. Dazu hatte der arme, junge Mensch im Scheiblerschen Hause wenig Gelegenheit, das er übrigens bald verlassen wollte, um in der nahen Hauptstadt der Provinz neuen Wegen und Zielen nachzugehen. Er befand sich in einem gefährlichen Alter, wo der gärende Saft in die Krone steigt und der quälende Rausch der Liebe sich ankündigt. Ein Alter, wo die Lockungen dieses Rausches am Herzen saugen, ohne daß er erreichbar ist, wo denn ein brennend heißer, ins allgemeine drängender Liebestrieb, zuweilen zu Rändern von Abgründen führt, ja, den Liebenden dort, mit einer Verfluchung der Welt auf den Lippen, hinunterzieht. Denn die wilden Umarmungen, mit denen man das heiße Leben in Zeiten der Jugend zu fangen gedenkt, finden nicht selten einen ganz anderen Gegenstand, und das Quietiv der Liebe wird in einem ganz anderen Bette erlangt, als es die Sucht dem Knaben vorgaukelte.

Es ist durchaus nicht alles bekannt, was Kurt Simon und Emanuel Quint an diesem Abend miteinander geredet haben, jedenfalls trat Frau Scheibler ohne Kurt in Begleitung eines Knechtes, den Krause hielt, den Heimweg an. Sie hatte sich auch nach der Rückkehr vom Kirchhof im Zimmer der Lehrersleute noch weiter über Emanuel aufgeregt und besonders behauptet, wie gleichsam der Segen Gottes immer bei seinem Erscheinen zurückweiche.

„So," sagte sie, „hat er auch in den häuslichen Kreis der allzuguten, allzuvertrauenden Heidebrands nur Verwirrung gebracht. Der junge Beleites ist bitter unglücklich. Die arme, verleitete Ruth von einem fremden, trotzigen Geist

erfüllt, deſſen Urſprung ſchwerlich im Himmel zu ſuchen iſt. Und übrigens geht er niemals zur Kirche."

Frau Scheibler erlebte, daß die Lehrerstöchter den Narren verteidigten. Sogar Marie, obgleich ihre Stärke mehr das Zuhören, als das Reden war. Sie vermaß ſich, indem ſie lebhaft errötete, für den reinen, gottgefälligen Wandel Emanuels Bürgin zu ſein.

Von nun an erſchien Emanuel wöchentlich mehrere Male im Lehrerhaus. Obgleich Frau Scheibler, ſo oft ſie kam, dieſelben Bedenken äußerte und ſich auf jede Weiſe fern von dem Narren hielt, war er im Kreiſe der Lehrersfamilie ein immer willkommener Gaſt geworden. Man ſah ihn oft ſtundenweit mit Marien an den Rainen der abgeernteten Felder dahinwandeln, und die Eltern des Mädchens machten ſich allbereits mit dem Gedanken vertraut, eines Tages die beiden am Altar vereinigt zu ſehen. Herr Krauſe, der freilich bisher den Mut nicht gefunden hatte, gewiſſe Erwägungen vor Quint zu verlautbaren, hatte ſich die Zukunft der beiden ſogar einigermaßen zurecht gemacht. Warum ſollte Emanuel, deſſen Lernbegierde in dieſen Wochen und Monden beſonders rege war, nicht die Begabung zum Miſſionar haben, und warum ſollte er nicht eines Tages, von Herrnhut geſendet, mit Marien als Ehefrau an der Seite, als Heilandsapoſtel unter die Heiden gehn.

Zwiſchen Quint und Kurt Simon hatte ſich eine Art Freundſchaft entwickelt. Wenigſtens hatte Kurt Simon den Sonderling zweimal in Miltzſch beſucht und war auch von ihm zu Spaziergängen abgeholt worden. Wiederum zeigte ſich Quintens ſeltſame Anziehungskraft, die ihre Wirkung vielleicht gerade deswegen ausübte, weil die Abſicht zu wirken an Emanuel niemals zu ſpüren war. Kurt laborierte immer noch mit für und wider an einer gewiſſen Abart des proteſtantiſchen Chriſtentums, wie es im Kreiſe der Scheiblers gepflegt wurde. Hier wurde ihm nämlich gleichſam täglich

die Piſtole auf die Bruſt geſetzt und ewiger Fluch oder ewiger Segen, ewiger Tod oder ewiges Leben, ewige Seligkeit oder Verdammnis in alle Ewigkeit zur Wahl geſtellt. Die Verwirrung des Jungen war grenzenlos. Dabei hatte die unzulängliche Nachtruhe, die ihm beruflich gegönnt werden konnte, die Nerven des Jünglings überreizt. An beiden Enden durch das Leben auf eine geringe Spanne Zeit zuſammengedrängt, wurde ſein Schlaf von Leben, in Geſtalt des Traums, überſchwemmt. Seine Träume gaben den Ideen, die am Tage erörtert worden waren, zuweilen eine furchtbare Wirklichkeit. Düſtere Landſchaften, gleichſam vor Erſchaffung der Welt, das jüngſte Gericht mit Poſaunenſtößen und nahem Weltuntergang, Qualen der Hölle wurden Ereignis und entließen den Träumer morgens mit einer bleiernen Müdigkeit. Aus dieſen ſchwülen Gewittergärungen zuckte der befreiende und erlöſende Blitz des Gedankens noch nicht. Es war alles ein dumpfes Schwelen und Hingären. Die ſchreckliche Mitgift der Todesfurcht, verſtärkt durch die Angſt vor Höllenſtrafen, hatte Kurt Simon noch nicht aus dem Blute geſchwitzt. Dazu war ihm das Leben verbarrikadiert worden. Wenn ſich in heißen, libidinöſen Träumen das Erwachen der Liebe ankündigte und mit einer entzückenden Wonne das Paradies in die angſtvollen Schatten der Nächte ſich eindrängte, ſo ward Kurt Simon, weil er dies alles für Lockung des Teufels hielt, in noch weit höherem Maße von Gewiſſensängſten gefoltert. Man ſah ihn nach ſolchen Nächten ſcheu umher ſchleichen, gleichſam gezeichnet und ſchuldbewußt, als wie jemanden, der ein Verbrechen verheimlichen muß.

Emanuel Quint, etwa zehn Jahr älter als Kurt, wurde für dieſen zur Autorität. Der ganze ruhig gelaſſene Einfluß ſeines Weſens, wie es in jenen Zeiten war, die lautere Menſchenliebe, die es ausatmete, gab Kurt ein Gefühl der Erneuerung und Geborgenheit. Es war kein drohender Zug in Quint. Das wenige, was er den endloſen Jugendbeichten

des neuen Freundes entgegenſetzte, hatte für dieſen die befreiende Kraft des: „Deine Sünden ſind dir vergeben“. In Kurt erwuchs ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit, nicht allein deshalb, weil er die Achtung ſeiner ſelbſt, das Bewußtſein des eigenen Wertes durch den Schwärmer wiedergewonnen hatte, ſondern auch weil ihm dieſer, als erſter unter den Menſchen, wie gleich und gleich begegnet war. Und mehr noch: Kurt, der das edle und befreiende Glück der Freundſchaft bisher nicht kennen gelernt hatte, ward eben von dieſem Glück und von dem Stolz auf dies Glück durchaus erfüllt, womit ein leidenſchaftlicher Geiſt, eine leidenſchaftliche Liebe ſich einſtellte, die ihn mit ſeinem Idol verband.

Quint wurde zuweilen eingeladen. Nicht allein weil ſeine ſonderbare Apoſtellaufbahn unvergeſſen, ſondern hauptſächlich weil er der Gaſt des Gurauer Fräuleins war, wurde ſeine Perſon an vielen Honoratiorentiſchen im Umkreis von Miltzſch Geſprächsgegenſtand. Man konnte ſich über ihn nicht einigen, hatte ſich doch der allgemeinſten Geringſchätzung das Urteil des Gurauer Fräuleins, der Heidebrands und endlich des allgemein beliebten und geachteten Lehrers Krauſe entgegengeſtellt. Im Volke wurde Emanuel nie anders als der Miltzſcher Narr genannt. Das war ihm ſelbſt nicht verborgen geblieben. Und jene große Partei, die im Streit der Meinungen ihm entgegenſtand, hatte reichlich Gelegenheit, ſich auf die vox populi zu berufen, die ja die Stimme Gottes iſt.

Man weiß in Schleſien ebenſowohl als in gewiſſen anderen Provinzen Oſtelbiens, daß hie und da ein adliger Gutsbeſitzer überaus kirchengläubig und doch zugleich von einer reizbaren Härte iſt, die nichts von der Milde des Heilands atmet. Wenn ſolche Leute, deren es in der Miltzſcher Gegend einige gab, gelegentlich zu hören bekamen, wie Quint in dieſer und jener Geſellſchaft, etwa beim Apotheker von Krug oder beim Rittergutsbeſitzer Salo Glaſer, zu ſehen geweſen

sei, so konnten sie sich kaum genügend entrüsten. Besonders ein Herr von Kellwinkel, dessen Eigentum an die Herrschaft Miltzsch grenzte, wurde, so oft er dergleichen vernahm, ja schon durch den Namen Quints in Wut versetzt.

Er war bereits über die sechzig hinaus. Sein bebrilltes Gesicht, das unter der Nase ein weißer, gewaltiger Schnurrbart zierte und das sich im Zorn martialisch mit weißen buschigen Brauen zusammenzog, sprach vornehmlich von Härte, Intelligenz und rücksichtsloser Unduldsamkeit. Er hatte sich durch eine Reichstagsrede vorübergehend in das Bewußtsein der Nation gebracht, in der er die Prügelstrafe verteidigte. Gelegentlich selbst im Bereich seines Gutsbezirks mit Prügeln zur Hand, suchte sein scharfes, geistiges Auge nach gewissen suspekten Zeichen der Zeit umher, von denen er fürchtete, sie könnten das Bereich seines herrschenden Arms einschränken. Soziale Fürsorge liebte er nicht. Not wollte er niemals anerkennen. Dazu gezwungen, führte er sie ausschließlich auf die Schuld des Betroffenen zurück und nannte sie eine verdiente Strafe. Die ewige Mahnung zum Mitleid und zur Barmherzigkeit hätte er nicht nur am liebsten aus allen, auch frommen Schriften, sondern auch von den Kanzeln verbannt. Schilderungen gewisser arger und schlimmer Mißstände, Darstellungen von Beispielen himmelschreiender Dürftigkeit, wie sie mitunter in Büchern oder Journalen vorkommen, machten den Autor, dem sie entstammten, in seinen Augen zuchthausreif. „Schloß und Riegel" — in Sätzen wie: „der Kerl gehört hinter Schloß und Riegel!" — war sein Lieblingswort. Er sagte: „wenn Schiller heut gelebt hätte ..." und dann brachte der Nachsatz: „Schloß und Riegel". Kurz, Herr von Kellwinkel hätte, wenn es nach ihm gegangen wäre, die ganze deutsche Herzens- und Geistes-kultur hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Ohne daß er ihn jemals gesehen hatte, nährte er einen wütenden Haß gegen Quint. Er war nicht nur durch den Schlächtermeister und Viehhändler geschürt worden, an den

Kellwinkel ſein Maſtvieh perſönlich verhandelte und der, anſäſſig in Quintens Heimatsdorf, den nächtlichen Überfall auf den Toren in Jeſu mitgemacht hatte. Ebenſowenig hatte dieſen Haß allein der kirchenfeindliche Sektierergeiſt in Brand geſetzt, ſchließlich war es auch nicht der Kaſtenhochmut allein, der ſich in Wut umſetzte, weil, nach Meinung von Kellwinkels, etwas von Sklavenaufſtand in Quintens Verhalten zu wittern war: vielmehr lag in der bitteren Feindſchaft des Edelmanns die Erbſchaft des alten Räubers gebunden, der ſich durch Quintens bloße Exiſtenz in ſeinem Gewaltmenſchentum beleidigt fand.

Aller Augenblicke nahm er an etwas, das man ihm aus der Nähe Quintens zutrug, Ärgernis. Vor allem war es die, leider von Emanuel eigenſinnig feſtgehaltene, Wunderlichkeit, weder Geld zu nehmen noch auszugeben, die ihn immer wieder erheblich aufreizte. Es würde von Emanuel klüger geweſen ſein, wenn er nicht durch eine ſolche verrückte Gepflogenheit immer wieder, auch im niederen Volk, den Ruf ſeiner Narrheit erneuert hätte: es zeigte ſich aber, daß über dieſen Punkt auf keine Weiſe mit ihm zu markten war. Von Kellwinkel nahm aber auch an dem Zulauf, den der Miltzſcher Schäfer durch Quint erhielt, Ärgernis. Das Gurauer Fräulein bekam mehrere heftig gefaßte Briefe von ihm, worin er auch allerlei Baſſermannſche Geſtalten erwähnte, die ſich im Umkreis von Miltzſch bemerklich machten und vielfach auch ſeine Grenzen beunruhigten. Arbeiten wollten dieſe Leute nicht. Von ihm oder ſeinem Inſpektor geſtellt, hatten ſie ordnungsmäßig ihre Papiere vorgewieſen, hatten auch im Wirtshauſe ohne zu betteln, ihre beſcheidene Zeche bezahlt, aber über den Grund ihres verdächtigen Umherſtreichens bekam man, wie Herr von Kellwinkel ausdrücklich hervorhob, nicht das Geringſte aus ihnen heraus. Er ſtellte dem Gurauer Fräulein anheim, dem ganzen Quintiſchen Unfug zu ſteuern, der eine Plage der Gegend ſei.

Emanuel ahnte die Gerüchte und Machenſchaften, die gegen ihn im Umlauf waren, in ihrem ganzen Umfange nicht. Sein Gefühl, in einem Verſteck von der Welt getrennt und vor ihr geborgen zu ſein, erfuhr indeſſen einige Störungen. Es war gegen Ende Februar, als ihm zum erſten Male, auf einem Gange nach Dronsdorf, Zeichen eines unter der Oberfläche ſchwelenden Volksunwillens bemerkbar wurden und zwar mitten in einer Wolke ſogenannter Kirchleute, die ihm, es war Sonntag und gegen die Mittagszeit, entgegenkam.

Es wurden ihm Schimpfworte nachgerufen, ja Hohn, Wut und Gelächter waren bald allgemein.

Als erſte hatte ein altes Weib hinter ihm drein gelacht. Ein Bauer im ſchwarzen Begräbnisrock und Zylinder hatte: „Achtung paßt auf“ geſchrien, mehrere Stimmen durcheinander: der „Miltzſcher Narr“ und der „Giersdorfer Heiland“ gebrüllt. Es war ein milder Vorfrühlingstag. Das Gelärm der Spatzen in den nackten und naſſen Pappeln, die in Reih und Glied die Straße begleiteten, miſchte ſich mit dem Glockengeläute der Dorfkirchen: wozu das gehäſſige Rufen der Menſchen den ſchneidendſten Mißton gab. Quintens Seele verſtummte in ſchmerzlicher Bitterkeit. Es war ein Gram ohnegleichen, der ihn anwandelte, als er das Rudel hinter ſich ließ und die Beleidigungen nochmals durchkoſtete, womit ihn die fromme Gemeinde bedacht hatte. Hatte ſich nicht ſchon einmal jemand, dem er den Frieden bringen wollte und dann gebracht hatte, der alte Scharf, als ſähe er Satan ſelber, abgewandt? und womit konnte er es verdient haben, daß ihm von jungen Burſchen heiß ins Geſicht der Name des „Gottſeibeiuns“ gebrüllt wurde.

„Das iſt der Teufel! der Gottſeibeiuns! Ihr Leute, ihr Leute, nehmt euch in acht!“ und einige Tagelöhnerweiber, die ſich beſonders hervortun wollten, wieſen mit Fingern auf ihn hin und kreiſchten: „er hat einen Pferdefuß“. Es war aber damit noch nicht genug. Quint glaubte ſchon mit ſeiner

Bestürzung, mit seinem Gram allein und dem Pöbel entronnen zu sein, als er von irgend etwas hinterrücks gewaltsam getroffen, für einen Augenblick die Besinnung verlor und zu taumeln begann. Ein Triumphgejohl und andere Zeichen belehrten ihn, daß man ihm mit voller Wucht eine harte Erdscholle, untermischt mit Gestein, gleichsam zum Abschied, nach, und gegen den Nacken geschleudert hatte.

Die Ursache dieses Ausbruchs stand mit vielen unsichtbaren Gegnern Quints im Zusammenhang: Gegnern, die zumeist nur durch das Andersſein Emanuels ihm erwachsen, zum Teil aber auch durch den Neid auf die Gunst des Gurauer Fräuleins bewegt waren. Er ging indessen vor allem auf die eine und andere Predigt des Pastors Beleites zurück, unter dessen Kanzel auch jene Gemeindemitglieder soeben erst das Wort Gottes genossen hatten, denen der Narr zu seiner bittren Belehrung begegnet war.

Am gleichen Tage, als Emanuel vor Marien auf sein Erlebnis zu sprechen kam, konnte er recht wohl merken, wie durch seine Erzählung ein gewisser, lange verschwiegener Kummer in der Brust des Mädchens geweckt wurde. In ihrem Grame verriet sie sich. Die still und reichlich fließenden Tränen, die von einigen bitter schmerzlichen Worten begleitet wurden, machten es Quinten plötzlich klar, daß man ihr den Umgang mit ihm zum Vorwurf gemacht hatte.

Wirklich hatte der Lehrer Krause, allein, und mehrere Male sogar in Mariens Gegenwart, scharfe Verhöre, Emanuels wegen, zu bestehen gehabt. Wie ein von Gewissensängsten gejagter Geist erschien eines Tages in der Schule Bruder Nathanael und füllte das winterlich warme, behagliche Zimmer der Lehrersleute stundenlang, gleichsam bis an den Rand, mit seinen leidenschaftlichen Reden an, in denen das Ärgernis, zu dem Emanuel Quint den Anlaß gegeben hatte, aufgebauscht und verurteilt ward. Der Bruder schien von Dämonen gejagt. Der Glaube von ehemals, den er dem

armen Toren entgegengebracht, die heilige Handlung der Taufe, die er an ihm vollzogen hatte: beides laſtete jetzt wie Verbrechen auf ihm! Er ſah den Jünger und Meiſter von einſt als einen von Gott Verworfenen und vom Teufel Verführten an und war überzeugt, durch allerlei angſtvolle Träume beunruhigt, der Richter der Welt, zur Rechten des Vaters, werde die Seele dieſes Verirrten von ihm fordern am Jüngſten Tag.

Krauſe verſuchte ihn zu beruhigen. Nicht nur gegenüber Bruder Nathanael, ſondern auch Paſtor Beleites, ja ſogar gegenüber dem eigenen Kirchenpatron, ſtand er entſchieden bei dieſer Meinung: daß Emanuel Quint ein Menſch ohne Arg und nichts als ein ſchlichter Bekenner des Heilandes ſei.

Aber die Stimmen der Gegner, derer, die ſich in ihrem Glauben verletzt fühlen, derer, die ſich in ihrem Standesbewußtſein gekränkt, über das „Glück" des Narren ärgerten — und vieler anderer, mehrten ſich. Die Protektion des Gurauer Fräuleins erweckte den Neid. Man ſchreckte durchaus nicht davor zurück, ſie nicht allein unbegreiflich zu finden, ſondern man näherte die Gunſt der Dame eigner Faſſungskraft dadurch einigermaßen an, daß man Quint zum Betrüger ſtempelte.

Alle dieſe feindlichen Stimmen widerlegte und bekämpfte Lehrer Krauſe mit dem ſchlichten Freimut ſeiner Natur, immer unentwegt, mitunter gelaſſen, mitunter heftig.

Von alledem erfuhr nun Quint und ſchloß daraus, wie ſein im ganzen eingezogenes Leben, niemand zulieb, niemand zuleid, ihn vor den gehäſſigen Mächten der Welt nicht bewahren konnte. Sogar die Autorität des Gurauer Fräuleins ſchützte ſeinen ſtillen und wortkargen Wandel nicht. Das ſchöne Aſyl, das ihm die Dame bereitet hatte, erſchien ihm plötzlich von böſen, lauernden Mächten umſtellt, die er auf eine, ihm ſelber nicht bewußte Art und Weiſe beleidigt hatte. Man gönnte ihm auch das andere Aſyl in der Familie des Lehrers Krauſe nicht. Hier, noch mehr als in der Familie

Heidebrand, hatte Emanuel die Harmonie eines klugen und sonnigen Christentums durch Wochen und Monate eines schönen Herbstes und Winters hindurch kennen gelernt. Hier war der Glaube etwas Lebendiges, das eher den blühenden Astern im Garten, dem Geschmetter des Harzer Kanarienvogels im Fenster, als einem auf Gebot des strengsten Lehrers eingeprägten und hergeleierten Pensum glich. Der Lehrer Krause pflegte zu sagen: jede Religion ist falsch, die den Menschen finster macht. Er sagte, man könne dem Teufel vielleicht aus Zwang, aber Gott nur aus freiem und frohem Herzen dienen. Deshalb herrschten am Krauseschen Herde meist fröhliche Laune und Gesang. Die Liebe des Lehrers zu seinem Beruf war aus der Liebe zu Kindern entstanden. Krause selbst war ein großes Kind, dessen lustige Blicke und schalkhafte Worte von dem frischen Behagen Zeugnis ablegten, das ihm, durch die Güte Gottes, schon hier auf Erden beschieden war.

Obgleich nun Krause im weiten Umkreis bei hoch und niedrig respektiert wurde, fiel man ihm doch, Emanuels wegen, immer wiederum mit der Tür ins Haus. Er mußte allerlei Dinge erfahren, von denen gleichermaßen seine unantastbare Berufstreue wie seine starke Persönlichkeit ihn bisher bewahrt hatten. Niemals hatte zum Beispiel Pastor Beleites, der die Schulaufsicht führte — und überdies sich mit Krause duzte! — bis zu dem Zeitpunkt irgend etwas zu rügen gehabt, wo er es ganz entschieden tadelte, daß der Lehrer den gefährlichen Narren Emanuel zuweilen während des Unterrichts im Schulraum geduldet hatte. Fest und energisch, wie er war, hatte Krause der Mahnung des vorgesetzten Duzbruders zwar seinen lachenden Eigensinn gegenübergestellt, aber dadurch den verletzenden Strom zudringlicher Ratschläge nicht aufgehalten. Vielmehr hatte der Pastor den Umgang Quints und Mariens wie eine schwere Gefahr berührt und damit die alte Freundschaft beinahe jählings zum Bruch gebracht, die ihn mit dem Lehrer verband.

An jenem ſchneeloſen Nachmittage im Februar, als dem Narren in Chriſto alles dieſes, durch Marien, bei einem Spaziergang über Feld, auf entlegenen Pfaden eröffnet wurde, tat er, ohne daß man ergründen konnte, was in ihm vorging, dieſe Ausſprüche: „Wenn ſie ſich jetzt ſchon an mir ärgern, wie erſt werden ſich dieſe Menſchen in der Zukunft an mir ärgern!“ Dann ſagte er: „Gott iſt bei mir und ich bin bei Gott!“ und außerdem: „ich habe gepredigt, wie Johannes und zur Buße gerufen öffentlich! Wenn ſie mich deshalb verfolgt haben, will ich nicht klagen. Daß ſie mich aber jetzt verfolgen, wo Licht und Leuchter unter dem Scheffel verborgen iſt, wer will dies deuten?“ Vor ſich hinſtarrend ſagte er mehrmals gedankenvoll: „Vergib ihnen, Herr, ſie wiſſen nicht, was ſie tun“. Er ſeufzte mehrmals: „Schweigen heißt ſündigen“. Dann wieder erklärte er: „es iſt Zeit“ und fügte nach mehreren Seufzern an: „des Menſchen Sohn muß ein Pilger bleiben auf dieſer Welt und der uns voranſchritt, hatte auf ihr keine bleibende Stätte, es heißt von ihm, er hatte nicht, wo er ſein Haupt hinlegte auf dieſer Welt“.

Marie Krauſe war mit Quint um die Veſperzeit in die Schule zurückgekehrt. Während Emanuel einige Bücher durchblätternd im Wohnzimmer ſaß, hatte ſie ihrem Vater berichtet, was Emanuel widerfahren war und was er geſagt hatte. Krauſe begab ſich, betroffen und erregt, ſtehenden Fußes zu Quint hinein.

In einer nun ſich entſpinnenden, durch einige Stunden währenden Ausſprache hatte Krauſe mit vielen klaren und klugen Worten Emanuel ſeine Lage den lokalen Mächten gegenüber nicht nur bis ins letzte deutlich gemacht, ſondern er war noch weiter gegangen und hatte dem Toren, als offenherziger älterer Freund, anheimgeſtellt, ob es nicht möglich ſei, erſtlich die Marotte von wegen des Geldablehnens einzuſtellen, durch die nun einmal die Leute gereizt würden. Überdies empfahl er Quinten, doch gelegentlich Sonntags ein-

mal, und womöglich zu Paſtor Beleites, in die Kirche zu gehen. Daß er dort niemals geſehen wurde, war nämlich der hauptſächlichſte Anlaß allgemeiner Erbitterung.

Der kluge Freund und Berater traf indeſſen bei Emanuel Quint auf einen unerſchütterlich feſten Widerſtand.

Mit vieler Vorſicht, aber trotzdem mit herzlicher Dringlichkeit, verſuchte der Lehrer auf die, ſeiner Anſicht nach, ſchwächſte Seite im Weſen Emanuels einzuwirken: ein Beginnen, wozu der lange erwartete Anlaß nun endlich gekommen war. Das Mundſtück der langen Tabakspfeife bald hier, bald da zwiſchen die Zähne geklemmt, ernſte Rauchwolken aus beweglichen Nüſtern blaſend, rückte er ſein geſticktes Käppchen temperamentvoll bald gegen das rechte, bald gegen das linke Ohr und ſchien ſo in ſeiner nüchternen Friſche alles andere eher, als ein Freund von Verſtiegenheit. So war es denn auch nicht das Abenteuer mit den Kirchleuten, das ihm die ſtärkſte Beſorgnis einflößte, ja nicht einmal die hinter dem Vorgang lauernde Gegnerſchaft, ſondern es waren die abgeriſſenen Worte, die Quint gebraucht hatte.

Zum Unterſchiede von vielen frommen Leuten ſeiner Umgebung miſchte Krauſe in ſeine alltägliche Rede niemals oder ſelten ein Bibelzitat. Und auch Emanuel hatte in dieſer ganzen, ſtillen Epoche ſeines Daſeins kaum einen Anlaß dazu gefunden: und niemals in Krauſes Gegenwart. Aber nach und nach unterrichtete ſich der Lehrer unter der Hand genau von Quintens Vergangenheit und konnte ſich alſo nicht verhehlen, daß große und heilige Worte im Munde zu führen Quintens beſondere, ärgerniſsſtiftende, üble Gewohnheit war. Hier lag ein Keim, aus dem der Lehrer jedwede Gefahr für das ſonſt ihm ſo angenehme Weſen Quintens herleitete. Als er nun aber auf die, von jenem, vor Marien, gebrauchten Heilandsworte zu ſprechen kam, indem er gedachte, das Gottesſchickſal des gebenedeiten Heilands der Welt, von dem ſchlichten Erlebnis Quintens zu ſondern, fehlte dem ſonſt ſo gewandten Manne ſelbſt das Wort. Unter dem Blicke der

großen und ruhigen Augen Quints vermochte er jenen, seiner Ansicht nach nötigen, ärztlichen Schnitt nicht auszuführen, wodurch er den Rückfall in eine Krankheit, die gefürchtete, schon beinahe überwundene Narrheit des Narren, verhüten wollte.

Sechzehntes Kapitel

Zu Anfang des Monats März erschien in der Gärtnerei ein entsetzlicher Kerl, der einem Affen, ja einem Pudel fast ebenso sehr als einem Menschen glich. Die Gärtnerburschen, die eben, weil die Märzsonne einen klaren Tag begann, die langen Reihen der Frühbeete lüfteten, schrien einander lachend an und verspotteten ihn. Der böhmische Josef fragte nach Quint und als man ihm das Haus des Obergärtners und das Giebelzimmer, das der Schützling des Gurauer Fräuleins bewohnte, gewiesen hatte, schritt er, plumpen Ganges, mit seinen gebogenen Beinen gegen die Eingangstür. Hier traf er auf die schlanke Gestalt der bleichen Ruth Heidebrand, die er lange anstarrte und dann ebenfalls nach Emanuel Quint fragte. Zurechtgewiesen, begab er sich über die knarrende Stiege zu jenem hinauf.

Der böhmische Josef war der vierte oder auch fünfte Bote, den die Talbrüder an Quinten gesandt hatten. Dieser hatte den Sendlingen allen nach der Reihe sehr bestimmt erklärt, wie es seine und aller christlichen Brüder Pflicht in Jesu sei, geduldig des kommenden Tages zu harren. Jeder, riet er, solle einstweilen an seine ihm nach Gestalt der Dinge zugewiesene Arbeit gehn: ein Rat, den sie indessen nicht befolgt hatten.

Als nun der arme Messias designatus der Talbrüder, Quint, den Boten nach seinem Begehren fragte, rückte dieser beinahe dummdreist trocken mit der Frage nach Quintens Geheimnis, dem Geheimnis des Reiches Gottes, heraus.

Emanuel ſah ihn an und lächelte.

Dieſes liebe, kaum merkliche Lächeln, das zuweilen um Emanuels Lippen ſpielte, war etwas, das ihm unwiderſtehlich viele Herzen gewann. Martha Schubert, die barmherzige Schweſter Hedwig Krauſe, Ruth Heidebrand und Marie Krauſe träumten davon. Dies ſtumme Lächeln, das ſo viel zu verſtehen, ſo viel zu vergeben ſchien, glich einem Frühlingsſonnenblick, der zu gleicher Zeit das Eis zerſchmilzt und die Blume zum Blühen bringt. Dies Lächeln lockte die Schar der Kinder, von denen Emanuel, wo er ſich blicken ließ, immer ſogleich umgeben war. Es war ein verführeriſches Lächeln, das auch den böhmiſchen Joſef wehrlos auf die Knie und zu einem keuchenden Handkuß zwang.

Quint wurde ernſt und anſtatt zu antworten, forſchte er den ſeltſamen Boten nach dem Leben der Brüder und nach dem Anlaß ſeiner plötzlichen Fragen aus.

Joſef ließ ſich dahin vernehmen, es ſei, um dieſes Geheimnis willen, ein großer Streit unter ihnen entbrannt. Der eine ſage: denen, die an die Sendung Quintens glaubten, ſei allbereits das Geheimnis ſchon offenbar. Denn es beſtünde eben juſt darin, daß Quint der neue Meſſias wäre! Der andere meinte, er glaube, Emanuel ſei in einem gewiſſen Betracht der wiedergekehrte Erlöſer ſelbſt, aber wer ſeine Worte, die er bei dieſer und jener Gelegenheit geſprochen habe, beherzigt hätte, der müſſe auch wiſſen, wie es noch ein letztes Geheimnis gäbe, das Emanuel Quint für ſich behielt. Beide Meinungen hatten Anhänger. Andere erklärten, und wagten es, zu erklären, trotz des fanatiſchen Glaubens der Brüder Scharf, es ſei überhaupt noch nicht erwieſen, ob Quint der wahre Geſalbte ſei. Dieſe Frage bedecke Quintens Geheimnis.

Die letzte Anſicht hatte einen wütenden Kampf entfacht. Der böhmiſche Joſef begann ihn nach ſeiner Art, ernſthaft und pfiffig zugleich, zu ſchildern. Die Brüder Scharf, er verhehlte es nicht, hatten mit raſenden Stimmen den Lärm der Strei-

tenden überſchrien und einen Menſchen, der ſich ſo deutlich erklärt habe wie Emanuel Quint, falls er dennoch das Blut des Sohnes, den Geiſt des Vaters, nicht in ſich trage, den größten Betrüger der Welt genannt.

Der arme Emanuel war ein Gottſucher. Jede andere Bemühung, jeder andere Zweck ſeines Daſeins trat hinter dieſes Suchen, dieſes Gottfinden, Gottergreifen, Gottbehalten zurück. Aber nicht mit dem Verſtande ſuchte er Gott, ſondern er ſuchte ihn mit der Liebe. Und dieſe Liebe, gleichſam in den Beſitz der Gottheit gelangt, ſtrömte, nicht anders wie eine Sonne der Gnade, über Brüder und Schweſtern, Kinder und Greiſe, Lahme, Taube und Blinde aus. Das göttliche Licht weckte göttliches Licht! und dann war zwiſchen Quint und dem Bruder, Quint und der Schweſter die Fremdheit wie ein Nebel zerſtört und die reine Einheit in Gott gewonnen. So ward er zu Zeiten mit Marie, zu Zeiten ſogar mit der ſomnambulen Ruth Heidebrand heimlich unter die gleiche Illumination, unter die gleiche Erleuchtung geſtellt.

Ebenſo auch mit den Brüdern Scharf und mit allen jenen mühſeligen und beladenen Menſchen, mit denen gemeinſam er ſich in irgendeiner Stunde der Andacht, auch nur ahnungsweiſe, im Bereich der göttlichen Liebe gefunden hatte.

Aber nun hob ſich mitten aus dieſer Schar eine ſchwielige Fauſt und bedrohte ihn.

Quint litt ſeit Wochen ſchlafloſe Nächte. Bis dahin hatte der ſtille Friede, das geſicherte Gleichmaß der Seßhaftigkeit, hatten gewiſſe Annehmlichkeiten des Lebens ihn in eine Art harmoniſcher Ruhe eingelullt. Sie hatten auch die Leidenſchaft ſeines Gotterlebens vermindert. Eben aus dieſem und keinem anderen Grunde ſtand er bei allen, die ihn damals gekannt hatten, ſpäter in angenehmſter Erinnerung. Denn er näherte ſich, außer durch den Äther des Göttlichen, ſeinen Mitmenſchen eigentlich nicht: weder dadurch, daß er etwa eigene, perſönliche Angelegenheiten zur Sprache brachte, noch etwa an ſolchen Geſchicken anderer Anteil nahm. Naturen

wie Marie Krauſe ſchien dieſe perſönliche Unnahbarkeit des Sonderlings gerade etwas wie göttliche Nähe zu ſein.

Aus dieſem Halbſchlaf war nun Emanuel gleichſam durch eine Folge von harten Schlägen gegen die Tür ſeines Hauſes erweckt worden. Ein Nebel zerriß und er fand ſich mit ſeiner Liebe und Gott im Herzen, nackt, den Forderungen ſeiner leidenden Brüder und Schweſtern, dem unbarmherzigen Haß der Welt und dem gebietenden Ruf ſeines eigenen Gewiſſens oder auch Dämons gegenübergeſtellt.

Das Wort Betrüger erſchütterte ihn, obgleich er ſich von irgendeiner Schuld des Betruges vollkommen frei fühlte. Ja es ſtieg in ihm eine Wallung jäher Entrüſtung auf, die aber gleich darauf in Verſöhnung endete. Dieſe Menſchen irrten, waren betört, aber ſie hatten mit der gleichen Leidenſchaft wie er ſelber Chriſtum geſucht und ſo blieb er ihnen in Chriſto verbunden.

Er fühlte wohl den Bann der Gefahr ihrer Zähigkeit. Die Gebrüder Martin und Anton Scharf liefen wie die Leithunde einer nach Erlöſung lechzenden Meute hinter ihm her. Seit ſie auf dem Markte der kleinen Stadt, wo er ſeine erſte Bußpredigt hielt, ſeine Spur aufgenommen hatten, ließen ſie ſeine Fährte nicht los und folgten ihm über Flüſſe und Abgründe. Dennoch ſah er ſie nicht als jagende Raubtiere, ſondern mehr als gehetzte Schafe einer verirrten Herde an und war ihnen, wie geſagt, mehr in Kameradſchaft und Liebe in hirtenhafter Verantwortlichkeit als durch Furcht verbunden.

Immerhin erlebte der arme Deſignatus ſchon jetzt und bei der Erzählung des böhmiſchen Joſef das kurze Entſetzen eines ahndevollen Augenblicks: eines Augenblicks, wo er ſich ſelbſt als das Wild fühlte, das mehr und mehr von unbarmherzigen Jägern umgeben war. Er ſpürte die unſichtbaren Feinde, die ſich um ſeine Stätte ſammelten. Oder waren es Richter und hatte er irgendeine Schuld abzutragen an die Welt?

Nein! Er hatte ſich höchſtens ſchuldbewußt gegen Gott

empfunden, bevor ſeine Rechnung mit ihm durch Jeſum, den Mittler, beglichen wurde. Durch Jeſum, der in ihm, ja der ſeine Seele war.

„Nicht ich lebe, ſondern Chriſtus lebet in mir," dieſes apoſtoliſche Wort war ihm zur eigenen Natur geworden.

Doch leider aus dieſer Wiedergeburt ſtieg, wie der Keim aus dem Mutterboden, das traurige Schickſal des Toren hervor.

Ich habe die myſtiſche Hochzeit gefeiert, ſagte er ſich und der Traum im Kerker, wo der Heiland in ihn hineingegangen war, ſtand täglich vor ihm, mit der Kraft einer Wirklichkeit. Bin ich Jeſus, ſo trage ich ſeine Verantwortung. Ich bin Jeſus und trage ſie, ſchloß er weiter. Die Talbrüder, die mich den Heiland nennen und die ſeine Werke von mir fordern, haben in dieſem Sinne recht. Man könnte ſagen, daß ſich das Heilandsbewußtſein Quintens in dem Maße vergröberte, als er genötigt war, es den rohen und grellen Forderungen der niederen Bedürftigkeit ſeiner Gemeinde anzupaſſen.

Die Unterredung zwiſchen Quint und Joſef, der übrigens Ruth Heidebrand hinter der Tür zur Dachkammer, wo die Blumenzwiebeln aufbewahrt wurden, gelauſcht hatte, wäre nun wohl mit Quintens gelaſſenen Worten geſchloſſen geweſen, durch die er die Brüder, ohne die Frage nach dem Geheimnis zu beantworten, grüßte und zur Geduld ermahnen ließ; aber der böhmiſche Joſef fing nach einigem Zögern aufs neue zu reden an, immer weiter und weiter ausholend, bis ein höchſt ſonderbarer Bericht zutage kam, deſſen Schluß Emanuel Quint, entrüſtet von ſeinem Sitze aufſpringend, durch einen Schlag auf den Tiſch begleitete.

Nie hatte Ruth, die an der Türſpalte das Antlitz des Narren in Chriſto beobachten konnte, ihren Abgott im Zorne, geſchweige in einem ſo heiligen Zorne wie jetzt, geſehen.

„Man ſoll nicht neuen Wein in alte Schläuche füllen wollen," rief Emanuel. Und mit einer mehr gewöhnlichen,

gar nicht biblisch gezirkelten Redeweise sagte er heftig etwa dies.

„Geh und sage den Brüdern: was sie da treiben ist Unfug, aber nicht Gottesdienst. Sage ihnen, der Heiland ist in Gott und Gott in ihm und erkläre ihnen, wie er weder zur Rechten Gottes noch Gottvater zu seiner Linken sitzt. Wenn sie sich um den Vorrang im himmlischen Reiche streiten wollen, so ist es das gleiche, als wenn sich die Kriegsknechte streiten oder würfeln um die Kleider des toten Christus am Kreuz. So lüfte ich mein Geheimnis, ihr verwilderten Knechte der Gier! Ihr höllisch Wahnwitzigen. Habt ihr des Menschen Sohn zum Richter am jüngsten Tage gemacht, so seid ihr selbst zu Verbrechern geworden! Habt ihr ihn zu einem König mit Zepter und Schwert und zum Herrn der Erde gemacht, so habt ihr ihm eine blutige Narrenkrone aufgesetzt und ihn als König der Himmel entthront! Ihr Narren und Narrenknechte, dient ihr um Lohn? So zieht den Pflug und freßt euer Futter! Wollt ihr euch Schätze sammeln, Gold und reiche Kleider verdienen, so geht und dient dem Mammon, nicht Gott! Was wollt ihr mit euren tausend irdischen Jahren, diesem einen kurzen Tag vor Gott? Fressen, Saufen, Huren, bei Tafel obenansitzen, verfluchen, verdammen, Bluturteil sprechen, zitterndes Lob singen einem schrecklichen Adonai, dessen Linke euch streichelt, dessen Rechte eure Brüder, Schwestern, Väter und Mütter Myriaden um Myriaden aus den Gräbern reißt, lebendig macht und in den höllischen Abgrund schleudert? Giert ihr nach diesen tausend Jahren mehr als nach dem Leben in Jesu Christo von Ewigkeit zu Ewigkeit? Und wehe, wenn euch das Himmelreich nichts weiter als ein erquickender Trunk für die brennende Glut eurer Rachsucht ist. Sage den Brüdern, im Himmel werden die Letzten so viel wie die Ersten, die Ersten so viel wie die Letzten sein."

Es war der erste Gedanke Quints, die zudringlich lächerliche Gefolgschaft dieser Talbrüder abzuschütteln, die ihm zum Gegenstand eines schreienden Aberglaubens gemacht hatte.

Gleich darauf aber reute es ihn und jene Stimme, die es ihm eben geraten hatte, wurde zwar als eine Mahnung gesunder Vernunft erkannt, aber doch wurde ihr Schweigen geboten: im Namen dessen, wie Emanuel meinte, der ganz Mitleid, ganz Liebe und der Inbegriff göttlicher Weisheit ist.

Und dieser, nämlich der Wille des Heilands selbst, befahl Emanuel, noch am gleichen Abend den Weg zu den Talbrüdern anzutreten.

Er schickte den böhmischen Josef voraus, damit er ihn in der Talmühle anmelde. Er selber verließ die Gärtnerei, ohne von jemand Abschied zu nehmen, bei nachtschlafener Zeit. Seine Seele in dieser Stunde war wehmütig. Obgleich er wiederzukehren gedachte und auch nach einigen Tagen wiederkam in das Gärtnerhaus, fühlte er doch den nahen Abschied für immer schon heut im Herzen. Mit leisen Schritten trat er, nicht ohne vorher an der Schlafkammertür der kleinen Ruth gezögert zu haben, in die einsame Klarheit des Mondes hinaus. Aber er fühlte, trotzdem er auch an dem Mauerpförtchen des Parkes noch einmal gedankenvoll stehen blieb, daß seines Bleibens in diesem Garten nicht länger war, wohin man ihn, wie einen Baum, aus steinigtem Boden verpflanzt hatte.

Anfänglich ward ihm traurig, aber schon auf der Landstraße hinter dem Park ward ihm entschlossen und frei zumut, und er hatte nicht nur erkannt, was er hinter sich ließ, sondern auch, was er vor sich hatte. Emanuel Quintens Brust war voll Dankbarkeit. Er erkannte die Güte des Gurauer Fräuleins, der Krauses, der Heidebrands und aller derer, die ihm den Zugang in das Bereich einer höher gesitteten Lebensführung eröffnet hatten: dennoch ging er jetzt mit einem festeren, freieren Schritt seine Straße dahin als jemals seit Monaten.

Er handelte wieder unter eigner Verantwortung. Er trat die allen gemeinsame Muttererde und hatte den allen ge-

meinſamen Raum des Himmels über ſich. Er genoß kein Aſyl, er genoß kein Almoſen. Alle die ſanften Feſſeln und Rückſichten, die ihn im Laufe des Herbſtes und Winters heimlich immer dichter und feſter umſtrickt hatten, fielen nun plötzlich von ihm ab. Es war ihm zumute, als ob der Gaſt, Freund, König und Gott ſeines Innern nun erſt wieder in einer ſeiner würdigen, weiten, geräumigen Wohnung wäre.

Er ſelbſt ſchritt dahin wie Gott.

Emanuels Weſen war im Göttlichen demütig. Allein es gibt einen hohen Stolz der Berufung, der ihn jetzt mit neuer Stärke erfüllte und der mit göttlicher Demut vereinbar iſt. Er fühlte wohl, die laue Güte der im Kreiſe des Gurauer Fräuleins gewonnenen Freunde hatte ihn aus der feurig ſtrömenden Bahn ſeines Daſeins in ein ſtilles, kühles, ſtehendes, ſeichtes Waſſer hineingezogen, wo weder Strudel noch Tiefe und alſo auch keine Gefahr des Ertrinkens iſt. Alle dieſe Leute, bieder und rechtſchaffen, übten an ihm, wie ſie meinten, die anbefohlene Chriſtenpflicht der Barmherzigkeit, dabei ſelbſt nicht ahnend, wie ſie es nach Emanuels Anſicht nur unter der Bedingung oder wenigſtens nur in der Hoffnung getan hatten, daß er Jeſum Chriſtum verleugne.

Er ſchwenkte die Arme, er hieb, als wenn er wie Petrus das Schwert des Malchus in der Fauſt hielte, durch die Luft. Faſt liebte er nun, im heiligen Zorn ſeines ſeltſamen Gottesſtreitertums, mehr jene Feinde, die ihn aus ſeinem Aſyl verjagten, als die Freunde, die es ihm bereitet hatten und die ihn darin behalten wollten.

Den Talbrüdern drohte ein Strafgericht. Aber der Irrtum, den Quint in dieſen armen Leuten vernichten wollte, erhöhte ihn. Sie hingen an ihm mit ihrem ganzen törichten Glauben, mit ihrer ganzen törichten Hoffnung, mit allen ihren törichten Wünſchen und mit einer wilden und blinden Leidenſchaft. Die hinter ihm blieben, die er im Rücken ließ, duldeten ihn. Es iſt ein anderes, aus gutem Herzen geduldet zu werden,

oder, wenn auch in Einfältigkeit und Torheit, ersehnt, geliebt, ja vergöttert zu sein.

Freilich hatte der Narr von alledem keine Vorstellung, was sich mittlerweile in den Zusammenkünften der Talmühle ereignet hatte.

Hier herrschte die ärgste Verwilderung.

Mit Kommen und Gehen, Hoffen und Harren, mit Beten und Singen, mit Brotbrechen und „Trinken des heiligen Blutes Jesu", wie sie sagten, hatten sie den Winter in der Mühle des Müllers Straube zugebracht. Dieser, ein Mann, wie gesagt, dessen schweigsames Wesen nicht leicht zu durchschauen war, schien sich nicht übel dabei zu stehen, obgleich er vielleicht auch sonst, mit dem Zug ins Abenteuerliche, der ihm eigen war, den Talbrüdern die Tür seiner verfallenen und entlegenen Mühle geöffnet hätte.

Dibiez, der entlaufene Leutnant der Heilsarmee, hatte nach und nach von den orgiastischen Andachtsübungen seiner Sekte dieses und jenes bei den Talbrüdern eingeführt, die sich übrigens, nach dem Vorschlage Anton Scharfs und nach der Epistel an die Epheser, die Gemeinschaft des Geheimnisses nannten.

Die Entartung, wie sie nach und nach in den Versammlungen um sich griff, wurde zum Teil durch das Tamburin und die Davidsharfe der Heilsarmee und mehr noch durch den geheimbündlerischen Zug der Gemeinschaft verursacht. Dem romantischen Trieb zur Bildung geheimer Vereinigungen gaben Evangelien und Apostelgeschichte von jeher Vorwände in Fülle an die Hand. Der in der Menge Verlorene sondert sich gern im Geheimnis von ihr, wobei er sich selbst als einen Wissenden fühlen kann, die Masse der anderen als die Unwissenden. Er wird eine Kunde, wird ein Kundiger, und mit einer größeren oder geringeren Zahl von Genossen erachtet er sich und darf sich erachten als berufen und auserwählt: wo er doch sonst, ein Tropfen im Meer, nur als

ein Geringer und, nach ſeinem geringen Verdienſt, unbeachtet dahinzuleben gezwungen wäre. Schon Kinder, die ein Geheimnis gemeinſam haben, gewinnen damit ein Gefühl von beſonderer Wichtigkeit. Durch Dibiez war es auch üblich geworden, in den Verſammlungen laut zu beichten und dabei Zeugnis abzulegen für die Erleuchtung durch die Gnade Jeſu Chriſti, deren man gewürdigt worden war. Aber dieſe ziemlich flachen und etwas mechaniſchen Betätigungen religiöſer Erweckung, wie ſie bei gewiſſen Sekten ſeit Jahrhunderten üblich ſind und noch jetzt im Schwange gehen im großen Lager der Heilsarmee, wurden bald von anderen Bekundungen eruptiven Wahnſinns verdrängt und in Schatten geſtellt.

Die Brüder und Schweſtern ſprachen „in Zungen".

Auf dieſem Gebiet zeigte ſich Schneider Schwabe beſonders als großer Matador vor dem Herrn. Er war es, der unter allen zuerſt eines Tages weisſagte und ebenſo den apokalyptiſchen Ton, die apokalyptiſche Raſerei und Phantaſterei in die Gemeinde der Heiligen einführte. Er zuerſt hatte überdies ſich ſelbſt, die Gebrüder Scharf, den Weber Schubert im apoſtoliſchen Geiſte, wie er meinte, Heilige genannt. Je mehr ſich dieſes Bewußtſein der Heiligkeit und des Auserwähltſeins bei Sprechern und Hörern der kleinen Gemeinde befeſtigte, um ſo maßloſer wuchs der Schwärmergeiſt ihrer frommen Übungen an.

Wer dieſe Menſchen früher gekannt hätte, als ſie noch gedrückt und ſchweigſam unter dem Joche täglicher Mühe und Not dem Erwerb ihrer kümmerlichen Nahrung und Notdurft nachgingen, würde bei ihrem jetzigen Anblick über die unerhörte Wandelbarkeit der Menſchennatur belehrt worden ſein. Der Schneider Schwabe, früher ein Bild betulicher Schüchternheit, war jetzt und an dieſem Ort ein Geiſt von gebietendem Range geworden. Gewiſſe Verzückungen, denen er, wie geſagt, angeſichts der Gemeinde als erſter anheimgefallen war, hatten ihn einſtweilen beinahe zum unbe-

ſtrittenen Führer des Kreiſes gemacht. Er eröffnete auf der Tenne des Müllers ſeine Andachten immer nur mit den gleichen Worten: „Stille! Stille! Volk des Herrn! Da, wo ſein Wort verkündigt wird, iſt er gegenwärtig! Ruhe! Gott iſt gegenwärtig!“ Und in ähnlichem Tone ging es fort. Man kann ſich denken, daß im Klange der Stimme des Heroldes Gottes von der ſcheuen Beſcheidenheit des ehemaligen armen Schmugglers nichts mehr zu merken war.

Wenn die Brüder nicht beteten oder Verſammlungen abhielten oder ſchliefen, ſo ſtritten ſie über dem bibliſchen Gotteswort, und man wird ſich nicht wundern, wenn ſich an den Texten der Evangelien, der Apoſtelgeſchichte und der Epiſteln ihre harten und groben Köpfe nur mehr und mehr verwirrten, ſelbſt wenn man die Offenbarung Sankt Johannis und die Schriften des alten Teſtaments nicht in Rechnung zieht. Viele Worte, die aus den lodernden Seelen der Apoſtel ſtammten, richteten in den qualmenden Häuptern dieſer Unmündigen ſchlimme Verwüſtungen an.

Die mehr und mehr gefährliche Narrheit der Brüder gewann an Sicherheit, als der böhmiſche Joſef eines Tages, den dicken Finger unter der Zeile, das Wort buchſtabiert hatte: „Wer will die Auserwählten Gottes beſchuldigen? Gott iſt hier, der da gerecht macht.“ Ein anderer hatte zur Not dieſe Zeilen aufgefaßt: „So iſt nun nichts Verdammliches an denen, die in Chriſto Jeſu ſind.“ Ein dritter ähnliches. Endlich ſchlug dieſen übelberatenen, plötzlich in die üppigen Freuden des tauſendjährigen Reiches aufbegehrenden Hungerleidern alles und alles zum Schlimmen aus: ihre Hoffnungen wurden eine ſtarre, unbewegliche Einbildung. Das Liebesgebot der Schrift trat aus dem allzugeringen Bereich, das in ihrem Weſen dem Geiſtigen übrigbehalten war, in die Tiernatur ihrer Leiber aus, deren eingeſchläferte Triebe es aufreizte. Das ängſtliche Harren und die Sehnſucht der Kreatur nach Erlöſung ward in einen glühenden Durſt, ward

in ein Fieber der Gier, in eine unſtillbare Sucht verwandelt, die einer verzehrenden Krankheit glich.

Und eines Nachts, nachdem man viele, lange Stunden hindurch Himmel und Hölle, ewige Seligkeit, Sünde, Strafe, Gnade, Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geiſt, das neue Zion und das Jüngſte Gericht in Bewegung geſetzt hatte, artete alles in einen böſen, ja ſchrecklichen Paroxysmus aus.

Erſcheinungen, Umgehen von Geſpenſtern, Manifeſtationen Verſtorbener, Klopfgeiſter, hatte der Seuchenherd der Talmühle längſt zur Genüge ausgeheckt. Was nun hinzutrat, war der Ausbruch einer phyſiſchen Krankheitsform von der Art, wie ſie in den glaubenseifrigen Zeiten des Mittelalters oft epidemiſch geweſen ſind. Es nahm ſeinen Anfang mit dieſem Ereignis.

Ein ſtarkes, blondes Bauernmädchen von achtzehn Jahren, die den Namen Thereſe Katzmarek trug, begann plötzlich in der Zerknirſchung, unter dem Eindruck glühender Zurufe, wunderlich ihren Kopf zu ſchütteln, anfangs langſam, ſpäter mit einer ſolchen unaufhaltſamen Schnelligkeit, daß viele der bäuriſchen Brüder und Schweſtern es merken mußten, wo ſie denn ihre Andacht unterbrachen, um dieſem ſonderbaren Betragen des Mädchens womöglich Einhalt zu tun. Aber da war durchaus kein Halt. Anruf, ja, ſelbſt der ſchraubſtockartige Griff von ſchwieligen Bauernfäuſten, fruchtete nicht. Der Kopf der Thereſe Katzmarek bewegte ſich. Das wiederbefreite, unſchuldig kindlich hübſche Mädchenhaupt flog, krampfhaft geworfen, hin und her, das ſtarke Kinn von Schulter zu Schulter, und zwar ſo ſchnell, daß der Blick nicht folgen konnte und der Eindruck für das Auge verwirrend war. Der arme Kopf ſchien ein Weſen für ſich geworden zu ſein, eine Art gefangenen Vogels, der ſich aus einer Schlinge loswürgen wollte; genau ſo, ſchien es, wollte hier der Kopf unter jeder Bedingung vom Körper los.

Natürlich entstand eine allgemeine Aufmerksamkeit und damit eine allgemeine Stille. In dieser Stille nahm sich der hilflos geschleuderte Kopf des armen Kindes, verbunden mit dem Geräusch, das er machte, noch grauenerregender aus. Erst klatschte der Zopf ihr um Brust und Schultern; als die Bewegung wilder wurde, peitschte das aufgelöste Haar ihr zischend ums Gesicht. Der offene Mund, die starr geöffneten Augen des Mädchens, sahen in ihrem entsetzten Staunen unendlich rührend aus. Es schien keine Rettung. Es war jeden Augenblick, als müsse die Verbindung zwischen dem vollen, knirschenden Hals des Mädchens und dem Rumpf nun endlich zerrissen sein.

In diesem Augenblick fing es an einer anderen Stelle der von drei oder vier Laternen beleuchteten Tenne zu rumoren an. Alles wandte sich nach der anderen Seite, wo allbereits das bleiche, faltige Haupt eines alten Weibchens in gleicher Weise sich toll und wild zu gebärden begann. Kaum hatte man sie ins Auge gefaßt, so ward eine dritte zur Erde geworfen: die Frau eines Ziegelstreichers, die selber das gleiche Handwerk ausübte, in einer Ziegelei der Nachbarschaft. Sie bog sich, lallte, sprang auf eine eigentümliche Weise schnellend, wie ein großer Fisch, der ins Trockene geraten ist. Als diese drei Opfer des langen Wachens, Betens, Singens, der Selbstanklage, der Zerknirschung und jeder erdenklichen, himmlischen, sowie höllischen, beseligenden oder angstvollen Einbildung gefallen waren, hub sich ein allgemeines Schreckensgeschrei, das durch den unwillkürlichen Ruf einer einzelnen Stimme einen verheerenden Sinn gewann.

Diese Stimme schrie, das Ende der Welt und der Jüngste Tag seien angebrochen.

Jetzt war in dieser Versammlung nicht einer, den langen dunkelhaarigen Müller Straube ausgenommen, der nicht von der gleichen sinnlosen Raserei ergriffen ward. Die Nacht war finster. Die Bäume rauschten. Die Zahl der sich Wälzenden mehrte sich, andere rannten, einander das leere

Gebälk der Scheune weisend, gegen die großen Tore und kleinen Pförtchen der Scheunentenne, drängten ins Freie und, wie durch ein Schlupfloch, ein und aus.

Von denen aber, die ins Freie gelangt waren, horchten einige, ob sie nicht durch das Ohr die ersten Laute des nahenden Welt- und Strafgerichts erhaschen könnten. Andere fielen erst hier zur Erde und schrien, indem sie gen Himmel wiesen, sie sähen dort, auf Thronen, von Engeln umgeben, über Wolken, Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist. Man stieg auf Bäume. Die Kinder weinten. Martin und Anton Scharf wateten, um irgend etwas genauer zu sehen, bis übers Knie in den dunkel gurgelnden Mühlbach hinein.

Wer wüßte nicht, in welchem Umfang allein die Nacht die Dämonen im Innern der Menschen entfesseln kann und wie dagegen die schöne Klarheit der Sonne die Abgründe deckt und die Seele zu Licht und Ordnung verklärt. Was in diesen Minuten des allgemeinen Taumels geschah, das hätte der Tag nie zugelassen. Man denke, wie das Bindemittel aller Gemeinden in Jesu Christo die Liebe ist. Wie Paulus sagt, wird eine Mauer oder Wand zwischen Mensch und Mensch durch den Namen des Heilands hinweggenommen. Man erkennt die Gefahr, die mit dem Niederreißen von dergleichen Mauern gegeben ist. Weh aber, wenn außerdem, durch Unberufene, apostolische Worte wie diese gepredigt wurden: „daß jedermann allein durch den Glauben gerecht werde, daß der Glaube Berge versetzte und daß dem Gerechten kein Gesetz gegeben ist."

Kurz, die Angst, das Entsetzen, der Jubel, die Raserei brachte viele dazu, daß sie sich, Hilfe flehend, oder nicht wissend, was sie taten, umklammerten, andere fielen einander in die Arme und küßten und herzten sich. Im kleinen Gemüsegärtchen des Müllers sah man, beleuchtet von einem schwachen Lichtschein, der durch ein Fenster fiel, einen Bruder und eine Schwester sich miteinander im Tanze drehen.

Frauen, oder war es immer dieselbe Frau? rannten, mit fliegenden Haaren und Röcken, gespensterhaft suchend, um das Mühlgebäude herum und einige, die sich aus irgendeinem Grund im Sturm der Nerven das grobe Hemd von den Schultern, den Rock von den Lenden gerissen hatten, rannten, vielleicht in irgendeinem passiven Opferdrang, splitterfasernackt über die Böschung hinauf und ins Feld hinein. Hier spukte wohl irgendeine Idee aus dem Gleichnis der törichten und klugen Jungfrauen und des himmlischen Bräutigams. Man muß nun sagen, daß durch die List des bösen Feindes hier der himmlische Bräutigam in einigen Fällen durch einen ebenfalls orgiastisch verwirrten Bruder ersetzt wurde.

Der Müller Straube nahm sich der wiederberuhigten Therese Katzmarek an. Der böhmische Josef schlich schweigend herum, mit glühenden Augen, und was er im Dunkel und in der Verwirrung alles verrichtet hatte, wußte man nicht.

Religiöse Orgien dieser Art wiederholten sich. Gerüchte davon, die langsam durchsickerten, waren eines Tages auch zu Nathanael Schwarz gelangt. Der Unfug machte ihm schlaflose Nächte. Endlich hatte er den Entschluß gefaßt, und zwar trotz der Gefahr, die er lief, mit seinem ehrlichen Namen in das lästerliche Treiben verwickelt zu werden, persönlich zum Rechten zu sehn und womöglich dem Ärgernis zu steuern. So nahm er denn eines Abends, nachdem der verrückte Schneider Schwabe eine Menge illuminierten Unsinns gepredigt hatte, am Rednertische in der Scheune der Talmühle seine Stelle ein.

Was er vorbrachte, würde unzweifelhaft eine im ganzen heilsame Wirkung getan haben, besonders hatte er auf die Scharfs, die durch Quintens Abwesenheit und durch das Treiben der Brüder beunruhigt waren, mit seinen Mahnungen, seinen Warnungen, seinen heftigen Apostrophen, ja starken Drohungen einen beinahe befreienden Eindruck ge-

macht. Leider ließ ſich der Bruder verleiten, den Nerv der Torheit der Talbrüder anzutaſten, wodurch er ihre Verrücktheit, der er, ganz gegen ſeine Abſicht, nur Nahrung gegeben hatte, zu ſeinem Entſetzen, in ihrer ganzen nackten Gewalt, zu ſchmecken bekam.

„Ich habe," ſagte er, „euren Emanuel Quint gekannt, wahrſcheinlich bevor irgend jemand von euch etwas von ihm erfahren hatte." Und nun malte er ſeinen Hörern aus, wie dieſer Emanuel, leider, nach Ausſage ſeines Vaters und ſeiner Mutter ſogar, nicht nur nach dem Zeugnis vieler gewichtiger Leute, von Jugend an, gelinde geſagt, in die Irre gegangen ſei. Er wollte dann, wie er ſagte, die Gläubigen dieſes Kreiſes nicht ſchelten, wenn ſie der Täuſchung verfallen wären, in Emanuel einen begnadeten Diener am Wort zu ſehen: er ſelber, Nathanael, ſei durch ein gewiſſes, ſchlichtes und ſanftmütiges Weſen des falſchen Propheten faſt ebenſoſehr wie ſie getäuſcht worden. Er ſetzte hinzu: er ſei ſogar eine Sünde, die er an ſich ſelbſt und Emanuel Quint begangen habe, zu beichten bereit, um deretwillen er von Gott ſchon mit vielen heißen Gebeten Vergebung erfleht habe. Dann fügte er einen treuen Bericht von dem Morgengange mit Emanuel und von dem Vorgang am Bache ein, der ja in der Tat beinahe einer Taufe geglichen hatte. Er behauptete, daß eigentlich er durch Emanuel zu dieſer ihm unbegreiflichen Aufwallung verführt worden ſei. Dagegen wollte er freimütig zugeben, wie dieſe Taufe, nicht im rechten Sinne erteilt, noch weniger im rechten Sinne empfangen, Emanuel zum Verhängnis geworden wäre. So wolle er auch ſeinen Teil der Schuld an dem Ärgernis, das der Tor gegeben habe, hiermit eingeſtehn. Denn ſchwerlich hätte ſich ſonſt der Ärgernisſtifter in ſeinem läſterlich überheblichen Wandel durch irgend etwas ſo ſicher beſtätigt gefühlt.

Als der letzte Laut dieſer Worte nur gerade eben verklungen war, erhob ſich ein Gemurmel des Unwillens, und zugleich die Stimme eines Handelsmannes und Lumpenſammlers,

der ſich Quintens Gemeinde erſt in Giersdorf angeſchloſſen hatte und bei dem Überfall zugegen geweſen und zu Schaden gekommen war. Dieſer Menſch war über die fünfzig, durch zahlloſe kleine Schachergeſchäfte profitwütig gemacht und im übrigen bleich und zuſammengeſchrumpft. In ſeinen Blicken lag der fieberhafte Glanz eines inneren Leidens, im übrigen aber ängſtliche Ungeduld und irgendeine verzweifelte Gier. Es iſt erſtaunlich, bis zu welchem Grade der hypochondriſche Menſch, wenn er ſich gleich nur durch bitteren Frohn vor bitterem Mangel einigermaßen ſchützen kann, am Leben hängt und das Ende fürchtet. Es iſt Todesangſt, die den Menſchen nach der Phantasmagorie des ewigen Lebens greifen läßt. Feigheit iſt es, die immer wieder naive Naturen Quackſalbern Leibes und der Seele in die Garne treibt.

Dieſer Lumpenſammler hatte nach den Illuſionen und Mythen, die ſich um Quinten gebildet hatten, mit verzweifelter Hand gegriffen, dem Ertrinkenden gleich, der den Strohhalm ergreift.

Er ſchrie, daß Quint entweder das, was er ſich ſelbſt genannt habe, oder der größte Schurke, der größte Betrüger ſei, der je und je auf Erden gelebt habe. Aber er kehrte ſogleich ſeine Waffe um, wandte ſie gegen den Wanderbruder und fiel ihn an, mit einer ſo leidenſchaftlichen Wut, mit einem ſo wilden Strom von Worten, daß alle, die zugegen waren, nicht zuletzt den Betroffenen, ein Grauſen befiel.

So wurde Bruder Nathanael, der Reihe nach, Lügner, Verräter, Satans Apoſtel und zuletzt ſogar Judas genannt und dieſes Wort fiel, einem zündenden Funken gleich, in ein Pulverfaß und brachte ſomit eine Wirkung hervor, der ſich Bruder Nathanael nur durch ſchnellen Rückzug und Flucht zu entziehen vermochte.

Der Beſuch und die Flucht des Bruders Nathanael, der Judasruf und das Wort vom Betrüger, das von dem tobenden Lumpenſammler gebraucht worden war: dies alles hatte doch, trotzdem ſich die Atmoſphäre allgemeiner Ver-

rücktheit täglich verdickte, jene Diskussion der tonangebenden Gläubigen über Quintens Sendung zur Folge gehabt und eben die Botschaft, die man durch den böhmischen Josef an Emanuel hatte gelangen lassen.

Seit der böhmische Josef mit dem Bescheid, Emanuel werde selber kommen, bei den „Talbrüdern" oder in der „Gemeinschaft des Geheimnisses" eingetroffen war, nahm die Aufregung dieses Kreises natürlich wiederum die seltsamsten Formen an. Man weinte. Der Jubel schlug hohe Wellen. Man grüßte einander mit den Worten: „Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn." Man erzählte einander Quintens „Wunder." Man ging die Ereignisse seines Wandels, seit der Predigt auf dem Markt der Kreisstadt, in phantastischer Weise nochmals durch, alles wiederum glorifizierend. Es wurde dabei eine geradezu erschreckliche Summe verrückter Einbildungen zutage gebracht. Die Scharfs erklärten, sie fühlten sein Nahen körperlich. Weiber und einige Mädchen, die sich ein wenig von der stundenlang Kyrie Eleison und Halleluja singenden, etwa aus fünfzig Personen bestehenden Menge entfernt hatten, kamen atemlos schreiend zurückgelaufen, die eine hier, die andere dort, und schwuren, sie hätten den Heiland — die eine über die Wiese, die andere über den Acker hinter dem Mühlwäldchen, die dritte über den Bach heranschweben gesehen.

Soweit der böhmische Josef Quintens strafende Äußerungen verstanden hatte, wurden sie dem engeren Kreise der Brüder, zu dem, außer den Scharfs, Schneider Schwabe, Schubert, Krezig, der cholerische Handelsmann, der Müller und noch einige andere gehörten, in der Mühlstube überbracht. So erfuhren die angstvoll und gierig Lauschenden zwar, wie ihr Idol über irgend etwas, worin sie gefehlt hatten, entrüstet gewesen wäre, aber sie wurden doch durch die Schilderungen des böhmischen Josefs im Ganzen ihres tollen Glaubens noch sichrer gemacht.

Um neun Uhr des Abends, als man dem Narren in Christo sehr viele Male vergeblich entgegengezogen war, kam endlich Martha Schubert gelaufen und richtete mit dem unzweideutigen Ruf: er kommt! zunächst die ärgste Verwirrung an. Sie erklärte den Scharfs, sie erklärte dem Vater, sie erklärte es viele Male diesem und dem, Emanuel käme den Feldweg, der hinten über das Brückchen führt, in den Mühlhof herein.

Als nun nach einigen bangen Minuten die allgemeine Erregung verstummte und, unter dem Schweigen einer Erwartung, die das Herz eines jeden fast stillstehen machte, eine dunkle Gestalt in den offenen Torweg der Mühle trat und dann in jenem Bereich des Gewölbes erschien, der durch das vorn einfallende Mondlicht erleuchtet wurde, kam für Quinten selbst und alle übrigen ein ebenso verhängnisvoller, wie erschütternder Augenblick. Quint — und er war es! — langsam und forschend näher tretend, sah, wie eine schweigende Menge mitten im Hof, einige die Stirn auf der Erde, einige das Gesicht im Mondschein emporgerichtet, einige weinend, andere mit Beben Gebete murmelnd ... wie eine Menge vom Wahnwitz betörter Menschen, sag ich, reihenweis, mit gefalteten Händen, vor ihm auf den Knien lag.

Sogar der Müller Straube erklärte — dem sonst in Sachen des Glaubens wenig zu trauen war und der sich dazu auch wenig äußerte — er habe, bei dieser Ankunft Quints, vergeblich mit seiner ganzen Vernunft gegen die Mächte, die ihn zur Erde niederzwangen, anzukämpfen versucht.

Ein Doppelbetrug dieser Art, ja ein eigentlich dreifacher, — womit die Menge sich selbst und den Narren, der Narr aber nur sich selber betrog! — ist aber vielleicht trotzdem nicht schlechthin verwerflich, noch lächerlich: erstens waren sie alle betrogene Betrüger! und zweitens lag doch im Innersten dieses nächtlichen Vorgangs verborgen, wenigstens Augen-

blicke lang, etwas wie ein Myſterium. Gott iſt ein Geiſt: Jeſus, der Nazarener, gilt nicht ſo ſehr als Gottes Inkarnation, ſondern er wird für ſein Gefäß gehalten. Quint wußte in ſich, oder glaubte in ſich, den Gottesgeiſt, den Geiſt des Herrn. Die tölpelhaften oder derben Gemüter ſahen in ihm zwar nicht dieſen Geiſt, aber das längſt zerſchellte Gefäß: den Zimmermannsſohn aus Nazareth. Was ſie indeſſen, mit bebenden Schauern vor Quintens Erſcheinung niederzwang, war eine tiefe Erfahrung von Geiſt und ward vom Geiſte Quintens empfangen. Wer könnte nun mit Gewißheit behaupten, Gott, Chriſtus wäre in dieſem leiblichen Irrtum nicht als geiſtige Wahrheit zugegen geweſen?

Deshalb aber ward dieſer Vorgang für Quinten und viele ſeiner Anhänger verhängnisvoll, weil er das Band zwiſchen allen aufs neue knüpfte und ihm eine neue myſtiſche Weihe gab.

Emanuel ſtand im Hofe ſtill und betrachtete lange die Schar der Knienden. Seltſamerweiſe erſchienen ihm dieſe betörten Menſchen, auch nachdem er das erſte Staunen, die erſte Erſchütterung überwunden hatte, weder ſchrecklich in ihrer Tollheit noch lächerlich. Es gehörte zu Quintens Beſonderheit, daß ihm in jeder Lage des Lebens eine bewunderungswürdige Faſſung eignete: eine ſicher wirkende Selbſtdiſziplin, die ihm angeboren war, oder wenigſtens keinen Zug von Angeflogenem oder Erlerntem an ſich hatte. Dieſer eigentümliche Menſch ohne Bildungsgang hatte ſich, aus ſich ſelbſt, zum Herrn ſeiner ſelbſt emporgerungen. Er beherrſchte in ſich, ausgenommen die Liebe zu Gott und dem Göttlichen, jede Leidenſchaft und auf ſeinem Geſicht, wie in ſeinem Betragen jedwede Äußerung, wodurch denn, ohne ſeine Abſicht, von den Bewegungen ſeiner Seele ſich nichts verriet.

In Wahrheit kam ihn eine tiefe und ſchmerzliche Rührung an, die ihn indeſſen daran nicht hinderte, mit gelaſſener Frage Martin und Anton Scharf herauszufinden. Mit dieſen beiden Männern begab er ſich, — ſchwebte er, wie die

Knienden meinten! — ohne daß er etwas weiteres ſagte, an dem demütig winſelnden Kettenhunde vorüber ins Haus.

Mit ſeiner Gegenwart in der Talmühle trat, wie durch ein Wunder, Ruhe und Stille ein. Der Orgiasmus machte einem demutsvollen und eingeſchüchterten Warten Platz. Alles Singen und laute Beten ward in ein ſtilles Flüſtern verkehrt, geſchweige, daß ſich das Tamburin und die Zionsharfe Dibiezens auch nur im geringſten mehr geregt hätte.

Nicht anders wie aus einem Hauſe, darin der König zu Tafel ſitzt, bei Hungersnot, wurde durch Marta Schubert und andere, von Zeit zu Zeit, der an der Türe darbenden Menge Bericht erſtattet. Selbſt Müller Straube, der für gewöhnlich dem ganzen Treiben mit einer undurchſichtigen, zuweilen ironiſchen Reſerve begegnet war, zeigte ſich ernſt, ja feierlich. Zum erſten Male ſchien er, aus einem ſelbſtbewußten und gnädigen Wirt, nur eben wie alle andern, zu einem beſcheidenen Gaſt geworden.

Emanuel hatte ſich in ein beſonderes, kleines Zimmer zurückgezogen, und die im Hausflur und vor der Türe ängſtlich harrende Schar erfuhr, er wolle zunächſt nur mit dem engeren Kreiſe der Auserwählten, und zwar mit einem jeden allein, verhandeln. Und ſo geſchah es, weshalb die Mühle, die noch vor kurzem ein Schauplatz tumultuariſchen Lebens geweſen war, plötzlich wie ausgeſtorben erſchien.

Zuerſt von allen wurde Martin Scharf durch die Magd des Müllers zu Quinten ins Zimmer gerufen. Als er nach etwa einer halben Stunde wiederkam, gingen nacheinander Anton Scharf, der Weber Schubert, Dibiez, Krezig, der Handelsmann, Weber Zumpt, der Müller Straube und Schneider Schwabe, ein jeder vor Erregung kaum ſeiner mächtig, zu dem „Giersdorfer Herrgott“ hinein.

Auf ihren Stirnen ſtand kalter Schweiß. Ihre rauhen Hände waren wie Eiszapfen.

Liebe, Gehorſam, Andacht, Glaube, blinde, urteilsloſe Hingabe wurden aber durch dieſe nächtlichen Unterredungen unter vier Augen erſt recht zur Blüte gebracht, und zwar trotzdem Emanuel das geſamte Treiben in der Talmühle, das ſie ihm hatten darlegen müſſen, aufs ſtärkſte verurteilte. Es war, als hätten ſie alles dieſes, bevor er noch ſprach, allein durch ſeine Gegenwart eingeſehen, als hätten ſie mit ſeiner Perſon ſogleich das ſchlichte und rechte Maß aller Dinge, Lot, Waſſerwage und Winkelmaß, um ſogleich ihr ſchiefes Haus zu erkennen, in Händen gehabt.

Er ſagte dem Dibiez, der ihn nicht verſtand, wie das Reich Gottes nicht mit äußerlichen Gebärden verbunden iſt. Er verwarf, zum großen Erſtaunen aller — wodurch er jedoch an Autorität gewann! — nicht nur das Tamburin der Heilsarmee, die Gitarre des Dibiez, die bachantiſchen Halleluja-geſänge, ſondern auch den einfachen Kirchengeſang. „Als Jeſus," ſagte er, „vor beinahe zweitauſend Jahren das erſte Mal über die Erde wandelte, ſang er nicht. Er hat das lautere Gotteswort aus ſchlichtem, heiligem Munde geſprochen."

War es nun, weil Quint den krankhaften Seelenbrand in der Talmühle unter allen Umſtänden auslöſchen wollte: jedenfalls riet er den Brüdern, mit ſehr beſtimmten Worten, von allem Predigen, allem lauten Beichten, allem ſogenannten Weisſagen, ja allen öffentlichen Gebeten abzuſtehen. Wollt ihr und müßt ihr aber beten — die Jünger Johannes des Täufers beten! die Jünger Jeſu indeſſen beten nicht! ſo tut es allein, in eurer Kammer. Ich ſage euch aber, es wäre um euch und euren himmliſchen Vater ſchlimm beſtellt, wüßte er nicht, wes ihr bedürfet, ehe ihr ihn bittet darum.

„Der Geiſt des Herrn," ſo ſagte er ihnen, „iſt ein Geiſt der Weisheit, ein Geiſt des Friedens, ein Geiſt der Gerechtigkeit. Wenn etwas in euch Bilder der Angſt und des Entſetzens, oder Bilder der Wolluſt, oder Bilder der Grauſam-

keit ſchafft und anbetet, ſo iſt es der Geiſt des Vaters nicht. Was von den Abgründen eurer Natur die Brücke des Lichtes reißt, daß die giftigen Dämpfe der Krankheit, die beſinnungsraubenden Dünſte des Todes in die Klarheit des Lebens in Jeſu Chriſto aufſteigen, ſo iſt es der Geiſt des Vaters nicht."

Der Müller, als er vor Emanuel ſtand, konnte vor dieſem und ſeinen einfachen Fragen nicht ganz die richtige Faſſung finden. Emanuel ſah ihn ſchuldbewußt. Über den Paroxysmus befragt, der ſich mit den Frauenzimmern ereignet hatte, gab er widerſprechende Antworten und ſeine Reden hatten keinen ſchlichten Zuſammenhang.

Hierauf wurde Thereſe Katzmarek Emanuel Quinten vorgeführt.

Das Mädchen, mit Quinten allein geblieben, fing, nachdem ſie unter körperlichen Schauern und vielen Tränen ihm Hände und Füße geküßt hatte, von ihm beruhigt, zu beichten an. Die katholiſche Inbrunſt und Sündenwolluſt ihres Herzens befreite ſich, und Emanuel, der das Mädchen nur in einem menſchenfreundlichen Sinne beraten wollte, fand ſich durch ſie zum Mitwiſſer aller ihrer Vergehungen, unter denen die letzte eine Verſündigung gegen die Keuſchheit, und zwar mit dem Talmüller ſelber war! — ja zum Herrn über Leben und Tod gemacht.

Emanuel mußte erſchüttert ſein durch alle Beweiſe faſt hündiſcher Liebe und Anhänglichkeit, die ihm von dieſen, bis zu Tränen durch ſeine Gegenwart beglückten Menſchen entgegengebracht wurden. Und wenn er nun auch entſchloſſen war, ſoweit an ihm lag, das Neſt zu ſäubern, in das er ja zu keinem anderen Zwecke gekommen war, ſo hatte er doch den heißen Wunſch, ſoweit immer möglich, dieſen irren, hilfloſen Lämmern ein Hirte zu ſein.

Hatten doch alle dieſe Menſchen, ſolange ſie lebten, einen leiblichen Hunger nach des Müllers Brot: und war es nicht ſonderbar, wie ſie trotz leiblichen Mangels und ſorgenbelaſteter Lebensnot dennoch nach geiſtigem Brote hungerten?

Konnten da ihre unberatenen Einbrüche in die Vorratskammern der Schrift und die Wahl ihrer Nahrung von einem beſſeren Inſtinkte geleitet und anders als unbeholfen ſein?

An dieſem Abend wurden die Darbenden an den Türen mit leiblichem Brote geſpeiſt, und es wurde ihnen zugleich eröffnet, wie dies zunächſt die letzte Verſammlung auf der Dreſchtenne des Talmüllers geweſen wäre. Sie entfernten ſich, leiblich geſättigt, ohne daß im übrigen ihre Hoffnung, den vergötterten Fremdling reden zu hören, oder auch nur nochmals zu ſehen, erfüllt worden war. Inzwiſchen wurden alle, mit denen Emanuel einzeln geſprochen hatte, gemeinſam in Quintens Zimmer gerufen.

Dieſer erhob ſich von einem runden Tiſch, an dem er geſeſſen hatte und auf dem eine brennende Kerze ſtand, und der kleine Raum ward wohl eine halbe Stunde lang von dem gutturalen Klang ſeiner eher hohen als tiefen, weichen und doch jugendlich feſten Stimme durchdrungen.

In ſeiner Belehrung, die in der Hauptſache gegen den Aberglauben gerichtet war, hatte ſich Quint vom Ernſt, bis zu einem, den Brüdern an ihm ganz fremden Zorne geſteigert.

Was er ſagte, war etwa dies:

Heute noch, wie zu Zeiten Jeſu von Nazareth, ſei die Erde von wüſtem Geſtrüpp überwuchert. Man könne ſich kaum eine übertriebene Vorſtellung davon machen, wie in der Menſchenwelt die Pflanze des Aberglaubens verbreitet ſei. So ſei noch heut das Geheimnis des Reiches eben dasſelbe tiefe Geheimnis wie zu Jeſu Zeit, und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil es in Höhlen, in Schächten, unter den Wurzeln eines Waldes von Aberglauben verborgen wäre. „Von Zeit zu Zeit kommt Jeſus,“ ſagte er, „ganz verlaſſen, außer von Gott, durch dieſe Wälder einhergewandelt. So ſeht ihr mich verlaſſen und einſam, der ich berufen bin vom Vater unter die, die gleich ſein ſollen dem Ebenbilde ſeines Sohnes, auf daß derſelbe der Erſtgeborene ſei unter vielen Brüdern, wie Paulus ſagt. Von dieſem Geheimnis, des ich

gewürdigt worden bin, wißt ihr nichts! ich kann es euch auch nicht offenbaren! Allein der Vater kann es euch offenbaren, der in mir iſt. Und wenn es der Vater euch offenbart, ſo kommt und nennet euch meine Brüder."

Und er gebot ihnen, daß ſie ihn vom Grauen des morgenden Tages an, aus ihren Gedanken entlaſſen, ihm nicht mehr nachfolgen ſollten. Da ſchrien ſie aber alle, faſt weinend: „Herr, Herr, verſtoß uns nicht und verlaß uns nicht."

Er aber fuhr fort etwa ſo zu ſprechen:

„Ihr habt geſehen, wie auch Bruder Nathanael, deſſen Taufe ich habe, abgefallen iſt. Ihr habt ihn mit Unrecht Judas geheißen. Zwar ſteht geſchrieben, daß, wer zu ſeinem Bruder ſagt: Du Narr! ſchuldig des hölliſchen Feuers iſt! Aber ich ſage euch, dieſer Nathanael iſt nicht mein Bruder, denn er iſt vom Vater, das Geheimnis des Reiches zu wiſſen, nicht gewürdigt worden."

Der Schneider Schwabe rief ihm zu: „Sage uns das Geheimnis, Herr!" Die Bezeichnung „Herr" hatte ſich in der Erregung des Wiederſehens und wohl auch mit durch die beſſere Kleidung und das gepflegtere Ausſehen Quintens eingebürgert.

„Das Himmelreich gleicht einem Senfkorn," antwortete Quint, „es gleicht einer Perle, für die ich alles hingebe, es gleicht einem Schatz im Acker, den ich gekauft habe, es iſt inwendig in mir, das Eigentum eines Kindes iſt das Himmelreich. Aber dein Zion, das aus den Wolken herniederfällt mit Häuſern von Gold, mit Tälern aus Jaſpis, Saphir und Smaragd iſt es nicht! Warum denn wollt ihr, daß Vater, Sohn und Geiſt unter Gewitter und Poſaunenſchall furchtbar aus Wolken niederſteigen, wo doch Vater, Sohn und Geiſt unerkannt unter euch iſt?"

Und nun verrichtete Emanuel Quint, der arme Narr in Chriſto, jene hoffentlich unbedachte Tat der Läſterung, die ſpäter, als er eines ſchweren Verbrechens beſchuldigt unter Anklage ſtand, die Herzen der Richter ſo ſehr verhärtete.

Nämlich: er packte ein Bibelbuch, das einer der Brüder Scharf, wie früher gebräuchlich, neben das Licht auf den Tiſch gelegt hatte, und warf es, ſo daß es in Fetzen ging, wider die Wand.

Die armen Tagelöhner, trotzdem ſie erſchraken und eigentlich im erſten Augenblick dachten, es müſſe Feuer vom Himmel herabfahren, regten ſich nicht.

Und: „ich verbiete euch dieſes Buch! hört ihr! ich verbiete euch dieſes Buch!“ rief nun, gar nicht im Sinne Luthers, Emanuel. „Ich verbiete es euch, weil es eine Scheuer voll Unkraut, eine Scheuer voll Tollkraut, eine Scheuer voll Taumellolch mit nur wenigen Ähren guten Weizens iſt. Das Reich Gottes iſt wiederum auch hier nur ein Senfkorn darin.

Was leſet ihr euch aus dieſem Buch? was erntet ihr euch von dieſem Acker des guten Hausvaters, in den der böſe Feind im Finſtern Scheffel und Malter Unkraut geſäet hat? Ihr füllt euch das Blut mit quälenden Ängſten, quälenden Wünſchen und Fieberbildern, die lügneriſche Hoffnungen ſind, bis zum Berſten an! Ihr meinet, wenn ihr vom Gifte des Taumelmohns trunken ſeid und in läppiſcher Eitelkeit zu Affen der Allmacht aufgeſchwollen, mit Handauflegen und Wundertun, ihr hättet den heiligen Geiſt empfangen! Was ihr empfangen habt, iſt die Peſt der Gier! der Durſt der Tollheit! Meint ihr, daß die Liebe zu Jeſu eine unbezwingliche Wut der Habſucht iſt? Was wollet ihr denn von Gott erbitten? Wälzet ihr euch und zerrüttet ihr euch und macht eure armen Kehlen heiſer, damit der himmliſche Vater das Zepter mit euch teile? Und meint ihr, daß es in euren blinden Händen beſſer aufgehoben als in den ſeinigen iſt?

Was reißet ihr doch an Gottes Stuhl? Was zerrt ihr doch an Gottes Gewandzipfel? Was heult ihr? Was kreiſcht ihr? Warum ſchlagt ihr mit euren Fäuſten, euren groben Abſätzen gegen die Himmelstür? Wahrlich ich ſage euch, ihr werdet nicht mit der Türe ins Haus brechen und es liegt auch

dahinter weder Brot, Speck, noch das kleinste Fäßchen Branntwein für euch!

Was leset ihr euch aus diesem Buch? Lügen, Lügen und wieder Lügen! Wie denn die Lüge noch immer auf allen Gärten und allen Äckern am geilsten wuchert! wie denn die Lüge noch immer Säulen, Tore, Türme und Tempel — die höchsten Säulen, die höchsten Tore, die höchsten Türme, die gewaltigsten Tempel von Gold, Jaspis und Edelsteinen auf unserer Erde besitzt."

Es war wohl nicht allzuviel, was die mit hochgezogenen Brauen lauschenden Brüder von diesen heftig gesprochenen Worten begriffen. Es folgte ihnen auch eine große Menge anderer warnend, ja drohend nach, die Quinten doch wohl von dem Wunsche eingegeben wurden, diesen Unfug der Talbrüder abzuschütteln. Jene Monate, die er in der Gärtnerei, in der Bibliothek des Gurauer Fräuleins, beim Miltzscher Schäfer als Samariter, in der Familie Krause und in anderen christlichen Bürgerhäusern zugebracht hatte, konnten nicht spurlos an ihm vorübergehn. Dennoch sah er die Brüder nicht von einem neuen Kastenstandpunkt an und nicht ein solcher war es, der den Abstand zwischen ihm und ihnen vergrößerte. Dagegen konnte man aus der Art und mutigen Kraft seiner Reden schließen, daß sich die Kraft seines eigensinnigen Wahnes in der Stille vervielfacht hatte.

Jedenfalls zerstörte er die starre und fixe Idee seiner Anhänger nicht, wonach er ihnen als Retter aus jeder Not, als neuer Messias gelten mußte. Ja, diesen Irrwahn bestärkte er nur. Seine Zuhörer spürten recht wohl, wie sich bei ihm in irgendeiner Form das Einheitsgefühl zwischen ihm und dem Heiland befestigt hatte: und wie sollten sie nicht, wo er sich doch ausdrücklich, als in Besitz des Geheimnisses Jesu gelangt, ihnen darstellte.

In Wahrheit sah Emanuel Quint den Heiland kaum mehr im Bibelbuch, das er ja auch mißhandelt hatte, sondern, schrecklich zu sagen, nur noch in sich selbst und als sich selbst.

Der heilige Wahn ward zurückgedrängt und hatte dort, seit jenem Kerkertraume, wo Christus in Quinten buchstäblich hineingegangen war, Zeit gefunden, sich festzunisten. Damit hatte sich etwas im Betragen des Narren in Christo eingestellt, was keineswegs von dem Schlage seiner früheren Bescheidenheit und Demut war. Gegner, die es später bemerkten, nannten es einen lächerlichen Hochmutsgeist von Unfehlbarkeit, er selbst die Freiheit der Kinder Gottes.

„Machet euch frei von dem Dienste des vergänglichen Wesens, zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes," sagte er oft, wenn seine Freunde ihm eine gewisse heitere Sicherheit und Sorglosigkeit, trotz des ihm eigenen Ernstes, zum Vorwurf machten.

Während des Mahles, das die seltsamen Quint-Apostel und Müller Straube gemeinsam mit Emanuel in der Backstube einnahmen, zeigte es sich, wie wenig die wesentliche Absicht von Quintens Besuch erreicht worden war. Bald war es Martin, bald Anton Scharf, bald der Lumpensammler, bald der bucklige Schneider Schwabe, die mit allerhand vorsichtig ängstlichen Fragen an ihm herumhorchten und herumtasteten.

„Herr," sagte zum Beispiel der Schneider Schwabe, „du hast doch an dem alten Scharf, an Marta Schubert, an dem kontrakten Baudenweibe, an der sterbenden Frau und an vielen anderen ebenfalls Wunder getan."

Was er ohne Absicht und ohne Wissen verrichtet habe, antwortete Quint, wenn er überhaupt etwas verrichtet habe, das sei nicht durch ihn, sondern durch den Vater vollendet worden.

Jesus habe doch ebenfalls Wunder getan.

„So wie ich," sagte Quint, „in diesem und keinem anderen Sinne."

Obgleich er nun eine Erklärung gab, konnte er seine grobschlächtigen Tischgenossen doch nicht mehr von der Meinung

abbringen: Jeſus und er, er und Jeſus hätten die gleichen Wunder getan.

So aber lautete ſeine Erklärung:

„Was wolltet ihr je von Gottes Wundern begreifen, da ihr doch bis jetzt von all den ungeheuren Wundern, mit denen der Vater euch umgeben hat, nichts begriffen habt! Ihr Läppiſchen! O ihr Lächerlichen! Seht ihr den Wald vor Bäumen nicht? Was ſeid denn ihr? Was bin denn ich? Sind wir denn um ein Haar Geringeres, als das größte Wunder iſt? Könntet ihr etwas, oder wüßtet ihr etwas von Gott zu verlangen, das auch nur den tauſendſten Teil ſo wunderbar, als eine einzige Lilie oder Kornblume auf den Feldern, die Kehle oder die Feder einer einzigen Nachtigall, geſchweige die ganze, große, felſige, blühende Erde oder der unendliche Himmel mit allen ſeinen Geſtirnen wäre?“

„Wer es faſſen mag, faſſe es,“ endete er: „der Wunderſüchtige iſt von Mutterleibe an taub, ſtumm und blind geboren! Ihr wiſſet, daß einem ſolchen Geſchlecht kein Zeichen gegeben werden kann.“

„Herr, wenn wir nicht im rechten Sinne gebetet haben, lehre du uns!“ wandte ſich Anton Scharf an Quint.

„Betet: zu uns komme dein Reich!“ bekam er zur Antwort.

Es war für Weib und Kinder des Müllerknechts, die außen am Fenſter der Backſtube ſtanden, wo auch der Vater zuweilen hinter ſie trat, ein ſeltſam bibliſcher Anblick, wie drinnen Emanuel Quint, dem Heiland beim Abendmahle gleich, unter ſeinen Jüngern ſaß. Sie konnten ihre Blicke nicht abwenden. Der längliche Tiſch, auf dem zwei gewaltige Schüſſeln dampften, war ſauber mit einem bunten Tuche bedeckt. Ein dunkler Wein, den der böhmiſche Joſeph gebracht hatte, ward von dem ab und zu gehenden, feierlich ſtrahlenden Anton Scharf, vom Fäßchen in Gläſer gefüllt. Zuweilen ſah man den Heiland trinken. Wenn er an jemand die Rede

richtete, ſprang der Angeſprochene voll Eifer und auch zugleich voll Ehrfurcht vom Sitze empor.

Zuweilen ging durch die ganze Gemeinde ringsherum eine herzlich lachende Heiterkeit. Es ſchien, als ob ſich nicht ſelten die Lippen des neuen Meſſias über einem Scherzwort kräuſelten.

Plötzlich ſahen die Kinder des Knechtes, ein Mädchen von vierzehn, ein Knabe von zwölf, ein anderer von neun Jahren, unter ſich eine fremde Nachbarin. Sie hatten das dunkelhaarige, ſeltſame junge Mädchen nicht kommen hören und blickten es aus großen, einigermaßen dummen, erſtaunten Augen an. Die Fremde achtete ihrer nicht. Übrigens ſchien ſie nichts andres zu wollen, als ebenſo ungeſtört, wie die Kinder des Knechts, das Innre der Backſtube zu beobachten.

Das Mädchen war ſchlank, hatte feine Gelenke und längliche Finger, die mit Halbhandſchuhen aus ſchwarzen Seidenfäden bedeckt waren. Ein dunkles Mäntelchen, mit rot gefüttertem Capuchon, war um die noch ſchmalen Schultern gelegt. Ihr länglich-ovales Geſichtchen, mit großen befranſten Augen, hatte alle zarten Reize unverſehrter, beginnender Jungfräulichkeit. Sie hielt eine ſogenannte Kapotte, mit dunklen Bändern, in den Händen. Nicht ganz bis zu den feinen Knöcheln der ſchmalen Füße ging der Saum ihres ſchlichten Kleides, das über den ſchlanken Hüften von einem breiten Gürtel aus ſchwarz lackiertem Leder zierlich zuſammengeſchloſſen war. Wenn ſie ſich wandte, wurden zwei dicke, dunkle Zöpfe vom Lichte beſchienen, die bis zu den Fingerſpitzen, bei ausgeſtreckten Armen, herunterreichten und von denen der eine über die Schulter nach vorn genommen war.

Man mußte erſtaunen, das Mädchen in ſolcher Umgebung zu ſehen, das unzweifelhaft ein Kind aus gebildeten Kreiſen war.

Indeſſen blickte ſie nicht anders, oder mehr noch als die Kinder des Knechts, mit heißen, verlangenden Augen und ver-

folgte das sonderbare Mahl mit seinen meist ungeschlachten Teilnehmern, das hinter den Scheiben vor sich ging.

Es ereignete sich nach einiger Zeit, daß der böhmische Joseph innen von ungefähr in die Nähe des Fensters geriet und sein scheußliches Antlitz in nächster Nähe vor der kleinen Gemeinschaft der Späher auftauchte. Bei diesem Anblick trat die kleine Fremde, merklich erschrocken, ins Dunkel zurück.

Ob nun das Scheusal die Fremde erblickt hatte, jedenfalls trat er nach einigen Augenblicken ins Freie heraus, um die Kinder des Knechtes durchzumustern. Die Fremde aber, die sich noch immer im Dunkel verborgen hielt und die ihn von dort genau beobachtete, fanden seine suchenden Augen nicht.

Er schien die Kinder fragen zu wollen, kehrte indessen plötzlich um und begab sich wieder ins Haus hinein.

Emanuel ward indessen in der wachsenden Zutraulichkeit der festlichen Stunde — eine festliche Stunde war die Wiedervereinigung mit diesen ersten Freunden und im Grunde kreuzbraven Seelen auch für ihn! — er ward also über allerlei Dinge weiter befragt, die hungrig harrenden Christenseelen immer noch brennende Anliegen sind.

So trat ihn der eine und andere an: ob er nicht ihm das Geheimnis des Reiches unter vier Augen sagen wolle? Schwabe meinte beunruhigt, daß doch wahrscheinlich immer noch die alten Apostel und der Kreis der Zwölf zu Richtern des Jüngsten Gerichtes berufen wären. Ungeduldig wollte man wissen, wann ungefähr der Beginn des tausendjährigen Reiches zu setzen wäre. Wann sich Vater, Sohn und Geist endlich zeigen würden, nicht mehr in Niedrigkeit, sondern in ihrer ganzen Herrlichkeit.

Emanuel aber lächelte nur und wollte auf keine Frage mehr eingehen. Die braven Leute und schlechten Christen, wie er sie im geheimen nannte, dauerten ihn. Zuweilen sah man ihn traurig den Kopf schütteln. Dann zeigte sich wiederum

um ſeinen Mund eine durch die drolligen Ängſte der einfachen Seelen beluſtigte Heiterkeit, wo dann der blinde Blindenleiter mit einer herzlichen Ironie den Brüdern Scharf über ihre ſtruppigen Scheitel ſtrich oder dem buckligen Schneider ſanft auf die Wange klopfte.

Bevor er aber, nachts um die zwölfte Stunde, ſich niederlegte, nahm Emanuel der ganzen Verſammlung das feſte Verſprechen ab, morgen mit Tagesgrauen auseinanderzugehn.

Emanuel Quint erwachte, als er kaum eine Stunde geſchlafen und der Zeiger der Uhr die Eins überſchritten hatte. Er rieb ſich die Augen, aber er ſah trotzdem eine dunkle Geſtalt an dem kleinen Fenſterchen ſeines Zimmers ſtehn, unter dem der Strahl des Mühlbaches rauſchte. Er fragte die übliche Frage, ob jemand da wäre, doch die ſchlanke Geſtalt am Fenſter regte ſich nicht und antwortete nicht. Da pochte des Narren Herz gewaltig. Er ſprang aus den ungeheuren Deckbetten, kleidete ſich in Eile an, entzündete Licht und erkannte — oder hatte bereits erkannt — Ruth Heidebrand.

Es muß geſagt werden, daß dieſe Entdeckung dem armen Quint mit beinahe lähmender Kraft in die Seele ſchlug. Er ſagte ſpäter, er habe damals ſchon die unentrinnbaren Folgen dieſes unverſchuldeten Umſtands vorausgefühlt, obgleich das Verhängnis Wege ſuchte, die er unmöglich vorauszuſetzen imſtande war.

Übrigens war ſeine Beziehung zu Ruth in jedem Betrachte wunderlich.

Man hat ſpäter gefunden und hat es aus Äußerungen geſchloſſen, es ſei in der Seele des Tiſchlerſohnes für die ohne Zweifel hyſteriſche Gärtnerstochter eine verſchwiegene Neigung vorhanden geweſen, ſonſt hätte ſich ein gewiſſer Verdacht nicht auf Quinten gelenkt. Jedenfalls gehört die unbeſonnene, dazu krankhafte Tat der kleinen Ruth, durch die ſie ihm bei dem Gurauer Fräulein, bei ihren Eltern, bei Krauſe

und vielen Freunden faſt alle Sympathien verdarb und ſeinen Gegnern Waffen lieferte, nicht in das Schuldbuch des armen Quint.

Nicht vorher, nicht nachher in ſeinem Leben hat Emanuel je mit ſo heftigem Ausdruck heftige und ſtrafende Worte gebraucht, als es in den erſten Minuten der kleinen Ruth Heidebrand gegenüber jetzt geſchah, als er ſich endlich zum Reden ermannt hatte.

Die kleine Ruth aber ſah ihn unbeirrt aus ihren ein wenig zu großen, feuchten Augäpfeln an, als wollte ſie ſagen: den Zorn meines Heilandes, meines guten Hirten, der das verlorene Schaf in die Arme nimmt, den Zorn deſſen, der die ewige Güte ſelber iſt, deſſen Strahl mein Auge trifft und mit heiligem, ſtolzen Feuer daraus zurückleuchtet, den Allerbarmer fürchte ich nicht.

Der Glaube und das Vertrauen, wie es Quinten aus den Augen jener grobſchlächtigen Anhänger entgegenleuchtete, denen er wie Paulus nur das Zeugnis geben konnte, „daß ſie eiferten um Gott, aber mit Unverſtand," ſchon dieſer Glaube, dieſes Vertrauen legte um ihn — um ſeine Gedanken, um ſeine Entſchlüſſe, alſo um ſeine Stirn und Hände! — ein hinderndes Band: obgleich die Macht dieſes ſtarken Vertrauens durch den lauernden Ausdruck der Gewinngier und eines verſteckten, nach Beruhigung drängenden Mißtrauens beeinträchtigt wurde. Sofern dieſer Bann nicht geweſen wäre, hätte wahrſcheinlich der arme Quint Mittel und Wege zu finden gewußt, dieſe Gläubiger, durch das trockene Geſtändnis der Wahrheit über ſich, abzuſchütteln: er aber bewirkte, daß er, unſchuldig ſchuldig, ihr Schuldner blieb. — Hier aber ſprach Vertrauen und Glaube zu dem noch nicht neunundzwanzigjährigen Quint aus holdem und ſüßem Mädchengeſicht und aus Tiefen der Seele heraufkommend, in welche nie auch nur der leiſeſte Schatten eines Zweifels gedrungen war.

...Es war die Liebe ſelbſt, die ihn anblickte.

So fühlte denn der Narr die Gefahr und die ganze Folgenſchwere des Augenblicks.

Dies gab ihm Kraft ſich emporzuraffen.

Schnell nacheinander tat er mit harter Stimme die Fragen: „Was willſt du? Mit weſſen Erlaubnis biſt du hier? Was willſt du hier? Was ſuchſt du hier?“

Ruth aber ſchlug die Augen nieder und ſchien die gleichen Worte zu flüſtern, die einſt ihre bibliſche Namensſchweſter geſprochen hatte: „wo du hingeheſt, da will ich auch hingehen; wo du bleibeſt, da bleibe ich auch. Dein Volk iſt mein Volk, und dein Gott iſt mein Gott. Wo du ſtirbſt, da ſterbe ich auch; da will ich auch begraben werden. Der Herr tue mir dies und das, der Tod muß dich und mich ſcheiden.“

Und wieder richtete ſie mit einer reinen, ſchlichten Gewißheit im Blick, er könne doch ganz unmöglich gegen dieſes Bekenntnis etwas einwenden, die Augen zu Emanuel auf.

Die wenigen Worte, mit denen die bibliſche Ruth ſich ihre ewige Krone, über alle Zeiten und Völker hinausglänzend, geſchmiedet hat — und die, auf eine Schale gelegt, allein Neunzehntel aller Worte der Bibel aufwiegen, ja aller Bibliotheken der Welt! — hörte nun zwar Emanuel nicht, aber er ſpürte die Kraft des Bekenntniſſes! deshalb rang er, noch tiefer erbleichend, wie in der Erkenntnis der Nutzloſigkeit jedes Widerſtandes, mit krampfhaftem Griffe Hand in Hand.

Jedermann in der Mühle war ſchlafen gegangen. Es war eine abgelegene, nur durch viele Gänge und Treppchen zu erreichende Kammer, in der ſich Quint mit Ruth befand. Er ſenkte den Kopf, entrang die Hände und begann im Raum auf und ab zu ſchreiten.

In dieſer Minute — man hörte den Gang ſeiner bloßen Füße nicht! — wo er bald die Gardine, bald den gelben, mit allerlei Tand und bäuriſchen Raritäten gefüllten Glasſchrank ſtreifte, fand er ſich nicht nur mit der Flucht der kleinen Ruth aus dem Elternhauſe, ſondern auch mit dem Umſtand ab, deſſen er völlig ſicher war, daß man keinem andern

als ihm die Schuld dieses Streiches zumessen würde. Dann sagte er nur: „Du hast uns in eine schlimme Lage gebracht."

Ruth wandte sich um und sagte dagegen:

„Wie kann ich anders, wenn ich nicht meinen Bräutigam versäumen soll?"

Er sagte:

„Ihr seid alle unverständig!"

„Lehre mich," sagte sie „daß ich verständig bin."

Er dagegen:

„Ehre Vater und Mutter und betrübe sie nicht! Gedenke der Angste, die sie jetzt ausstehen. Im besten Falle wird man uns finden und bringt dich und mich durch Gendarmen nach Hause zurück!"

Ruth sagte, das werde der „Vater" nicht zulassen. Als Emanuel sie befremdet musterte, fügte sie noch die Worte an: „ich meine den Vater, der in dir ist."

Emanuel wurde ungeduldig.

Er begann: „Was suchst du? Was willst du von mir? Von den Legionen Engeln eures himmlischen Vaters weiß ich nichts. Ihre Schwerter stehen mir nicht zu Diensten! Ich bin keines irdischen Königs, noch eines schwertgewaltigen Gottes Sohn. Ich bin nur ein armer Menschensohn. Wer mir nachfolgt, dessen nackte Füße werden über scharfe Steine gehen. Der Regen wird ihn durchnässen, der Hagel auf seinen Scheitel schlagen. Er wird Almosen nehmen, wo man sie gibt! Er wird, wie ich verachtet, verdorben und am Ende einem schmachvollen Tode überliefert sein."

In diesem Augenblick hatte Ruth in Hast ihre durchlaufenen Schuhe von den Füßen gelöst, den Mantel und ihr kleines dunkles Mieder heruntergerissen und warf sich wildschluchzend mit den Worten: „kreuzige mich, ich will vor dir sterben!" an Quintens Brust.

Quint begann ihren Scheitel zu streicheln, aber er hielt seine Lippen fern von der schmalen weißen Rinne, die ihm so nahe war und von der aus das Haar zu beiden Seiten in

einem dunklen und duftigen Glanze das Haupt umfloß. Seine Hände mieden die kindlichen Schultern, die ſich zuckend an ihn anſchmiegten, ſo daß er an bebende Flügelrücken eines jugendlichen, verſtoßenen Engels denken mußte oder eines verflognen vielleicht: eine Vorſtellung, die ihm durch die liebliche und berauſchende Fremdartigkeit dieſes ganzen neuen Erlebens aufgedrängt wurde.

Emanuel biß die Zähne zuſammen und wehrte ſich mit der ganzen, ihm eigenen, bewußten Kraft, gegen die Welle, die in ihm aufbrandete. Er rang mit ihr und beſiegte ſie. Die Arme der lieblichen Gärtnerstochter mit Zartheit löſend und an den heiß umklammernden Händen herunterziehend, hatte er bald durch den gütigſten Zuſpruch das Mädchen einigermaßen zur Ruhe gebracht.

Mit eigenen Händen zog er ihr dann die Stiefelchen an, half ihren nackten Armen in die Ärmel ihres Mieders hinein, verdeckte darin die ſchönen Schultern und legte auch noch den Mantel, den er vom Tiſche nahm, ſorgſam darum.

Endlich ſagte er: „Ruth, nun komm, jetzt wollen wir ohne Verzug zurück zu den armen Eltern gehen.“

Da ſtand das Kind und regte ſich nicht und ſprach geraume Weile kein Wort. Aber wie Quint, überwältigt von Mitleid, die Hand um ſie legte und ihr Haupt herauf an den kummervollen Strahl ſeines ernſten Antlitzes bog, war ihr Geſicht von Tränen gedunſen.

Achtzehntes Kapitel

In dieſem Augenblick quietſchte die Zimmertür und der Kopf des böhmiſchen Joſef ſtreckte ſich durch den geöffneten Spalt, mit einem pfiffig grinſenden Ausdruck herein. Dann ſchien es, als wollte er ſich zurückziehen, aber nun fragte ihn Quint, in einem erſtaunlichen Ton von Gelaſſenheit, was er wünſche und was ſein Begehren wäre.

Der böhmiſche Joſef war durch den Anblick, der ſich ihm eben geboten hatte, ſprachlos gemacht. Quint munterte ihn indeſſen auf und zwang ihn, am Tiſche Platz zu nehmen.

Der böhmiſche Joſef hatte in ſeinem Zimmer das Holz der Möbel auf eine entſetzliche Weiſe knallen gehört, Fenſter und Lampe hatten geklirrt, nicht anders wie bei ſtarkem Gewitter oder wenn ein ſchwerbeladener Rollwagen über ſtädtiſches Pflaſter fährt, oder noch ſchlimmer, wie bei einer unterirdiſchen Erſchütterung. Dabei habe er über ſich Lärm und vorher auf der Treppe Atmen und tappende Schritte vernommen.

„Wenn ich nun ein einziges kleines Knöchelchen von einem Gehängten hätte," ſagte Joſef, „ſo machte ich euch alle beide jetzt unſichtbar und brächte euch, ohne daß es die Leute merken, nach Miltzſch in eure Betten zurück."

Ruth ſchien durch die Anweſenheit des böhmiſchen Joſef merklich beunruhigt und auch Quint war durch den neuen Ton einer gewiſſermaßen dreiſten Vertraulichkeit etwas unangenehm berührt. Dennoch ermangelte ſein Betragen, als er nun Joſef um einen Dienſt erſuchte, nicht der gewohnten, freundlichen Höflichkeit. Dieſer ſollte, und zwar ſogleich, in das nächſtgelegene Dorf vorangehen und einen Bauern erſuchen, daß er Wagen und Pferd zur Beförderung Ruths nach Miltzſch bereit ſtelle.

In der Backſtube, als der böhmiſche Joſef gegangen war, mußte ſich Ruth auf Quintens Drängen mit Brot, Butter und Kaffee ſtärken, deſſen man eine reichliche Menge, in einem Bunzlauer Topf, noch heiß, in der Röhre fand. Dann traten beide, leiſen Tritts aus der Haustür gehend, von niemand in der Mühle bemerkt, den Rückweg an.

Im Beginne der Reiſe waren ſie einſilbig. Noch immer mit gedunſener und wie erſtarrter Miene ſchritt die kleine Ruth neben Quint, während der Narr, grübleriſch und betreten, das Schweigen nicht brechen mochte. Die kleine

Heilige, die triebhaft und opfermutig ihren irdisch-himmlischen Hochzeitsflug unternommen hatte, ward wie gelähmt, weil sie annahm, Liebe und Opfer sei nun durch den süßen Freund und himmlischen Bräutigam verworfen worden.

Nach und nach aber, während des Wanderns, das Quinten die eigentlich angemessene Form des Daseins war, stieg in ihm jene volle und große Empfindung auf, die zweifellos religiösen Charakter hatte, wenn auch sie es vornehmlich war, die ihn immer wieder über die berechtigten Forderungen der ihn umgebenden Welt erhob. Soweit man diese Empfindung — und man bedenke, wie das bewußte Leben selber nichts anderes als eine Empfindung ist! — soweit man sie zu schildern vermöchte, würde man das eigentliche Urphänomen im religiösen Leben dieses wunderlichen Separatisten zu begreifen imstande sein.

Das Leben in der gesamten Natur, die wir kennen, insonderheit alles organische Leben, vollzieht sich für uns in Form von Bewegung, insonderheit durch Geburt, Tod und Wiedergeburt. So war denn auch in Quintens Seele die tiefste Erfahrung immer wieder das göttliche Sterben und das göttliche Auferstehen. Von allen Bildern im Reich der Erscheinungen, die sein Auge zu fassen verstand, war ihm die Sonne, die aufging, und die Sonne, die unterging, das gewaltigste und zugleich das tiefste Symbol. Wie sie hinabsteigt und wieder ersteht, so starb und erneute in seinem Geist sich das Licht, und wenn es heraufkam, sah er voll wahrhaft heiligen Jubels die Welt, nicht in Flämmchen, sondern in der ganzen Glorie, in der ganzen glückseligen Tageshelle des, wie er meinte, heiligen Geistes stehen.

Wie nun aber die wirkliche Sonne, wenn sie aufgeht, allein die Freiheit des Himmels über sich hat, nicht aber die Dächer der Hütten, Paläste und Kathedralen, so war es auch bei dem Sonnenaufgang im Herzen Quints: nämlich, es kam eine fast quälend erhabene, fast ihr Gefäß zersprengende Empfindung von Größe in ihn, die ihn auf die Spitzen der

höchſten Türme wie auf das winzige Werk einer Ameiſe herabblicken machte. Dieſe Empfindung war ſo umfaſſend, daß er ſich ſelbſt im allwiſſenden Geiſte Gottes zu wohnen ſchien, und keine andere als dieſe war es, an die er dachte, ſo oft er die Einheit von ſich und dem Vater, von ſich und dem Sohne, von ſich und dem heiligen Geiſt behauptete.

Die Gefahr leuchtet ein, die entſtehen mußte, wenn er mit einer ſolchen Empfindung, darin das Bewußtſein ſeiner ärmlichen Körperlichkeit und überhaupt jeder Körperlichkeit wie Schnee in der Sonne zerſchmolzen und aufgeſogen wurde, unter die Dächer der Hütten, der Paläſte, der Kathedralen kam. So war, ſchon jetzt auf der Wanderung, das Bewußtſein der Kalamität, in die ſich ſelber und ihn die liebliche Gärtnerstochter gebracht hatte, in Schauern von Größe untergetaucht.

Quint vergaß aber nicht, daß Ruth neben ihm ging.

Sie hat bekannt, daß der Sonderling, den ſie den Heiland nannte, ihre Hand ergriffen, noch bevor ſie das Dorf und den Wagen erreichten, und bis dahin, etwa eine Stunde Wegs, nicht mehr freigegeben hat. Sie hat ferner verſichert, wie es denn auch der Wahrheit entſprach, ſie ſei dadurch wie durch einen himmliſchen Zauber geſtärkt, getröſtet, ja mit der Gewißheit eines ewigen himmliſchen Glückes erfüllt worden. Sie hat ſchließlich behauptet, daß der arme Narr verzückt und in einer heiligen Glorie mit Jeſus, Moſes und Elias geredet habe: trotzdem doch, nach ihrer Meinung, Emanuel ſelber der Heiland war.

Die Urſache ihres Irrtums war dieſe.

Emanuel fing nach einiger Zeit, während er ihre Hand in der ſeinen hielt, in beinahe hymniſcher Weiſe zu reden an, wobei ſie der tiefen, immer heller werdenden Röte des Sonnenaufgangs entgegenpilgerten. Er ſprach von der ſtrahlenden Kraft des Geſtirns, das mit demſelben Glanz und derſelben Freude ins Leben trete, als es nach vollbrachtem Tag ſich zum Opfer darbringe. Die Sonne wandere, ſagte

er. Sie ruhe in Gott, aber ſie ruhe auf ihrem Wege, geſchweige in den Hütten und Häuſern der Menſchen, nicht aus. Was göttlich ſei, ſagte er, das wandere. So wandert der Heiland, wandert der Gottesſohn, wandert der Menſchenſohn, über die Welt, wandere ein jeglicher, der aus dem Geiſt geboren wäre, unbehauſt, ohne bleibende Stätte, ohne Vermögen, ohne Dach, ohne Weib, ohne Kind, ohne auch nur eine Ruheſtätte für ſein Haupt.

Und als die Sonne wirklich heraufgeſtiegen kam, riß Quint, der verzückt und entrückt, wie es von Kindheit an immer wieder ein Zwang in ihm forderte, niederfiel, auch die kleine Ruth auf die Knie nieder.

Nach dieſem Vorgang, der den ſtammelnden und lallenden Quint in dem an ihm bereits bekannten, ausgeſprochen krankhaften Zuſtand zeigte, worin er der exaltierten Ruth als im Geſpräch mit Jeſus und den Propheten erſchien, beruhigte ſich ſein Weſen zu einer friedlichen Heiterkeit. Es verharrte hierin, als er mit Ruth in dem Bretterwagen des Bauern holperige Feldwege, lange Chauſſeen und bei leidlichem Märzwetter durch eine Anzahl von Dörfern und Marktflecken fuhr.

In den letzten zwei, drei Ortſchaften an der Landſtraße, die vor Miltzſch lagen, wußte man von dem Verſchwinden Ruths und Quints, denn es war nach Ruth überall geſucht worden, und ſo erregte die Fahrt der beiden, denen ein Bund Stroh zum Sitz diente, wie ſie mit ihrem mageren Pferd, ihrem groben Kutſcher und klappernden Brettwagen daherkamen, lebhaftes Aufſehen.

Waren die beiden im erſten Flecken hie und da durch Johlen begrüßt worden, in den nächſten eilte die Nachricht ihrer Annäherung voraus, und es bildeten ſich bereits größere Aufläufe. Quint hatte eben den Vorſchlag gemacht, das Bäuerchen, das übrigens große Augen ob der Empfänge machte, die ſeinem Gefährt zuteil wurden, möge ein wenig, etwa bis ans Ende des Dorfs, den Braunen friſch ausgreifen laſſen,

dort wolle er aussteigen und mit Ruth, unauffällig, quer über Feld, die letzte halbe Meile bis Miltzsch zu Fuße gehen.

Da rollte hinter ihnen, in lebhaftem Tempo, eine offene Kutsche, sehr herrschaftlich, mit zwei jungen feurigen Schimmel heran.

In dieser Karosse saß Herr von Kellwinkel.

Ohne daß der betreßte Kutscher das Tempo mäßigte, stachen die Schimmel, Schaumflocken von den Kandaren schleudernd, zunächst an dem Armesünderwägelchen Quintens und Ruths vorbei. Aber Kellwinkel, dessen grauer Schnauzbart noch eben, träumerisch, ziemlich tief im breiten Kragen seines Fahrpelzes selbstgeschossener Füchse gesteckt hatte, fuhr plötzlich aus dem Fond der Kalesche empor, bog sich herum, erkannte Quint und während er und der Wagen kleiner wurden, sah man, wie er seinen Kutscher heftig am Ärmel zog.

Der Wagen hielt an und Herr von Kellwinkel stieg, den Fuchspelz im Sitze zurücklassend, höchstselbst auf die Straße heraus.

Der Kutscher empfing eine Instruktion, drehte und folgte in langsamem Tempo dem energischen Schritte seines Herrn, der weniger als eine Minute brauchte, um hochrot und wütend vor Ruth und Quint zu stehen.

Natürlich waren die Worte nicht sanft, mit denen er Ruth von der Angst ihrer Eltern verständigte. Auf sein kurzes, scharfes Gebot mußte sie Hals über Kopf von ihrem Bund Stroh über das Ortscheid auf die Straße herab und ebenso in die Kalesche einsteigen. Er duldete keinen Widerstand. Sie mußte wie eine Puppe bald sitzen, bald wieder aufrecht stehen, bis er die, wirklich ein wenig vor Kälte klappernde, kleine Heilige, fast gänzlich in seinen Fuchspelz verborgen hatte.

Jetzt erst nahm er Quinten aufs Korn, den er zunächst nicht beachtet, ja scheinbar nicht eines Blickes gewürdigt hatte und begab sich an sein Gefährt, neben dem der Narr, nun ebenfalls umgeben von einer Menschenmenge, auf der Straße stand.

„Lümmel, infamer!“ ſchrie er ihn ſchon von weitem an, „Schmarotzer, verfluchter, nun, denke ich, wird es doch ſelbſt bei denen, die nicht alle werden, mit deinem Kredit zu Ende ſein! Schurke! Wenn es noch mit rechten Dingen zuginge in der Welt: dir müßte man auf gut ruſſiſch kommen. Jede Viertelſtunde fünfundzwanzig auf den bloßen Hintern gezählt! Blödian! Lümmel! Infamer Halunke! Du gehörſt in ein Idiotenhaus! Dir wollte ich ſchon die Flauſen austreiben!“ Emanuel ſchwieg und Herr von Kellwinkel wandte ſich. Es hatte den Anſchein, als wolle er in die Kaleſche einſteigen. Er kehrte indeſſen wieder um.

„Kretin!“ So begann eine neue Kette von Schimpfworten. „Bube! kriechender, feiger, hinterhältiger, ſchmarotzeriſcher, geiler, arbeitsſcheuer, ſchleichender Schuft! Warum laſſen wir keine Galgen aufrichten, daß ein ſolch ſchandbarer Affe und öffentlicher Schänder unſeres Heilands kurzer Hand daran aufgezogen wird. Dummkopf! Eſel! Blödes Kamel! Du bildeſt dir ein ... du wagſt es, dir in deinem Drei-Unzen-Sperlings-Gehirne einzubilden ... du Vogelſcheuche willſt uns weismachen, daß du Gott weiß was: Apoſtel, Prophet, womöglich der Heiland ſelber biſt? Ein Gauner biſt du, ein Anarchiſt! Du gehörſt hinter Schloß und Riegel!“

Emanuel hatte mit einer ſchmutzig-blaſſen Geſichtsfarbe dageſtanden. Der Lärm des wütenden Landedelmannes lockte noch immer mehr Weiber und Kinder aus den Häuſern und Arbeiter von den nahen Feldern herbei. Da ſagte zu ſeinem Schaden der Narr: „Habe ich denn eine Sünde begangen?“

„Das wirſt du wiſſen!“ ſchrie Herr von Kellwinkel. „Du wirſt wiſſen, was du an der Familie deines Wohltäters, was du an dieſem betörten Mädchen begangen haſt! Welche Mittel, welche Schliche, welche niederträchtigen Lügen, welche Lumpereien und Betrügereien mußt du angewandt haben, nichtsnutziger, fauler, arbeitsſcheuer Rumtreiber du, bis dieſes wohlerzogene Bürgerkind ſo weit gebracht war, Anſtand und Sitte ſoweit außer acht zu laſſen, daß ſie mit dir,

bei Nacht und Nebel, das Haus ihrer ſchwergeprüften Eltern verließ und ſo vollkommen in die Gewalt deiner ſchmutzigen Pfoten geriet."

Bei dieſen Worten nahmen die Bauernweiber und Landarbeiter gegen Quint eine drohende Haltung an.

Ein gewiſſer Tagelöhner, mit dem Quint zuweilen bei Gelegenheit ſeiner Feldgänge einige Augenblicke philoſophiert hatte, benutzte jetzt die Gelegenheit, um ſich bei Kellwinkel einzuſchmeicheln. Indem er hervortrat, behauptete er: Quint halte die Leute vom Arbeiten ab. Er mache ſie unluſtig, mache ſie aufſäſſig, indem er Weiber und Kinder gewöhnlich frage, ob denn das Zuckerrüben-Hacken oder das Heil ihrer Seele wichtiger ſei?

Dieſe Frage hatte Quint allerdings im Verlaufe gelegentlicher Geſpräche mit dieſem und jenem geplagten Feldarbeiter zuweilen getan, und gerade ſie war es, die man Kellwinkel zugetragen und die ihn beſonders aufgebracht hatte. Jetzt nun, beim Anblick des ihm, wie Emanuel meinte, befreundeten Arbeiters, der ihn mit frecher Stimme verriet, fühlte er, wie Judas nicht etwa ein geſtorbener Menſch, ſondern eine lebendige, furchtbare Macht in der Menſchengeſellſchaft iſt.

„Kerls wie du verdienen den Galgen," brüllte nun in verdoppelter Wut faſt erſtickend der Edelmann. Dies ſchien ein Merk- oder Stichwort geweſen zu ſein, das viele wütend geſchwungene Fäuſte dicht vor das Antlitz Quintens heranführte.

Er aber ſagte mitten in dieſe ſeltſam durcheinanderfahrenden, knotigen Schlegel aus ſchwieligen Menſchenhänden mit bebender Stimme: „Welcher unter euch Menſchen kann mich einer Sünde zeihen?"

Man ſtutzte. Man brach bei dieſem Heilandszitat, in dem man eine Probe der beſondren Verrücktheit des Narren zu haben glaubte, in ein allgemeines, wildes Gelächter aus. Und dieſes Gelächter war ſeine Rettung.

Der Gerechte muß Schmach leiden, dachte Quint. Und

als er es dachte, bemerkte er noch, wie Herr von Kellwinkel Ruth auf dem halben Wege zu ihm, Quint, zurück, energisch mit beiden Armen fing und das weinend widerstrebende Mädchen in die nahe Kalesche brachte, die sogleich vom Flecke weg, in schnellster Gangart von dannen fuhr.

Der Bauer, der Quinten und Ruth gebracht hatte, schimpfte auf beide und schlug dabei am Wegrand sein Wasser ab. Er sagte, er sei um sein Fuhrlohn geprellt worden: denn er hatte vergeblich versucht, von Kellwinkel mit der Frage zu stellen, wer seine Unkosten tragen würde. Quint, angewidert durch so viel Häßlichkeit, so viel Sinnloses um ihn her, verwies ihn nach Miltzsch an Heidebrand und verbürgte sich, daß er beim Herrn Obergärtner sein Geld, und zwar Heller für Pfennig, erhalten würde.

Dann ging er mit festem, eiligen Schritt, nicht weiter verfolgt von dem abergläubischen Dorfpöbel, über Feld davon.

Begreiflicherweise hatte das Verschwinden der kleinen Ruth Heidebrand — wie man glaubte, in Gemeinschaft mit Quint — in der ganzen Gegend bis hinein zur Kreisstadt, starke Erregung hervorgerufen. Besonders hatten die Eltern in der begründeten Angst um ihr Kind den Vorfall ganz allgemein bekannt gemacht. Nahezu vierundzwanzig Stunden lang waren nicht nur die Eltern selbst, die Krauses, die Familie Scheibler, ganz zu geschweigen von Pastor Beleites und seinem Sohne, auf das furchtbarste aufgeregt, sondern es bildeten sich auch in solchen Köpfen, die dem Ereignis ferner standen, Gerüchte von Blut und Verbrechen aus.

Als es sich dann zum Glück herausstellte, wie die kleine Ruth mindestens noch am Leben war, drückte sich doch noch immer in den kasernenmäßigen Worten und Urteilen eines Mannes, wie Herr von Kellwinkel, das allgemeine Urteil aus, das über Emanuel Quint gefällt wurde.

Dieser war entschlossenen Mutes und mehr als furchtlos in sein ehemals so geliebtes Asyl zurückgekehrt. Es hatte

ſich damals in ihm ſchon längſt, obgleich in der Stille, jener Umſchwung vollzogen, der ihn unaufhaltſam, um im Bilde zu reden, aus den ſtillen Seen des Friedens gegen die ſchnellen, ja reißenden Strömungen ſeichterer, oder breiter und wilder Flüſſe trieb.

So war ihm ſeltſamerweiſe bereits jene rüde Mißhandlung durch Herrn von Kellwinkel trotz allen Ekels, den er dabei empfunden hatte, eine erwartete, ja willkommene erſte Prüfung zum Beginn einer neuen Bahn.

Man hatte Emanuel Kaffee, Butter und Brot auf ſein Zimmer gebracht, und er war eine Stunde und länger allein geblieben, ehe der Obergärtner bei ihm erſchien. Natürlich machte der Vater ihm Vorwürfe! Und weil es auf eine herzzerreißend bittere und dabei mehr klagende als ſcheltende Art und Weiſe geſchah und die Stimme des braven Mannes zuweilen von Tränen gehindert wurde — und endlich, weil er das Ganze zum Teil als ſelbſtverſchuldete Strafe des Himmels auffaßte, ſo fühlte Emanuel eine peinvoll ſchmerzliche Liebe zu ihm.

Der Gurauer Dame war auf ihren telegraphiſchen Wunſch die Rückkunft Ruths ſogleich nach Berlin depeſchiert worden. Das Fräulein, mit der in gewiſſen Fällen ſchlecht Kirſchen eſſen war, hatte auf die Anfrage Heidebrands: Muß ich Quint im Hauſe behalten, wenn er wiederkommt? die lapidare Antwort gegeben: Setzt ihn auf der Stelle hinaus.

Aber was die ſchlimmſte Befürchtung anbetraf, ſo war doch Heidebrand durch den reinen Freimut im Weſen des Narren in Chriſto beruhigt worden und ſo fühlte er bald, wie die Flucht der kleinen Ruth ohne ſeinen Willen, wahrſcheinlich auch ohne ſein Wiſſen geſchehen war, und mußte ſich ſagen, wie eigentlich, wenn dies ſich wirklich ſo und nicht anders verhielt, eine Schuld Emanuels nicht zu erweiſen wäre.

Aber es kamen fortgeſetzt viele entrüſtete Freunde ins Haus, deren beſtimmte Meinung, Quint ſei verbrecheriſch oder wahnſinnig und müſſe ſofort aus dem Hauſe hinaus, nicht

zu beſchwichtigen war. Und wenn nun der immerhin einſichtsvolle Heidebrand den Befehl der Gurauer Dame zunächſt nicht ausführte, ſo ſah er doch ein: der arme Menſch hatte irgendwie ſein Aſylrecht verſcherzt.

Es kam hinzu, daß der Landarzt, den man ans Bett der erkrankten Ruth gerufen hatte, aufs ſtrengſte jedes Wiederſehen zwiſchen dem Mädchen und Quint verbot. Sonſt, ſagte er, könne er für nichts einſtehen. Frau Heidebrand ſelber hatte indeſſen ſo furchtbare Stunden während des Suchens nach der verſchwundenen Tochter durchgemacht, daß ſie von ſich aus nach einem Wiederſehen mit demjenigen, der ihre Schmerzen verurſacht hatte, durchaus kein Verlangen trug.

So ward denn Emanuel fallen gelaſſen. Der junge Beleites hatte Tag und Nacht in einem verzweifelten Krampfe von Wut, Angſt, Eiferſucht und Beſchämung zugebracht. Er hatte im Gärtnerhauſe geweint und weder gegen Frau Heidebrand noch den Gärtner ſelbſt ein Blatt vor den Mund genommen. Er hatte dabei, ohne alle Umſtände, ſeine Liebe bekannt, ſein verletztes Recht hervorgekehrt und Vorwürfe über Vorwürfe über die eingeſchüchterten künftigen Schwiegereltern ausgeſchüttet.

In der Familie des Lehrers Krauſe gab es Emanuels wegen Tränen und Kämpfe, denn auch Krauſe wollte nun, im Widerſpruch zu Marien, nichts mehr mit dem Narren zu tun haben. Marie dagegen verteidigte ihn. Bei ihrer Verteidigung blieb ſie nicht gerade gerecht in ihrem Urteil über Ruth Heidebrand, die ſie ein überſpanntes Mädchen nannte. Sie fügte hinzu: die krankhafte Überſpanntheit der kleinen Ruth wäre ja doch vielmehr etwas Altbekanntes als eine Neuigkeit.

Alle ihre Einwände halfen Marien indeſſen nichts. Ihr Vater hatte im Schrecken der Nachricht von Ruths Verſchwinden den feſten Entſchluß gefaßt, nun ebenfalls von dem gefährlichen Narren abzurücken. Ob er trotzdem noch etwas für ihn fühlte, wußte man nicht.

Übrigens hatte der arme und außergewöhnliche Dorfschulmeister, dessen friedliche und behagliche Existenz in dem Wohlwollen vieler Freunde wurzelte, nach dem, was vorgefallen war, keine Wahl mehr in seinem Verhalten zu Quint. Es war nicht ratsam, ja überhaupt nicht tunlich, sich dem allgemeinen Urteil, das ihn richtete, entgegenzustellen. Man lief Gefahr, mit dem Narren als eine Person genommen, gebrandmarkt und aus der Gesellschaft verstoßen zu werden.

Emanuel wurde nicht empfangen, als er am Gründonnerstag — wo die Kinder in allen Dörfern in Scharen mit ihrem Bittgesang und ihrem Gründonnerstag-Bettelsäckchen von Tür zu Tür herumliefen .. — an die Tür der Krauseschen Schule kam. Dagegen sah er, als er sich annäherte, Nathanael Schwarz aus der Türe gehn, von dem es bekannt war, daß er vor einigen Jahren um die Hand Mariens geworben hatte.

Schwarz machte einen großen Bogen um Quint und verschwand in Eile durch ein Quergäßchen. Emanuelen wurde nun von der Magd der kurze, ihn von der Schwelle weisende Bescheid überbracht; sie hatte eben die Tür vor seiner Nase zugeschlossen, da fiel aus einem Mansardenfenster, von unsichtbarer Hand geworfen, ein Umschlag mit einem Kärtchen herab, das Quint erst draußen im Feld entzifferte: es trug die Worte „ich glaube an dich!“

Neunzehntes Kapitel

Als am Ostersonntag die Magd des Gärtners am frühen Morgen die Läden öffnete, fand sie zu ihrem großen Erstaunen sowohl den Platz vor dem Gartentor als auch Feldweg und Brachfeld hinter der Mauer von einigen Hunderten fremder Leute besetzt. Nun pflegten zwar an jedem Sonntag Patienten in einer gewissen Anzahl, mitunter bis vierzig, zum Schäfer zu kommen, von denen sich einige, um

den Vortritt zu haben, auch wohl ſchon im Morgengrauen einſtellten, woher aber dieſe zweihundert Menſchen kamen und was ſie wollten, begriff die Magd, die in ihrem Staunen mit ausgebreiteten Armen noch immer die Fenſterladen hielt, einſtweilen nicht.

Die Gärtnerburſchen, die an den Frühbeeten arbeiteten, taten eben die Frage an ſie, die der verdutzten Perſon durch die Seele ging. Sie wußte aber durchaus nichts zu antworten. Die Zahl der Wartenden mehrte ſich. Und wie die Magd ihre Blicke ausſchickte, ſah ſie, wie allenthalben, da und dort, ein Mann, ein Weib, ein Kind über Feld heran und gegen die harrende Menſchenmenge näher lief.

Die Sonne war eben aufgegangen. Frau Obergärtner Heidebrand, die durch die Magd geweckt worden war und nun, den Blick mit der Hand vor dem Lichte ſchützend, die ſich immer vermehrende Menge muſterte, begriff ebenfalls den Vorgang nicht. Sie ſah, wie der Schäfer, augenſcheinlich nicht minder befremdet, unten bereits mit der Menge verhandelte.

Er rief herauf: er wiſſe durchaus nicht, was den Leuten in die Glieder gefahren ſei. Es wären nur wenige Kranke darunter und zu ihm kämen ſie jedenfalls nicht.

Als der Herr Obergärtner erwachte, an dieſem Oſterſonntag nicht ganz ſo früh, als es ſonſt geſchah, wußte er ebenſowenig als die anderen für die Gegenwart dieſer Menge von Landleuten einen Erklärungsgrund. Es wollte ſich auch nichts herausbringen laſſen, bis gegen die neunte Stunde eine ſeltſame Deputation von bärtigen Männern im Hauſe erſchien, die ſich nach Emanuel Quint erkundigten.

Sie ſtanden im Hausflur — übrigens waren es beide Brüder Scharf, der böhmiſche Joſef, Weber Schubert, Dibiez, Schneider Schwabe, Weber Zumpt, der Handelsmann Krezig und der Hufſchmied John! — ſie ſtanden im Hausflur, lebhaft redend und geſtikulierend, und es war ſeltſam, wie ſehr ihr erregtes Betragen mit dem mehr als beſcheidenen, dürftigen Äußeren dieſer Leutchen im Widerſpruch ſtand.

Heidebrand ſelber war ſogleich, durch die mit Entſetzen fliehenden Mägde, von dem Eintritt des wunderlichen Beſuches verſtändigt worden: Sie ſagten, es wären Menſchen gekommen, bei denen unbedingt etwas nicht ganz in Ordnung ſei.

Als Heidebrand ſchon geraume Weile, nicht ohne ſtarke innere Unruhe, unter der durcheinander ſprechenden, ihn mit wirren Fragen bedrängenden Rotte ſtand, konnte er ſich noch immer weder von ihrem Zuſtand noch ihren Abſichten einen Begriff machen.

Ihr Betragen war ebenſo aufgeregt als feierlich. Sie ſchienen dabei vorauszuſetzen, daß man wiſſen müſſe, weshalb ſie kämen und weshalb das Gärtnerhaus des Miltzſcher Schloſſes heut von Menſchen belagert ſei. In allen dieſen ebenſo dürftigen als verſchiedenartigen Mannsgeſtalten lebte, wie es ſchien, ein doppeltes Bewußtſein von Wichtigkeit: nämlich der Wichtigkeit des gegenwärtigen Augenblicks und der ihrer eignen Perſönlichkeit.

Was der Herr Obergärtner zuerſt begriff, nachdem er den Gedanken, es möchten ſchlechthin Betrunkene ſein, verworfen hatte, war: Sie ſind von einem gemeinſamen Wahn bewegt; und dieſer mußte, erkannte er weiter, im Zuſammenhang mit dem Oſterfeſte entſtanden, alſo ein religiöſer ſein. Dieſe Leute betrugen ſich, als ob ihnen das Gerücht von einem außerweltlich ungeheuren Ereignis zu Ohren gekommen wäre und als ob ſie nun da wären, um es, nach tagelangem und atemloſem Lauf, mit ihren eigenen Augen zu ſehen.

Der Gärtner ſah, daß dieſe haſtig atmende, ſtoßweis redende, mit fieberglänzenden Augen vagierende Rotte eigentlich ein Kehricht von Menſchen war. Ja, das Geſicht des böhmiſchen Joſef ließ ihn einen Augenblick lang an ausgebrochene Sträflinge denken. Dem Inhalt ihrer Rede nach konnten es aber weit eher Flüchtlinge aus der Provinzial-Irrenanſtalt, aus dem Dasdorfer Rettungshaus oder aus Trinkerasylen ſein. Joſef rief in einem fort: „Chriſt iſt er-

ſtanden." Er rückte mit ſeinen ſtechenden Pudelaugen ekelhaft nahe an des Herrn Obergärtners Geſicht und wiederholte: jeder Menſch auf Erden müſſe doch wiſſen, daß Jeſus Chriſtus von den Toten erſtanden iſt. — „Jeſus, er mein Heiland, lebt!" wiederholte der gedrungene Hufſchmied John redeweiſe. „Sie iſt gefallen, ſie iſt gefallen, die große Babel!" äußerte Schwabe bald gegen den Gärtner, bald gegen die Scharfs, bald gegen John, Schubert, Dibiez, bald gegen Zumpt und bald für ſich ſelbſt. Gefragt, was ihr Begehren wäre, ſagte Anton Scharf dem bedrängten Gärtner dreimal hintereinander mit weitgeöffneten Augen und Naſenlöchern die Worte: „Wir haben den gefunden, von welchem Moſes im Geſetz und die Propheten geſchrieben haben!" ins Geſicht. Und wieder: „Wir haben den gefunden ...", was immer mit wilder Freude durch den faſt ſchreienden Chorus: „Wir haben den Meſſias gefunden!" beſtätigt ward.

Indeſſen ſtanden im Garten draußen, vor der geöffneten Tür, die Gärtnerburſchen, hielten ſich vor Lachen die Seiten und krümmten ſich.

Ein Wort, das man immer wieder im Durcheinander überſpannter Redensarten dieſer verrückten Deputation zu hören bekam, war: „wir haben ein Geheimnis entdeckt." Mit dieſem Ausſpruch ſchienen ſie, wie nach Übereinkunft, den eigentlichen Zweck ihres Kommens verdecken zu wollen. Er drückte denn auch in der Tat in zwiefacher Hinſicht, nämlich in der eben bezeichneten Weiſe und noch in einer anderen, tatſächlich eine Übereinkunft aus. Sie glaubten nämlich erkannt zu haben, was das eigentliche Geheimnis Quintens ausmache.

Ohne auf die einzelnen Umſtände einzugehen, ſei nur geſagt, daß ſie ſich nach Quintens Verſchwinden wieder und wieder im engeren Kreiſe verſammelt hatten. Zudem hatte das Gerücht vom Erſcheinen des Wundertäters der Talmühle einen geradezu hundertfältigen Zulauf verſchafft. Es iſt natürlich, wenn dieſer Umſtand wie etwas Wunderbares

auf die Versammlung derer, die sich als Jünger und Auserwählte fühlten, zurückwirkte. So hatten sie denn eines Tages, in der närrischen Phantastik ihrer mehr und mehr sich von dem nüchternen Gange der Wirklichkeit entfernenden Seelen, gemeinsam, wie durch Erleuchtung, Quintens Geheimnis erkannt und sich, einer dem andern, zur Wahrheit bekräftigt: nämlich Quintens nun über jeden Zweifel erhabenes Messiastum, dessen Kraft, Leib, Blut und Geist über allen Worten der Bibel sei, über allen Wahrheiten der Verheißungen. Er war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort. Er war gekommen und würde das Reich in einer von niemand geahnten, auch nicht durch die Bibel vorhergesagten Art und Weise aufrichten. Kurz, die Gegenwart Quintens hatte den hellen Wahnsinn zum Ausbruch gebracht.

So traten sie vor die Menge hinaus, die, wie gesagt, sich täglich in größerer Anzahl um die Mühle versammelte, und predigten das Geheimnis des Reichs. Sie verrieten Emanuels Aufenthalt. Sie sprachen in Zungen, und John, der Schmied, der vielleicht wirklich an diesem Tage über den Durst getrunken hatte, tat sich um Ostern dadurch hervor, daß er eine wunderbare, letzte Enthüllung des Geheimnisses für den Auferstehungstag, ja eine doppelte Auferstehung und Offenbarung des Heilands im Gärtnerhause zu Miltzsch fanatisch weissagte.

Während sie noch im Innern des Hauses wirre Dinge mit dem Obergärtner verhandelten, fing die versammelte Menge draußen mit gewaltigem Ausbruch den ersten Vers eines Osterliedes zu singen an:

Triumph! Triumph! Der Herr ist auferstanden,
er ist nicht hie! er ist nicht hie!
der weiland lag in Todes Strick und Banden,
er ist erstanden heute früh.

Ein solcher Gesang ist überaus eindrucksvoll, und Frau

Heidebrand hielt es für ein Glück, daß Ruth nicht im Hause war. Man hatte das Kind, weil man Emanuel doch nicht so Hals über Kopf vor die Türe setzen wollte und um sie auf andere Gedanken zu bringen, bei befreundeten Apothekersleuten untergebracht, deren Tochter im gleichen Alter und früher mit Ruth befreundet war. So war sie den Eindrücken dieses Morgens genugsam entrückt, die sonst vielleicht wiederum Krisen nervöser Natur bei dem Kinde zum Ausbruch gebracht hätten.

Frau Heidebrand, durch den elementaren Zug des Ereignisses ebenso wie ihr Gatte verdutzt, hatte dennoch, eher als dieser, den unglückseligen Pensionär als Ursache dieses Übels, gleichsam als den Magneten, der es herbeigezogen hatte, erkannt. Sie bedauerte nun, daß sie selbst und ihr Gatte nur an Emanuels Mutter geschrieben hatten, sie möge den Sohn nach Hause holen, anstatt dem Narren selbst gegenüber, im Sinne des Gurauer Fräuleins, entschlossen und offen zu sein.

Emanuel war an diesem Morgen, der kühl, ruhig und sonnig einsetzte, erst durch den Gesang vor den Fenstern geweckt worden. Er hatte am Abend vorher ein kleines Bündel mit Habseligkeiten zusammengepackt, nachdem er einig geworden war, in Gottes Namen seines Weges am kommenden Morgen von dannen zu gehen. Kaum war er notdürftig angekleidet, er hörte dabei ein Trampeln von Füßen und Laute rauher Stimmen im Haus, da pochte es, und Herr Heidebrand drang, gefolgt von den Talbrüdern, bei ihm ein.

„Diese Leute wollen zu Ihnen, Emanuel!“ sagte in vorwurfsvollem Tone, die Röte des Unwillens im Gesicht, Herr Heidebrand. Worauf Emanuel kühl mit „Ich weiß es!“ antwortete. Die Talbrüder aber waren verstummt und drehten, ein jeder mit einem Ausdruck, der in seiner bebenden Devotion etwas Verwirrendes an sich hatte, verlegen die Mütze in der Hand.

Der Obergärtner hat ſpäter erzählt, das Verhalten Quints, das Betragen der Talbrüder, wie es bei dieſer erſten Begegnung zwiſchen Verführer und Verführten, der er beiwohnte, zutage trat, habe ſeinen eigenen geſunden Menſchenverſtand in Gefahr gebracht.

Herr Heidebrand ſtand vor dem Narren Quint, und es war ihm nicht anders zu Sinn, als wenn man ihm ſein Konzept durcheinandergebracht hätte. Es lag wie ein Zwang, wie ein Druck um ſeine Stirn. Er fragte ſich, ob er an Tollkraut gerochen hätte, und meinte, der Satan habe ihm ein Blendwerk, eine ſcheußliche Gaukelei, eine höhniſche Spottgeburt der Wiederkunft Jeſu und ſeiner Jünger eingebildet, die doch in mancher Beziehung von einer betörenden, ja überzeugenden Treue war.

Es war in Emanuel, nach vielen Kriſen, ein ſtarrer, unbeirrbarer Wille, verbunden mit einer Idee, zur Herrſchaft gelangt, und was er dadurch gewonnen zu haben glaubte, war, wie der Narr in Chriſto es nannte: die kühne Freiheit des Gotteskindes zu chriſtlicher Tat und zu chriſtlichem Tod.

So war denn ein Feuer in ſeinen Augen, womit er die armen Jünger anblitzte. Er wies ihnen das Bündel mit einer befehlenden Weiſung der Hand, die keinesfalls ohne eine gewiſſe Hoheit war: worauf ſie ſich alle zugleich auf die Habſeligkeiten Emanuels ſtürzten, eiferſüchtig beſtrebt, ihm zu Dienſten zu ſein. „Ich gehe mit euch," ſagte der Narr, „obgleich ihr euch an mir ärgern werdet. Doch ich weiß, der Sohn Gottes kann bei euch jederzeit eines Trunks, eines Lagers und eines Biſſen Brotes ſicher ſein."

Dann verließ er mit ihnen das Haus ohne Umblicken.

Hofknechte und Gärtnerburſchen, zwiſchen denen der von Quint mit ſtarken Schritten geführte, lächerlich ſtolpernde Trupp von Erweckten hindurch mußte, blieben zunächſt verdutzt und lachten nicht. Man wartete ab, was ge-

ſchehen würde. An den Grenzen jener ſingenden Gemeinde von „Kindern und Unmündigen", die in der Einfalt und gläubigen Torheit reiner Herzen auf den Eintritt des Wunders warteten, wodurch „das ängſtliche Harren der Kreatur" endlich, endlich in eitel Freude verwandelt werden ſollte, hatte ſich bereits ein Zulauf feindlicher Elemente bemerklich gemacht.

Bei dieſem faſt blinden, aber entſchloſſenen Schreiten ins Unbekannte fühlte Emanuel etwas wie den felſenharten Druck einer Macht, die er herausfordern wollte und die ihm entgegenſtand.

Nun iſt es klar, ich fühle deutlich, wie ich dem Feind entgegenſchreite, dachte Emanuel. Ich habe den Feind nie ſo Bruſt an Bruſt gefühlt, habe ihm nie ſo, wenn auch mit blinden Augen, ins Auge geſehen. Dieſer Feind iſt ſo alt wie die Menſchenwelt, und ich unterfange mich, als ein zweiter Chriſtus, auszuziehen und ihn zu beſiegen. Und es war ihm, Quinten, als richte ſich am Horizont, wie ein Gebirgswall, von grimmigen Rieſen bewohnt, der Feind empor! Oder war es die breite und unwiderſtehliche Woge eines Urmeeres, die ſich ihm drohend, ſintflutartig, entgegenwälzte? Was würde ſein Lichtlein, unter dem Scheffel hervorgeholt, wie würde die kleine Gemeinde der Hoffenden dieſer Flut gegenüber ſtandhalten? Wir werden, ſprach es in ihm, unrettbar hinweggeſchwemmt.

Aber „das ſchwankende Rohr wird er nicht zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nicht auslöſchen ..." —? Und wie dem auch ſei: der Schritt war geſchehen, und Emanuel dachte nicht an ein Zurück.

Wie es bei Wallfahrten üblich iſt, einige Pilger hatten, trotzdem nur ein allgemeines, wunderbares Ereignis vorausgeſagt worden war, dennoch die Kranken ihrer Familie mitgebracht. Sie verſuchten mit ihnen Quint nahezukommen, weshalb ſogleich ein Gedränge entſtand, als der

falsche Heilige endlich erschien. Man brachte einen Menschen heran, der ganz einfach das Delirium potatorum hatte, ein Leiden, dessen Erscheinungsform jedem Arzte bekannt, auf den Laien indessen zuweilen von einer grausigen Wirkung ist.

Wer hat nicht schon den Gedanken gehabt, daß weit mehr noch als hinter den Gittern eines Gefängnisses, hinter den eisernen Stäben einer Irrenanstalt, das Inferno, die Hölle, ist. Unter allen Zuständen, die dort behandelt werden, steht wohl das Trinkerdelirium an Furchtbarkeit obenan. Der breite und muskulöse Mensch, der, von einem schrecklichen Tremor geworfen, von vier Männern gehalten, vor Quinten stand, stieß angstvoll gepeinigte Laute aus und hatte schreckliche Visionen, wie aus seinen frostgeschüttelten Worten deutlich wurde, von Erdbeben und von Weltuntergang. Wo er hintreten wollte, riß sich ein Rachen des Abgrundes auf. Mitunter ward er hinuntergeschleudert, wo dann wiederum andere Abgründe unter ihm Flammen heraufloderten, oder er sich im Schlamm, überkrochen von Schlangen, Eidechsen und allerhand eklen Reptilien, fand.

Die Qual dieses Menschen wirkte ansteckend. Die übermenschliche Angst, die er litt, bewirkte etwas in der Menge, wie eine allgemeine, hilfeflehende Bangigkeit.

Als Emanuel, seiner nicht achtend, an dem gemarterten ehemaligen Hausknecht, oder Küfer, oder Bierkutscher, was er nun sein mochte, vorüberschritt, hörte man dessen Stimme rufen, aber so, daß es dem Heulen eines Hundes weit ähnlicher als einem menschlichen Laute war: „Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“

Der häßliche und vielleicht auch komische Laut, dessen Bedeutung von den Fernerstehenden nicht verstanden wurde, löste im Kreise der Unbeteiligten, deren Zahl sich ständig vermehrte, ein kolossales Gelächter aus.

Aber es schien an diesem Tage nichts in Quint zu sein von Mitleid und von Barmherzigkeit, wie er denn diese

Tugenden überhaupt bisher nur als die natürlichen und gelegentlichen Äußerungen einer reinen Menschlichkeit geübt hatte. Alles an ihm schien heute Feuer, ja entschlossene Herzenshärtigkeit. Dabei schien seine Stunde noch nicht gekommen. Er redete da und dort, mit diesem und jenem einige Worte, schritt aber plötzlich, nur an der Spitze seiner neun Talbrüder, eiligen Gangs in die Felder fort.

Es war ein Brachfeld, das ein hügeliges Gelände überzog, auf dem er durch eine von allen Seiten strömende Menschenmenge gestellt wurde. Nicht nur Landleute, die auf dem Wege zur Kirche waren, eilten herbei, sondern auch bürgerliche Gestalten zeigten sich, und späterhin sah man sogar Jagdwagen heranfahren, die junge Söhne von Gutsbesitzern, ja die Väter selbst herbeibrachten, um das ruchbar gewordene tolle Ereignis nahe zu sehen.

Kurt Simon hatte sich eingefunden. Der junge Beleites erschien bei den Heidebrands. Neugier, oder irgendein anderes Gefühl, hatte den Obergärtner bewogen, der Menge und Quinten nachzugehen, als sich der ganze Unfug feldein wälzte. Eben fing Emanuel Quint seine weit berüchtigte Rede an, als sich auch Pastor Beleites im Wagen mit Herrn von Kellwinkel einstellte.

Wie sehr gegen früher das Wesen Quintens verwandelt war, das konnte man schon am Ton seiner Stimme bemerken, mit der er Ruhe gebot, an der Art, wie er drohend und furchtlos die Faust erhob und herrisch mit seinem Fuß aufstampfte. Noch mehr aber trat es durch den Inhalt der Rede hervor, die der Tor in flammenden Worten hinausschleuderte.

„Ihr Heuchler," rief er, „die ihr Mücken seiget und Kamele verschlucket, höret die Worte Jesu Christi, des Gottessohns! Höret die Worte des Menschensohns, wie sie ihm der Vater gibt auszusprechen. Der Vater ist bei mir, der mich gesalbet hat und gesandt: aber nicht, daß ich Frieden bringe, sondern das Schwert!

Wehe euch Heuchlern! Was ſeid ihr anders als ein ungläubiges, lügneriſches, betrügeriſches und habgieriges Geſchlecht? einer des andern Feind, geheim oder öffentlich! einer des andern Räuber: geheim oder öffentlich! Diebe! Ehebrecher! Verräter! Mörder! geheim oder öffentlich! Ich ſage euch, ihr Knechte des Antichriſt: ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich nicht geſpeiſet! Ich war durſtig, und ihr tränktet mich nicht! Ich bin krank geweſen, und ihr habt mich nicht gepflegt! Ich bin gefangen geweſen, und ihr habt mich aus dem Kerker, der ein Fenſter hatte, hinab in den lichtloſen Keller zu Skorpionen und Schlangen geſtoßen! Ihr habt mich geviertteilt, aufs Rad geflochten, habt mir mit glühenden Zangen den Leib zerfetzt! Ihr habt mich an den Galgen gehängt, geköpft, geſchunden, geprügelt, geheim oder öffentlich ..."

Bei dieſen Worten lief um die Peripherie der Menge ein helles und tolles Lachen herum, und eine Stimme ließ ſich vernehmen: „hätten ſie dich doch gepökelt, gebacken, eingeſalzen, in Fäſſer verpackt und zum Satan in die Hölle geſchickt."

Quint rief dagegen: „Ich kenne dich, Stimme. Wundere dich nicht, du armer, verblendeter, grober Ackerknecht, daß dieſe Stimme durch deine Kehle gedrungen iſt! Sie ſtammt dorther, wo alles das herſtammt, was Gott nicht gereinigt hat. Es geht aus dem Munde hervor und machet dich, nicht mich, unrein. Du weißt, und es iſt uns geſagt und iſt wahr, daß nur, was aus dem Munde hervorgeht, den Menſchen unrein macht. Aber wiſſe: nicht du biſt's, der da ſpricht, ſondern es iſt die Macht, ſo alt wie die Welt, die ihre Tage in Roheit verfinſtert."

Unbeirrt fuhr der Narr dann fort:

„Ihr Heuchler! Öffentlich habt ihr meinen Namen und mich euren Herrn genannt, heimlich mich täglich ans Kreuz geſchlagen! Berge, ja Gebirge von roſtigen Nägeln genügten euch zu jahrtauſendelanger Henkersarbeit nicht.

Ihr nahmt mich unzähligemal vom Kreuz, ihr schnittet mich vom Galgen herunter und verkauftet mich: Stück um Stück meines verwesenden Fleisches wurde verkauft! Stück um Stück meiner bröckelnden Knochen! Jeder Span meines Kreuzes! Jeder Flicken meines Gewandes! Alles und alles habt ihr zehntausendemal, samt Gott dem Vater, Gott dem Sohn und Gott dem Geiste, dem Mammon geopfert! Aber die mich kauften, betrogen sich, die mich kauften, wurden durch euch betrogen. Zwar habt ihr den wahren Heiland unzählige Male ans Kreuz geheftet, aber den vom Kreuze herabzunehmen euch gegeben ist, ist des Menschen Sohn und der wahre Heiland nicht."

Herr von Kellwinkel war aus der Kutsche gesprungen und hatte den jungen Beleites herangewinkt. „Hören Sie, Doktor," sagte er ihm, „wenn dieser Verrückte so weiter spricht, dann müssen Sie mir den Gefallen tun, sich freundlichst in meinen Wagen zu setzen, nicht wahr? und Sie fahren dann schnell in meinem Auftrag zum Landrat hinein, denn es könnte zur Pflicht werden, ihn zu verständigen."

„Was seid ihr? Meinet ihr etwa Christen? Dann war Pilatus, dann war Judas, war der Hohe Priester, der ihn verdammte, waren die Kriegsknechte, die ihn verspotteten, war ein jeder von ihnen ein Christ! Dann war es christlich, ihn geißeln, christlich, ihn mit der Faust ins Gesicht schlagen, christlich, ihm mit einem Tuche die Augen verbinden, ihm eine Narrenpritsche in die Hand geben, ihm eine Narrenkrone aus Dornen auf das Haupt drücken und rufen: rate, Christe, wer dich schlug."

„Es ist ein Skandal," sagte Herr von Kellwinkel.

„Oder herrscht unter euch ein anderes Gesetz als Auge um Auge, Zahn um Zahn?" fuhr Emanuel fort. „Habt ihr nicht die Völker bewaffnet, die Welt mit Myriaden von furchtbaren Mordinstrumenten bedeckt? Schwimmen nicht eure ungeheuren eisernen Mordmaschinen auf allen Meeren, und meinet ihr, daß der Heiland eure Kanonen, eure Gewehre

und eure ſcheußlichen Metzelfeſte ſegnen wird? — Es ging ein Sämann aus zu ſäen! Meint ihr, daß dies die Saat des Heilandes, des Gottesreiches auf Erden iſt? Ich aber ſage euch, die ihr zuhört: liebet eure Feinde! tut denen wohl, die euch haſſen! ſegnet die, die euch verfluchen! bittet für die, die euch beleidigen! und wer euch ſchlägt auf eine Backe, dem bietet die andere auch dar."

Der Narr fuhr fort:

„Meinet ihr, daß ihr zugleich Gott dienen könnt und dem Mammon? Wahrlich, ich ſage euch: ihr werdet Gott dienen oder dem Mammon! Meinet ihr, ihr werdet euren Feinden Übles tun, denen fluchen, die euch fluchen, eure Beleidiger verfolgen, ſchlagen, die euch ſchlagen, und doch Kinder Gottes heißen? Ich ſage euch: wer euch den Mantel von den Schultern reißt, den rufet zurück. Sagt ihm, du haſt den Rock vergeſſen. Gebt ihm auch den Rock! Wer dich aber bittet, dem gib ein zehnfaches Maß deſſen, worum er dich bittet. Wenn aber ein Dieb kommt und bricht in deine Vorratskammern, du Reicher, ſo gehe nicht hin, und hetze die Schergen hinter ihm drein, ſondern laß ihm, was er genommen hat, und fordere es nicht wieder! Brechen ſie aber in eure Gewölbe, darin ihr eure Juwelen, den Schmuck eurer Weiber und euer gemünztes Gold verborgen habt, ſo laſſet ſie getroſt davonſchleichen mit ihrem Raub! Denn ich ſage euch: ihr ſollt nicht Schätze ſammeln, die Motten und Roſt freſſen! Und was hülfe es euch, wenn ihr die ganze Welt gewönnet und nähmet doch Schaden an eurer Seele?"

„Noch beſſer!" ſagte Herr von Kellwinkel, und auch bei den übrigen Zuhörern löſten dieſe ſeltſamen Grundſätze Äußerungen der Beluſtigung, der Erbitterung und des Hohnes aus.

Quint konnte bemerken, wie die Geſichter jener frommen Schäflein länger und länger wurden, die gekommen waren, um Zeugen von etwas Wunderbarem zu ſein. Ebenſowenig entging es ihm, wie ſich auf den gleichſam erleuchteten Mie-

nen der, irgendeiner himmlischen Manifestation, eines Auferstehungswunders gewärtigen Talbrüder, die, wie ein Stab, ihm am nächsten standen ... wie sich in ihren Mienen hier Enttäuschung, dort Bestürzung auszuprägen begann.

Waren sie denn nicht ehrliche Leute? und wenn sie es waren, und waren ihm außerdem gläubig nachgefolgt, was sollte denn dieser Hagel von Scheltworten? Sind wir denn Räuber? Diebe? Verräter? Mörder? Ehebrecher? dachten sie. Und sie gaben sich Antwort: wir sind es nicht! Wir sind auch nicht Knechte des Antichrist; außer daß jener, der uns so nennt und der vor uns steht, der Antichrist wäre.

Und was gehen ihn denn, da er es mit redlichen Menschen zu tun hat, die Diebe an? Sind wir denn Diebsgenossen und Diebsgelichter? Wann hätten wir ihn bestohlen, geköpft, geschunden, an den Galgen gehängt, geheim oder öffentlich?

Anton Scharf wurde dunkelrot vor Scham und Wut! Was? Ich und mein Bruder, wir wären nicht Christen? Wir wären Judas, wären Pilatus, wären den Kriegsknechten, die ihn marterten, gleich? Wann hätten wir ihm die Faust ins Gesicht geschlagen? Und was sagt er: wir sollen den Dieben und Räubern Vorschub tun?

„Sehet euren himmlischen Vater an," fuhr der Tor indessen mit stärker erhobener Stimme fort, „ist er nicht gütig über den Undankbaren? Freundlich über den Gottlosen und Boshaften? Läßt er nicht seine Sonne täglich aufgehen über euch, die ihr doch Böse und Gute und wenige Redliche unter Dieben, Betrügern, Verrätern, Mördern und Gottlosen seid?"

„Halt deine Schnauze," schrie ein betrunkener Pferdeknecht, „sonst kriegst du den nächsten Stein an den Schädel." Ein Trupp junger Leute aber zog mit dem Wechselgesang von „O du lieber Augustin" und „Lott ist tot, Lott ist tot, Jule liegt im Sterben" augenscheinlich gelangweilt in den nächsten Dorfkretscham ab.

Unbeirrt aber ging die Strafrede fort:

„O, ich kenne euch wohl" — und Quint ſchickte einen zornigen Blick dorthin, wo die Jagdwagen und die gutgekleideten Leute ſtanden — „ich kenne euch wohl, die ihr über eure Mitbrüder zu Gericht ſitzet! Ihr Gottloſen! Ihr kennet weder Gott den Vater, noch Gott den Sohn, noch kennet ihr Gott den Geiſt! Und Gott der Geiſt, und Gott der Sohn und Gott der Vater kennen euch nicht! Oder meint ihr, die ihr Gottes Sohn mit Handſchellen an den Händen hinter die eiſernen Türen eurer Gefängniſſe transportiert, die ihr den Sünder, dem Gott verzeiht, mit Ketten belaſtet, die ihr den ſeiner leiblichen Freiheit beraubt, der des Königs Menſchenmordwaffe nicht in die Hand nehmen will ... Meinet ihr, ſage ich, daß der Heiland eure Gerichte ſegnen wird? Ihr habt vergeſſen, was der Vater geſagt hat: mein iſt das Gericht! daß er geſagt hat: richtet nicht, ſo werdet ihr ſelbſt nicht gerichtet! verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammet! vergebet, ſo wird euch vergeben! Ihr ſeid alleſamt abgewichen, du! du! du! und du!" — und er wies mit dem ausgeſtreckten Arm auf dieſen und jenen Zuhörer — „Willſt du zu deinem Bruder hingehen und zu ihm ſagen, laß mich den Splitter aus deinem Auge ziehen, bevor du den Balken aus deinem Auge gezogen haſt? Ziehe zuerſt den Balken aus deinem Auge, ſage ich dir! dir! dir! und dir!" — wiederum wies er auf einige hin, die ſich mit höhniſcher Miene umwendeten — „und dann ſiehe zu, gehe hin, ſiehe zu, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehen magſt."

Und er erzählte ihnen das Gleichnis vom König, der mit ſeinen Knechten rechnen wollte:

„Ihm kam einer vor, der war ihm zehntauſend Talente ſchuldig. Der Knecht fiel vor ihm nieder, und der König, der Gott war und auch der Vater iſt, erließ ihm die Schuld. Derſelbe Knecht aber ging hin und fand einen Mitknecht, der ihm ein Geringes ſchuldig war, den griff er an, den würgte

er, den ſtellte er vor Gericht, über den ſaß er als Richter ſelbſt zu Gericht, den ließ er foltern, ſtäupen, ins Gefängnis werfen. Er ließ ihn wider herausholen und an den Galgen knüpfen. —

Tretet herzu, ihr Schalksknechte! Ihr, denen Gott einem jeden ſeine zehntauſend Dukaten Schuld erlaſſen hat und die ihr täglich eure Brüder um einiger Pfennige willen kreuzigen laßt! Du Kaiſer, du König auf deinem Thron! Ihr Generäle, Miniſter und hohen Geiſtlichen! Ihr Magnaten und Fürſten! Ihr Gerichtspräſidenten, Richter, Schöffen, Polizeiverwalter und Poliziſten! Ihr Weiber, die ihr eure Dienerinnen mißhandelt! Ihr Landherren und ihr Fabrikherren! Tretet herzu: hier iſt das Gericht des Menſchenſohnes! Oder wollt ihr ſagen: laſſet uns Übles tun, auf daß Gutes daraus komme? Ich ſage euch: euer Geſetz iſt darum geſtiftet worden, daß die Sünde mächtiger würde.

Und wer ſich auf das Geſetz beruft, beruft ſich auf das Geſetz, nicht auf Gott. Sofern ich gekreuzigt, geſtorben und begraben bin, ſo iſt es die Sünde geweſen, die mich gemartert und getötet hat! Eure Sünde iſt es geweſen, die ſich ſtützt auf das Geſetz! Sie betrog und tötete mich durch dasſelbe Geſetz! Ja, die Sünde mit ihren ſündlichen Lüſten iſt mächtig in euch durch das Geſetz erreget, und ihr ſeid willig, dem Tode Frucht zu bringen! Euer Mund iſt voll Fluchens! Unter euren Lippen iſt Ottergift! Eure Zunge iſt eitel Haß und Bitterkeit! Eure Füße ſind eilig, Blut zu vergießen! Was ſäet ihr aber Unfall und Herzeleid, ſtatt daß ihr den Frieden Gottes ausſäet?

Oder meinet ihr wirklich, daß der Heiland eure Gerichte, die Lippen eurer Richter, die nach toten Buchſtaben Unrecht ſprechen, Böſes mit Böſem vergelten, Haß mit Haß, die unbarmherzig und kalt — ganz anders wie Gott! — den Sünder dem Kerker, dem Beil, dem Strang, dem Tod überliefern! — meint ihr, daß Jeſus die Arbeit eurer Henker, die Mauern eurer Zuchthäuſer, die Richtblöcke eurer Richt-

ſtätten ſegnen wird? Meint ihr, er wird euren Staatsanwälten die Palme des ewigen Friedens geben?“

„Das iſt die tollſte Farce,“ ſagte Herr von Kellwinkel zu Paſtor Beleites, „und dabei die wildeſte Blasphemie, die mir jemals begegnet iſt.“

Quint fuhr fort:

„Nehmet allen Jammer, alle blutige Mühſal, allen ſchrecklichen Wahnſinn, der außerhalb des Geſetzes gewütet hat, und ſtellt allen blutigen Wahnſinn dagegen, den das Geſetz verewigt hat! ſtellt den Fluch, der außerhalb des Geſetzes wütet, gegen den Fluch, der durch das Geſetz gewütet hat, und wie ein Walfiſch den Jonas verſchlungen hat, ſo, ſage ich euch, wird der Fluch der Sünde außerhalb des Geſetzes vom Fluch des Geſetzes verſchlungen werden.“

Nachdem Emanuel Quint auch noch die Kirchen und „ſogenannten Gotteshäuſer“, ſowohl proteſtantiſche als katholiſche, insgeſamt als das wahre Golgatha Jeſu Chriſti bezeichnet hatte, wofür ja auch das nachgemachte Kreuz und die Ausſtellung ſeiner Martern den Beweis liefere, ſtieß er gleichſam dem Faß der Langmut ſeiner Zuhörer durch dieſen Abſchluß den Boden aus:

„Ihr Heuchler, unter denen ein jeder Jeſum zu bekennen, die Taufe Jeſu zu beſitzen meint, ich ſage euch, ihr bekennt ihn weder, noch habt ihr ihn bekannt, noch werdet ihr je ſeine Taufe empfangen. Wer da bekennet, der wird getauft! und die da wahrhaft Chriſtum bekannt haben, die ſind in ſeinem Tode getauft! Und die da in Chriſto lebendig geworden ſind, die ſind in ſeinem Tode lebendig geworden! Wäre es anders: ich müßte euch kennen und ihr müßtet mich kennen, aber ihr kennet mich nicht und ich kenne euch nicht! Und ich ſage weiter und bekenne euch, ihr alle, nah und fern, die ihr mir zuhöret, ihr alle, die ihr Ohren zu hören habt, daß ihr mich ſehen werdet taufen mit einer Taufe, von der ihr nichts wiſſet! mich, der ich, von Johannes getauft, Johannes' Taufe verworfen habe! mich, der ich, der wahre Geſalbte,

durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes heut vor euch auferſtanden bin und als Chriſtus, der Heiland, vor euch daſtehe."

Emanuel ſchwieg und im gleichen Augenblick rann ihm ein fingerbreiter Blutſtrom über die linke Stirnhälfte, über die rote Braue und, tropfend, über die roten Wimpern des linken Auges herab und rieſelte eilig die Wange hinunter.

Der Narr in Chriſto bewegte ſich nicht.

Paſtor Beleites und Herr von Kellwinkel, denen der Schluß und Gipfel der Feldpredigt noch den Atem verſchlagen hatte, wußten nicht, was geſchehen war, dann aber mußte ein jeder, der Augen hatte, ob er nun wollte oder nicht, ſich eingeſtehen, daß allbereits, da und dort vereinzelt geſchleudert, Feldſtein um Feldſtein gegen den armen Bekenner flog.

Beleites ſagte: „Sie werden ihn ſteinigen!"

Kellwinkel antwortete: „Was für den religiöſen Geiſt der Menge nicht gerade ein ſchlechtes Zeugnis iſt."

Noch hatte Kellwinkel nicht ausgeſprochen, als der Raum über den Köpfen der Menge zwiſchen ihm und Quint durch eine Wolke taubeneigroßer Kieſelſteine verfinſtert wurde:

„In welchem Jahrhundert leben wir?" ſagte ein hektiſch emporgeſchoſſener Student der Theologie, ein Paſtorsſohn, der eine große Brille trug und den Vorgang verſonnen beobachtete.

Das Entſtehen des unholden, immer dichter werdenden Schwarms von kantigen Vögeln, die auf Emanuel zuſtrebten, als ſei er ein Zauberer und habe jeden einzelnen unter ihnen mit Namen gerufen, hatte zur Folge, daß vor aller Augen eine Weibsperſon vor den noch immer ohne Regung verharrenden Narren ſprang und ihn mit ihrem Körper deckte. Außer den Talbrüdern wußte niemand, daß es Thereſe Katzmarek war, jenes Mädchen, deren epileptiſcher Krampf den allgemeinen Paroxysmus in der Talmühle ausgelöſt hatte. Ihr Heldenmut aber ſchien den Steinhagel noch zu verdichten. Nun aber ſtürzte plötzlich mit heller Kommando-

ſtimme ſchreiend Herr von Kellwinkel durch die Steinwerfer auf Quinten zu, neben dem er ſich furchtlos mit gegen die Menge drohendem Stocke aufpflanzte.

„Schämt euch! Wißt ihr nicht, daß heut Oſterſonntag iſt? Ihr ſeid weder Türken noch Feuerländer, und im übrigen gebe ich euch die Verſicherung, dieſer ruchloſe Poſſenreißer" — er berührte die Schulter Quints — „entgeht der gerechten Strafe nicht."

Die militäriſche Stimme und Perſon Herrn von Kellwinkels reinigte wie durch Zauber die Luft. Er hätte nicht mehr hinzuzuſetzen brauchen, was ihm der Sicherheit wegen geboten erſchien, nämlich: „Welcher Lümmel unter euch auch nur meine kleine Zehe mit einem Steine trifft, der hat ein Jahr Zuchthaus zu gewärtigen."

„Du haſt nun dein Fett!" wandte er ſich hierauf gegen Quint, den Thereſe Katzmarek eben, um das rinnende Blut zu ſtillen, mit ihrem Kopftuch wie mit einem bunten Turban umwickelt hatte. „Du haſt nun dein Fett und wirſt es dir zweimal überlegen, ehe du wieder unſerem geſunden Landvolk deine Räuber- und Diebesmaximen predigen und dabei den Namen unſeres gebenedeiten Heilands mißbrauchen wirſt. Nimm es als verdiente Strafe, obgleich Steinigen aus der Mode iſt. Ich würde dir noch ganz anders kommen, aber nach deinem Schluß, den Gott dir verzeihen mag, halte ich dich denn doch nicht für zurechnungsfähig."

Auf Paſtor Beleites und die meiſten gebildeten Zuhörer hatte der unerhörte Schluß von Quintens Rede den Eindruck eines elektriſchen Schlages gemacht, der aber angeſichts des rinnenden Bluts und des Steinhagels faſt auf der Stelle vergeſſen ward. Beide Eindrücke floſſen in einen zuſammen: nämlich den eines drohenden ſchweren Unglücks, das unbedingt zu verhüten war. Hatten die Worte des „Bibelnarren" zuerſt nach verkapptem Sozialismus oder Anarchismus geſchmeckt — Eigentum iſt Diebſtahl: alſo ſei Diebſtahl Eigentum! — ſo hatten ſie doch einen Schluß erhalten, der

einen Zweifel an dem wahren Geisteszustand Emanuels nicht mehr aufkommen ließ. Von diesem Augenblick an jedoch mußte der einsichtsvollere Teil der Menge in dem instinkthaften Wunsch zur Verhütung eines Verbrechens an diesem armen Unzurechnungsfähigen einig sein.

Aus diesem Grunde standen nun auf einmal eine Anzahl Herren, Gutsbesitzer und Bürgersleute, junge und alte, nahe um Quint, unter denen auch Pastor Beleites, der junge Beleites, Kurt Simon, ein Jüngling namens Benjamin Glaser, Sohn eines Großgrundbesitzers in der Nachbarschaft, Heidebrand und endlich sogar Nathanael Schwarz zu sehen waren; dagegen hatten sich seltsamerweise alle neun Talbrüder aus der Nähe Emanuels fortgemacht.

Zwanzigstes Kapitel

Es kann nicht gelingen, den notwendigen Gang eines Menschenschicksals in allen seinen Teilen faßlich zu machen, schon deshalb nicht, weil jeder Mensch zwischen Geburt und Tod ein zum ersten und letzten Male Erscheinendes ist, und weil der Betrachter jeden Gegenstand nur in den Grenzen seiner, des Betrachters, selbsteigenen Natur zu begreifen vermag. In bezug auf Emanuel und die Art seiner Bildung darf jedenfalls nicht vergessen werden, daß sie überall einer leidenschaftlichen, tiefen Einbildung gleichzusetzen ist. Er bildete Jesum in sein Inneres, er bildete ihn und sein Schicksal tief in sein eignes Wesen hinein.

Emanuel trieb nicht Gottesgelehrsamkeit. Ihn hungerte, und er aß von der Hand in den Mund sein geistliches Brot. Ihn dürstete, und er trank vom Wasser des Lebens, an einem Quell, den er für den Quell des Lebenswassers hielt. Und dies ist gewiß, ihm war zu Sinn, als ob er fortan nicht mehr dürsten würde. Als er nun rief: er habe Johannes' Taufe

verworfen, er sei als der wahre Gesalbte durch die Gnade des Vaters, des Sohnes und des Geistes als wahrhaftiger Heiland heut vor den Menschen auferstanden, so riß ihn zwar die Erregung des Augenblicks, das Bewußtsein des Auferstehungsmorgens, der Anblick der wundersüchtigen Menge ein wenig über sich selber fort, aber es war doch der innere Christus, der in ihn eingebildete Christus, der auch äußerlich nun sein Herrscher und, wie nie zuvor, ganz mit ihm eins geworden war.

Dieses absolute Bekenntnis war vielleicht nur das Erzeugnis eines Zustandes augenblicklicher Fortgerissenheit, es hing vielleicht mit dem Umstand zusammen, daß der im Grunde verachtete, wenn auch durch das Gurauer Fräulein zu Gnaden angenommene Mensch, Emanuel Quint, sich zum ersten Male gerade emporrichtete und also einem neu erstehenden Selbstgefühl diesen symbolischen Ausdruck gab. Jedenfalls gab es keine ärgere, keine unglückseligere Herausforderung, und es wäre nichts auszudenken gewesen, wodurch die Gefühle frommer Christen ebenso furchtbar verletzt werden konnten.

Sobald der Steinhagel überstanden war, Quint an einem Quell am Rande des Feldes sich das Blut von Gesicht und Händen gewaschen und dabei ein Kreuzfeuer vieler warnender, strafender und auch höhnender Stimmen erduldet hatte, ging er aufrechten Ganges davon. Er hatte mit kurzen, harten Worten jedermann und sogar Therese Katzmarek abgeschüttelt. Der Stimmen, die ihm „Miltzscher Narr" oder „Giersdorfer Heiland" nachriefen, achtete er nicht.

Man sorgte dafür, daß er nicht verfolgt wurde. Erstlich hatte sich unter dem Volk eine gewisse Beschämung geltend gemacht, eine Beschämung, die jene ergriff und eilig nach allen Seiten davonjagte, die gekommen waren ein Wunder zu sehen, und ebenso jene andere Partei, die sich beinahe zur Lynchjustiz hatte hinreißen lassen. Auch die Mehrzahl der Steinwerfer schlich sich geduckt davon. Überdies hatten die

Herren untereinander und mit Hilfe ihrer Kutscher und zufällig aufgegriffener Hofleute, eine Art Feldpolizei organisiert, die nun auch noch die Hefe dieses christlichen Meetings hinwegfegte, oder, wenn man will, den janhagelhaften Rest der Mitläufer auseinandertrieb.

Alle Herren samt Herrn von Kellwinkel einigten sich: es wäre das Beste, man ließe Quint seiner Wege gehn. Sie hatten dafür dieselben Gründe, die seinerzeit Pastor Schimmelmann gegenüber dem Amtsvorsteher angeführt hatte, als man sich ebenfalls dahin entschied — es war nach der ersten Predigt Quints! — ihn mit einer Verwarnung ziehen zu lassen.

„Die christliche Kirche hat in unseren Tagen der sieghaften Gottlosigkeit," sagten sie, „sowieso einen schweren Stand. Wenn die Geschichte ruchbar würde, sie allein trüge wieder den Schaden davon. Wem anders als uns und der Kirche würden wohl die Feinde des Heilands diesen ganzen Skandal in die Schuhe schieben?"

Inzwischen erreichte Emanuel Quint den Rand eines Forstes, der aus Fichten, Kiefern und einstweilen noch nackten Buchen gebildet war. Stückweise säumten Birken den Weg, der, mit Nadeln und feuchtem Laube bedeckt, den Schritt des Wanderers lautlos machte. Die Erde dampfte von Feuchtigkeit. Immer, wenn das durchbrochene Gewölk, das am Himmel ging, der Ostersonne den Zugang öffnete, fiel ihr Strahl durch die Wipfel in den Nebel hinein, der dann als Lichtgewölk durch den Wald wogte. Krähen riefen, laut geigte der Fink, und sonderbarerweise mochte in diesem Augenblick schwerlich irgend jemandem in der Welt reiner, befreiter und glückseliger als Emanuel Quint zumute sein.

In seinem Innern sangen liebliche Engelstimmen Worte von einer rührenden Kindlichkeit. Wie denn überhaupt ein spielendes Lächeln von einem süßen und knabenhaften Reiz um die Lippen des neuen Erlösers spielte. Die Beulen der

Steinwürfe thronten an seiner Stirn und wurden von ihm nicht anders empfunden, als wie die brennenden Gottesmale einer himmlischen Sanktion.

Auch seine eigene Kehle fing allmählich halblaut zu psalmodieren an. Es war ihm, als wenn die Harfner harften. Es war, wie wenn dabei der feierlich ewige Atem der Gottheit leise rauschend und segnend durch die Zweige der Fichten ging:

Jesaia dem Propheten das geschah,
daß er im Geist den Herren sitzen sah
auf einem hohen Thron mit hellem Glanz;
seines Kleides Saum den Chor füllet ganz.
Es stunden zween Seraphim bey ihm dran:
sechs Flügel sah er einen jeden han:
Mit zween verbargen sie ihr Antlitz klar,
und mit zween bedeckten sie ihre Füße gar,
und mit den andern zween sie flogen frey;
gegeneinander ruften sie mit groß'm Geschrey:
Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
Heilig ist Gott, der Herre Zebaoth!
Sein Ehr die ganze Welt erfüllet hat.
Von dem Geschrei zittert Schwell und Balken gar;
das Haus auch ganz voll Rauch und Nebel war.

Als Emanuel die Worte dieses lutherischen Sanktus so für sich hin mit Zunge und Lippen artikulierte, treuherzig liebe Verschen, die eine entzückende Schalkhaftigkeit zu enthalten scheinen, ließ ihn ein Knacken in den Zweigen plötzlich aufmerken. Warum sollte nicht ein und der andere Verfolger auf seinen Spuren sein? Als er nun bald darauf schwere und eilige Schritte vernahm, wollte er dennoch von seiner seligen Andacht nicht ablassen, bis eine tiefe und wohlbekannte Stimme nahe an seiner Seite erklang.

„Ich bin dir gefolgt," sagte die Stimme zu Emanuel, der den Sprecher, Nathanael Schwarzen, ohne zu antworten,

eine Weile gleichen Tritts mit ſich fortwandeln ließ. „Ich bin dir gefolgt, denn ich bin es dir ſchuldig! Und wo ich es dir nicht ſchuldig wäre, ſo doch Gott, der vielleicht deine Seele am jüngſten Tage von mir fordert.“ Kurz, Nathanael erneuerte, diesmal mit einer großen und innigen Dringlichkeit, den Verſuch, Quint auf den rechten Weg zurückzuleiten.

Niemals hatte er ein gleiches Entſetzen wie heute beim Bekenntnis des Narren zu beſtehen gehabt: daß er Jeſus Chriſtus der Heiland wäre. Sein Täufling ſchien ihm in dieſem Augenblick geradezu vom Geprasſel eines ſataniſchen Feuerwerks umgeben, von Schwefel- und Phosphorflammen umleuchtet zu ſein. Als er nun ſo handgreiflich und augenſcheinlich erkennen mußte, wieweit es mit Quint gekommen war, wurde jede Faſer in ihm noch einmal zu einem letzten Verſuche der Rettung aufgerufen.

„Ich werde heute nicht von dir gehen,“ ſagte Nathanael, „bevor ich die Gewißheit erlangt habe, daß du deines entſetzlichen Frevels wegen zerknirſcht und reuig biſt. Denn ich halte dich nur für verirrt, nicht für wahnſinnig. Wenigſtens glaube ich, daß aller Wahnſinn ein Werk des Teufels iſt.“

In ähnlichem Tone ging es fort.

Als aber hernach das erſte, wartende Schweigen kam, wollte der Narr noch immer nicht antworten.

Nathanaels Eifer ſteigerte ſich.

Er hielt Quint vor, wie er um ſeinetwillen und um der ruchbar gewordenen Taufe willen, die er an ihm vollzogen hätte, nicht mehr das alte Vertrauen in den Gemeinden gewinnen könne. So hatte ſich jener Lehrer, in deſſen Schule er Quinten zum erſten Male erblickt hatte, merkbar von ihm abgewandt. Er war mehrmals, wahrſcheinlich auf die Anregung gewiſſer Paſtoren hin, vor die Behörde gerufen und auch durch den Vorſtand der Brüdergemeinde zur Vorſicht ermahnt worden. Da er es geweſen ſei, der Emanuel der Gurauer Dame empfohlen habe, ſo trage er nun auch vor ihr

und eigentlich in der ganzen Gegend für das schreckliche Ärgernis, das durch Quinten entstanden sei, die Verantwortung. Herr von Kellwinkel habe ihm noch aus dem fahrenden Wagen laut zugeschrien: daran ist kein anderer als Sie schuld, Bruder Nathanael.

Kurz, der Apostel der sogenannten Innern Mission predigte, tobte, ja weinte vor Quint.

„Früher," sagte er, „hat mir der Pastor einer kleinen Gemeinde sogar seine Kanzel eingeräumt, damit ich das Wort aus gläubigem Herzen verkünden konnte. Heute ist den Lehrern fast allen durch ihre Behörde bedeutet worden, mir nicht einmal mehr die kleinste Schulstube, um darin von Gott und dem Heiland zu reden, zur Verfügung zu stellen. Du hast mich," sagte er, „bei dem Gurauer Fräulein unmöglich gemacht, durch das ich früher reiche Spenden zur Verbreitung des Reiches Gottes empfangen habe. Verschlossen hast du mir außerdem die Tür im Hause der Heidebrands und die Schwelle der Schule meines alten, stets gütigen Freundes Krause, weil, zum Dank für genossene Gastfreundschaft, die Köpfe und Herzen der wohlerzogenen Töchter dieser gediegenen Christenfamilien durch dich verführt und verwirrt worden sind."

Da aber der Mensch sich von den Stürmen seiner Tiefen mitunter erlöst findet durch eine glückselige Oberflächlichkeit oder aus einem anderen Grunde, konnte Emanuel in den Ernst des geängstigten, ja fast gequälten Bruders nicht einstimmen. Noch immer spielte um seine Lippen und Nasenflügel das knabenhaft heitere Lächeln fort. Plötzlich hatte er, immer noch lächelnd, seinen Arm um Nathanaels Schultern gelegt: „Wir wollen dem Übel nicht widerstreben," sagte er, „Bruder Nathanel!" Dieser gab Antwort: „Wenn du nicht diesen Weg der entsetzlichsten Lästerung beschritten hättest, ich könnte für dich durch Wasser und Feuer gehn!" Quint sagte dagegen: „Ich weiß nichts von Lästerung, Bruder Nathanael!" „Hast du vergessen," fragte dieser, „weshalb

du eben beinahe geſteinigt worden biſt?“ „Weil ich mich ganz als den bekannt habe,“ ſagte Quint, „der in mir iſt.“ „So ſage, damit ich mich ganz davon überzeugen kann, ob deine Verſtockung unrettbar iſt!“ fuhr Nathanael fort, „ſage mir, ohne Zeugen, Auge in Auge, ob du nicht Emanuel Quint, der arme Giersdorfer Tiſchlersſohn, oder ſage mir überhaupt, wer du biſt!“

„Erſtlich der, der ich mit dir rede,“ verſetzte Emanuel und es wollte zunächſt auf keine Weiſe gelingen, ihn zu bewegen, näher auf ſeinen Meſſiaswahnſinn einzugehen.

Jetzt überholte die beiden ein offener Jagdwagen, in dem Kurt Simon zur Rechten des jungen Benjamin Glaſer ſaß. Die Jünglinge grüßten ſehr ehrerbietig. Quint winkte zum Danke leicht mit der Hand.

„Der Friede Gottes ſei mit uns allen! Amen!“ ſagte dann Quint. „Wer Gott und den Frieden vorgibt zu lieben, der muß frei ſein von Menſchenfurcht! Was anderes iſt Menſchenfurcht als Todesfurcht und Liebe zum Leben dieſer Welt? In dieſer Welt leben, heißt in Unfrieden leben und ſeinen Nächſten bekämpfen: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich aber ſage euch, daß wir unſeren Nächſten nicht bekämpfen, ſondern lieben ſollen, wie uns ſelbſt. Des Menſchen Sohn iſt in eine Welt von Feinden mitten hineingeſtellt, aber darum wird er doch nicht zum Friedensbrecher werden. Eher wird er die Riegel des Todes zurückſchieben und durch die Pforte des Abgrundes treten. Des Menſchen Sohn hat den Tod überwunden. Was iſt die Welt, daß ich darin ſollte, Schritt um Schritt vordringend, durch Mord, Verrat und Betrug meines Nächſten, meines Bruders und meiner Schweſter, feſten Fuß faſſen? Liebe ich doch meine Schweſtern und meine Brüder mehr als die Welt! Ich bin nicht heimiſch und mag und will nicht heimiſch werden in dieſer Welt. Es ſei denn, daß Gott darin heimiſch würde. Gott aber iſt fremd in dieſer Welt! So muß wohl der Feind, der Feind, der Feind! und nur der Feind darin heimiſch ſein!

Weil aber der Feind unter meinen Brüdern und Schwestern mächtig ist, so sind meine Brüder und Schwestern im Göttlichen ohnmächtig. Ja sogar der Sohn Gottes ist ohnmächtig, der in dem Menschensohn herabgestiegen ist! Noch immer muß der Sohn des Vaters, muß der Gesalbte, der Friedensbringer unter den Menschen vereinzelt, versteckt, verfolgt. verachtet, verflucht und endlich Henkern und Henkersknechten überantwortet sein. Denn siehe, das ist es: zu oberst über allen Werken der Menschen, wie sie der Feind ihnen eingibt zu verrichten, steht der Henkersknecht! Zu oberst auf den Palästen ihrer Könige, auf den Dächern ihrer Gerichtsgebäude, auf den Türmen ihrer Kirchen steht der Henkersknecht! Oder was wäre denn Obrigkeit ohne Strafe, Kerker und Henker?

Diese Welt hat der Feind gemacht! Allein das Reich, dessen Bürger ich, des Menschen Sohn, des Gottes Sohn, der Gesalbte bin, hat Gott gemacht! Das Geheimnis des Reiches aber ist der Friede! Ich sage dir, Bruder Nathanael, daß nichts anderes als der Friede Gottes der Schatz im Acker, das Licht unterm Scheffel, die Perle des Kaufmanns ist. Ich bin der Mann, der alles verkaufte und hinging, diesen Schatz zu gewinnen. Ich besitze ihn nun, Bruder Nathanael.

Das aber wisse, daß die Welt noch immer der Scheffel überm Lichte ist. Wer wäre des Menschensohnes Bruder und Schwester, wer wäre des Menschensohnes Nächster, wenn nicht der Mensch! Aber noch immer verfolgen seine Nächsten den Menschensohn, ohne zu wissen, was sie tun! Dagegen, sieh um dich, wenn sie Altäre errichten? Wem bringen sie täglich, stündlich blutige Hekatomben ihrer Kinder, Weiber und Brüder zum Opfer dar? Es ist der Feind, der seine winselnden Beter und Knechte zum Lohne Tag und Nacht mit glühenden Ruten peitscht! Aus seinem Maule geht Haß, Neid, Wut und Gier. Die schlüpfrige Wollust ist sein Kissen! Ein Gebirge von rasselnden Ketten ist sein Thron! Sein Rachen ist mit Hauern geziert! Sein Blick ist Mord!

Sein Atem iſt Zwang, Furcht und Grauen ſind ſeine Fäuſte! Jeder Laut ſeiner Kehle iſt zehnfacher Fluch, wofür meine Brüder und Schweſtern ihn ſegnen.

Ihr könnt nicht zugleich Gott dienen und dem Feind. Ihr könnt nicht zugleich Gott und dem Mammon dienen. Deshalb dienet ihr dem Feind, dem Mammon und nicht Gott! Ich aber, der ich, ein Menſchenſohn, zum Sohne Gottes erhoben bin, diene nicht dem Feind, nicht dem Mammon, ſondern nur Gott! Des Menſchen Sohn muß aber viel leiden und überantwortet werden ſeinen Peinigern! Denn ſiehe, ich gehe den ſchmalen Weg, den verſteckten Weg, den vereinzelten Weg, den von allen gemiedenen Weg und durch die vereinzelte enge Tür, durch die man zum Reiche Gottes eingeht! Du aber geheſt den breiten und bequemen Weg über alle die breiten Plätze und Straßen, die der Feind geebnet, durch alle die tauſend Tore, die der Feind geöffnet hat! Wahrlich du biſt des Feindes Knecht und alſo biſt du der Sünde Knecht! Und biſt in ſeinen Kerkern gebunden, dieweil die Welt nichts Beſſeres als ein ungeheures Gefängnis des Feindes iſt. Mein aber, Nathanael, iſt der Weg und das Ziel des Gottesſohns und die herrliche Freiheit der Kinder Gottes."

Bei dieſen Worten waren die Wanderer an ein kleines, mitten im Walde gelegenes Forſthaus gelangt, vor deſſen Tür ſie durch Kurt Simon und Benjamin Glaſer begrüßt und gleichſam empfangen wurden. Die Haltung und Rede Emanuels hatte auf den Wanderapoſtel einen ſinnverwirrenden Eindruck gemacht. Er ſpürte genau, wie er noch immer bei näherem Umgang dem Banne Emanuel Quints nicht ſtandhalten konnte, dieſe ſeltſamen Folgerungen und Schlüſſe ſpannen ſich wie metallene Fäden einer gefährlichen Spinne um ihn herum, die ſein eigenes Denken erdroſſeln wollten.

Benjamin Glaſer, deſſen Äußeres den Juden erkennen ließ,

trat an Quinten heran und fragte, die zarte Röte einer faſt mädchenhaften Schüchternheit im Geſicht, ob er ſich ſeiner noch erinnere. Man vergaß nicht leicht dieſes ſchmale, hübſche Geſicht, das mit ſeinem runden Kinn, ſeinen großen Augen und ſeiner zarten Haut eine beinahe mädchenhafte Schönheit hatte. Emanuel, der den Jüngling im Hauſe ſeines Vaters Salo Glaſer, des Großgrundbeſitzers, kennen gelernt hatte, jenes einzige Mal, wo er in Begleitung des Lehrers Krauſe dort eingeladen geweſen war — Emanuel alſo erinnerte ſich! worauf der junge Glaſer ſich mit der zweiten Frage hervorwagte: nämlich, ob er ihm die Ehre geben wolle, jetzt, zu Mittag, in der Förſterei ſein Gaſt zu ſein.

Quint war ohne weiteres einverſtanden und reichte erſt Herrn Glaſer und dann Kurt Simon die Hand.

Natürlich war die Behauptung Quints, daß er Chriſtus wäre, auch auf Kurt Simon nicht ohne Wirkung geblieben. Sie hatte in ihm, wie in allen übrigen, Schreck und überdies noch Bedauern, Beſorgnis und Mitleid erregt. Zugleich aber war ihm jene eigentümlich betäubende Kraft wiederum bemerklich geworden, von der er ſich bei ſeinem erſten Gange mit Nathanael Schwarz und Quint vor nun beinahe einem Jahre durch eine Art Flucht gerettet hatte.

Er hatte Benjamin Glaſer getroffen, der von der Strafpredigt Quintens, von ihrem Beſchluß ergriffen, von dem Märtyrertum des Narren zum Mitleid erregt, von dem rohen Verhalten der Menge empört worden war. Beide Jünglinge, Kurt und Benjamin, waren überdies von dem ungewohnten, in ſeinen Urſachen ihnen dunklen Ereignis gepackt, mit fortgeriſſen und in einen Zuſtand außergewöhnlicher Art gehoben worden. Als ſie den Narren davon gehen ſahen, ſonderten ſie ſich von der Menge ab, nachdem ſie noch einige heftige Wortwechſel mit anderen jungen Leuten, beſonders aber mit Doktor Beleites, gehabt hatten, und fuhren gemeinſam auf einem Umweg — trotz ſeiner Tollheit leidenſchaftlich für Emanuel und ſein Genie, wie ſie ſagten, in-

flammiert! — mit begeiſtert klopfenden Herzen dem Narren nach.

Nun, wo ſie ihm gegenüberſtanden, ſetzte ſie doch das Bewußtſein, es mit einem Manne zu tun zu haben, deſſen Geiſt zum mindeſten eine morbide Stelle beſaß, in Verlegenheit. Ohne es recht zu wollen, wechſelten ſie mit dem plumpen und bärtigen Menſchen in Schlapphut und Düffelpaletot, der neben ihm ging, und in dem Kurt Nathanael Schwarz erkannte, heimlich forſchende Blicke der Verſtändigung.

Ihre Sorge indeſſen, daß die Verrücktheit Quints ſich womöglich noch weiter geſteigert hätte, zerſtreute ſich angeſichts der gänzlich unbefangenen Heiterkeit, die im Weſen des Narren zutage trat. Er lockte die Tauben, er ſtreichelte mehrere wedelnde Dachshunde und einen ruppigen, ſtichelhaarigen Hühnerhund, der, durch die Güte des neuen Gaſtes ermutigt, auf die Hinterbeine geſtellt, ſich gähnend und wedelnd an ihm aufrichtete. Die jungen Menſchen bewunderten Quint, weil er ſich mutig in Gegenſatz zur geſamten Welt zu ſtellen getraute, einer Welt, die überall im Gegenſatz auch zu ihren Naturen ſtand. Ihre Seelen waren erfüllt von einer gut Schilleriſchen, gegenſtandsloſen Begeiſterung: oder wenigſtens wird man nicht zugeben wollen, daß ihre Schwärmerei für ſoziale Gerechtigkeit, geiſtigen Fortſchritt und geiſtige Freiheit bei wütendem Haß gegen Unterdrückung, Kirchen-, Schul-, und Staatstyrannei, ſich auf die rechten Gegenſtände bezogen hätte.

Nach einiger Zeit ſaßen die jungen Leute mit Quint und Nathanael Schwarz, der ſich hatte zum Bleiben bewegen laſſen, in einem langen und niedrigen Dachzimmer, durch deſſen beide Fenſter der Wald hereinrauſchte. Forſt und Forſthaus gehörten zum Glaſerſchen Grundbeſitz, und es war vorgeſorgt, daß der alte Glaſer, ſowie ſein Sohn, auch ein Jagdgaſt, gelegentlich, Quartier und Verpflegung finden konnten.

Die Mittagsſonne ſchien durch das Fenſter der Front-

ſpitze über einen mit ſauberen Linnen gedeckten Tiſch, auf den der behagliche Förſter ſelbſt die dampfende Suppenterrine geſtellt hatte, wie er denn überhaupt, nach alter patriarchaliſcher Sitte, eigenhändig den Wein dem für die Glaſers reſervierten Keller entnahm, entkorkte und nicht ohne Humor in die Gläſer goß. Es bediente außer ihm eine Magd, die es aber dem Alten nur ſelten recht machte.

„Wo werden Sie ſich jetzt hinwenden?“ fragte möglichſt harmlos der junge Glaſer Emanuel Quint. Jener, der mit Gelaſſenheit ſeine Suppe gelöffelt hatte, meinte, er wolle jetzt nach der Hauptſtadt der Provinz, nach Breslau, gehen. Kurt Simon kannte die Abſicht Quints, aber ohne je zu erfahren, was Emanuels Zweck in Breslau ſein mochte. In Wirklichkeit hatte Emanuel einen Brief von den Brüdern Haſſenpflug, der ihn an Freunde in Breslau wies.

Es iſt ein ſeltſamer Vorgang, wenn eine neue Generation die Fäden ihrer Geiſtesgemeinſchaft über die Erde ſpinnt. Junge Leute, die ihre Aufgabe, einen beſonderen Lebensberuf zu finden, noch nicht erfüllt haben, fühlen den allgemeinſten Beruf, die alte verrottete Welt zu verjüngen, fühlen die ungeheure Aufgabe umfaſſendſter Reformation und Revolution einer Menſchengeſellſchaft, die ihrer Anſicht nach bis zum Augenblick ihres Erſcheinens — nämlich der neuen Generation! — Jahrtauſende und Jahrtauſende lang auf falſchem Wege geweſen iſt.

„Was wollen Sie denn in Breslau, Emanuel?“ fragte, Suppentropfen am Bart, der Herrnhuter. Man ſah ſeinen bleichen Mienen an: jeder neue Schritt, jede neue Abſicht Quints war für ihn eine Urſache neuer peinlicher Unruhe.

Die Magd und der Förſter traten herein, wodurch die mit Spannung erwartete Antwort verſchoben wurde. „Da, ſehen Sie,“ ſagte der Förſter zu Benjamin, „hat meine Alte Ihnen nicht eine Schüſſel für einen König zurecht gemacht?“ Es war eine dampfende Platte gekochter Forellen, von jenen, wie ſie der Förſter, der auch Fiſchmeiſter war,

in einem bestimmten Bache des Forstes fing. Übrigens kannte der Forstmann Quint und hatte den Sohn seines Herrn bereits lachend danach gefragt, wo der Narr seine Beulen herhabe.

Es herrschte von jetzt an während des Mahles eine harmlose, etwas nachdenkliche Heiterkeit. Ein kurzes, ernstes Frage- und Antwortspiel entstand eigentlich nur, als Emanuel von einem Gericht junger Tauben nicht essen wollte. Er sagte, es widerstreite ihm, obgleich das Gegenteil jedem freistehe, von einem Vogel zu essen, der Noah den ersten Ölzweig des Friedens gebracht habe und außerdem Symbol des heiligen Geistes sei.

Nachdem Äpfel und Käse gebracht worden waren, fing Benjamin an, aus seinem aufgewühlten und wißbegierigen Inneren alle jene fragenden, suchenden kleinen Geister zu befreien, die ihn beunruhigten. „Sagen Sie mir," begann er, „verehrter Herr Emanuel Quint, wie soll man handeln, um in Ihrem Sinne vollkommen zu sein?" Quint gab zurück: „Tut Gottes Werke!" „Wie kann ich, ein Mensch," sagte Benjamin, „Gottes Werke tun?" „Dadurch, daß du vollkommen wirst wie Gott!" „Vollkommen werden wie Gott," sagte Benjamin, „das hieße ja doch nichts Geringeres, als aus einem Menschen zum Gotte werden!?" „Und nichts Geringeres," erwiderte Quint, „ist der Beruf des Menschensohns."

Jetzt verbreitete sich jene eigentümliche Stimmung gespannter und mysteriöser Art, die immer eintritt, wenn man erwartet, ein von der Hand des Verhängnisses gestreifter Mensch werde den ungereimten Wahn seines Innern aufdecken. Ein solcher Wahn, der etwas absolut Unbegreifliches hat, besitzt außerdem eine geradezu majestätische Unantastbarkeit. Er ist unbeirrbar und wunderbar, weshalb er denn auch auf naive Gemüter und Völker immer von stärkstem Eindruck gewesen ist. Man weiß, daß Schwachsinn und Wahnsinn nicht nur bei den Indianerstämmen von Nordamerika als göttlich verehrt werden.

„Jawohl, es war der Beruf des Menſchenſohns," mit dieſen Worten wandte ſich Nathanael Schwarz an Benjamin, „des Menſchenſohns, der für uns am Kreuze geſtorben iſt, der Blinde ſehend, Ausſätzige rein und den armen Lazarus, der drei Tage im Grabe gelegen hatte, durch ein Wort ſeines Mundes lebendig machte. Es war Jeſus, der Jairi Töchterlein und den Jüngling zu Nain, die geſtorben waren, mit dem allmächtigen Hauch ſeines Mundes ins Leben rief, trockenen Fußes über das Waſſer des Meeres ging und lebendig vor aller Augen zu ſeinem himmliſchen Vater entrückt wurde. Dieſer war es, der vollkommen war wie Gott und der an ſeine Jünger die Frage richtete: Könnet ihr meine Werke tun?"

Dagegen ſagte Emanuel Quint, mit einem ſilbernen Teelöffel nachdenklich auf den Tiſch pochend:

„Wer einen Menſchen vom leiblichen Tode erweckt, was tut er dem? Er ſchenkt ihm den zweiten Tod! Wer auf dem Meere zu gehen begehrt, der weiß nicht, wie der Geiſt Gottes über und in den Waſſern, in und über den Himmeln ſchwebt! Wüßtet ihr, was ich weiß, ihr bedürftet des Glaubens nicht. Aber da euch zu wiſſen nicht gegeben iſt, ſo ſage ich euch: der da leiblich blind iſt, kann dennoch mehr ſehen und wiſſen als ihr und wenn ihr auch leiblich ſehet, könnt ihr doch geiſtlich in Blindheit gebunden ſein. Selig ſind, die da nicht mit leiblichen Augen Leibliches ſehen und, wenn ſie ſchon nicht wiſſen, doch glauben!"

„Und was iſt es," fragte Benjamin, „was wir nach Ihrer Anſicht glauben ſollen, Herr Emanuel?"

„Habe ich je um eine Seele geworben, um die Gott nicht warb?" erhielt er zur Antwort.

Der Narr fuhr fort:

„Wahrlich, wenn ihr Glauben habt als ein Senfkorn, könnet ihr Berge verſetzen, wenn ihr aber das Wiſſen habt wie ich, ſo tut es nicht not, zu irgendeinem Berge zu ſagen: hebe dich weg und wirf dich ins Meer."

Kurt Simon warf ein:

„Was ſind die Werke, die wir nun tun ſollen?“

„Haltet die Gebote!“ ſprach Quint.

Die jungen Leute, die enttäuſcht waren, behaupteten, daß ihnen viele Menſchen bekannt wären, die im allgemeinen nicht gegen die zehn Gebote ſündigten und dennoch nichts weniger als vollkommen ſeien. „Nun, ſo weiß ich euch nichts zu ſagen, die ihr nach der Vollkommenheit hungrig und durſtig ſeid,“ gab Quint zurück, „als: folget mir nach.“

Nathanael Schwarz, der im Grund entrüſtet, und, in Angſt um die Seelen der jungen Leute, losſchlagen wollte, bezähmte ſich. Doch machte er viele heimliche Zeichen hinüber zu Kurt und Benjamin, womit er den Eindruck des Narren entwurzeln wollte.

Kurt Simon ſagte: „Wenn wir Ihnen nun wirklich nachfolgen wollten, Emanuel, was hätten wir dann zunächſt wohl zu tun?“ Der Gefragte ließ eine Bibel herbeibringen, öffnete ſie und legte den Finger auf jene Stelle der Apoſtelgeſchichte St. Lucae — es iſt ihr Beginn — die alſo lautet: „Die erſte Rede habe ich zwar getan, lieber Theophile, von allem dem, das Jeſus anfing, beides: zu tun und zu lehren.“ — Dann ſagte er: „Es hilft nichts zu lehren, was man nicht tut, deshalb ſollt ihr tun, was ich lehre, wie ich tun werde, was ich gelehrt habe! Oder habt ihr vergeſſen, wie geſchrieben iſt: ihr ſollt ſie an ihren Früchten erkennen? Wer meine Rede höret und tut ſie nicht, der hat ſeine Hütte aus Flugſand errichtet! Wer ſie dagegen tut, der baut auf Stein, der baut auf den Grund und Eckſtein, den die Bauleute verworfen haben, und ſein Baugeld iſt der Schatz, der im Acker gefunden worden iſt. Wer mir folgen will, tue meine Werke!“

Der Förſter, der hinter Emanuel ſtand, war verdutzt und begann zu Benjamin Glaſer hinüber Grimaſſen zu ſchneiden. Er kratzte den Kopf, ſpitzte den Mund, riß die Augen auf, um anzudeuten, der Vorfall komme ihm im alleräußerſten Grade bedenklich vor. Übrigens kannte er die Exzentrizitäten

seines jungen Herrn, der keine Geschwister und einen verwitweten Vater hatte, und wußte, daß der Alte seinem zärtlich geliebten Sohne, den er zugleich bewunderte, völlige Freiheit ließ.

Es schien indessen, als wenn Benjamin das Gebahren des Försters gar nicht bemerkt hätte. Er sagte, die langen und bleichen Hände voll zarten Geäders übereinander aufs Knie gelegt: „Ihre Lehre war, wie mir schien, die der Selbstlosigkeit. Sie meinen, daß Selbsucht die Mutter aller irdischen Übel ist. Andere behaupten das Gegenteil, nämlich: Selbstsucht sei die Mutter jeden irdischen Fortschrittes. Unser Deutsches Reich erlebt im Augenblick infolge eines blutigen Krieges, der immer selbstsüchtig ist, einen großen Aufschwung auf allen Gebieten. Sein Wohlstand mehrt sich. Das Land wird reich. Unsere Kaufleute treten unter die mächtigsten. Überhaupt: dem Kaufmann gehört die Welt. Der Kaufmann hat den Verkehr gestaltet. Im Austausch der Waren ist die Welt zu einer gewaltigen Einheit geworden, wie nie zuvor. Könnte nun aber ein Kaufmann sein ohne Eigentum? ohne Gewissenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? Würde das ganze Erwerbsleben unserer Tage nicht zusammenbrechen ohne Gewissenhaftigkeit in bezug auf das Eigentum? oder wenn wir Diebstahl, Mord, Betrug unbestraft lassen wollten?“

Quint sprach:

„Es war ein reicher Mann, der über alle Reichen hoch erhaben ist, der hatte einen Haushalter; der ward vor ihm berüchtigt, als hätte er ihm seine Güter umgebracht. Und er sprach zu ihm: Tue Rechnung. Der Haushalter gab Antwort: Ich bin bei einem gewesen, der war dein Schuldner, dem hatte ich dein irdisches Gut dargeliehen, fünfzigtausend Taler und mehr. Er konnte es nicht zurückgeben. Ich erließ es ihm. Ein anderer war mir hundert Tonnen Öl schuldig. Ich zerriß seinen Schuldbrief und so fort. — Der Herr aber lobte den ungerechten Haushalter!

Wer das fassen mag, fasse es!“ fügte Quint seiner Rede hinzu.

Man hörte jetzt Stimmen vor dem Haus. Die Jagdhunde hatten schon eine geraume Weile angeschlagen. Eine Anzahl Menschen mit groben Stiefeln traten, wie man deutlich hören konnte, in den mit Ziegeln gepflasterten Hausflur ein. Mit einem Ausruf: „Nun, was ist das?“ horchte der Förster befremdet auf und ging dann sogleich in den Hausflur hinunter. Alle lauschten. Emanuel aber, der mit dem Antlitz gegen die Tür gerichtet saß und eben noch in freier, unbefangener, beinahe heiterer Weise gesprochen hatte, zitterte leicht und entfärbte sich.

Was nun geschah, glich nach den Berichten, die später durch Benjamin Glaser und Kurt Simon erteilt wurden, einem Überfall. Ächzend, mit hastig ausgestoßenen Worten, unter Getrampel und Gestampf, dem die Treppe kaum standzuhalten schien, unter Gequietsch des von harten Fäusten gepackten Treppengeländers, kam irgendeine Rotte Menschen heraufgestürmt, so zwar, daß Nathanael Schwarz im gleichen Augenblicke mit den beiden Jünglingen blitzschnell vom Stuhle sprang. Nathanael hatte den Stuhl umgeworfen. Er dachte nicht anders und ebenso dachten Kurt Simon und Benjamin, es möchte ein wütender Pöbel sein, der Emanuel auf den Fersen war und in bestialischer Raserei sich vorgesetzt hatte, die begonnene Lynchjustiz zu vollenden.

Emanuel sagte zwar: „Fürchtet euch nicht!“ denn er hatte erkannt, wie es allerdings wohl Verfolger, aber nicht im Sinne derer waren, die ihn steinigen wollten. Allein es schien doch, obgleich er sitzen geblieben und äußerlich ruhig war, als trete ein Grauen in seinen Blick. Die Tür ging auf, und es glotzte eine gedrängte Menge wildzerzauster, struppiger Köpfe herein, verzehrte, vom Laufen gedunsene Gesichter, und es war wie ein Machtwort, oder war es der Blick des Narren? — das, einem magischen Banne gleich, sie nicht über die Schwelle treten ließ.

Diese Eindringlinge hatten Emanuel und jener sie fest ins Auge gefaßt. Natürlich wußte der Narr, wer sie waren und

daß in ihnen — den Talbrüdern nämlich! — sein Schicksal mit allem Wohl und Wehe beschlossen lag. Er wußte das — und die Sinne entschwanden ihm. Er schlug mit dem Kopf auf den Tisch und ward ohnmächtig.

Es waren aber nur sieben Talbrüder beieinander geblieben und hatten die Spur des Toren und endlich ihn selber aufgefunden.

Quintens Rede, die unvermutete Wirkung, die sie auf die Menge ausübte, und besonders der Steinhagel am Schluß, von dem auch sie als die Nächststehenden teilweise mitbetroffen worden waren, hatten sie aus der Fassung gebracht. Der in jedem Menschen verborgene Fuchsinstinkt hatte alsbald einem jeden von ihnen eingegeben, sich unter der Menge zu verbergen. Sie selber wußten, wie oft sie auch dort noch von Leuten, die ihnen bekannt waren, als Genossen des Gotteslästerers angerufen wurden und wieviele Male sie seinen Umgang verleugnet hatten.

Schlotternd vor Angst hatte sich die versprengte kleine Herde dennoch nach und nach in einer entlegenen Ziegelei zusammengefunden, in der, da es Sonntag war, nicht gearbeitet wurde. Schon bevor sie Quinten aus der Gärtnerei abgeholt hatten, diente ihnen die gleiche Lehmgrube, die von vielen Krähen umschwärmt wurde, als Versammlungsort.

Als erste trafen sich hier der böhmische Josef und die Brüder Scharf: auch diese noch von Entsetzen ergriffen. Es war, als hätte sie jemand aus langem Traum soeben mit harter Faust in die Wirklichkeit aufgeweckt. Der böhmische Josef, der übrigens durch einen Trupp junger Burschen seiner Häßlichkeit wegen besonders verfolgt worden war — sie hatten ihm Steine nachgeworfen, ihm Hund, Satan, Teufel, Gottseibeiuns, Luzifer und dergleichen nachgeschrien! — schien dennoch voll bei Besinnung zu sein.

Aber er wollte von Quint nichts mehr wissen.

Seine Bemerkungen über ihn ſtrotzten plötzlich von einem zurückgedrängten Ärger und troffen von dem Gifte der Bosheftigkeit. Er hörte nicht auf und reizte mit galligen Redensarten die ſchlotternden Brüder Scharf, bis ſie mit Heftigkeit auf ihn losfuhren und dadurch etwas von ihrer verlorenen Haltung wiedergewannen.

Auch nachdem ſich der Weber Schubert, vom Laufen erhitzt und dennoch bleich vor Entſetzen, und ſpäter John, der Schmied, hinzugefunden hatten, der noch immer unter dem Druck der Ereigniſſe ſprachlos war, fuhr das kleine böhmiſche Scheuſal mit dem Pudelgeſicht fort, Emanuel zu verläſtern: er habe niemals an ihn geglaubt und immer gewußt, daß er ein Maulmacher und Betrüger wäre. Das Schlimmſte von allem, was er vorbrachte, war aber ein höchſt gemeiner Verdacht, der ſich auf jene Nacht bezog, in der er in Quintens Zimmer gedrungen war und Ruth Heidebrand bei ihm getroffen hatte.

Weber Zumpt, der mit ſeiner aufs ärgſte ernüchterten Frau erſchien, erlitt von dieſer die ſchwerſten Vorwürfe. Sie weinte, ſie ſchrie, ſie beſchwor ihn nach Hauſe zurück. Er wolle die Kinder verhungern, den Webſtuhl verfallen, das bißchen Acker, das ſie beſäßen, wüſt liegen laſſen. Die Kuh ſei fort. Es fehle an Dünger, fehle an Saat. Die einzige Ziege ſei übrig geblieben. Sie griff dann den Talmüller Straube und ſeine geheimen Praktiken an, mit einer Stimme, die überſchnappte in Raſerei, und mit Bewegungen beider Arme, durch die beſonders die Scharfs bedroht wurden. Dieſe ſah ſie mit Recht als die Urheber des, wie ſie ſagte, ganzen verfluchten Handels an.

„Ihr Dummköpfe," rief ſie, „ihr ſeid die Betrogenen, und der Talmüller hat ſeinen Schnitt gemacht."

Es lag am Tage, was das Weib in ihrer Verzweiflung herausheulte, entſprach der Wirklichkeit. Ein gut Teil von dem, was die anderen in die kommuniſtiſche Kaſſe zuſammengekratzt und oft mit großen Opfern erlegt hatten, fand in der Taſche des ſchlauen Müllers Unterſchlupf.

Als der Hufschmied John seine verlorene Sprache wiederfand, waren dies seine ersten Worte: „Ich werde den Müller Straube totschlagen.“

Geraume Weile tobte der Streit der Brüder mit Heftigkeit.

Plötzlich aber, nachdem sich Zweifel und Kleinmütigkeit, wie am Ende eines besiegelten Fehlschlags, eines Vernichtungsschlags aller Hoffnungen, fast ganz der Köpfe bemächtigt hatten, fühlte der Schneider Schwabe einen erneuten Bekenntnisdrang. Mit einer Kraft der Überzeugung, die auf alle, sogar den böhmischen Josef, einen gewaltigen Eindruck machte, trat der kleine bucklige Mann mit erhobenen Schwurfingern vor sie hin und sagte: „Schlagt mich tot, aber ich glaube, ich glaube an ihn!“

Durch diese Erklärung wurde der Panik Halt geboten. Man zeigte sich über Erwarten bereit, den Gründen des eifrigen Schneiders Gehör zu schenken. Den Scharfs besonders schien damit eine große Last von der Seele genommen zu sein. Nicht lange, so fingen die Männer an, sich gegenseitig der Feigheit, ja des Verrats, zu beschuldigen. „Warum sind wir geflohen?“ sagte Schmied John. „Aus keinem anderen Grunde, als weil wir feige und nichtswürdig sind.“ Vergeblich versuchten der böhmische Josef mit höhnischen Einwürfen und die Frau des Webers Zumpt gegen diese veränderte Strömung anzukommen. Besonders die Frau, deren Bruder ja der arme, von Fanatismus und Nachtwachen bleiche und ausgemergelte Schneider war, ward durch sein Zeugnis in eine hilflose Lage gebracht. Sie warf ihm vor, wie kein anderer als er es gewesen wäre, der ihr die Brüder Scharf über den Hals geschleppt und sie dadurch in die Sache des Betrügers Quint verwickelt hätte. Der Bruder schrie: „Halt dein Maul, Weib! lästere nicht! versündige dich nicht! verwirke nicht deine arme Seele!“ „Ihr seid ja so dumm und dümmer als Hornvieh,“ rief das zur Verzweiflung gebrachte, entsetzte Weib; „ihr seid nicht bloß

dumm, ihr ſeid ja wahnwitzig!“ Schmied John aber rief: „Jawohl, es iſt der Wahnſinn des Herrn! der Wahnſinn des Heilands! der Wahnſinn des Kreuzes! und der Wahnſinn des Gottesreichs!“ Das Weib erwiderte: „Komm du noch einmal in mein Haus, Schmied John, und halte deine labbriche, wabblige Betſtunde ab! Du kriegſt Teller, Eimer, Töpfe und Kochlöffel um den Kopf, und ich bring dich beim Amtsvorſteher zur Anzeige.“

Dibiez meinte, daß ihm bei dem Geſtändnis Quints, daß er Jeſus wäre, ein Schauer über den Körper wie von einem eiskalten Winde gekommen ſei. Er fragte, im Reden ſich ſelbſt immer mehr erhitzend, ob denn keiner der Brüder das Zucken, Leuchten und Strömen von Licht um Emanuels Haupt erblickt habe, als das furchtbare Wort, auf das der Steinhagel folgte, ſeinen Lippen entglitten ſei.

Im Handumdrehen gewann ſo jeder der Brüder wieder die alte Wichtigkeit. Ihre Erſtarrung löſte ſich. Ihr Inneres geriet in das ihnen, wie irgendein Narkotikum, zum Lebenselemente gewordene Dunſtgewölk ihres Wahnes hinein. Es geriet in die alten, wilden Bewegungen. Was noch eben gefroren war, taute zu einem reichen, breiten, reißenden Strome auf, auf dem ſie mit klingendem Spiel dahinfuhren, wie ſie meinten, nach dem Eden der ewigen Seligkeit, aber ohne Stromſchnellen, Waſſerſtürze und verborgene Klippen zu berückſichtigen.

In den Brüdern Scharf allein war eine rührende, ſtarke Liebe zu Quint, die jeder guten und beſſeren Sache würdig ſchien. Dieſe Liebe war wiederum aufgebrochen. Sie ſchlugen an ihre Bruſt, dieweil ſie ſo ſchmählich geflohen waren, und erklärten laut, daß ſie entweder wieder zu Gnaden angenommen würden von Emanuel Quint, oder ſie wollten ihr Leben lang Treber freſſen.

So hatte der alte, enge Wahn, der die Männer beherrſchte, eine gegen früher verſtärkte Herrſchaft erlangt.

Nur der böhmiſche Joſef blieb feſt und bockbeinig.

Krezig, der Handelsmann, deſſen langes Schweigen die unheildrohende Bläſſe innerer Wut kennzeichnete, ſprang ihn aber plötzlich mit geballten Fäuſten und dieſen raſenden Worten an:

„Ich ſage dir, Joſef, daß du lügſt. Wenn es ſo wäre, wie du ſagſt, glaubſt du, daß das ſo einfach ablaufen könnte?“ — Was er nun ſagte, glaubte er, ja glaubten alle, obgleich es der Wahrheit, wie man erkennen wird, nicht entſprach: „Er iſt in unſere Häuſer gekommen! er hat uns beredet! er hat uns verlockt! er hat ſich als Wundertäter ausgeſpielt! euch hat er verführt!“ — er meinte die Scharfs — „er hat euch keine Ruhe gelaſſen, bis ihr alles, was ihr beſeſſen, zu Geld gemacht, Hof, Haus und Arbeit verlaſſen habt! Er hat nicht gelogen, ſage ich dir! Hätte er das, dann: wehe! wehe!“

Und der Wütende machte eine Bewegung, die über das Ziel ſeiner Rachſucht, falls er wirklich getäuſcht ſein ſollte, und über die Gründlichkeit ſeiner Rache keinen Zweifel mehr aufkommen ließ.

Nun hatte ſich noch zuguterletzt mit verſchwollenen Augen und ſtierem Blick die Katzmarek zu den Brüdern gefunden. Die verrückte Magd fing nun, vollkommen furchtlos, die ganze Geſellſchaft wegen ihrer Altweiberfeigheit abzukanzeln an. Aber was ſie vorher und nachher tat, war noch mehr geeignet, die Schuldbewußten zu beängſtigen. Auf langen Regalen waren friſchgeſtrichene Ziegeln zum Trocknen geſtellt. Dieſe Regale lief ſie entlang, kehrte knapp um, wenn ſie das Ende erreicht hatte, und kam mit dem gleichen Schritt und dem gleichen zur Erde gerichteten, ſtieren Blick zurück, beinahe in den gleichen Fußſtapfen, wo ſie dann wiederum Kehrt machte, an das andere Ende gelangt, um immer den gleichen Weg zu gehen. Dabei ſtieß ſie jedesmal nach drei, vier Schritten die Worte hervor: „Wir ſind verflucht! verflucht! verflucht!“

Kurz, die ſieben Männer hatten ſich, nachdem ſie zuvor verhängnisvollerweiſe den böhmiſchen Joſef in aller Form aus ihrem Kreiſe geſtoßen hatten, zerknirſcht und reuig wiederum auf Emanuels Spur gemacht.

Einundzwanzigstes Kapitel

Es ist schwer zu sagen, warum der Meister dieser sieben Jünger bei ihrem Erscheinen in Ohnmacht fiel. Nehmen wir an, es sei aus Ursache großer und widerstreitender Erregungen und aus Übermüdung geschehen. Jedenfalls dauerte Quintens Bewußtlosigkeit beinahe eine Viertelstunde lang. Bevor noch Kurt und der junge Benjamin den Vorfall richtig begreifen konnten, hatten sich die neuen Ankömmlinge um Quintens Stuhl auf die Knie geworfen und hatten mit ächzenden Lauten, ja weinend, ihm Hände und Knie geküßt. Dann bemerkten sie, daß er bewußtlos war. Und nun hoben sie ihn, so leicht wie ein Kind, vom Tisch, um ihn, unter einem tiefen Schweigen des Grauens, auf einem langen, geblümten, altväterischen Sofa an der Schmalwand des Zimmers auszustrecken.

Es genügt nicht zu sagen, daß jeder der Männer in diesem Augenblick einem Vater glich, der sein einziges Kind zu verlieren fürchtet. Das Verhalten des einzelnen unter ihnen ähnelte in Bestürzung und törichter Ratlosigkeit vielmehr dem Betragen einer Mutter, die das Kind ihres Herzens im Leben zurückhalten will, das sie in den unerbittlichen Händen des Todes sieht.

Als Emanuel, dem Benjamin Glaser die Schläfen, die noch blutrünstig waren, mit kölnischem Wasser gerieben und dem der Förster, die herzugelaufene Försterin und die Magd nasse Kompressen auf die Brust gelegt hatten ... als Emanuel wieder erwachte, schien er im Geist noch fern von jener Umgebung zu sein, in der er sich nach der Wahrheit befand. Seine Augen waren nach oben gerichtet, und auf seinem Gesicht lag der Widerschein des Erlebens einer fremden und tiefen Glückseligkeit.

So lieblich war dieser Ausdruck des Glücks und das kindliche Lächeln um Quintens Lippen, daß alle, die um ihn standen, es sehen mußten und jeden, bis herunter zur Magd, eine tiefe Rührung ergriff.

Endlich ſchien der Bekenner Emanuel wenigſtens teilweiſe wieder dort, wo ſein Körper war, nämlich in dem noch immer ſonnigen Zimmer der Förſterei, mit der Seele zu ſein. Er blickte lächelnd von einem zum anderen, betrachtete die Äpfel, die Kaffeetaſſen auf dem länglichen, weißgedeckten Tiſch, ſchickte den Blick über die Rehgehörne und harmloſen, bunten Bildchen, Jagdſzenen darſtellend, längs der Wände des Zimmers herum, horchte, wie wenn er es nie gehört hätte, dem endlos ſchmetternden Triller, mit dem ein Harzer Roller, in einem unteren Zimmer, das Haus durchdrang, und ſtreckte dann ſtill beide Arme aus, um jedem der Brüder die Hand zu reichen. Dies tat er auf eine den Brüdern an ihm neue Art und Weiſe, unendlich innig und liebevoll.

„Wißt ihr, liebe Getreue meiner Seele“ — er hatte ſie niemals bisher mit einem ähnlichen zärtlichen Worte genannt! — „wißt ihr, wo ich in dieſen hunderttauſend Jahren, die ich fern von euch war, geweſen bin?“ Als ſie verneint hatten, ſchwieg er lange. „Ich war in dem erſten Himmel,“ ſagte er dann, „tief! tief! Ich war in dem zweiten Himmel, tiefer tief! Ich ſage Worte. Aber was ich durch die Gnade des Vaters dort in der tiefen Tiefe erfahren habe, davon können Worte nichts ausſprechen!“

Auf dem Hausflur ſagte zu ihrem Manne die Förſtersfrau: „Wenn einer ſo ſpricht, der muß bald ſterben!“ Sie erzählte dann: ihrem Großvater und ihrem Vater, beiden, hätte Gott kurz vor ihrem Tode ebenfalls ſchon das Paradies gezeigt. Und wem dies geſchehe, wer eines Vorſchmacks der ewigen Seligkeit gewürdigt werde, deſſen letztes Stündlein müſſe ſchon vor der Türe ſein.

Emanuel hatte ſich aufgerichtet. Und wie er mit ſeinen länglichen ſommerſproſſigen Händen, die für harte Arbeit nicht gemacht, noch durch ſie verdorben waren, erſt Anton und Martin Scharf, hernach dem Schmied John, dann dem Schneider Schwabe und den übrigen zärtlich ſtreichelnd über die ſtruppigen Köpfe fuhr, fingen ſie alle rettungslos und nicht anders wie alte Weiber zu flennen an.

An dieſem Tage wurde der Bund dieſer Menſchen in Wahrheit erſt zuſammengeſchweißt, und es hatte den Anſchein, als wären jetzt erſt unter ihnen die Quellen der Liebe aufgebrochen.

Quint war vom Sofa emporgeſprungen. Er ſagte, nie habe ſein Geiſt ſo tief und ſo herrlich ausgeruht, was den Förſter zu einer Bemerkung veranlaßte, die er ſeiner Frau gegenüber tat, und worin er ihre trübe Ahnung mit der heiteren Behauptung niederſchlug, das gute und reichliche Eſſen und Trinken möge die einzige Urſache der Himmelfahrt des Miltzſcher Heilands geweſen ſein.

Wie dem auch ſei, Quint winkte den Brüdern, reichte dem jungen Glaſer und Kurt die Hand und war im Begriff davonzugehen, als Nathanael Schwarz, der ihn lange mit brennenden Augen angeſehen, plötzlich den reinen Toren an ſich riß und in beide Arme ſchloß. „Ich verſtehe dich nicht," ſagte er, „ich begreife dich nicht, aber Gott wird eine Seele, wie die deine, die zwar verirrt iſt, doch ohne Falſch, nicht in der Irre verkommen laſſen." Damit küßte er Quint, nahm ſeinen Hut und rannte davon.

Es begann zu dunkeln, und bald nachdem Nathanael Schwarz gegangen war, fanden ſich Benjamin Glaſer und Kurt Simon allein geblieben. Sie hatten beide den Eindruck gehabt, als wenn nach dem Eindringen der bäuriſchen Rotte Quint nicht eigentlich mehr ein Auge für ſie gehabt hätte. Gerüchtweis war ihnen das Vorhandenſein eines an Quint gebundenen Jüngerkreiſes zu Ohren gekommen. Weil aber der Meiſter nie, auch nicht zu Kurt Simon, von ihnen geſprochen hatte, nahmen ſie das Gerücht für eine bloße, grundloſe Nachrede hin, bis ihnen, in Geſtalt der Talbrüder, die Wahrheit vor Augen trat.

Man iſt nicht gewohnt, Leute aus ſchlichtem Stande anders als bei ihren Geſchäften oder von ihren Geſchäften reden zu hören. Ein Schmied, ein Kätner, ein Schneider, ein

Handelsmann der breiteren Volksschichten, besonders in vorwiegend protestantischen Ländern, wird selten, außer mit kurzen, sarkastischen Worten, ein Verräter an seinem Innenleben sein, das er mit eifersüchtiger Angst verbirgt. Um so überraschender und auch fremdartiger war der Eindruck dieser weichmütigen Schwärmer, die dagegen so grobe Knochen und Arbeitsfäuste hatten, und besonders des kernigen Schmiedes John, der die Jacke umhängen hatte und dessen über die Arme heraufgestreiftes und über der Brust offenstehendes Hemd blaue Tätowierungen sehen ließ.

Es war das Gemisch von Brutalität und einer fast läppischen Empfindelei, was den Jünglingen auffiel, und worüber sie, beim Glase Wein allein geblieben oder, wenn der Förster hinzutrat, auch mit ihm noch lange ihre Ansichten austauschten. Sie sahen und fühlten wohl, wie hier eine rätselhafte Kraft wirksam war, wurden aber selbst nur teilweise von ihr angezogen, während viel Fremdes und Abstoßendes für sie im Schlusse des ganzen Erlebnisses lag. Eines stand fest: es war ein Krampf und ein Wahn der Enterbten, und in Quinten lag ein Zug zum Martyrium, der auch in diesen jungen Seelen vorhanden war. Darum hatte die Anziehungskraft des undurchschaubaren Reformators, der ihnen abwechselnd lächerlich und verehrungswürdig, verächtlich oder bewundernswert, gemein oder göttlich schien, noch immer nicht nachgelassen und bewirkte, daß beide junge Menschen den Weg des Narren noch mehrmals kreuzten.

Quint selber, nachdem er das Forsthaus verlassen hatte, trat an jenem Abend mit seinen Jüngern jene lange Wanderung an, die, wenn irgend etwas in seinem Leben, eine gewisse Denkwürdigkeit auszeichnet. Er sagte den ungeduldigen Bürgern des kommenden tausendjährigen Reichs, die ihn eigentlich in die Bahn seines Schicksals hineingedrängt hatten, er sagte ihnen zum Anbeginn, wie es nun seine Hoffnung wäre, daß sie sich bis zu dem Tage, wo alles geschehen

würde, was er vorausſehe, nicht mehr trennen würden. Er fuhr fort, ſie zu ſtreicheln, abwechſelnd jedem im Gehen die Hände zu reichen und ſie zu liebkoſen.

Nach einiger Zeit begann eine milde, unerhört reine und ruhighelle Vollmondnacht. Da erſuchte er ſeine Anhänger, ſie möchten ihm immer von jetzt ab, ſofern er nichts anderes beſtimme, im Gehen eines Steinwurfs Weite den Vorſprung laſſen. Und ſo geſchah es. Er blieb ihnen, einſam, meiſt in dieſer Entfernung voran. So oft er ſtillſtand, blieben auch ſeine Jünger ſtehen, wie denn überhaupt von nun an ein Gehorſam bis zur Unmündigkeit ihr Glück und ihre Genugtuung ward.

In ihrer Ordnung waren ſie bis in die Nähe des Miltzſchen Schloſſes gelangt, deſſen erleuchtete Bibliothek ſamt dem Speiſeſaal — da die Gurauer Dame gekommen war! — mit vielen hohen Fenſtern durch die Bäume des Parkes ſchimmerte. Ungeſehen und unbemerkt zog der ehemalige Günſtling und Narr in Chriſto, Emanuel Quint, durch die verlaſſenen Wege des Parkes längs des ſtillen Sees, in dem er zu baden pflegte, dahin. Schweigend folgten ihm ſeine Begleiter. Da ſahen ſie, wie er ſtille ſtand, und wie ein Schwan und nachher ein zweiter, glänzend weiß, aus dem dunklen Teile der Spiegelfläche in jenen hellen, darin ſich der Mond und der Himmel ſpiegelte, zu ihrem Meiſter herübergerudert kam. Sie ſahen, wie er die Tiere fütterte. Quint winkte den Brüdern und ſagte halblaut: „Sie wiſſen noch nicht, daß ich geächtet bin.“

„Aber des Menſchen Sohn,“ fuhr er fort, „war von jeher von ſeinen Brüdern und Schweſtern verachtet und von ſeinen Nächſten verfolgt! Er muß auch jetzt noch verachtet, geknechtet und geächtet ſein.“

Furchtlos ging er mit ſeinen Jüngern an dem von Stimmengewirr erfüllten Schloſſe vorbei, durch ein Mauerpförtchen in das Bereich des Nutzgartens hinein, wo ein unendlich langer, ſchnurgerader Weg durch verpackte Roſenſtöcke,

Johannisbeersträucher und gedüngte Beete führte, der im Mondschein gleißend vor ihm und den ängstlich flüsternden, leisetretenden Jüngern lag. Diese sahen nach einiger Zeit, wie Emanuel wiederum stehen blieb und lange nach einem von Efeu dicht übersponnenen Giebel blickte, aber es war nicht die Seite des Hauses, darin sein eigenes Zimmer, sondern die andere, in der Ruth Heidebrands kleines, reinlich gehaltenes Gemach gelegen war.

Die Jünger hörten den Meister aufseufzen.

Gleich darauf stürzte mit Gebell ein Hund durch die Haustür in die Tageshelle des Mondes heraus. Er schwieg aber bald und begann zu wittern. Danach war er mit wenigen langen Sätzen bei Quint, der in ihm sogleich einen alten, halbblinden Pudel erkannt hatte, ein armes Tier, das, von allen vernachlässigt, lange Zeit sein besonderer Freund und treuer Begleiter gewesen war. Die Begrüßungen nahmen von seiten des Pudels die überschwenglichsten Formen an, und es war nicht leicht, ihn am Ausgang des Gartens loszuwerden. Noch lange hörten sie sein klägliches Winseln hinter der Gittertür.

Emanuel hatte seine Begleiter um den verschlossenen Gutshof langsam einmal herumgeführt, in dem die von ihren Ketten befreiten Wachthunde gleich Wölfen herumfuhren. Er nahm dann den Weg zwischen den flachen Feldern gen Dronsdorf hin, wo Meister und Jünger durch eine weite Bresche der Mauer in den Kirchhof eindrangen. Hier verweilte Quint in tiefem Nachdenken, während das Käuzchen schrie und das Mondlicht auf den enggedrängten, eingesunkenen Grabsteinen gleißte, wohl eine halbe Stunde lang. Das einzige, was er in dieser Zeit, und zwar beim Verlassen des Kirchhofes sagte, war: „es gibt keine Gräber, außer die da wandeln, sprechen und handeln!“

Wenige Augenblicke später traten Emanuel und die Seinen furchtlos in das kleine Höfchen der Dronsdorfer Schule ein, das im Sommer fast ganz durch den Schatten eines großen

Nußbaumes, der jetzt kahl war, bedeckt wurde. Das Haus, dessen Bewohner längst zur Ruhe gegangen waren, schien selber in tiefen Schlaf versenkt. Hier nahmen die Wanderer, Quint auf dem Fundamente des Schwengelbrunnens sitzend, kaum längeren Aufenthalt, als bis die Schloßuhr im nahen Park ihre zwölf langsamen Schläge vollendet hatte. „Ich sehe dies alles zum letztenmal!“ sagte, wie entschuldigend, Quint, als sie wiederum auf der Dorfstraße dahinschritten.

Wortlos und mit kräftigem Schritt wurde von jetzt ab die Wanderung fortgesetzt, Quint voran, die Seinen im Abstand hinterdrein: und sie wagten es nicht, nach dem Ziele zu forschen. Als sie einige Dörfer passiert hatten, stand Emanuel einmal und dann nach einiger Zeit ein zweites Mal mitten im Lauf und mitten im Wege still und schien nicht zu merken, wie seine Begleiter ihm nahekamen und sich beunruhigten. Als Martin Scharf den Eindruck gewann, Quint horche in die Stille der Nacht hinein, faßte er sich ein Herz und trat an seinen Meister mit der Frage heran, was ihn beunruhige. Worauf er nur diese Worte: „Der Ruf! Der Ruf!“ in geheimnisvollem Tone zur Antwort bekam.

Der Mond verblaßte. Im Osten zeigte eine erste schwache Röte das wiederkehrende Licht des Tages an, als die kleine Genossenschaft der armen Törichten, wie man sie nennen kann, sich in einen etwas hügelig gelegenen Marktflecken hineinbewegte. Hier winkte Emanuel erst Martin, dann Anton Scharf heran. Er sagte zu Martin: „Ich habe ein Anliegen. Ich möchte meinen Bruder Gustav“ — gemeint war der Zwölfjährige! — „noch einmal wiedersehen. Du wirst gehen und wirst ihn zu mir bringen!“ Und er bezeichnete ihm als Ort der Wiederbegegnung, wo er auch den Knaben zu sehen wünschte, Breslau und das Gasthaus zum grünen Baum.

Sein Wort war Befehl. Es gab in der Seele des ehe-

maligen Webers, die in ſchwerer Betäubung lag, allbereits nur noch blinden Gehorſam, ohne jeden Gedanken an Widerſpruch. So müde und abgeſchlagen er ſein mochte und ſo ſchwierig, bei dem Charakter des alten Quint! — ſo ungewöhnlich ſein Auftrag auch war, begab er ſich doch ſogleich, nachdem er die Kaſſe, die er führte, an ſeinen Bruder gegeben und ſelbſt nur einen kargen Zehrpfennig zurückbehalten hatte, auf die Wanderung.

Er hatte kaum ſeinen Abſchied genommen, als Quint ſich auf einer Brückenmauer angeſichts des wie ausgeſtorbenen Fleckens niederließ und zu Anton Scharf etwa dieſes ſagte: „Siehſt du die Kirche?“ Er wies mit dem ausgeſtreckten Arm auf eine höher und ziemlich am Rande des Städtchens gelegene, nach ihrer Bauart zu ſchließen und nach den Kruzifixen, die in der Nähe errichtet waren, katholiſch geweihte Kapelle hin. „Gut! Du ſiehſt in der Nähe ein kleines Haus. Es hat nur ein Erdgeſchoß und, außer denen im Dach, vorn ſechs Fenſter. In dieſes Haus werdet ihr mich hineingehen ſehen, und ich werde darin vielleicht eine halbe Stunde und länger verweilen. Sollte ich aber auch einen Tag darin verweilen, ſo geht in die nächſte Herberge und wartet auf mich.“

Noch während er ſprach, hub das kleine Meßglöckchen eben jener Kapelle, von der er geſprochen hatte, hurtig zu bimmeln an.

Natürlich ſchien dieſe Sache den Begleitern des armen Quint beſonders geheimnisvoll. Sie hing mit gewiſſen häßlichen Briefen zuſammen, die Quinten ſein Stiefvater hatte zugehen laſſen, und mit anderen, die ſeine Mutter und er gewechſelt hatten. Es war in der Gärtnerei bekannt, daß Emanuel von einem kriechend freundlichen Manne aus dem Volke, der als ſein Stiefvater bezeichnet wurde, eines Tages beſucht worden war. Als er, wahrſcheinlich mit leeren Händen, davonging, war dieſer Mann nicht mehr kriechend und demütig, dagegen um ſo mehr dreiſt und aufgebracht. Bald darauf waren offene Karten mit Unflätigkeiten und ein Brief

mit einer beleidigenden Aufſchrift für Emanuel eingelaufen. Was in dem Briefe geſtanden hatte, wußte, trotz des Vertrauens, das Quint ihr mitunter entgegenbrachte, nicht einmal Frau Heidebrand, die andrerſeits doch bemerken konnte, wie Quint durch den Inhalt des Briefes beſorgt und beunruhigt war.

Um es nun mit zwei Worten zu ſagen: das letzte holprige Schreiben der Mutter hatte, auf Drängen ihres Sohnes, den Namen eines Marktflecken und eines katholiſchen Pfarrers genannt, beides Namen, die ihm bekannt waren. Er hatte als Kind, wie er ſich erinnerte, in Begleitung der Mutter zwei Krüge mit Erdbeeren in das Haus des Pfarrherrn gebracht und war mit einem Paar Stiefel, einem Anzug und einer Mütze dafür belohnt worden. Noch heute konnte er aber nur mutmaßen, in welcher Beziehung dieſer Mann zu ſeiner Mutter und zu ihm ſelber ſtand, da irgend etwas die Mutter, ja ſelbſt den rückſichtsloſen Stiefvater an der reſtloſen Offenbarung der nackten und vollen Wahrheit hinderte.

Seiner Abſicht gemäß trat der Narr in Chriſto nach einiger Zeit — der Pfarrer war eben vom Meſſeleſen zurückgekehrt — in den Flur des Pfarrhauſes und ſeine Anhänger ſahen noch, wie er mit einer Magd ins Geſpräch geriet. Durch dieſe Magd wurde hernach, mit einem flüchtigen Blick voll Mißtrauen, der von den in gemeſſener Entfernung wartenden Jüngern aufgefangen wurde, die ſchwere Haustür ins Schloß gezogen und der Schlüſſel herumgedreht.

Die ehemaligen Talbrüder hatten auf der Mauer am Rande einer wohl hundertſtufigen Steintreppe, die zur Kapelle führte, im grauenden Morgen erheblich fröſtelnd, Platz genommen. Einige alte Weibchen, die nach der Meſſe noch eine Weile gebetet hatten, ſtiegen langſam und hüſtelnd, Stufe um Stufe, die Treppe herab. Die Wartenden ſahen, wie in einigen Zimmern des Pfarrhauſes Licht gemacht

wurde und wie der Schatten des wohlbeleibten Pfarrherrn, abwechselnd mit dem Schatten Emanuel Quints, über die heruntergelassenen weißen Rouleaus der Fenster ging.

Noch lag der kleine Marktflecken, in die Hügelsenkung hinein verbreitet, wie von seinen Bewohnern verlassen und jedenfalls in tiefer Verschlafenheit. Im Osten funkelte jener Stern mit vollem Glanz, der die Sonne verkündet. Es war während der langen Wanderung allerlei Abgerissenes unter den Jüngern oder Genossen Quints geflüstert worden. Man würde indessen fehlgehen, wollte man annehmen, daß ihre Meinungen und Vermutungen, gegen die Tage der Talmühle gehalten, sich im wesentlichen gewandelt oder an Überspanntheit irgend eingebüßt hätten. Soviel ihnen Quint auch immer von einem inneren Himmelreich gesprochen und versucht hatte, sie von der grob-materiellen Genugtuung durch einen Weltengerichtshof, durch einen Kerker für Gottlose und durch ein Tausendjähriges Reich auf Erden in Saus und Braus, dessen Herzöge sie sein wollten, abzubringen, herrschte dennoch in ihnen, so stark wie nur je, diese und keine andere Vorstellung. Und wie sie jetzt untereinander sich mit Schwatzen die Zeit vertrieben, war es ihnen weniger als irgendwann zweifelhaft, daß Quint, der sich ja nun öffentlich überdies als den Heiland bezeichnet hatte, der heimliche König des nahenden Zions und also des Tausendjährigen Reiches sei und sie selbst seine nächsten Teilhaber.

Sie sahen nach einiger Zeit Quint und den Pfarrherrn aus dem Hause treten — dieser war ein sechzigjähriger, noch sehr stattlicher Mann! — und gegen den Platz, wo sie saßen, heranschreiten. Als sie nahe gekommen waren, blickte der Pfarrer, der vielleicht innerlich nicht so ruhig war, als er zu scheinen beabsichtigte, mit festem Blick die Wartenden an. Nach alter Gewohnheit erhob sich Schwabe mit einem „Gelobt sei Jesus Christ!", worauf der Pfarrer „In Ewigkeit, Amen!" antwortete. Er trug den üblichen schwarzen Priesterrock, aus dessen Tasche er, scheinbar gelassen, jetzt eine Schnupf-

tabakdoſe hervorholte. Er bot Emanuel Tabak an und ſchnupfte ſelber, als dieſer ablehnte.

„Wer ſind dieſe Leute?“ fragte er dann.

Quint ſprach:

„Es ſind die Mühſeligen und Beladenen!“

Der Pfarrer, der, wie man jetzt wohl merken konnte, eine heimliche Angſt vor Quinten empfand, blickte ihn ſchnell und aufmerkſam von der Seite an: dann wies er, wie um abzulenken, mit einer gleichſam ſegnenden Handbewegung in die Landſchaft hinein, während ſeine Wirtſchafterin befremdet und forſchend aus dem geöffneten Küchenfenſter herüberſchaute. Die Hähne huben von allen Seiten zu krähen an.

Der Pfarrer ſprach: „Von hier aus kann man die geſegneten ſchleſiſchen Auen bis zum Zopten und bis zum Streitberg, ja, bei klarem Wetter ſogar bis zur Schneekoppe überſehen.“ Quint gab zur Antwort: „In einem Gefängnis nahe bei jenen fernſten Bergen bin ich zum erſtenmal mit Chriſto Jeſu ein Leib und ein Geiſt geworden.“

„Hm, hm,“ ſprach der Pfarrer, „hm, hm! So, ſo!“ —

Er fuhr dann fort, nachdem er einige von den hundert Stufen zur Kapelle behäbig hinaufgeſtiegen war: „Wohin wirſt du dich von hier wenden, mein Sohn?“

Emanuel gab eine zögernde, ungenaue Antwort, die etwa ſo lautete:

„Ich ſchreite in einem doppelten Wandel. Meinet ihr, wohin ich nach dem Leibe ſchreite, ſo iſt es dorthin, wohin ein jeder nach der Geburt im Fleiſch ſchreiten muß: nämlich Golgatha! Golgatha heißt die Schädelſtätte. Aber ich ſchreite nicht wie das Lamm, verbundenen Auges zur Schlachtbank geführt, ſondern mit fröhlichem Herzen ſchreite ich, offenen Auges, freiwillig.“

Der Pfarrer ſagte:

„Aus welcher Urſache hätteſt du wohl ſolche ſchwere Todesgedanken, mein Sohn? Willſt du dein Herz und dein Gewiſſen erleichtern? Obgleich du nicht in unſerer Religion er-

zogen biſt, wenn du beichten willſt, komm hinauf, komm in die Kirche zu mir.“

Quint fuhr in ſeinen Gedanken fort:

„Meine Seele iſt leicht! Mein Herz iſt voll Frohlocken, weil die Welt und weil der Tod durch den Vater in mir überwunden iſt! Ja, ich habe die Welt überwunden!“ — Wieder traf Quinten des Pfarrers Seitenblick! — „Des Menſchen Sohn aber, ſofern er im Geiſt wandelt, iſt nichts Geringeres als ein Kind, überall daheim im Hauſe des Vaters, überall geborgen im Reiche ſeines Königs und Herrn, überall fremd in dieſer Welt.“

Alles dies hörten die Talbrüder, die langſam Quint und dem Pfarrer von Stufe zu Stufe nachſtiegen.

Der Pfarrer ſagte:

„Man könnte vielleicht, wenn du meinem Rate folgen wollteſt, da du zu körperlicher Arbeit keine Neigung zu haben ſcheinſt, dir noch jetzt irgendeine Möglichkeit im Bereich unſerer Kirche eröffnen. Deinen geiſtigen Kräften fehlte vielleicht bis jetzt zu gedeihlicher Arbeit nur das klar begrenzte, wirklich fruchtbare Ackerfeld.“

Der Pfarrherr, der mit ſeiner Bemerkung ſchwerlich ganz unrecht hatte, ſchien durch Quinten befremdet, beunruhigt, aber auch angezogen zu ſein. Ja, er machte ſich im geheimen Vorwürfe, daß er mancherlei in der Vergangenheit unterlaſſen hatte, was er vielleicht zu tun doch verbunden geweſen wäre und was möglicherweiſe einigen Segen gezeitigt hätte. Hatte doch dieſem mit Schlapphut, offenem blauem Hemd, weitem Jakett und weitem Beinkleid aus Manchesterſamt, wie ein etwas phantaſtiſcher Gärtner wirkenden Mann höchſtwahrſcheinlich ſelbſt nur der ſorgſame Gärtner gefehlt.

Quinten war ein Band ſeiner derben Schnürſtiefel aufgegangen. Sogleich ſtürzten ſich, als er ſelbſt es bemerkt hatte, zum Staunen des Pfarrers, einander wegdrängend, alle ſieben Begleiter darauf, jeder leidenſchaftlich bemüht,

der beſonderen Ehre, dem grotesken Menſchen das Schuhband zu binden, vor den anderen teilhaftig zu ſein.

Quint ſtand ſtill, wie wenn er an ſolche Dinge gewöhnt wäre, und fing von neuem, aber nur ſeine eignen Gedanken weiter ſpinnend, als ob er die Worte des Pfarrers gar nicht gehört hätte, zu ſprechen an.

„Ich bin ein König! Ich bin der Herr der Welt, der die Welt überwunden hat! Denn ich und der Vater, ich und der König, ich und der Herr ſind eins. Wer es faſſen mag, faſſe es.“

„Wer iſt denn der König und Herr, von dem du ſprichſt?“ fragte der Prieſter, der nun wieder einen armen Irrenhauskandidaten in ſeinem Beſucher zu ſehen ſchien. „Der Herr iſt der Geiſt!“ ſagte kurz Emanuel.

Sie waren inzwiſchen mit ſachtem oben vor der offenſtehenden Kirchtür angelangt. Sie traten ein, in den heiligen Raum, der noch dunkel war, ſoweit er nicht durch die ewige Lampe, die wie ein Blutstropfen über dem Hauptaltare hing, und durch einige Opferkerzen auf einem eiſernen Ständer, ſpärlich beleuchtet wurde. Der Schneider Schwabe bekreuzte ſich. Wie üblich, war über dem Altar und dem Altarbilde, das die Geburt zu Bethlehem darſtellte, die Taube des heiligen Geiſtes, in einem goldenen Strahlenlimbus herniederflatternd, angebracht. Man ſah auch Moſen, oder war es Gott der Vater? als eine weiße Barockfigur mit vergoldetem Chiton, ſitzend und das Weltzepter in der Hand. Hauptſächlich aber trat überall die Geſtalt des Gottesſohnes aus dem Dämmer der Dunkelheit: hier als Hirt, das Lamm auf dem Arm, die Fahne mit dem Kreuzesſymbol in der rechten Hand! Dort, überlebensgroß, an ein Kreuz genagelt! und ferner in einer Anzahl verſchiedenartiger Kruzifixe, dieſe in Marmor, jene in Holz oder in Metall! Wie üblich, waren die Altäre mit ſpitzenumrandeten Altardecken, mit Papierblumen, Vaſen, Bildchen, Leuchtern und Kerzenſtöcken ziemlich trödelhaft ausgeſchmückt. Man ſah in einer beſonderen Niſche das falſche Grab irgendeines Heiligen. Auf einem

Altar, nicht weit davon, ſtand ein metallener Reliquienſchrein, der ein Knöchelchen aus dem Skelett irgendeines vor mehreren tauſend Jahren geſtorbenen Kirchenmannes enthalten ſollte. Auf dem Hauptaltar leuchtete das mit edelſteinartig bunten Glasſtücken geſchmückte Ziborium.

Alles dieſes nahm der ſeltſame Morgenbeſuch des Pfarrers, nahmen Meiſter und Jünger, unter Führung des jovialen Klerikus in Augenſchein. Dieſe Vormorgenſtunden erſchienen ſpäter allen, mit Ausnahme Quints, wie etwas, von dem ſie nicht wußten, ob es wirklich erlebt oder ob es die Einbildung überreizter Nerven, ob es ein Traum oder eine Erzählung war?

Quint ſagte plötzlich: „Gott iſt ein Geiſt, ihr ſollt euch kein Bild machen!“

„Schweig ſtill, mein Sohn,“ gab der Pfarrer ungehalten zurück, „vergiß nicht, daß du in einem Gotteshauſe biſt.“

„Soll man in einem Gotteshauſe nicht für Gott Zeugnis ablegen dürfen?“ ſagte Quint.

„Vor allen Dingen ſollſt du im Hauſe Gottes beſcheiden, demütig und ehrfürchtig ſein!“

Dieſen Worten des Pfarrers gab Quint zur Antwort: „Meint ihr, das ſei in Wahrheit ein Gotteshaus, was um eure Schmach und um einen Galgen errichtet iſt? Gott thront weder auf Leichen, noch auf Schädeln. Habt ihr aber Gott ans Kreuz geſchlagen, die ihr Gotteskinder heißt, ſo nehmt ihn herab.“

Der Pfarrer ſprach: „Weißt du nicht, daß Jeſus vom Kreuze herabgenommen, begraben, von den Toten auferſtanden und gen Himmel gefahren iſt?“

„Nein!“ ſprach Quint. „Hättet ihr wenigſtens,“ fuhr er fort „euren alten Adam gekreuzigt, hättet ihr ihn, ſamt dem Galgen, daran er hing, in ein Haus geſetzt, und hättet ihr beides bis in die Fundamente mit Feuer verbrannt!“

Der Pfarrer ſprach: „Was meinſt du damit? Ich verſtehe dich nicht.“

Quint dagegen:

„Ehe man nicht in eure Folterkammern Gottes die Brandfackeln werfen wird, so daß sie vertilgt werden von der Erde, bis man die Stätte nicht mehr erkennt, wo sie gestanden haben, werdet ihr Gott täglich hinrichten."

„Mein Sohn," sprach der Pfarrer mit halber Stimme, „solche Gedanken sind nicht bloß närrisch: sie sind verbrecherisch."

„Aber es muß die Zeit kommen," fuhr der Tor in Christo mit Härte fort, „wo man Gott weder auf diesem noch auf jenem Hügel, weder auf diesem noch auf jenem Berge, noch in diesem oder in jenem Hause, noch in dieser oder in jener Kirche, weder in dieser Kathedrale noch in jenem Dom anbeten wird, sondern allein im Geist und in der Wahrheit."

Mit diesen Worten fiel im Dunkel des Raumes ein Geräusch vieler harter Schläge zusammen, deren Ursache, wie sie bald von einem stürzenden Gefäß, dem Geklirr eines auf die Steinfließe fallenden Metalleuchters und dem Klingklang von Porzellan und Glasscherben begleitet wurden, dem Pfarrer so wenig wie den Begleitern Quints sogleich deutlich ward. Dann freilich war nicht mehr zu verkennen, daß der persönliche Wahn des Narren einen tobsuchtartigen Ausbruch genommen hatte und er mit seinem derben Schäfer- oder Gartenstock wie rasend unter die heiligen Gegenstände auf den Altären schlug.

„Mensch, hebe dich weg," schrie der Pfarrer, sprang hinzu und suchte die Arme des Tobenden festzuhalten. „Fluch über dich! der du ein entsetzlicher, gottverworfener Kirchenschänder bist!"

„Ich bin Christus!" schrie dagegen Emanuel laut, ja gewaltig, so daß es von allen Gewölben widerklang. „Ich sage dir," — und er schlug mit einem mächtigen Schlage das Standkreuz des Hauptaltares herunter — „dies ist kein Bethaus, sondern es ist eine Mördergrube!"

Jetzt hatte der Pfarrer, hatten die Jünger den wütenden Schwärmer und Bilderstürmer angepackt und nachdem im Dunkel der hallenden Kirche ein längeres, stummes Ringen sein Ende erreicht hatte, schien auch der Kirchenschänder gesättigt zu sein.

„Geh! Laß dich nie wieder blicken! Geh! Du bist vom höllischen Dämon besessen! Geh! Gott straft mich durch dich! Geh! Ich befehle es dir!"

Diese Worte des Pfarrers, mit starker, befehlender Stimme gesprochen, duldeten keinen Widerspruch. Quint sagte: „Kommt!" und ging, hochatmend, starken Schritts, mit den Seinen davon.

Die Sonne war eben heraufgekommen. Sie traten in das blendende, alles überflutende Licht hinaus, wo Quint den Staub seiner Schuhe mit einem Tuche abstaubte. „Geh, geh!" schallte die Stimme des Pfarrers nochmals aus der schwarzen Höhlung der Kirche heraus, und der Verwiesene streckte die Arme in Kreuzesform, nachdem er sich wiederum aufgerichtet, gegen das gewaltige, herrliche Blutlicht des Tagesgestirnes auf und schritt ihm, von den armen Leuten gefolgt, mit einem lauten Aufschrei entgegen.

Als der Pfarrer, bleich und mit zitternder Hand, die Kirchtür diesmal sorgsam mit dem Schlüssel verschloß, sah er die Rotte seiner Besucher bereits weit draußen durch die Felder fürbaß schreiten. Es bedeutete eine Frist für Quint, daß die Freveltat, die er an diesem Morgen verübt hatte, aus irgendeinem dunklen Grunde durch den klugen Priester verschwiegen blieb.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Ohne aufzuhören, ja ohne sich umzublicken, lief nun Emanuel einige Stunden lang und zwar in einer Gangart, der seine Begleiter nicht ohne Mühe folgen konn-

ten. Da ſie ſeit nahezu vierundzwanzig Stunden weder gegeſſen noch geſchlafen hatten, ſiegten ſie manchmal nur gewaltſam über Hunger und Müdigkeit. Gleichſam im Fluge gelang es ihnen, aus dem Planwagen eines Müllers, der ihnen auf der Chauſſee begegnete, ein Brot zu erwerben, wovon ſie ſtarke Keile abſchnitten und im Gehen kauten, nachdem ſie ihrem Meiſter vergeblich davon angeboten hatten.

Dieſer ſpürte, wie es ſchien, nichts von Hunger und nichts von Müdigkeit. Er ſchien mit Ungeduld einem beſtimmten Ziele zuzueilen. So ſtrebt der Waſſervogel, der monatelang nur auf dem Spiegel eines ſtillen Sees ſchwamm und der plötzlich Luft unter ſeine Flügel bekommen hat. Er hielt erſt inne, als man am fernen Horizonte die Schornſteine und die Kirchtürme Breslaus zu ſehen bekam, und es ward eine längere Raſt gehalten.

Der Himmel war nicht mehr wolkenfrei. Meiſter und Jünger hatten am Rande einer feuchten Wieſe, die von Erlen und Weidengebüſch umgeben, ja eingeſchloſſen war, unweit eines niedrigen Bahndammes, Platz genommen. Von Zeit zu Zeit klirrte in der Nähe ein Draht, der längs der Strecke auf eine weite Entfernung von dem Häuschen des Wärters bis zu einer Bahnbarriere gezogen war, mit Hilfe deſſen er, je nach Bedürfnis, den Bahnübergang eines Feldweges öffnen und ſchließen konnte. Das Vorhandenſein vieler alter Erlen, Weiden und Rüſtern, etwa ſteinwurfsweit vom Rande der Wieſe entfernt, ſo wie der raſtloſe Lärm vieler Rohrſperlinge, zeigte die Nähe eines Weihers an. Es ſchien eine wildreiche Gegend zu ſein, denn es traten nicht nur Rehe, ſorglos äſend, auf die Wieſenflächen heraus, ſondern man hörte den Laut der Wildente und ſah Faſanen aus den erſt ſchwachbegrünten Büſchen hervor- und wieder hineinſchlüpfen.

Quint ſaß mit dem Rücken an einen Grenzſtein gelehnt,

und die Seinen, die sich im Kreise gelagert hatten und, trotz des ermüdeten Ausdrucks ihrer Gesichter, gespannt nach ihm hinblickten, schienen auf eine Eröffnung gewichtiger Art gefaßt zu sein.

Diese Eröffnung sollte nicht ausbleiben.

Nachdem er nämlich etwas gesagt hatte, dessen Bedeutung ihnen vollständig dunkel war, fügte er andere, wichtige Dinge an, die sie ebensowenig begreifen konnten. Man wird aber annehmen müssen, daß sich seine erste Bemerkung auf den jüngsten Zwischenfall mit dem Priester bezog: „Beinahe dreißig Jahre," sagte er, „haben wir gemeinsam gelebt und sind doch all die Zeit einer dem anderen nicht geboren worden. Als wir einander geboren wurden, an demselben Tage, Morgen und Augenblick, starben wir einander für alle Ewigkeit." Quint fuhr fort und ermahnte die Seinen, sich fortan über sein Tun und Lassen nicht zu wundern. Er habe sie auserwählet, damit sie bis zur letzten Stunde, ja womöglich bis zum letzten Hauch, Zeugen seines Wandels sein sollten. Er wiederholte von jetzt ab oft und sagte es hier zuerst seinen Anhängern, wie er großen Leiden und Martern entgegenginge. Er wies auf die Türme am Horizont, als nach dem Schlachtfeld, zu dem er hinmüsse, und meinte, seine Feinde, die Kinder der Welt, warteten sein. Des Menschen Sohn, erklärte er weiter, müsse immer wieder in der Menschen Hände überantwortet werden. „Ihr sollt nicht glauben," hieß es weiter, „sie werden des Menschen Sohn, der sich Gott allein zum Vater erlesen hat, auch diesmal anders erhöhen, als an den Galgen. Einstmals werden sie des Menschen Sohn anders erhöhen, aber erst, wenn die letzte Auferstehung geschehen ist! Dann werden selbst Blinde seiner gewahr werden."

Alles dies sagte Emanuel nicht mit Trübsinn, sondern mit einem schwer zu verbergenden Rausche innerer Glückseligkeit.

Ein gewaltiger Donner unterbrach aber diesen Redestrom. Es war ein Schnellzug, dessen Wagen untereinander durch

Gänge verbunden waren und deſſen eiſerne Räder über die Schienen, die ſich darunter bogen, vorüberſchmetterten. Der Luftzug riß Staub und verdorrte Blätter des letztvergangenen Herbſtes in einer wild gen Himmel taumelnden Wolke hinterher. Beide, Meiſter wie Jünger, hatten die Köpfe herumgewendet und es ſchien, daß im Augenblick alles, ausgenommen das ungeſtüme und lärmende Wunder der Ziviliſation, vergeſſen war. Als Quint, deſſen ſtaunend geöffnete Augen ſich gewaltſam geſammelt hatten, längſt aufs neue in das Gehäuſe ſeines Wahnes verkapſelt, weiter und weiter ſprach, konnten die Jünger, mit Flüſtern und Zeichenmachen, über die tafelnden Menſchen im Speiſewagen, über die vornehmen Damen und Herren an den Fenſtern nicht hinwegkommen, die ihren Trupp, dieſes Feldbiwak armer Landſtreicher, keines Blickes gewürdigt hatten.

Quint fuhr fort:

„Ich habe nicht recht getan, daß ich Gewalt geübt habe im Hauſe der Gewalttäter. Oder meinet ihr etwa, daß ein Pfaffe" — er gebrauchte zum erſtenmal dieſes Wort — „daß ein Pfaffe kein Gewalttäter iſt? Jeder Pfaffe iſt ein Gewalttäter! Und alle zuſammen, die ſich fälſchlich als Diener Gottes bezeichnen, möchten vom Geringſten bis zum Höchſten unter ihnen, lieber heute als morgen, Beherrſcher des Himmels und der Erde, Herrſcher nicht nur der Menſchen, ſondern auch Gottes ſein."

Quint ſprang auf, wie wenn er durch den vorüberbrauſenden Eiſenbahnzug ſelbſt zur Eile gemahnt worden wäre. Es war nichts mehr in ſeinem Weſen von der ihm früher eigenen, ſcheinbar leidenſchaftsloſen Betrachter-Ruhe, ſondern eine ungeduldige Streitbarkeit. Im Gehen ſprach er: „Ich lege einen Stein des Anſtoßes, einen Stein des Ärgerniſſes, einen Felſen des Hinderniſſes in die Welt: daß die Kinder der Welt ſich die Räder ihrer Wagen und ihrer Maſchinen, ja ihre eigenen Füße und Stirnen zerſtoßen ſollen! Daran ſollen die Kärrner anlaufen und nicht minder die Könige!"

Und einige Male im kraftvollen Fortſchreiten wiederholte er: „Ich bin bereit.“

Aus allen dieſen Reden wußten die Jünger wenig zu machen. Ihr Weſen war erfüllt von dem immer ſteigenden Fieber ihrer Phantaſterei. Ihre Müdigkeit ließ himmliſche Vorſtellungen einer künftigen Ruhe entſtehen. Die Anſtrengungen der raſtloſen Wanderung machten, daß ſie immer wieder von jenem Aſyl ſprechen mußten, darin das Ende aller Leiden gekommen und das, wie ſie meinten, nicht mehr ferne war. Sie fühlten recht wohl die Veränderung, die mit ihrem Meiſter vor ſich gegangen war und wie ſie einer Entſcheidung zuſtrebten. Dies, ihre nun entſchloſſenere Nachfolge, dazu die auf ein dunkles Schickſal deutenden Reden Quints, die er weniger mit ihnen, als mit unſichtbar gegenwärtigen, feindlichen Mächten zu führen ſchien, erregten in ihnen eine gewiſſe, allgemeine Beſorgnis, Furcht und Bangigkeit.

„Wo habt ihr den böhmiſchen Joſef gelaſſen?“ fragte mit einem Male Quint.

Sie ſahen einander betreten an, ſchwiegen und keiner wollte antworten.

„Ängſtet euch nicht und fürchtet euch nicht,“ ſagte Quint, der wohl merkte, daß ſich Joſef nicht in gutem von ihnen getrennt hatte und die Anhänglichkeit der Seinen nun in ihren Augen zu einem bewußten Opfer geworden war. „Fürchtet euch nicht, denn ihr werdet von dem Haſſe der Welt nicht zu leiden haben wie ich, der ich gegen ſie zeuge, der ich überall Zeugnis ablegen werde — wie ich denn ſchon begonnen habe — daß die Werke der Welt böſe und ruchlos ſind.“

In der ſiebenten Stunde des Abends erreichten Quint und die Seinen Breslau und die kleine Herberge zum Grünen Baum. Der Meiſter wurde durch die Wirtsfrau, deren Mann eine Schlächterei betrieb, in einem Dachkämmerchen, nach der lehmig und ſchnell fließenden Oder hinaus,

für ſich allein, die anderen Männer in einem Verſchlag des Heubodens untergebracht. Alle gingen, nachdem ſie, ſchon während des Kauens beinahe einſchlafend, etwas zu ſich genommen hatten, ſofort zur Ruhe, um erſt etwa nach ſechzehnſtündigem Schlaf gegen Mittag des folgenden Tages wiederum aufzuwachen.

Um dieſe Zeit ſendete Quint Dibiez, den ehemaligen Soldaten der Heilsarmee, mit einigen Zeilen von ſeiner Hand an Hedwig Krauſe, die ſeit etwa einem Monat nach Breslau übergeſiedelt war und in einem neu errichteten ſtädtiſchen Krankenhauſe jenſeits der Oder arbeitete. Keiner der Jünger, Dibiez ausgenommen, der einigermaßen in der Welt herumgekommen war, würde für eine ſolche Sendung im labyrinthiſchen Lärm einer Großſtadt zu brauchen geweſen ſein.

Dibiez hatte die Schweſter Hedwig indeſſen bald ausgemittelt, und es traf ſich ſo gut, daß ihre Erholungsſtunden ſoeben begonnen hatten und ſie bereits nach Verlauf einer Stunde, an der Seite Dibiezens, im „Grünen Baum“ und in Quintens Dachkammer erſchien.

Quint merkte ſehr wohl, wie aus dem Mädchen hier in der Stadt eine durchaus neue Perſönlichkeit geworden war und daß eine geiſtige Friſche und Beweglichkeit, ja, eine Tatkraft von ihr ausſtrömte, die von dem etwas ſchleppenden, mißmutig unbefriedigten Daſeinszuſtand, den er draußen auf dem Lande an ihr geſpürt hatte, durchaus unterſchieden war. Aber auch Schweſter Hedwig ſah einen neuen Menſchen in Quint. Er war ausgeruht und ſein Weſen beſaß, gegen früher gehalten, mehr männliche Friſche, Feſtigkeit, ja Heiterkeit.

Das ſchöne dreiundzwanzigjährige Mädchen, deſſen ein wenig ſtrenges Madonnengeſichtchen zwei große verzehrende Augen beſaß und deſſen ganze Erſcheinung durch die einfache Schweſterntracht überaus reizvoll zur Geltung gebracht wurde, fühlte ſogleich, wie ihre Illuſion von dem ſeltſamen Menſchen durch ſeine Gegenwart noch übertroffen wurde.

Sie hatte ganz ohne Umſtände auf Quintens Feldbett-

ſtelle Platz genommen und erzählte, gerötet und merklich beglückt durch ſeine Anweſenheit, vielerlei aus ihren eigenen Erlebniſſen, nachdem ſie ebenſo vielerlei und mehr aus der Heimat zu wiſſen begehrt hatte. Sie berichtete ſchließlich, ein wenig zögernd, aber von Quint ſogleich ermutigt, daß ein Bericht ſeines Auftretens, ſie meinte damit ſeine verunglückte Feldpredigt, von allen Zeitungen der Provinzialhauptſtadt gebracht worden ſei.

Wirklich las Emanuel dieſes in einem Blatte, das Schweſter Hedwig aus einem kleinen Handtäſchchen genommen und ihm dargereicht hatte:

Religiöſer Wahnſinn. In der Nähe von Miltzſch wurde am erſten Feiertag ein Menſch ſiſtiert, der eine Art religiöſen Meetings mitten auf freiem Felde abhalten wollte. Man weiß, daß die Gegend von Miltzſch noch heute als eine Domäne der Orthodoxie zu betrachten iſt. Der Verrückte, der, wie einige wiſſen wollen, ſich als den wiederauferſtandenen Heiland ſelbſt bezeichnet haben ſoll, hat ſchon ſeit längerer Zeit, und zwar an verſchiedenen Plätzen der Provinz ſein Unweſen getrieben. Man ſagt, daß eine gewiſſe vornehme Dame, die ihr ungeheures Vermögen in liberalſter Weiſe für ländliche Kirchenbauten zur Verfügung ſtellt, eine Vorliebe für den ſonderbaren Heiligen gefaßt und damit ſeine Narrheiten unterſtützt habe. Er wurde übrigens auch von der Volksmenge, die Gott ſei Dank bei uns aufgeklärter als in den Ländern religiöſer Heuchelei und hyſteriſcher junger und alter Weibchen, Amerika und England, iſt, in gebührender Weiſe zurückgewieſen.

Lächelnd, obgleich erbleichend, gab Quint das Blatt an Hedwig zurück und ſagte dabei: „Ich bin frei geworden von Menſchenfurcht. Wenn ich ſagen wollte," fügte er an, und zwar mit der größten Einfachheit ... „wenn ich ſagen wollte: ich ſei nicht Chriſtus, Gottes Sohn, ſo müßte ich mich von meinem Vater losſagen, müßte mich und Chriſtum und Gott vor ihm verleugnen."

Schweſter Hedwig, die dem Berichte nur teilweiſe Glauben geſchenkt und die nun durch die Beſtätigung, die er in ſeinem ſchlimmſten Teile unmittelbar erhalten hatte, nicht wenig erſchrocken war, konnte ſich doch von einem einigermaßen betörenden Schauder myſtiſcher Wolluſt beim Anhören ſolcher Worte nicht freimachen.

Am folgenden Tage hatte ſie, weil Emanuel manchmal leicht huſtete und dann zuweilen etwas Blut in ſeinem vor den Mund gehaltenen Schnupftuch fand, einen ihr befreundeten Aſſiſtenzarzt mitgebracht, einen kräftigen, blauäugig-blonden jungen Mann, der von der pommerſchen Küſte herſtammte. Er ſtellte mit Quint, deſſen Geſchichte er teilweiſe durch Hedwig erfahren hatte, eine geduldig hingenommene, eingehende Unterſuchung an. Er hatte am Schluß allerdings, da ſein Patient, ſooft ſeine Fragen über die körperlichen Angelegenheiten hinausgingen, zurückhaltend blieb, nichts Eigentliches über ſeine Geiſtesverfaſſung herausbekommen, aber er ſagte doch, als er einige Stunden ſpäter die Schweſter im Dienſte wiedertraf, daß man es in Quinten mit einem Degenerierten zu tun habe. Sie antwortete ihm: „Degeneriert oder nicht degeneriert! Wer bliebe heute noch auf freien Füßen, wenn man euch Ärzten und euren Diagnoſen Gehör ſchenkte? Übrigens ſind Sie Atheiſt und in Religionsſachen ohne Verſtändnis.“

Der junge Arzt wollte das nicht beſtreiten. Sein Name war Doktor Hülſebuſch. Allein er meinte, wenn er auch für das Religiöſe in der Erſcheinung vielleicht kein rechtes Verſtändnis habe, ſo ginge ihm doch, als einem demokratiſch geſinnten Manne, wenigſtens nicht das Intereſſe, von allem Ärztlichen zu geſchweigen, für die ſoziale und menſchliche Seite der wunderlichen Erſcheinung ab. Die Frage, in welchem Berufe Emanuel arbeite, brachte die Schweſter in eine gewiſſe Verlegenheit. Sie wollte nicht ſagen, daß er überhaupt nicht arbeite, und konnte nicht hoffen, dem Arzt begreiflich zu machen, wie er, mit ſeinem ausſchließlichen

Sinn für Gott und das Göttliche, dennoch kein Müßiggänger sei. Der Arzt aber schloß, Quint sei von hektischer Konstitution, brauche reichlich Nahrung und eine gesunde Beschäftigung.

Es mochten seit Quints und der Seinen Ankunft im „Grünen Baum" vier bis fünf Tage vergangen sein, da geriet die gute Stadt Breslau eines Tages durch ein ungewohntes Ereignis, allerdings nur vorübergehend, in eine gewisse Aufregung. Man sah gegen vier Uhr, Sonntags nachmittags, unter dem Gewimmel der Spaziergänger, auf der sogenannten Liebigs-Höhe plötzlich einen Mann auftauchen, seinem Ansehen nach aus dem ländlichen Arbeiterstand. Er stieg auf die Rampe einer dort befindlichen mächtiger Freitreppe und machte, über den aufwärts und abwärts flutenden Strom geputzter Herren und Damen hoch emporragend, Zeichen, aus denen man seinen Wunsch zu reden entnehmen sollte und auch entnahm. Ein Sonntagnachmittag ist, auch wenn die Sonne eines Vorfrühlingstages scheint, nicht immer kurzweilig. So trat denn mit einer gewissen Bereitwilligkeit, nach kurzem Gelächter, eine verhältnismäßige Stille ein. Da schrie nun aber der bäuerische Mensch nichts weiter als dreimal dieselben Worte in die lauschende Menge hinunter: „Ich sage euch, Jesus Christus ist auferstanden!" Darnach sprang er herab und verschwand in der Menge, die mit lautem Gelächter und einem Hagel von Witzen antwortete und ohne zu fragen, wo der Verrückte geblieben war, zu anderen Dingen überging.

Dieser Vorgang hätte nun wohl kaum seinen Weg bis in die Spalten irgendeiner Zeitung gemacht, wenn nicht das gleiche von der Rampe des königlichen Schlosses herab, über der Menschenmenge, auf dem sogenannten Exerzierplatz, ferner auf dem Ring und der Rampe der Rathaustreppe und an mehreren anderen Orten genau um die gleiche Zeit passiert wäre. Unmöglich konnte der Unfugstifter ein

und derſelbe Mann geweſen ſein, denn erſtlich deuteten die Beſchreibungen, die gemacht wurden, auf verſchiedene Menſchen hin und zweitens war dasſelbe, und zwar um die gleiche Zeit, unter der Menſchenmenge im Scheitniger Park, in Pirſcham und auf der Ziegelbaſtion, ſowie auf dem Tauenzienplatze geſchehen, Orten, die weit voneinander entlegen ſind.

Da alles ſo kurz verlaufen war, hatte die Polizei weder Anlaß noch Möglichkeit gefunden, einzuſchreiten, und als die Berichte in ihren Bureaus und den Redaktionen der Zeitungen zuſammenliefen, ſchien der Vorfall jedenfalls ſonderbar, aber weder genugſam verbürgt noch gefährlich zu ſein. So war er am Mittwoch bereits vergeſſen, trotzdem die Zeitungen am Montag abend und Dienstag früh eine Notiz darüber gebracht hatten.

Doktor Hülſebuſch hatte ſogleich, als ihm die Zeitungsnachrichten zu Geſicht kamen, ſeinen beſtimmten Verdacht gefaßt, und als er Schweſter Hedwig auf dem Korridore des Krankenhauſes begegnete, meinte er: dies wäre doch ein bedenklicher Streich, und man müſſe ſich fragen, ob nicht vielleicht noch größeres Unheil, durch vernünftige Einwirkung auf den Freund und Schützling, zu verhüten wäre. Schweſter Hedwig, obgleich ſie rot wurde, leugnete nicht, daß die ſonderbare Tat durch Quinten angeordnet und durch ſeine Begleiter ausgeführt worden war. Sie ſagte, es ſei die Abſicht Quints, um jeden Preis die Menſchen aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln, weshalb er auf dieſes Mittel verfallen ſei.

Der Arzt behauptete, Schweſter Hedwig Krauſe ſähe ſeit der Anweſenheit ihres Familienheiligen, wie er Quint gutmütig ſpottend nannte, ſelber kränklich wie eine durch Wachen und Faſten angegriffene heilige Hedwig, Agnes oder Thereſe aus. Und er warnte das Mädchen davor, ſich von dem „pathologiſchen“ Geiſt dieſes Menſchen umnebeln zu laſſen.

Schweſter Hedwig war ſchweigend vorübergegangen und hatte nur mit den Achſeln gezuckt.

Sie war auch an diesem Tage, wie an jedem, seit er im Gasthaus zum Grünen Baume war, während ihrer Freizeit bei Quint gewesen und hatte, vor kaum einer Stunde, die Frage nach dem Grund seiner seltsamen Maßnahme an ihn gestellt, worauf er mit einem grimmigen Weinen in der Kehle, die Faust auf den Tisch schlagend, die Worte der Schrift, nicht anders, als wären es seine eigenen, gebraucht hatte: „Wahrhaftig, wo diese nicht redeten, müßten die Steine schreien!“

Inzwischen sah es seit dem Ereignis recht wunderlich im „Grünen Baum“ und um Emanuel aus. Erstens war die Gegenwart eines Mannes, dem man gewisse Heilkräfte zutraute, unter den kleinen Leuten ruchbar geworden, und zwar hatten Quintens Begleiter, obgleich er leugnete, jemals ein Wunder getan zu haben, teils aus Überzeugung, teils aus einer gewissen Wichtigtuerei, ihn als Wundertäter bekannt gemacht. Emanuel nahm einen tiefen Anteil an der im Grunde kranken Menschenwelt. Es war ihm, als trüge er selbst ihre Krankheit. Deshalb gelang es ihm auch jetzt noch nicht, gegen die Leiden des einzelnen Menschen gleichgültig und gefühllos zu sein. Trotzdem hatte er, sich auf Behandlung Kranker einzulassen, im „Grünen Baum“ von vornherein abgelehnt: was natürlich nicht hinderte, daß die Leidenden kamen, den Wirtsleuten zu verdienen gaben, ja sich mit Geschenken an sie heranmachten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Anton Scharf hatte von seiner Bekennertat auf der Rathaustreppe einen achtzehnjährigen Menschen, Sohn eines Postbeamten und Primaner, mit nach Hause gebracht. Der dürftig gekleidete, stark im Wachsen begriffene schöne Jüngling hieß Dominik. Er war ziemlich groß, hatte den ersten

dunklen Bartflaum, wie einen feinen Schatten, um Oberlippe und Kinn, dunkle, melancholiſche Augen und eine zarte, bräunliche Haut. Er trug ſchadhafte Schuhe mit ausgeweitetem Gummizug, Beinkleider und Rockärmel waren zu kurz geworden, ſein Vorhemd und Kragen, der ohne Schlips war und den niemand ihm wuſch, konnten unmöglich ſauber ſein. Es lag ein ſchmerzlicher Idealismus in dieſem Kopf, der etwas Edles und dabei unſäglich Anziehendes hatte.

Dominik hatte die Worte Anton Scharfs: „ich ſage euch, Chriſtus iſt auferſtanden!“ gehört, er war dem Bekenner nachgeſchlichen und hatte ihn über Abſicht und Grund ſeiner Handlung ausgefragt. Als er aus einem dunklen Zuge des Herzens Anton begleitet hatte und vor dem Meiſter dieſes grobſchlächtigen Jüngers ſtand, wußte er faſt auf den erſten Blick, daß ſein Schickſal fortan unlöslich mit dem dieſes Menſchen verknüpft ſein werde.

Er wurde Emanuels rechte Hand.

Eine ſolche Hilfe brauchte Emanuel, denn er hielt bereits einige Tage nach der Ausſendung der Sieben gleichſam regelmäßige Sprechſtunde. Es zeigte ſich, daß im geheimen viel mehr Menſchen, als es den Anſchein gehabt hatte, durch das Bekenntnis, Chriſt ſei erſtanden, berührt worden waren, und dieſe hatten den Weg bis zum Herde des neuen Irrglaubens zu finden gewußt.

Unter denen, die Dominik empfing, ehe ſie eines Geſpräches mit Emanuel Quint gewürdigt wurden, waren keineswegs nur Mädchen, Frauen und Männer aus niederen Volksſchichten, ſondern auch Baroneſſen und Gräfinnen, Militärs in Zivil, kurz Leute von Stand und darunter manche prominente Perſönlichkeit; ſie ſcheuten ſich nicht vor dem übelriechenden, ziemlich verrufenen Platz, der, obgleich über ihn eine Straße führte, nur wie ein Hof wirkte, an dem das Gaſthaus zum Grünen Baum gelegen war. Sie traten über die ſchmierige Schwelle, mutig, wenn auch nicht ohne Schaudern, in den ſchmierigen, engen, von Fliegen überkrochenen

Hausflur hinein und durch die Tür rechts in das von Käsegeruch und Alkoholdunst gesättigte Gastzimmer, was für diesen und jenen aus dem Kreise der Vornehmen zum Warteraum und zur Geduldprobe ward.

In wenigen Wochen tat sich vor Quint der ganze Jammer auch der mittleren und oberen Stände auf, die eine den Neid so stark erregende, glänzende Außenseite zur Schau trugen. Er blickte in ein über alle Begriffe bitteres, inneres Elend hinein, und es kam ihm vor, als wenn dies das echte Antlitz der Zeit wäre.

Da war ein Weib, das ihr vornehmer Mann, nachdem er ihr ewige Liebe und Treue geschworen, physisch vergiftet, geschlagen, um ihr Vermögen gebracht, mit einer anderen betrogen und dann verlassen hatte. Eine Tochter, die von ihrem vergötterten Vater sittlich entehrt worden war. Eine andere Tochter, die ihr würdeloser und deklassierter Papa zum Handelsobjekt erniedrigt und an Kavaliere verschachert hatte. — („Er hat meine Seele zehnmal zertreten!" sagte sie.) — Da war eine andere Tochter, durch ihre Eltern von einem jungen, gesunden, geliebten Mann hinweggerissen und an einen reichen und kranken Roué von Stand zur Ehe verkauft. Da war ein Mann, der vor dem Schlafzimmer seiner vergötterten Frau fast jede Nacht die Stiefel eines andren Verehrers fand. Ein anderer, den ein geliebtes Weib zu Betrug, Diebstahl und Totschlag verführt hatte. Das Weib eines vornehmen Mannes, der seine Seele vor Quint ausschütten wollte, war eine Trinkerin und kam, zur Landstreicherin erniedrigt, zuweilen bettelnd vor seine Tür, wo ihre eigenen Kinder, die sie von ungefähr sahen und sie nicht kannten, sich vor der eigenen Mutter entsetzten und ekelten.

Es kam ein Vater zu Quint, der auf seinen Sohn jeden erdenklichen Fluch zu häufen sich für berechtigt hielt: der Sohn hatte an der Kassa seines Vaters Diebstahl, Betrug und Einbruch verübt. Es kamen Leute ohne Zahl, die waren in ihren Berufen unglücklich, das heißt, ihr Beruf erschien

ihnen wie ein Zwang, ein Kerker, ein Unglück, ein Seelenmord, dem ſie doch nicht entrinnen konnten, weil er das einzige Mittel war, ihr tägliches Brot herbeizuſchaffen. Unter dieſen Unfreien, dieſen Gefeſſelten waren hohe und niedrige Militärs, hohe und niedrige Beamte, Vertreter der allermeiſten Berufsarten: und keiner wollte gerade das, was zu ſein ihn die Verhältniſſe zwangen, ſondern etwas ganz anderes ſein.

Es mußte Emanuel und auch Dominik auffallen, welcher Grad von Demut, Furcht, ja Feigheit, der Mehrzahl dieſer Menſchen eigen war, die in ihren Kreiſen und in ihrer Öffentlichkeit meiſt mit unbeugſamer Härte und mit nicht minderem Hochmut auftraten. Und weshalb ſuchten ſie eigentlich bei ſeiner Armut und in ſeinem ſchmutzigen Winkel Rat, da ihnen doch ganz andere Ratgeber zu Gebote ſtanden? Sie ſelber meinten, ihre Welt ſei bis obenan von Tücke, Lüge, Heuchelei, Haß und Niedertracht angefüllt. Einer belaure des andern Schritte und ſei, ſofern dieſer auch nur das geringſte Zeichen von Schwäche, etwa durch irgendein offenes Bekenntnis, merken laſſe, ſofort mörderiſch über ihn herzufallen bereit; „denn," ſagten ſie, „die moderne Geſellſchaft iſt auf den rückſichtsloſen Kampf der Intereſſen aller gegen alle geſtellt. Wehe dem, der auch nur einen Augenblick feindlich um ſich zu blicken und um ſich zu ſchlagen nachläßt!"

Es kamen auch viele Leute zu Quint, die über eine widernatürliche Anlage ihrer Natur, die ſie vergeblich zu bekämpfen ſuchten, zu klagen hatten. Es waren ſolche darunter, deren übrige Weſensart von ganz beſonderer Feinheit und Zartheit war, Menſchen, die jeden Mut zur Schönheit, zur Treue und auch zum Tode hatten. Manche von ihnen gingen mit dem Gedanken, freiwillig aus dem Leben zu ſcheiden, um: eine Abſicht, über die ſich auch der junge Dominik zuweilen mit Quint auseinanderzuſetzen pflegte.

Die Martern der meiſten aber, die zu Quint kamen, drehten ſich um den Erwerb und Verluſt von Geld. Die Sorge

darum vergiftete ihnen Tage und Nächte, verdarb und zerrüttete ihnen Jahr um Jahr ihrer Lebenszeit. Quint glaubte zu sehen, wie die gesamte moderne Zivilisation nichts weiter als eine erzwungene Orgie ohne inneren Sinn, verbunden mit einem faden oberflächlichen Rausche, war, darin sich keiner der Teilnehmer wohlfühlte. „Der Zweck," sagte Dominik, „der Gesamtheit ist entweder der einzelne oder der einzelne braucht die Gesamtheit nicht." Seine Meinung war ferner: die ganze Menschheit sei augenblicklich zu einer schwitzenden, ächzenden, fluchenden Bedienungsmannschaft des großen Molochs Maschine herabgewürdigt, ja sie sei selbst ein Maschinenteil und stünde mit Rad, Achse, Schiene, Kohle und Öl auf gleicher Stufe.

„Das würde nichts schaden," meinte Quint, „wenn nur nicht der ganze Körper, zu dem wir gehören, schlecht und verseucht wäre. Ein schlechter Sauerteig hat das ganze Brot, von innen heraus, verdorben und ranzig gemacht. Außerdem sitzen wie ebensoviele Krebsgeschwüre, verdeckt unter buntem Tuch, blanken Knöpfen, Seide, Hermelin und Spangen von Edelstein, Geschlechtssucht, Ehrsucht, Mordsucht verbunden mit Menschenfurcht in dem Leibe der Zivilisation. Wer will ihn gesund machen?"

In diesen Tagen und allen seinen Besuchern gegenüber empfahl Quint immer wieder dasselbe Heilmittel: „Segnet die, die euch fluchen! bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen! tut wohl denen, die euch hassen! liebet euren Nächsten wie euch selbst! wer dich bittet, dem gib! und wer dir das Deinige nimmt, von dem fordere es nicht wieder! und wer dich schlägt auf eine Backe, dem reiche die andere auch dar! wer dir den Rock nimmt, dem schenke auch noch dein Hemd."

So weit waren die Antworten Quints im ganzen harmlos gewesen. Eines Tages aber kam ein Mensch zu ihm, der fragte, was er tun solle, da er es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren könne, eine Waffe zum Menschenmord in die Hand zu nehmen, aber leider zum Militärdienst ausgehoben

ſei. Quint ſagte: „Du ſollſt nicht ſchwören! So verweigere dem König den Treueſchwur!“ Er fuhr dann fort: „Du ſollſt nicht töten! So lege den Säbel ab, den ſie dir umbinden wollen, und nimm das Gewehr, wenn ſie es dir reichen, nicht in die Hand!“„Sie werden mich in den Kerker werfen,“ ſagte der Mann. „Dann liege im Kerker!“ gab Quint zur Antwort. „Sie werden mich anſpeien, mich verfluchen, mich verachten, mich auf jede erdenkliche Weiſe mißhandeln, mich aus der Geſellſchaft der Menſchen ausſtoßen.“ Quint ſprach: „Das haben ſie Jeſu Chriſto auch getan.“ „Wenn ſie mich aber töten?“ fragte der Mann. „Dann mußt du ſterben!“ ſagte Emanuel.

Quint und Dominik, zuweilen mit Hedwig Krauſe als der dritten im Bunde, machten oft weite Spaziergänge. Dann ſtreiften ſie an den Ufern der Oder hinauf oder bewegten ſich über die melancholiſchen Wieſenflächen der ſcheinbar ſtillſtehenden Ohle, wo ſie gelegentlich einen Kahn losmachten, den ſie in tiefſter Einſamkeit, etwa an eine Weide gebunden, vorfanden, die mit ihren Zweigen ins Waſſer hing. In dieſem Jahr war der Frühling zeitig eingetreten, und es gab Nächte von einer unendlichen Schwermut und Schönheit in dieſer Flußniederung.

Emanuel nahm in den erſten vierzehn Tagen ſeltſamerweiſe keine Veranlaſſung, Hedwig und Dominik gegenüber auf ſeinen Meſſiaswahnſinn zurückzukommen. Er ging ausſchließlich auf die Sorgen und Kümmerniſſe des durch ihren Beruf nicht befriedigten Mädchens und auf die Philoſophie der Lebensmüdigkeit des ihm mit Leib und Seele ergebenen Primaners ein.

Dominik trug ſich mit Selbſtmordgedanken.

Menſchen, die das Leben bis ins hohe Mannesalter getragen haben, erinnern ſich meiſt gewiſſer Kriſen der Jünglingsjahre nicht und ſind nicht geneigt, ſie wichtig zu nehmen. Dennoch hat das Leben in jedem Alter die gleiche Wichtigkeit.

Schon deshalb, weil immer der gleiche Einsatz, nämlich die ganze Persönlichkeit, zu Gewinn und Verlust auf dem Spiele steht. Tragik und Heroismus, das beweisen zahllose Beispiele, stehen dem Jünglingsalter ebenso nahe, ja vielleicht näher als jedem späteren. Und jeder Augenblick, in dem die reine und eigentümliche Gefühlswelt eines keusch erwachten Idealismus hochbegabter Jünglingsnaturen von der Erkenntnis der herrschenden Niedertracht und platten Gemeinheit der Welt wie mit einem vergifteten Speer tödlich getroffen ist, wird dieser selbe Speer, nicht selten von der Hand des Betroffenen, mutig und entschlossen weiter bis ins Herz des eignen, körperlichen Lebens weitergeführt. Jahr um Jahr kommen Schiffe mit schwarzen Segeln von den Labyrinthen des Minotaurus zurück.

Die Lehrer hatten Dominik eröffnet, er werde von dem sogenannten Abgangs- oder Reifeexamen zurücktreten müssen, nicht eigentlich mangelnder Kenntnisse wegen, sondern weil er moralisch nicht von der nötigen Reife sei. Der Anlaß, den er für dieses Urteil gegeben hatte, bestand in Freundestreue und kameradschaftlicher Aufopferung. Er war, ohne daß er selbst zum allergeringsten Verrat zu bewegen gewesen wäre, überführt worden, bei gewissen Arbeiten unter Klausur, seinen Nachbarn rücksichtslos mit Rat und Tat hilfreich gewesen zu sein.

Keineswegs war er aber durchdrungen von der eigenen Unmoral, sondern, da er in dieser ekelerregenden Schulmoral den herrschenden, schmutzigen Unsinn der Welt verkörpert wähnte, so kam ihn vor dieser Welt ein tödliches, mit Übelkeit gemischtes Grausen an.

Dominik hat ein Heftchen Gedichte zurückgelassen und eine Anzahl Notizen über Emanuel Quint. Eines Abends, als eben der Mond wie eine riesige, in düsterer Rosenfarbe glühende Kugel am Rande der Ohlewiesen lag, hatte er still im Boot — aber nur dieses einzige Mal, — vor Hedwig Krause und vor Emanuel aus seinen Gedichten vorgetragen.

Seine Seele war, nicht anders wie eine eben geöffnete Blüte, von großer, eigener Schönheit — ja von einer königlichen Schönheit! — dabei aber auch von mimosenhafter Verletzlichkeit. Die gleiche Verletzlichkeit sah er in allen, die seiner Meinung nach unterdrückt und entrechtet waren. Ohne mit irgendeiner Partei Gemeinschaft zu haben, ordnete er sich selbst in die Klasse der Verachteten und Zertretenen ein.

Dies war der Abschluß eines Gedichtes, das er an jenem Abend im Boote mitgeteilt hatte:

Und wie man einst am Anfang deines Lebens
nur mit Verachtung sah auf dich herab,
so ist auch jetzt das Endziel deines Strebens
und deiner Tatkraft ein verachtet Grab!

Dominik war ein Mensch von bewunderungswürdigen, vielfältigen Anlagen und von einer für sein Alter staunenswerten Gelehrsamkeit und Belesenheit. Er besaß einen Reichtum an Kenntnissen aus der Naturwissenschaft. Er liebte kosmologische und kosmogonische Träume. Er sprach, als von zwei gleich großen Wundern, von dem moralischen Gesetze in uns und dem gestirnten Himmel über uns. Er hielt Emanuel Quinten und Hedwig Krause Vorträge, in denen die Namen Giordano Bruno, Herschel und Kepler vorkamen. Er sprach mit funkelnden Augen davon, wie Galilei im Kerker sein: „sie bewegt sich doch!" gesprochen hatte und wie die Menschheit allezeit ihre größten Wohltäter steinige. Er behauptete, wenn er weiter lebe, so werde er künftig mit dem Volk, durch das Volk, unter dem Volk und für das Volk sein Bestes tun.

Als ob er im Innersten zu ihr gehöre, schloß er sich der einstigen romantischen Schule an. Er liebte Novalis, der das Wort gesagt hatte: „Deutschheit ist echte Popularität." Er liebte die ganze Gruppe, weil ihr freies und kühnes Denken nicht in Rationalismus versandete, sondern das Mysterium des Daseins fortgesetzt als solches erkannte und bestehen ließ. Dieser Jüngling vereinigte den Geist und Stolz freier For-

ſchung mit der myſtiſchen Inbrunſt eines mehr katholiſchen Chriſtentums, das ihn mit einem weichen, ſehnſuchtsvollen Lyrismus erfüllte.

Sein Lieblingsdichter außer Novalis war Hölderlin. Nicht nur ſprach er in ſtillen Stunden gern dieſes und jenes ſeiner Gedichte aus dem Kopfe vor, ſondern er führte auch den Hyperion in einem zerleſenen Exemplar faſt ſtets in der Taſche.

Was Dominik an Emanuel feſſelte, wird vielleicht nach alledem einigermaßen begreiflich ſein. Entſcheidend für die neuentſtandene Abhängigkeit des jungen Genies war natürlich vor allem der Eindruck, den Quintens ganze Erſcheinung hervorbrachte. War ihm ſchon der platteſte und gewöhnlichſte Menſch ein Myſterium, wieviel mehr dieſer Quint, deſſen geheimen Anſpruch er kannte. So ſtürzte er ſich mit einer vielleicht mehr künſtleriſchen, als blindgläubigen Sucht in die verwirrende Atmoſphäre um Quint hinein. Aber es war dabei ein bewußtes, entſchloſſenes Wollen in ihm, weil er ſpürte, daß der Weg des Meiſters, den er gefunden hatte, dorthin ging, von wo auch ihm die größte Lockung der Ruhe oder des Paradieſes ausſtrahlte. Dieſer, wie er ihn bereitwillig und aus Überzeugung nannte, heilige Menſch war, wie er ſelber, gleichſam nur verirrt in die Welt.

Seht — der Fremdling iſt hier — der aus demſelben Land
ſich verbannt fühlt, wie ihr; traurige Stunden ſind
ihm geworden — es neigte
früh der fröhlich Tag ſich ihm.
Bleibt dem Fremdlinge hold — ſpärlich Freuden ſind
ihm hienieden gezählt — doch bey ſo freundlichen
Menſchen ſieht er geduldig
nach dem großen Geburtstag hin.

Im Umgang mit Dominik zeigte Quint ſeltſamerweiſe eine, wie ein Ausruhen wirkende, ungeſchraubte Schlichtheit und menſchliche Einfachheit. Zwiſchen beiden, ſchien es, war, ohne jede Verhandlung, ſtillſchweigend ein feſter Pakt ge-

ſchloſſen. Es herrſchte eine faſt magiſche Einigkeit. Dominik, der, über einem verrufenen Lokal, bei Bahnſchaffnersleuten in Schlafſtelle war — wo er ein Kruzifix über dem Bett angebracht und ein anderes auf ſein Nachttiſchchen geſtellt hatte! — beſchäftigte ſich trotzdem nicht viel mit der heiligen Schrift, und es wurde auch zwiſchen ihm und Quint kaum je eine Bibelſtelle beſprochen, ja überhaupt nur ein religiöſes Geſpräch geführt. Durch ein Wort, das Quint eines Tages geprägt hatte, als der Name des Heilands gefallen war, ward Dominik betört oder, nach ſeiner Anſicht, aufgeklärt: „Chriſtus? ich kenne ihn nicht, oder bin es ſelbſt!“ hatte es gelautet.

Vierundzwanzigſtes Kapitel

Erſt am zehnten Tage nach ſeiner Abfertigung hatte ſich Martin Scharf, mit dem zwölf Jahre alten Guſtav Quint, in der Wirtſchaft zum „Grünen Baum“ eingefunden. Er hatte auf dem Wege nach Giersdorf die eigene Heimat und das Grab ſeiner Eltern aufgeſucht, wo er betete und allen Ernſtes den Toten unter dem Raſen mitteilte, es ſei geſäet verweslich, um aufzuerſtehen unverweslich, und die Zeit ſei nahe, wo es in ſeine Hand gegeben ſein würde, ſie aufzuerwecken. Hernach, auf dem Wege durchs Dorf, hielt ihn der neue Beſitzer ſeines Häuschens an und er war gezwungen, über den Sonntag bei ihm zu bleiben, um endlich die ſogenannte Auflaſſung des Grundſtücks am darauffolgenden Montag, an Gerichtsſtelle, vornehmen zu laſſen. Nachdem es geſchehen und Martin weiter gewandert war, ſagte der neue Beſitzer, zu einem jeden, der es hören wollte, wie Martin Scharf dermaßen unſinnig in ſeinem Betragen und Reden wäre, daß man ſelber, um nüchtern zu bleiben, ſein ganzes bißchen Verſtand nötig habe.

Der alte Quint empfing Martin durchaus nicht mit Freundlichkeit, und da seine Frau, die immer im beginnenden Frühjahr einen Gemüsehandel eröffnete, nicht zu Hause war und er selbst und August, sein Sohn, von der Reise Gustavs durchaus nichts wissen wollten, gab es lange Zeit niemand, der diesen Eigensinn brechen konnte. Am fünften Tage der Reise Martin Scharfs kam endlich, gegen Abend, die Mutter nach Haus und man konnte nun ruhiger unterhandeln.

Aber auch hier erhielt der gediegene und vertrauenerweckende Martin nur mit Mühe die Einwilligung, den kleinen Benjamin mit sich zu nehmen. Die Mutter weinte viel über Emanuel Quint und überhäufte den Abwesenden mit Vorwürfen. In einem Atem schwor sie, es sei in seinem Kopfe von Jugend an, ja von Geburt an, nicht richtig gewesen, und behauptete, er hätte können nach seinen Anlagen und nach alledem, was ihm geboten worden war, wenn er sich's nur im geringsten wahrgenommen haben würde, die Stütze der ganzen Familie sein. Für alles, was Martin von ihm erzählte, hatte sie nur die Worte: närrisch, nichtsnutzig, übergeschnappt! war aber schließlich doch so weit, besonders weil ihr der kleine Gustav selbst mit dringlichen Bitten zusetzte, den Jungen mit Martin reisen zu lassen. Sie gebrauchte dabei diese bittere Form der Zustimmung: „Gut! ihr wollt mir den Bengel auch noch verrückt machen."

Jetzt widerhallte die Hütte des Tischlers noch einen ganzen Tag lang von heftig geführter, häuslicher Streitigkeit, die endlich, auf das Anraten von Frau Quint, durch einen harten Taler für ihren Mann und einen für August von Martin geschlichtet wurde. Der alte Tischler hatte sich, im Besitz des Geldes, denn auch sofort stillschweigend wie mit seinem Raube davongemacht.

So war denn Martin Scharf strahlenden Auges mit Gustav bei Quinten eingetroffen. Dieser riß seinen Bruder an die Brust, und es war von jetzt ab, während dreier

Tage, so, als ob nur der Bruder auf der Welt wäre und Emanuel sich selbst, seine Sendung, seinen heimlichen Vorsatz, seinen Jesuswahn, seine vergangenen und zukünftigen Schicksale, seine Jünger, Freund und Feinde, kurz, alles außer dem Bruder vergessen hätte.

Das Betragen Emanuels hatte, nicht anders wie das seines jungen Halbbruders, etwas kindlich Rührendes. Er schlief auf dem Sofa und räumte dem Kleinen die Bettstelle ein. Er ersuchte Dominik, oder einen seiner andren Begleiter, diese und jene Kleinigkeit einzukaufen, die der Junge, mit staunenden Augen, etwa in einem Schaufenster entdeckt hatte. Darunter war ein kleines Laubsäge-Handwerkszeug. Stundenlang half ihm Emanuel selbst, eine zierliche Arbeit auszuführen. Auf seine Bitte kauften die Jünger ihm Gläschen voll Selterwasser mit Himbeersaft. Man zeigte ihm Schaubuden, wo wilde Tiere zu sehen waren. Gustav war ein zarter, blonder, durchaus nicht bäurischer Knabe, der, durch die Fülle des Neuen berauscht und beglückt, voll Bewunderung zu Emanuel aufblickte.

Schon am Morgen nach seiner Ankunft hatte Emanuel Schwester Hedwig, unten am Eingang des Krankenhauses, seinen Bruder mit einem merkbaren Stolze vorgestellt. Er sagte es nicht, aber man konnte es seinen Blicken ansehen, daß er es dachte: Solche besitzen das Himmelreich! Und wenn seine Mienen, gleich einem plötzlichen, tiefen Wolkenschatten, der Ernst überkam, so lag es dahinter: Wehe! und sehet zu, daß ihr nicht einen von diesen Kleinen beleidigt! Emanuel schien diesem Knaben gegenüber ganz Hingebung, ja, während einiger Tage, ganz hilflose Abhängigkeit. Er sah die Welt aus des Bruders Augen.

Dominik pflegte eine vertraute Beziehung zu einer Kellnerin. Es war ein Mädchen, das sich in der Gewalt jenes Wirtes befand, der die Bier- und Weinstuben unter der Wohnung des Bahnschaffners, dem Quartiere Dominiks, innehatte. Diese Räume, die eine übelberüchtigte, niedre

Spelunke bildeten, trugen den Namen Muſenhain, womit eine hochgelobte Gegenwart die goldene und reine Luft der parnaſſiſchen Höhen rückwirkend verpeſtete und dieſen ganzen Gottesberg der Vergangenheit zum Müllhaufen umwandelte.

Eliſe Schuhbrich, ſo hieß das Mädchen, hatte für Dominik eine ernſte, wenn auch reſignierte und hoffnungsloſe Neigung gefaßt. Sie war eines Bahnhofsinſpektors Tochter, die, nachdem ſie mit achtzehn Jahren ein Kind geboren hatte, wie üblich von ihrem Vater aus dem Hauſe geworfen und für immer verſtoßen worden war. Sie durfte ſich nicht mehr blicken laſſen, oder, wie er gedroht hatte, er ſchlüge ſie tot.

So wurde ſie, ohne Mittel für ihren Unterhalt, ganz natürlicherweiſe eine Beute für jedermann, ward von der Polizei „unter Sitte" geſtellt — das heißt unter Unſitte! — und fand endlich in jenem ſchrecklichen Giftwinkel Unterkunft.

Eliſe erſchien eines Tages vor Quint, um in einer weinenden Beichte ihr Herz und die ganze Laſt ihres Elends auszuſchütten.

Er ſagte zu ihr:

„Deine Eltern, die dich verfluchen, deine Brüder und Schweſtern, die dicht verachten und verdammen, alle, die über dich und deine Taten Recht ſprechen und ſie verurteilen, richten nach dem Fleiſch. Sünde wird nur durch Sünde verdammt. Ich richte niemand." Worte, womit er ſich dieſem käuflichen Mädchen gegenüber allerdings auf den vielumſtrittenen Boden des Heilands ſtellte. Er fügte, indem er der Knieenden, wie ſegnend, die Hand auf den Scheitel legte, noch hinzu: „Steh auf! deine Sünden ſind dir vergeben."

Von dieſem Tage an liebte Eliſe Schuhbrich, die verachtete Kellnerin aus dem Muſenhain, ihren Beichtiger abgöttiſch. Da ſie immer an ihren traurigen Dienſt in der Kneipe gebunden war, aber ſeine Geſellſchaft und die Geſellſchaft ihres Geliebten nicht entbehren wollte, hatte ſie es zu Wege gebracht, daß Quint ihr den Geliebten nicht mehr durchaus

entzog, ſondern mit ihm, an einem der von ihr bedienten Tiſche, ein und den andern Abend zubrachte.

Man weiß, die Tiefe des Schmutzes, darin ein Menſch gezwungen oder freiwillig watet, iſt nicht immer ein Beweis für die Unſauberkeit ſeiner Seele. So hatte ſich denn in einem der Trinkzimmer um einen älteren Künſtler, einen Profeſſor für Malerei, auch ein ſogenannter Stammtiſch gebildet, der aus jugendlich idealiſtiſchen Künſtlern beſtand, unter denen einige allerdings der depravierenden Wirkung des Alkohols und der niedren Erotik bereits verfallen waren. Es iſt nicht zu leugnen, daß der Profeſſor ſelbſt, der von ſeinen Schülern verehrt und umſchwärmt wurde, ein Trinker im letzten Grade war, deſſen ganze Nahrung am Tage aus einem ſauren Hering beſtand, den er in ungeheuren Mengen von Bier und von Wein ertränkte. Dominik war dieſem Kreiſe, dem er ſich manchmal zugeſellte, nicht unbekannt, und der Profeſſor mit dem ſchwarzen Faunsgeſicht und den roten und feuchten Faunslippen, dem ein ſchwarzer Schopf wild über die düſter funkelnden Augen hing, hatte ihn mehrmals mit kicherndem Lachen in bezug auf Eliſe Schuhbrich „unſern Asra“ oder auch „unſern Ritter Toggenburg“ zubenannt.

Es machte ein nicht geringes Aufſehen, als Dominik, der etwa vierzehn Tage und länger dem Muſenhaine ferngeblieben war, eines Abends mit Quint, in Begleitung des kleinen Guſtav und ſeiner acht ländlichen Mitläufer, wieder erſchien. Der Profeſſor, der ſeine ſchwarzbewimperten Augen meiſt halbgeſchloſſen hielt, konnte ſie plötzlich kaum genügend weit aufreißen. Während aber in ſeiner Umgebung ein allgemeines Gelächter und ein großer Lärm der Begrüßung entſtand, hielt er den Blick, wie verſtört und erſchrocken, auf Quint gerichtet, als ob es ihm bei dem Lichte der Gasflammen und im dicken Dunſt von Rauch und Alkohol zu unterſcheiden nicht möglich wäre, daß jener ein wirklicher Menſch und keine bloße Erſcheinung ſeines deliranten Gehirnes ſei.

In der Flucht der Räumlichkeiten und an den verschiedenen Tischen, die von neun Kellnerinnen — tatsächlich neun, nach der Zahl der Musen! — bedient wurden, sah es, die Gäste anlangend, sehr verschieden aus. Meist allerdings fanden sich solche Gesichter, denen das Zeichen der Venus vulgivaga auf der niederen, weichenden Stirne stand. Hier zechten Leute, die ihren Fäusten, ihrem Anzug und ihrem Betragen nach zu urteilen, wahrscheinlich auf dem Viehhof zu tun hatten, dort hatten sich Leute niedergelassen, deren dürftiges Äußere auf niedere Schreibarbeit, in schlecht gelüfteten Kanzeleien, zu deuten schien. Abgesondert, an einem Tische für sich, der ihm auch unbestritten blieb, saß ein athletischer Mensch, mit tückischen Augen und einem Stiernacken, der vielleicht als Kettensprenger oder mittels der Brechstange seinen Unterhalt fand. Man sah Studenten! Dieser Herr war vielleicht ein Referendar, jener vielleicht ein Regierungsbaumeister! Der Dritte konnte ein auf Reisen befindlicher Pastor sein. Nahe am Ausschank hatte sich eine Tafelrunde lärmender Kleinbürger aufgetan: kurz, es war jenes standesunterschiedlose Gemisch vorhanden, welches entsteht, wenn der Major in Zivil und der Unteroffizier, der Feudalherr und der Oberkellner, der Kommis und der Hausknecht einträchtiglich in dem gleichen, übelriechenden Tümpel fischen gehn.

So weit von diesen Tischen und Räumlichkeiten aus der Eintritt Quints in Begleitung des Knaben und seiner Jünger zu beobachten war, wurden aller Augen sogleich angezogen und es trat in kurzer Zeit, als ob jeder der lebhaft schwatzenden und gestikulierenden Menschen das Ende des gerade angefangenen Satzes vergessen hätte, Stille ein. Dieser, der trank, und jener, der, mit herausgequollenen Augen, begierig an einem zähen Beefsteak kaute, unterbrach einen Augenblick verdutzt seine Tätigkeit. Und es wurde erst nach einiger Zeit wieder in der alten Weise weiter gekaut, getrunken, geschrien, mit den Kellnerinnen gescherzt und an ihnen, mit derben Griffen und rohen Späßen, wiederum das Beste getan.

Als der wunderliche Heilige, dem übrigens alle neun Kellnerinnen sogleich scheinbar bedingungslos zugeflogen waren, am vierten, fünften Tage wieder erschien, war sein heimlicher Span längst scherzweise von den Mädchen unter den Gästen verbreitet worden. Man machte sich lustig über den Narren in Christo, Quint, der seine neue Kirche in einer Kneipe mit Damenbedienung, wie sie sagten, aufgeschlagen habe, deren sauberes Symbol nicht mehr das Kreuz, sondern die rote Laterne war. Aber Quint genoß den Respekt eines Irrsinnigen. Und es mußten erst einige Tage vergehen, bevor man an diesem und jenem Tisch den Mut, ihn offen zu hänseln, fand.

Nach und nach zog die Gegenwart Quints eine Menge verschiedenartiger Elemente an, so daß die Tafel, deren Mittelpunkt er und nicht mehr der malerisch in einen leichten römischen Mantel drapierte Professor war, länger und länger ward. Die Gespräche, die hier geführt wurden, und denen Emanuel, meist ohne einzugreifen, zuhörte, hatten die Kunst, die Literatur, diesen und jenen Zweig der Wissenschaft, soziale Fragen oder philosophische Dinge zum Gegenstand. Man wußte in den Kreisen derer, die an Quint irgendwie ein Interesse nahmen, wo er an mehreren Tagen der Woche zu finden war, und so hatte sich eines Abends Kurt Simon, der jetzt in Breslau eine sogenannte Presse für den einjährigfreiwilligen Dienst besuchte, und eines anderen Abends auch Benjamin Glaser der Tafelrunde eingefügt.

Es wurde Emanuel später zum Vorwurf gemacht, und man schloß daraus auf seine Verkommenheit im Moralischen, daß er nicht nur in dieser Umgebung niederer Sittenverderbnis selbst seine Abende zubringen mochte, sondern auch, solange er bei ihm war, seinen Bruder Gustav mit sich nahm. Ja, er hatte schließlich auch Schwester Hedwig um alle Reputation gebracht, so daß sie aus dem Stande der Diakonissinnen unter dem Protektorat des Gurauer Fräuleins austreten und in dem konfessionslosen Orden vom roten Kreuz ihre

Tätigkeit fortsetzen mußte, weil sie, wie man ihr nachgewiesen hatte, auch eines Abends, in Begleitung des Assistenzarztes Hülsebusch, Gast an der Tafel des Musenhaines gewesen war.

Der kleine Gustav hing an dem Bruder, seit er in Breslau war, mit einer fast besorgniserregenden Hingabe. Den jungen studierten und gebildeten Leuten, die eine reizvolle, oft zur Ehrfurcht erregende Ähnlichkeit in dem Wandel dieses gefährlichen Sonderlings, Quint, mit dem Wandel und Wesen des wahren Heilands hineinsahen, schien der Knabe der am innigsten gläubige Jünger zu sein. Dieses Kindesauge bekannte es, ohne daß ein Schatten von Zweifel die volle Reinheit des Ausdrucks trübte, wie dieser Bruder sein alles in allem: Freund, Beschützer, Herr und Heiland, ja sein Gott oder Abgott war. Der blasse Knabe starb übrigens früh. Er wurde nicht ganz vierzehn Jahre alt. Ihm wäre vielleicht, wenn er weiter gelebt hätte, ein ähnliches Schwärmerschicksal, wie seinem Bruder, beschieden gewesen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Als Emanuel eines Tages von einem gewesenen Stukkateur, namens Weißländer, der sich auf der Breslauer Kunstschule für das Zeichenlehrer-Examen vorbereitete, laut wegen der Gegenwart des Knaben am Trinktisch getadelt wurde, sagte Quint:

„Uns ist eine kurze Frist gegeben. Die Stunden, ja die Minuten, die uns gehören, sind gezählt. Der Abschied steht vor der Tür und ihr könnt nicht wissen, unter welchen Zeichen wir leben und um welche geheime Stunde des Tages und Jahres und zu welchem Ziel wir beide einander geschenkt worden sind. Denn wir wandern von weit her und wandern weit hin, und obgleich wir hier sind, sind wir nicht hier, noch

wir bei euch, noch ihr bei uns. Was ihr hier suchet, das suchen wir nicht, und was ihr hier findet, dafür sind unsere Augen blind. Die Augen der Engel heiligen, was sie betrachten. Glaubt ihr, daß er weniger als ein Engel ist?"

„Das ist furchtbarer Schwulst!" sagte Weißländer, worauf man ihn aber allgemein — der Professor voran! — zur Ruhe verwies.

„Die Worte des Teufels und die Augen des Teufels," schloß dann Quint, „sind es, die Himmel und Erde gemein machen."

„Du bist und bleibst doch eben ein gemeines Luder, Minna," sagte jemand laut am Nebentisch, indem er die Kellnerin, die ihm Bier brachte, mit roher Spaßhaftigkeit auf den Rücken schlug. „Das hätten Sie besser bleiben lassen," sagte darauf, zu dem Fremden gewendet, Dominik. Er hatte bemerkt, wie die Kellnerin halb das Bier verschüttete und nur mit Heroismus die stürzenden Tränen zurückdrängte.

Emanuels Wesen und Betragen machten in diesen Tagen durchaus den Eindruck strahlender Selbstsicherheit und Furchtlosigkeit. In seinen Gang, in seine Haltung, in seinen Blick war eine stolze Freiheit gekommen. Den Augen der Jünger erschien er beinahe gebieterisch. Zu Kurt Simon und Benjamin Glaser aber äußerte Dominik, voll überschwenglich jünglingshafter Paradoxie und Bewunderung, wie in seinen Augen dieser Tischlerssohn das geborene Genie, der geborene Fürst des Geistes, ein König und Herrscher des inneren Himmelreichs, und, wie er romantisch-mystisch sich ausdrückte, mit dem Zeichen allwissenden Schmerzes an der gewölbten Stirn, auf Erden der wahre crucifixus sei.

Nicht ohne tiefe Bewegung konnten die Jünger und Freunde Quints in jener Stunde des Abschieds bleiben, als er sich endlich entschlossen hatte, den kleinen Gustav nach Haus zu entlassen. Meister, Jünger und einige Freunde gaben dem Jungen, der seine Heimreise diesmal unter der Obhut Dibiezens zurücklegen sollte, zu Fuß, bis Schmolz, das Geleit. Unter den Freunden befand sich Hedwig Krause und

außer Benjamin Glaſer, ſowie Kurt Simon, auch der immer von Quinten eigentlich unzertrennliche Dominik. Es war ein herrlicher Sonntagsmorgen und die vereinten Glocken der Breslauer Kirchtürme, des alten Doms, der Kirche Sankt Magdalenens und Sankt Eliſabethens und vieler anderer ſchickten den Wandernden ihr Geläut bis weit hinaus in die unter dem allgemeinen arbeitſamen Jubel der Lerchen friſch begrünten Felder nach.

Es wurde, während des ganzen Weges, durch die Jünger und auch durch die Freunde der übliche Abſtand von Emanuel innegehalten. Die Freunde, und vor allem Dominik, ſorgten dafür, daß die zärtliche Schwermut und Feierlichkeit, die über ihm lag, nicht etwa durch grob naives Fragen und Allgemeinverhalten der Jünger geſtört wurde. Quint hatte den rechten Arm um die Schulter des Knaben gelegt, deſſen rechte Hand faſt ſtets in der ſeinen haltend. Der Knabe umſchlang mit dem linken Arme die Hüfte ſeines vergotteten Bruders, er legte ſein blaſſes und ſchwärmeriſch blickendes Haupt an ihn an, während ihm ein harter Druck in der Kehle ſaß und Tränen über die Wangen herabtropften.

Ehe der kleine Guſtav, auf dem Bahnhof von Schmolz, mit Dibiez in den Wagen vierter Klaſſe ſtieg, warf er ſich ſchluchzend an Quintens Bruſt. Dieſer ſagte zu ihm: „Wenn du lebſt, wirſt du mir nachfolgen! wenn du lebſt, wirſt du die Taten des Menſchenſohnes tun! Du wirſt niederfahren zur Hölle, ſage ich dir, und wirſt am dritten Tage wieder auferſtehen! Iſt es aber anders beſtimmt im Rat, ſo wirſt du noch früher mit mir im Paradieſe ſein.“

Dieſe Worte waren nur halblaut geſprochen, aber doch ſo, daß Dominik, Hedwig Krauſe und Martin Scharf ſie vernommen hatten.

Auf dem Rückwege bildeten Freunde und Jünger meiſt eine andächtig lauſchende Gemeinde eng um Quint. Der Schmerz des Meiſters, die Schwermut des Meiſters,

bildete eine unsichtbare Wolke der Wehmut, darin alle atmeten. Während der Wanderung sagte Quint:

„Spürt ihr nicht überall in der Natur das Wartende? Wenn ihr lauscht, wenn ihr euch vertieft, wird es euch nicht unter schmerzlichen Schauern des Glückes deutlich, wie alles dieses, was euch umgibt, wartend, nur vorläufig und nicht endgültig ist? Ist euch niemals der Wunsch gekommen, dort zu sein, wo die von euch strömenden Wellen eures Geistes — und eure Sinne sind Geist! — zu Ende sind? Hattet ihr niemals eine glühende Leidenschaft, dort, an der äußersten Grenze anzufangen? Wer es fassen mag, fasse es!" fuhr er fort.

Dominik wagte einzufügen:

Selbsttötung sei der reale Anfang aller Philosophie und nur dieser Akt habe alle Merkmale der transzendenten Handlung.

Ahnungslos fragten Kurt Simon und Benjamin Glaser gleichzeitig:

„Was, Dominik, wollen Sie sich denn selbst töten?"

Er wehrte ab. „Sie verstehen mich nicht!"

Quint überging diese Zwischenrede und schritt auf dem wirklichen, von Gras und Gänseblümchen gesäumten Feldwege, und zugleich in die mystischen Weiten seiner Seele weiter fort.

„Überall in der Natur ist das Wartende! Oder meint ihr, daß in dem Lerchenjubel, ob unseren Häuptern, etwas endgültig ist? Es ist noch nicht so viel von der Wahrheit, sage ich euch, als in dem Berichte eines Boten Wahrheit ist, der den Bericht eines anderen Boten vernommen hat, der von einem weiß, über den die Rede ging, er habe der Wahrheit einen Hauch verspürt.

Wahrlich, wenn ihr nicht werdet gewiß und gläubig wie dies Kind, das mich eben verlassen hat, so bleibt ihr ferne vom Himmelreich. Wer aber einen von diesen Kleinen verachtet, dem wäre besser, man hinge ihm einen schweren Stein

um den Hals und ertränkte ihn. Ihm wäre beſſer, ſage ich euch. Oder ſollte er als ein von Gott vergeſſener, gottloſer Leichnam leben wollen? Gott iſt Geiſt, und wo der Geiſt nicht iſt, iſt der Tod, ob auch der Körper lebendig iſt. Wer aber im rechten Sinne tötet, der iſt es, der im rechten Sinne lebendig macht. Wer aber im falſchen Sinne lebendig macht, der übt Mord."

Eine verräteriſche, faſt mädchenhafte Röte, ging, mit dem Ausdruck einer ſcheuen, verſteckten Hoffnung, bei dieſen Worten über Dominiks Antlitz hin.

„Ich finde," ſagte Kurt Simon, „daß in unſerer heutigen Welt das Kind, der Knabe, der Jüngling, unter dem Druck der Geringſchätzung und der Verachtung ganz allgemein zu leiden haben."

„Es iſt ſo," ſagte Emanuel. „Dennoch müſſen wir unſere irdiſche Predigt gründen auf Hoffnung, wo nichts zu hoffen iſt, wie die Apoſtel es taten, die nach mir kamen!" — Hier horchten Kurt Simon, Benjamin Glaſer und Hedwig Krauſe erſchrocken auf, während die übrigen von einem heiligen Schauer befallen wurden! — „die Apoſtel, die da ‚geglaubet' haben, wie geſchrieben ſteht, gleich mir ſelbſt ‚auf Hoffnung, da nicht zu hoffen war!'

„Tauſend Jahre ſind vor Gott wie ein Tag," fuhr er fort, „ein Tag, der geſtern vergangen iſt. Und über alles das wird ein Tag kommen, auch in dieſe irdiſche Dunkelheit. Wenn dieſer Tag aber nahe iſt, ſo werden der Menſchen Söhne und der Menſchen Töchter das Angeſicht meines Gottes ſehen: ſie ſollen alsdann nicht mehr bloß träumen und weisſagen, denn der Geiſt wird ſich ausgießen auf alles Fleiſch, und der Geringſte wie der Höchſte wird alsdann Leben haben und wiſſend ſein.

Denn es iſt allein der Geiſt, der lebendig macht, das Fleiſch iſt dazu nichts nütze. Gott iſt ein Geiſt. Harret mit allem Fleiſch auf die Zukunft unſeres Gottes, des Herrn. Ich ſage euch aber, daß er ein Feuer in euern Söhnen und

Töchtern anzünden wird, womit er ſich in euren Söhnen und Töchtern wird wiedergebären, und daß fortan das Geheimnis des Reiches Gottes nicht mehr wird das Licht unter einem Scheffel ſein, ſondern des Menſchen Sohn und des Menſchen Tochter werden im Glanze ihres Tages dem Blitze gleichen und Brüdern und Schweſtern des Blitzes, der vom Himmel blitzt und leuchten wird über alles, was im Himmel und unter dem Himmel iſt. Harret!"

„Woran ſollen wir erkennen," fragte Schmied John, „daß der Tag des Menſchenſohns nicht mehr ferne iſt?"

„Erkennet an mir, meine Kinder," antwortete Quint, „daß er nahe iſt. Oder wollt ihr mein Zeugnis bezweifeln? Wer ſollte ein gültigeres Zeugnis ablegen, als des Menſchen Sohn von des Menſchen Sohn? Oder als der Geiſt des Sohnes Gottes von dem Geiſte des Vaters ablegen kann? Des Vaters Geiſt gibt Zeugnis meinem Geiſt, auf daß ich hier in der Welt von ihm zeuge. Wer aber unter euch nicht erkennt, wes Geiſtes Kind ich bin, und daß die Worte, die ich rede, Geiſt ſind und Leben, der iſt noch ferne vom Gottesreich."

„Wir erkennen es alle!" riefen die Jünger. Emanuel aber lächelte ſtill und ſah einen um den anderen von ihnen mit demſelben gütigen, ſtillen Lächeln an.

„Du haſt geſagt: harret," äußerte der immer mit ſtarker Unruhe und mühſamer Aufmerkſamkeit Quintens Rede verfolgende Krezig, der Handelsmann ... „du haſt geſagt: harret! Alſo biſt du nicht, der da kommen ſoll, und müſſen wir eines anderen warten?"

„Ich bin der Wiſſende und der Suchende," antwortete Quint. „Ihr aber ſeid die, die unwiſſend ſind und nicht ſehen. Deshalb ſage ich euch: Glaubet, dieweil ihr nicht wiſſet! Und wer an mich glaubet, der glaubet nicht an mich, ſondern an den, der mich geſandt hat. Deshalb, wenn ihr mich läſtert, ſo läſtert ihr des Menſchen Sohn, und wahrlich, wie ich geſagt habe: liebet eure Feinde! ſegnet, die euch fluchen! ſo will ich euch dennoch lieben und ſegnen! — Läſtert ihr aber

den Geiſt, ſo läſtert ihr Gottes Sohn und macht den Satan zum Herrn über euch.“

Sie näherten ſich wiederum der Stadt Breslau an. Quint wies mit der Hand in die dunkle Rauchwolke, die darüber hing. Er ſagte:

„Der Satan iſt der Lügner, iſt der Verbrecher von Anbeginn. Er iſt die Lüge und ein Vater der Lüge. Er iſt das Verbrechen wider den Geiſt und iſt der Vater des Verbrechens wider den Geiſt. Satanas iſt der Herr der Satzungen. Satanas hat Gott und die Menſchen in Kerker geſperrt. Satanas ſitzt auf Petri Stuhl. Satanas hat den Schlüſſel des Abgrundes als Zepter in ſeiner Hand und verſpricht, mit ihm das Himmelreich aufzuſchließen. Satanas hat die Menſchen zu Teufeln und Götzen aus Holz, Stein, Erz und bemalter Leinwand zu Heiligen gemacht. Ich aber ſage euch: Holz, Erz, Stein, Leinwand können den Menſchen nicht heiligen, ſondern es iſt der Menſch allein, der ſie heiligen kann. Deshalb ſollt ihr zu heiligen Menſchen Gottes werden.

Ihr aber ſeid die Tempel Gottes, Tempel, die da wandeln und erfüllt ſind von Gottes Geiſt. Andere Tempel, Tempel aus Stein und Erz, Tempel mit Türmen, in denen erzene Glocken hängen, gibt es nicht. Gottes Mund iſt nicht von Eiſen, und ſeine Zunge iſt nicht ein Glockenklöppel aus Erz. Wer hätte Gott einen eiſernen Mund gemacht, und wer hätte ihm eine eiſerne Zunge gegeben? Oder iſt er ein klingendes Erz, oder eine tönende Schelle? Nein! Gott iſt der Geiſt! und wir wiſſen, daß er allein der Geiſt der Weisheit und des Verſtandes, der Geiſt der Wahrheit und der Erkenntnis und daß er der Geiſt der Liebe iſt.

Ein Menſch mag des anderen Diener ſein, aber er ſoll nicht Gottes Diener ſein. Die da Talare tragen, von den Kanzeln predigen, Gnaden verkaufen, unwirſch zuteilen und vorſchneiden und ſich Diener und Knechte Gottes heißen, ſind in Wahrheit Knechte und Diener von Satanas. Knechte und Diener hat nur Satanas. Gott aber kennt keine Knechte

und Diener. Viel eher iſt Gott ein Diener der Menſchen, als daß er die Menſchen zu Dienern erniedrigen möchte. Ich ſage euch: Gott erhöhet die Menſchen, ſie wären denn gottlos, und wo jemand erniedrigt iſt vor Gott, den hat allein der Teufel erniedrigt. Ich aber, der ich von den Menſchen erniedrigt werde, bin erhöhet vom Vater, der ſich in mir erhöhet hat.

Tretet doch in die Kirchen, wo ſie mit ſchwieligen und verkrüppelten Seelen Totenknöchel und den Leichnam deſſen anbeten, den Satan getötet hat, ſtatt daß ſie Engel und Gefäße des Geiſtes ſelber ſind. Womit wollen ſie Gott dienen, außer mit Gott? Was können ſie Gott aus der Armut ihrer Knechtſchaft darbieten? Meinen ſie, daß er ein Vater von geprügelten Hunden, winſelnden und gefeſſelten Knechten zu ſein begehrt, deſſen Füße mit Wolluſt auf ihren Nacken herumſtampfen? Wahrlich, ich ſehe die Zeit, wo eure Kirchen, eure Kanzeln und Richterſtühle, eure Altäre, wo ſie den Menſchen Greuel zu eſſen gaben, werden unter den Boden geſunken ſein, der ewig grünen wird von dem freien Wandel und unter den Füßen der Kinder Gottes."

Man ſieht, wie dieſem neuen Meſſias die ſchriftliche Überlieferung der Worte des erſten, echten Meſſias mit eigenen Zuſätzen kaleidoſkopiſch durcheinander ging, und wie er immer die gleichen Gedanken zu neuen Gruppierungen in ſich umwälzte. Freilich ſchien es, ſo wie alle dieſe Worte laut wurden, daß ein Zwang, eine innere Gewalt hier wirkſam war, die alles von innen, wie mit dem Hauche der erſten Schöpfung hervorbrachte, und jedenfalls lag für die Zuhörer ein kühner und erneuernder, wenn auch weit mehr berauſchender und entzückender, als klärender Sinn darin.

„Was ſagen Sie zu der Äußerung Quints von den Apoſteln, die nach ihm gekommen ſind?" fragte, als die jungen Leute ſpäter allein waren, Benjamin Glaſer mit einer gewiſſen eigentümlichen Spannung Dominik. Dieſer antwortete:

„Wenn Sie eine rationaliſtiſche Antwort ſuchen, ſo bin ich dafür nicht der rechte Mann. Dazu hat mich dieſe Erſcheinung zu ſehr verzaubert. Novalis ſagt: alle Bezauberung geſchieht durch partielle Identifikation mit dem Bezauberten, und ich, der Bezauberte, bin mit dieſem Zauberer identifiziert. Ich verſtehe, ich kenne, ich fühle ihn allenthalben. Er hat mich gezwungen, jede Sache ſo zu ſehen, zu glauben, zu fühlen, wie er will. Und hat er nicht über alle ſeine Begleiter, Sie und Herrn Simon ausgenommen, eine ähnliche Macht, als über mich?

Ich will Ihnen einen kurzen Dialog, wiederum von Novalis, ſagen, der Ihnen ſtatt aller Antwort auf Ihre Frage dienen ſoll. Ich glaube, ein Leben ohne Magie kann nur von oberflächlichen Denkern gedacht werden. Ich bin gewiß nicht erſt vor achtzehn Jahren, durch den Zufall meiner Geburt, in das Univerſum hineingeraten.“

Dominik ſchloß: „So lautet das Zwiegeſpräch:

‚Wer hat dir von mir geſagt?‘ fragte der Pilgrim. ‚Unſere Mutter.‘ — ‚Wer iſt deine Mutter?‘ ‚Die Mutter Gottes.‘ ‚Seit wann biſt du hier?‘ ‚Seitdem ich aus dem Grabe gekommen bin.‘ ‚Warſt du ſchon einmal geſtorben?‘ ‚Wie könnt’ ich denn leben?‘“

Glaſer fragte: „So glauben Sie alſo an die ewige Wiederkunft?“

„Ich wüßte nicht, was es mehr für ſich hätte, nicht daran zu glauben. Iſt es weniger ein Wunder, daß ich zum erſten Male geboren bin? Und ſehen wir nicht, wie in unſerem engen Bereich ſich alles unerſchöpflich erneuert? Und gibt es außerhalb dieſes engen Bereichs, das unſer ſchwaches Bewußtſein beleuchtet, nicht das Bereich der Ewigkeit und der Unendlichkeit?“

Inzwiſchen war die Polizei auf das Treiben im Grünen Baum aufmerkſam geworden und hatte mehrere Schutzleute abgeordnet, die bei den Nachbarn und auch ge-

radezu bei dem Wirt Informationen, wie man es nennt, einziehen ſollten. Der Wirt und Schlächtermeiſter begünſtigte Quint, weil in ſeinem Laden, ſeit er im Hauſe war, mehr rohe Beefſteaks und Würſte aus Pferdefleiſch und in ſeiner Gaſtſtube mehr Bier und andere Getränke verkauft wurden. Er traktierte den Schutzmann, der in einem guten Verhältnis zu ihm ſtand, und gab die Verſicherung, man habe es in Quint und ſeinen Anhängern mit harmloſen Muckern zu tun, Betbrüdern, von denen gewiß nichts zu fürchten war.

Thereſe Katzmarek und Martha Schubert hatten Emanuels Spur entdeckt, waren ihm nachgefolgt und hatten in nahe gelegenen Fabriken Arbeit gefunden. Natürlich benutzten ſie jede Gelegenheit, um in der Nähe ihres Abgotts zu ſein. Der Wirt erklärte, die Weibsvölker kämen nur meiſt gegen Abend zur Betſtunde, und wirklich hielten die Jünger Quints täglich mehrmals, auch hier, in einem hinteren Zimmer des Gaſthauſes Betſtunde ab. In dieſen Verſammlungen, denen Emanuel ſelbſt nicht beiwohnte, ging es nach dem Zeugnis des Wirtes überaus ordentlich und geſittet zu. Er machte zum Lobe dieſer Zuſammenkünfte geltend, daß eines Abends ein großer Stein von Sozialdemokraten, die aus einer Verſammlung gekommen wären, durch die Scheiben in das Zimmer geworfen worden ſei, weil der Geſang eines Kirchenliedes ſie empört habe. Der Freund und Schutzmann bewies indeſſen, bei allem Hunger und Durſt, den er entwickelte, im Ausfragen eine gewiſſe Zähigkeit und wollte nicht nur über Dominik, ſondern auch über Hedwig Krauſe, Benjamin Glaſer und Kurt Simon, ſowie über alle andren Beſucher Beſcheid wiſſen. So wagte der Wirt ihm nicht zu verſchweigen, wie auch der Agitator Kurowski eines Tages unter dieſen Beſuchern geweſen war.

Was die Leute, die Quint noch immer täglich heimſuchten, eigentlich von ihm wollten, wußten der Wirt und die Frau des Wirtes nicht. Sie hatte gelauſcht, natürlich nur zufällig,

weil ihre Plättkammer neben dem Zimmerchen Quints gelegen war, und konnte versichern, irgend etwas Ungehöriges wäre jedenfalls niemals vorgekommen, auch dann nicht, wenn schlechte Weibsbilder von der Straße ihn besucht hätten. Es seien auch solche Mädchen gekommen, denen man wohl hätte anmerken können, daß sie Freuden entgegensahen und in der Verzweiflung Hilfe von ihm zu erlangen gehofft hätten. Aber er habe auch hier weder jemals ein Medikament verabreicht, noch etwas Verdächtiges getan. So sei denn auch die eine etwa durch seine Worte getröstet, die andere enttäuscht davongegangen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Nach einiger Zeit fand im Musenhain jener vielbesprochene Abend statt, der den Kreis der dort Vereinigten sprengte und die Besuche in dem schlimmen Lokal zum Abschluß brachte.

Hedwig Krause war erschienen, aber nicht in Schwesterntracht, und hatte, gleichsam zum Schutz, den in persönlich moralischen Dingen äußerst braven und gediegenen Doktor Hülsebusch mitgebracht. Dieser nun wieder hatte schon längst den Wunsch gehabt, das Treiben um Quint, wie es sich in dieser verrufenen Umgebung abspielte, aus der Nähe zu beobachten. Es war damals nicht ganz ohne Gefahr, den Sitzungen solcher Konventikel beizuwohnen, da man überall geheimbündlerische Tendenzen witterte, denen ein gewisses Ausnahmegesetz, das in jenen Zeiten in Kraft war, mit drakonischer Strenge zu Leibe ging. Aber gerade diese Strenge bewirkte einen zähen und fanatischen Widerstand und trug dazu bei, daß sich in vielen guten, jugendlichen Köpfen kühne und revolutionäre Ideen in Menge bildeten. Man rechnete allen Ernstes mit einem gewaltigen, allgemeinen gesellschaft-

lichen Zuſammenbruch, der ſpäteſtens um das Jahr neunzehnhundert eintreten und die Welt erneuern ſollte. Wie die armen ländlichen Profeſſioniſten, die den Spuren des Narren gefolgt waren, auf das Tauſendjährige Reich und auf das neue Zion hofften, ſo und nicht anders hofften die ſozialiſtiſchen Kreiſe, und diejenigen jugendlichen Intelligenzen, die ihrer Geſinnung nahe ſtanden, auf die Verwirklichung des ſozialiſtiſchen, ſozialen und alſo idealen Zukunftsſtaats.

Über vielen Tiſchen politiſierender Volkskreiſe ſchwebte damals, verquickt mit dem Bier- und Zigarrendunſt, gleich einer bunten, narkotiſchen Wolke, die Utopie. Was bei dem einen dieſen, bei dem andern jenen Namen hatte, war im Grunde aus der gleichen Kraft und Sehnſucht der Seele nach Erlöſung, Reinheit, Befreiung, Glück und überhaupt nach Vollkommenheit hervorgegangen: das gleiche nannten dieſe Sozialſtaat, andere Freiheit, wieder andere Paradies, Tauſendjähriges Reich oder Himmelreich. Dieſe ſich immer neu erzeugende Wolke des Zukunftsſtaates oder Zukunftsreichs war auch über den Köpfen der Geſellſchaft im Muſenhain ſtets gegenwärtig.

Dominik ſaß zur Linken, Hedwig Krauſe zur Rechten Quints, und die Eltern des Mädchens würden nicht wenig erſchrocken geweſen ſein, ihre Tochter in ſolcher Umgebung zu ſehen. Übrigens war der Leiter ihres Krankenhauſes ein berühmter mediziniſcher Forſcher und Arzt, der liberale Anſichten hatte und ſogar, über Doktor Hülſebuſch und Schweſter Hedwig hinweg, ſelbſt ein Intereſſe an Quinten nahm. Sein Haus vor der Stadt war ein in Deutſchland bekannter, geſellſchaftlicher Mittelpunkt. Er liebte Muſik, er unterhielt mit den meiſten bedeutenden Geiſtern der Nation, im Gebiete der Literatur und Kunſt, Beziehungen. Kinderlos und bemittelt unterſtützte die Gattin junge begabte Menſchen, Künſtler und Künſtlerinnen, und ein gewiſſer junger Maler, Bernhard Kurz, wurde von Profeſſor Mendel und ſeiner Gattin wie ein eigener Sohn gehalten.

Da nun Hedwig Krauſe zuweilen in die Familie ihres Chef-Arztes gezogen worden war und Bernhard Kurz, den ſie von dorther kannte, ebenfalls, nicht weit von ihr, in der Tafelrunde dieſer ſchlechten Spelunke ſaß und überdies Mendel ſelbſt einmal zu ihr geſagt hatte: eine Perſon, wie Sie, Schweſter Hedwig, kann und ſoll ohne Schaden überall hingehen! ſo fühlte ſie bald die Unſicherheit und das Unbehagen, das ſie beim Eintritt befallen hatte, nachlaſſen.

Sie war überdies nicht die einzige Frau in dieſem Kreis. Ihr gegenüber ſaß, neben einem nicht ſehr großen, einem ruſſiſchen Bauern ähnelnden Menſchen, ein junges Weib, das immer wieder ſchmachtend und abhängig nach den kleinen, unter Bart, Haupt- und Wimpernhaar faſt verborgenen, blöde zwinkernden Schweinsäuglein ihres Nachbars hinblickte. Dieſer Nachbar, der ein faſt immer ſubſiſtenz- und obdachloſer Dichter war, zog zuweilen ein Blättchen heraus, auf das er mit Bleiſtift Notizen machte. Sein Name war Peter Hullenkamp und der ſeiner Freundin Annette von Rhyn.

Peter Hullenkamp, mit Bettfedern im verwahrloſten Haar und dem langen kaftanartigen Paletot, den er deshalb nicht auszog, weil er ihn direkt auf dem Hemde trug, war eigentlich eine Apoſtelgeſtalt. Kurt Simon erſchien er wie ein Waldbruder. Dem jungen Dominik wie ein zyniſcher Philoſoph des Altertums. In Wirklichkeit war er ein zeitfremder Menſch, hinter deſſen ſteiler, gewaltiger Stirn ſich eine ferne Zukunft und eine ferne Vergangenheit in ein ewig gärendes Märchen zuſammenbildete. Auch Annette von Rhyn, die überall neben ihm herlief, wie Antigone neben dem blinden Ödipus, war vollkommen durch ihn und er durch ſie in dieſes brodelnde Märchen eingeſchloſſen. Sie nannte ihn abwechſelnd einen König von Taprobane, einen Kaiſer der ſieben ſchwimmenden Silberinſeln, einen Aufſeher der hängenden Gärten der Semiramis. Vier Wochen lang nannte ſie ihn den Herzog von Ophir, die nächſten vier Wochen lang war er ihr Harun

al Raſchid, der Kalif, und ſie lebte mit ihm, indem ſie ihm ſeine Flöhe abſuchte, an den mit Früchten, Gewürzen und Getränken überlaſteten Tiſchen in den Paläſten und bedient von den vielen hundert Sklaven ihrer Einbildung.

Außer Hedwig Krauſe und Annette von Rhyn hatte, die Kellnerinnen natürlich ausgenommen, noch eine dritte Frau, Joſefa Schweglin, eine ruſſiſch-polniſche Studentin aus der Schweiz, den Mut gehabt, ſich in das Bereich der berüchtigten Kneipe und in das Bereich des Narren vom Grünen Baum, wie Quint hier genannt wurde, hinabzuwagen. Dieſes Mädchen, das mit jenen Kreiſen Fühlung hatte, die Turgenjeff die nihiliſtiſchen nennt, war erfüllt mit eigenen Ideen und hatte, außer einer großen Befähigung und Leidenſchaft für die Mathematik, eine noch ſtärkere Leidenſchaft für alles, was in der Seele des niederen Volkes nach Freiheit, Erlöſung und Leben rang. Auch ihre Parole war: Alles mit dem Volk, für das Volk, durch das Volk, obgleich ſie aus einem hochmütig-adelsſtolzen Hauſe ſtammte und, wie viele ihrer ruſſiſchen und polniſchen Mitſchweſtern, mit ſeidenen Kleidern, Equipagen, Dienern und Gouvernanten aufgewachſen war.

In dieſem Kreiſe geiſtvoller und gebildeter Leute, wie überhaupt unter den Eindrücken der großen Stadt, waren die ſieben ländlichen Anhänger Quints etwas ſchüchtern und kleinlaut geworden. Aber ſie hielten mit Augen, in denen die myſtiſche Flamme flackerte, ihren mit leidenſchaftlichen Opfern erkauften Meſſias feſtgepackt — und es war ein Bann, den er ſpüren mußte und mit dem auf keine Weiſe zu ſpaßen war, ebenſowenig, als man ihm ſo und ſo zu entrinnen hoffen konnte. Dieſe einfachen Männer mochten beſcheiden und ſchüchtern ſein, aber ſie ließen ſich im Grunde keinen Pfennig von dem, was ſie von Quint glaubten fordern zu dürfen, abhandeln. Wehe aber, wenn er etwa eines Tages als eine Art Zechpreller vor ihnen ſtünde.

In Wahrheit hatte Emanuel für ſein Teil mit dem Leben abgeſchloſſen und eben darum eine volle Empfindung der

Unabhängigkeit, der Freiheit erlangt. Aber er fühlte recht wohl, wie das Leben hier in der Stadt ihn mit tausend neuen Organen umklammern wollte. Während er zwar die Gleichgültigkeit und den Haß der großen Masse deutlich empfand, fühlte er doch auch immer mehr Augen mit spannungsvoller Erwartung auf sich gerichtet und wußte, daß sie, ohne eine Art endlicher, übernatürlicher Offenbarung, nicht wohl würden zu befriedigen sein. Es gab auf seinem Wege hier mitunter für ihn weder ein Vorwärts noch Zurück. Oft dachte er, aus dem Boot, wenn er allein auf der Oder schwamm, in den Fluß zu verschwinden. Aber er hoffte und harrte, beinahe mit heißer Sehnsucht, auf eine ahnungsvoll vorausgefühlte, andere Todesart, die er aus dem Unbekannten heraus bestimmt erwartete. Immer wieder ward er enttäuscht, wenn sie der Abend nicht gebracht hatte und die Sonne eines neuen Tages wiederum in sein Fenster schien.

Während also die buntgewürfelte Tafelrunde, und mancher außerhalb der Tafelrunde, der Entpuppung des unerklärlichen Menschen, wie einer Erlösung entgegensah, stiegen in diesem immer stärkere Wellen empor, die dem Tod durch Fügung des Schicksals, wie einer Erlösung entgegenfluteten.

Dominik hatte zu seiner Geliebten, Elise Schuhbrich, gesagt, Quint sei ein Mensch, der in einer erhabenen, innerlichen Größe über das Erdreich wandele. Die ganze Person erhebe sich bis in das Göttliche hoch hinaus, während er kaum mit den Füßen in der platten Gemeinheit ihrer niedren Umgebung stünde. In der Tat hatte Emanuel Wallungen überirdischer Größe und Erhabenheit. Er sagte selbst wiederholt zu Dominik, wie er sich allbereits dem Unsichtbaren überall näher verbunden fühle als dem Sichtbaren. Der Weber Schubert meinte, daß er schon halb im Himmel sei.

Im ganzen war seine Stellung in der Tafelrunde, wo die Jünger ihn anhimmelten, der Professor ihn für ein gutes Modell und sonst für einen sensationellen Narren nahm,

wo dieſer junge Künſtler ihn für ein Genie gelten laſſen wollte, der andere ihn für einen von Schwachſinn Geſchlagenen hielt, mehr lächerlich als beneidenswert. Beſonders da zwar ein jeder von dem ſtarken Eindruck ſeiner Perſönlichkeit getroffen, aber doch im letzten Winkel der Seele nicht ſicher war, ob er es mit einem reinen und gutgläubigen Toren oder mit einem bewußten, abgefeimten Betrüger zu tun hatte. Die aber, ohne im Sinne des Köhlerglaubens gläubig zu ſein, mit ſtarker Verehrung dem einzigartigen Weſen Quints ergeben waren, und zwar nicht ohne eine gewiſſe, myſtiſche Gläubigkeit, waren: die ruſſiſche Polin, der haarbuſchige Dichter Peter Hullenkamp, Kurt Simon, Benjamin Glaſer und vor allem Hedwig Krauſe, Eliſe Schuhbrich und Dominik.

Als die Geſellſchaft, zahlreicher als an jedem früheren Abend, eine Weile über alltägliche Dinge plaudernd beiſammen war, fing man bereits an den übrigen Tiſchen und Räumen des Lokales an, ſich über ſie aufzuhalten. Nach einiger Zeit fand eine Genoſſenſchaft halb betrunkener Kommis es für angebracht, halblaut das fromme Lied „Ach bleib mit deiner Gnade!“ unterbrochen von „Du biſt verrückt, mein Kind, du mußt nach Berlin!“ anzuſtimmen.

Es war in der kleinen Gaſſe kein ſtarker Wagenverkehr, dennoch hörte man durch die Fenſter, die außen mit Läden verſchloſſen waren, durch das Geklapper der Bierſeidel und das Geträller der Kellnerinnen, den dumpfen Rumor einer großen Stadt. Der blonde, verſtandestüchtige Doktor Hülſebuſch, der ſich eigentlich vorgenommen hatte, dem Idol Schweſter Hedwigs einmal gründlich den Puls oder auf den Zahn zu fühlen, erörterte, während die übrigen in einzelnen Gruppen andere Fragen behandelten, mit Dominik das Für und Wider der Viviſektion. Dominik machte ſtarke Einwände, während Hülſebuſch alle entſetzlichen Folterqualen, die man den Tieren im Dienſte der Forſchung auferlegte, im Intereſſe

der Menschheit für notwendig hielt. Dominik meinte: Schuld zeuge Schuld, und wenn es auch nur das Verbrechen am Tiere wäre, so hätte im Grunde die Menschheit nur den Fluch, der in allem Verbrechen liege, davon. Übrigens hätte die Menschheit bereits einen so großen Erkenntnisschatz, daß sie ihn gegen die Summe des massenhaften, brutalen Unsinns, der die Welt beherrsche und der von einer niedrigen und beschränkten Selbstsucht getragen sei, nur durchzusetzen brauche, um von dem größten Teil der Übel, denen sie jetzt mit falschen Mitteln zu Leibe gehe, befreit zu sein. „Sie wenden sich also gegen das Recht der freien Forschung!" sagte Hülsebusch: während mehrere Male das Wort „Gemeinheit" über den Tisch herübergeflogen kam, das der Professor ausgesprochen hatte und das sich auf Vivisektion bezog. „Wenn Sie das Recht der freien Forschung unterbinden, meine Herren," rief Doktor Hülsebusch, „wie wollen Sie denn jemals zu erträglichen allgemeinen Zuständen kommen?" „Die Wissenschaft!" rief ein Herr vom Nebentisch ... „die Wissenschaft hat uns zurückgebracht!" „Ein solches Wort kann nur jemand aussprechen, der von Wissenschaft eine ebensogroße Ahnung wie ein Droschkenpferd von Klavierspiel hat!" entgegnete Doktor Hülsebusch. Der fremde, starke Herr vom Nebentisch, der schon erheblich getunken hatte, trat darauf an die Gesellschaft heran und fing an, von einem gewissen Leiden zu klagen, das er nicht näher bezeichnen wollte und das seit vier Jahren, unter den Händen von mindestens fünfzehn Ärzten, nur schlimmer und schlimmer geworden sei. „Solche Leute wie Sie", rief Hülsebusch, „die sich mit ihrem Leiden nach vier Jahren noch immer in solcher Umgebung herumtreiben, könnte nicht einmal Gott selber gesund machen. Wir lernen nach und nach," fuhr er fort, „mittels der Wissenschaft die Natur beherrschen!" „Lernten wir uns doch erst selbst beherrschen," sagte Dominik. „Was wollen Sie denn mit aller Ihrer Selbstbeherrschung anfangen?" fragte Hülsebusch, „gegen solche furchtbare Feinde der Menschheit wie Cholera,

Blattern, Lues und Tuberkuloſe, lieber Freund? Da müſſen doch eben wir Ärzte heran.“ „Gute Luft, Bewegung, Sonne, Seife,“ warf Benjamin Glaſer ein, „iſt meiner Anſicht nach das ganze ärztliche Evangelium.“

Jetzt redete Quint, und in dem Kreiſe der gebildeten Leute erregte die veraltete und dabei bibliſche Form ſeines Denkens eine mitleidsvolle Betretenheit, die ſich in einem zwiefach höflichen Aufhorchen ausdrückte.

„Der Satan,“ ſagte Quint mit einer bald hohlen, bald leiſe klingenden Stimme, „iſt der Feind und Mörder von Anbeginn. Wer aber ein Leib und ein Geiſt iſt mit Gott, hat das ewige Leben. Der Satan allein brachte Krankheit und Tod in die Menſchenwelt. Des Satans Fluch, unter dem wir leben, heißt Feindſchaft, Haß, Selbſtſucht, Geſetz und ewig ſich wiederzeugende Sünde durch das Geſetz. Kann jemand meinen, daß Krankheit etwas anderes als Sünde iſt? Der Teufel war des Geſetzes Anfang, und des Geſetzes und alſo der Sünde und alſo der Krankheit Ende wird Chriſtus ſein.“

Eliſe Schuhbrich hatte ihre beiden Arme ungeniert, hinter dem Stuhle Dominiks ſtehend, über ſeine Schultern gelegt und er hielt ihre Hände in den ſeinen, während ſie mit einem ernſten, etwas müden Geſichtchen, unter ſchweren, blonden Flechten andachtsvoll auf Quinten herabblickte. Auch ihr Geliebter blickte auf Quint. Als dieſer ſchwieg, trat eben der Agitator Kurowski grüßend von der Straße herein und hing ſeinen Überrock an den Kleiderſtänder, nahm dann ein Spiegelchen, kämmte ſich, beſtellte Bier, faßte die Kellnerin unter das Kinn und hatte dann ſchließlich zwiſchen Kurt Simon und der ruſſiſchen Polin Platz gefunden.

„Gut!“ ſagte Hülſebuſch, ohne merken zu laſſen, daß er es ſeiner Meinung nach, mit einem Irren zu tun hatte, zu Emanuel Quint. „Gut! Aber das können wir doch nicht den Kranken ſagen, die zu uns kommen und fordern, daß man ſie geſund machen ſoll.

Ich ſage Ihnen übrigens offen: ich bin ein Gegner des

Christentums. Ich bin mit Goethe, Schiller und unseren größten Philosophen der Ansicht, es ist durch die christliche Lehre ein lebensfeindliches Element in die europäische Menschheit gekommen. Das Christentum hat zum Beispiel mit der Verdammung, Entheiligung und Entwürdigung des Geschlechtslebens allein schon maßloses Unheil angerichtet. Es hat den Vorgang der Liebe der Geschlechter, aus dem die neuen Menschen hervorgehen, auf eine Stufe mit den Vorgängen in einer Latrine oder Kloake gebracht. Ja sogar auf eine noch tiefere Stufe. Ich betrachte das Christentum noch immer überhaupt als den wahren Krebsschaden unserer gesamten menschlichen Zustände."

Ein Murmeln ging durch den Jüngerkreis, aber Anton Scharf, der mit stotternden Worten dreinfahren wollte, ward durch einen Wink seines Meisters zum Schweigen gebracht.

Dann sagte Quint:

„Es ging ein Sämann aus zu säen seinen Samen, und indem er säete, fiel etliches an den Weg und ward zertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf den Fels, und da es aufging, verdorrete es, darum, daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten unter die Dornen, und die Dornen gingen mit auf und erstickten es. Und etliches fiel auf ein gutes Land. Da es aber aufgehen wollte, kam der Feind des Nachts und säete Unkraut darunter aus. Und es war am Tage der Ernte kein gutes Jahr und nach Frost und Hitze, nach Meltau und Hagelschlag, waren wenige Körnchen Weizens übriggeblieben."

„Er könnte sich gut etwas deutlicher ausdrücken," bemerkte Weißländer zynisch, „ohne seiner Stimme Zwang anzutun." Josefa Schweglin aber, die mit Bewußtsein die gleiche Anrede wie die Jünger brauchte, sagte: „Sie meinen also, Meister, daß unser heutiges Christentum Fels, Weg, Dornen, Hagel, Brand, Meltau, kurz alles andere, nur nicht der ursprüngliche Weizen des Sämanns ist. Nun gut! Aber ist überhaupt auch nur ein Körnchen des alten Weizens übriggeblieben?"

„Was müßte geſchehen, wenn ein Körnchen des alten Weizens übriggeblieben wäre?“ fragte, ſtatt zu antworten, Quint.

„Es müßte in gute Erde gelegt werden.“

„Es ſei denn, daß ein Weizenkorn in die Erde falle und erſterbe, anders bleibt es allein und trägt keine Frucht,“ fuhr Quint fort. „Du haſt recht geredet!“

„Demnach, wenn wir Sie richtig verſtanden haben, ſind Sie im Sinne des heute herrſchenden, römiſch-katholiſchen, griechiſch-katholiſchen oder proteſtantiſchen Chriſtentums,“ bemerkte Kurowski, „durchaus kein Chriſt?“

„Ich bin die Auferſtehung und das Leben!“ ſagte Quint.

Dieſe letzte Bemerkung bewirkte eine allgemeine Bewegung unter den Anweſenden. Keiner von ihnen hätte eigentlich ſagen können, welcher Art die Wirkung war, die ſie ausübte. Wenn der eine ſich in ſeinem chriſtlich-religiöſen Gefühl, deſſen doch jeder, wenn auch zurückgedrängt, noch genug beſaß, verletzt fühlte, der andere beleidigt, der dritte erſchrocken war, der vierte und fünfte mit lauernder Spannung weiteren Offenbarungen des Tollhauskandidaten entgegenpaßte, ſo hatten doch alle zugleich, ſelbſt Doktor Hülſebuſch, einen unerklärlichen, tiefen Schauder gefühlt. Jedes Auge war auf dieſen feſt in ſeinem Wahne begründeten, neuen Meſſias gerichtet, ſelbſt von dem vorausgeſetzten falſchen Schein wie von etwas Übernatürlichem angezogen. Nie hatte man mit ſo leidenſchaftlicher, faſt quälender Gier hinter das Geheimnis eines Geiſtes zu dringen begehrt.

„Ich ſage euch aber, das Geheimnis des Reiches, das Senfkorn im Acker der Menſchheit heißt Selbſtloſigkeit!“ Und Quint unterließ nicht, wieder gewiſſe entſcheidende Sätze der Bergpredigt wie: „Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch beleidigen und verfolgen!“ hinzuzuſetzen.

„Iſt wirklich die Befolgung jener Sätze und der Umfang der heute geübten Selbſtloſigkeit gleich dem Umfang des

Reiches Gottes auf Erden, so muß man allerdings sagen, daß es noch immer nicht größer als ein Senfkorn ist," sagte Fräulein Schweglin.

Doktor Hülsebusch aber rief: „Die Entwicklung, ein menschlicher Staat, die Kultur überhaupt, ist nicht zu gründen auf Selbstlosigkeit. Kampf, Selbstsucht bleiben die mächtigsten Triebfedern. Das Christentum hat es darum auch in zweitausend Jahren mit dieser falschen Tendenz nur zu einer ungeheuren Heuchelei, zu einem ungeheuren Fiasko gebracht. Die Welt wird überall von Selbstsucht getragen, die Nationen werden durch Selbstsucht aufrechterhalten, von Selbstsucht werden alle großen und kleinen Handlungen der Menschen untereinander diktiert und inspiriert. Die Kirche übt die Herrschaft in Gott und fordert dafür die Knechtschaft in Gott. Die Herren wollen sich gegen die Herren und gegen die Knechte, die Knechte gegen die Knechte und gegen die Herren durchsetzen. Da ist nicht einer in den wilden Interessenkämpfen unserer Zeit, der nicht seine eigene Festung ist. Soll er nun also selbstlos sein und sogleich seine Festung schleifen lassen? Das allersterilste Prinzip, das es geben kann, behaupte ich, ist die Selbstlosigkeit: denn wer sie wirklich und mit ganzer Folgerichtigkeit wahr machen will, der müßte, um den Frieden um jeden Preis durchzusetzen, vom Schauplatz oder vom Kampfplatz abtreten, der müßte freiwillig aus dem Leben gehen. Damit würde, horribile dictu, Selbstmord die echte christliche Forderung, die eigentlich letzte Folge der Lehre sein."

„Töte die Selbstsucht und wenn es nicht anders sein kann," sagte Quint, „so töte dich selbst. Und wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben nicht lieb hat, der wird es gewinnen, sage ich euch."

Nun ereignete sich ein Zwischenfall. Benjamin Glaser, der möglicherweise ein wenig zu hastig getrunken und bisher, den Kopf in die Hand gestützt, keinen Blick von Quinten

verwendet hatte, schien plötzlich durch Wort und Anblick des Narren vom Grünen Baum widerstandslos, gleichsam in einen Strudel hineingezogen zu sein. Er sprang auf und sagte mit fester, lauter und bebender Stimme: „Meister, was soll ich tun, um deiner würdig und des ewigen Lebens, von dem du sprichst, teilhaftig zu sein?“

Kurt Simon versuchte Benjamin, während er leise und eindringlich redend seine Erregung beschwichtigen wollte, auf den Stuhl niederzuziehen. Der Professor sagte: „Wir sind aufgeklärte Leute und Künstler, hysterische Weibspersonen sind wir nicht!“ „Machen Sie doch um Gotteswillen keine Geschichten,“ sagte Bernhard Kurz, „wir werden ja im höchsten Grade lächerlich! Die Leute werden ja aufmerksam!“ „Das geht weiß Gott etwas weit,“ sagte Weißländer. „Sollen wir uns denn hier von einem Primaner, einem durchgefallenen Abiturienten“ — gemeint war Dominik — „und einem Fuchs im ersten Semester unsterblich blamieren lassen?“

Inmitten dieses Durcheinanders von Worten erhob sich jetzt feierlich die Apostelgestalt Peter Hullenkamps. „Ich sage euch,“ rief er, „laßt ihn reden. Ihr seid ein banales, plattes, flaches, gottverlassenes Geschlecht, das von dem wahren Geiste des Christentums keine Ahnung hat. Trinkt euer Bier und raucht eure Giftstangen, aber spuckt nicht den Unrat eurer Seelen aus, wenn eine Raupe, die verpuppt im Staube gelegen hat, zum erstenmal ihre Schmetterlingsflügel ausbreitet. Weiter,“ wandte er sich an Benjamin Glaser, indem er einen ihm dargebotenen Schnaps bis zur Neige trank, „immer vorwärts, junger Idealist! Weiter, lassen Sie sich nicht abschrecken!“

Die Worte des Dichters, verbunden mit dem Trunk, den er tat, lösten unwiderstehlich das allgemeinste Gelächter aus.

Benjamin hatte inzwischen, bleichen Antlitzes, dagestanden, von allen Einsprüchen unberührt. Jetzt sagte er: „Wovon sollte ich mich wohl einschüchtern lassen? Ich denke doch,

daß, ſofern man ſich in einem Erlebnis wie dem unſern befindet und einem über das Leben hinaus entſcheidenden Augenblick nahe fühlt, alles andere geringfügig iſt.“ Benjamin ſchwieg und ſuchte nach Worten, da ſprang Dominik auf und umarmte ihn, „Jawohl,“ rief er alsdann mit lauter Stimme, „ich bin ein durchgefallener Abiturient! Aber dürfen vielleicht Primaner oder durchgefallene Abiturienten, die dem Leben, weil es ſie anekelt, hoffnungslos gegenüberſtehen, nicht Gottſucher ſein?“ „Machen Sie lieber,“ ſchrie Hülſebuſch, „phyſikaliſche und chemiſche Experimente und ſuchen Sie herauszukriegen, durch welches Verfahren aus der anorganiſchen Natur das Eiweiß zu ziehen iſt. Wir müſſen lernen, aus Steinen Brot machen. Dann wird die berühmte ſoziale Frage gelöſt und Sie werden ein wirklicher Wohltäter der Menſchheit ſein.“ „Brot?“ fragte Dominik mit Achſelzucken und im Ton der Geringſchätzung. „Euer wiſſenſchaftliches Brot iſt mir zu trocken. Wenn Sie wenigſtens Manna geſagt hätten.“ Kurowski rief: „Unbedingt hat der Doktor recht; denn entweder iſt Gott überhaupt nicht zu finden, trotzdem er von tauſend und abertauſend verſunkenen Menſchengeſchlechtern geſucht worden iſt, oder aber er iſt gefunden, und dann, muß ich ſagen, lohnt es des Suchens nicht. Was nützt mir ein Gott, dem nach hunderttauſend Jahren Nachdenkens die Löſung der ſozialen Frage noch nicht gelungen iſt, oder der ſich für ſie nicht intereſſiert!“

Alle ſprachen jetzt durcheinander, ſo daß in dem Lärm der Stimmen etwas Zuſammenhängendes kaum noch zu unterſcheiden war. Der ſtarke Herr, der vorhin über die Ärzte geklagt hatte, wiederholte fortwährend: „Selbſtloſigkeit? Das wäre doch eine höchſt dürre Moral!“ „Ich ſcheue mich nicht zu ſagen, meine Herrſchaften,“ ſagte ein Individuum, das herangetreten war und eine ſchlechte Zigarre, wie aus Höflichkeit, zwiſchen zwei Fingern in die Höhe hielt ... „ich ſcheue mich nicht, zu ſagen, ich bin ein Sünder und in gewiſſer Beziehung gläubig. Jeſus iſt für mich weit mehr als

ein bedeutender Mensch gewesen. Ich bin ein Sünder, ich hoffe auf Sündenvergebung und hoffe auf die ewige Seligkeit, die uns der Heiland versprochen hat. Das aber muß ich Ihnen versichern, wäre sein Himmel nur Selbstlosigkeit, dann, ja dann wäre Jesus der größte Betrüger gewesen, der je gelebt hätte. Selbstverständlich ist er das nicht."

Weißländer, der sich mit einer der Kellnerinnen für eine Weile zurückgezogen hatte und wiederkam, hatte Ränder unter den Augen. Er rief nach Bier, er schlug auf den Tisch. Er rief, daß es eine Gemeinheit wäre, das Heilige so in den Schmutz zu ziehen. „Ich halte mich aber durchaus, auch in dieser Umgebung, nicht für schmutzig", sagte gelassen und eine Zigarette drehend der Maler Kurz. „Es müßte Ihnen doch auch bekannt sein, daß der Gründer der christlichen Religion kein Salonlöwe gewesen ist. Seine Jünger sind ganz gewöhnliche Fischersleutchen und andere Professionisten gewesen. Ich bin durchaus nicht sehr bibelfest, aber es ist mir, als ob ich gelesen hätte: Christus nimmt die Sünder an, oder so, und isset mit ihnen. So oder ähnlich, ich weiß es nicht." „Es ist vielleicht dem Herrn nicht bekannt," äußerte er mit Bezug auf das Toben Weißländers, „wie die ersten christlichen Gemeinden von den sogenannten Heiden Versammlungen der Bettler genannt wurden. Und was den Gebrauch von Bibelzitaten betrifft, so heißt es ja doch: Suchet und forschet in der Schrift!" Dominik rief: „Von wem ist wohl das lautere Wort am meisten mißbraucht worden? Ich denke doch von den vielen Hunderttausenden, die es zu Herrschaftszwecken herabwürdigten und es zur Knute, zur Folter, zum Scheiterhaufen erniedrigten. Ich meine damit alle die niederträchtigen, betrügerischen, tückischen, egoistischen, zänkischen, groben, schändlichen, oberflächlichen, pöbelhaft eitlen, von Dummstolz aufgeblähten, kriechenden, anmaßlichen, lüsternen, verbuhlten schlechten Pfaffen — die guten natürlich nicht! — die für gute gegolten haben und unter dem Schutze ihres Talars, ihrer kirchlichen Festung

weiter für gute gelten. Dieſe ſind es, dieſe — nicht wir! — entehren das Gotteswort.

Und was brauchen denn dieſe Menſchen den Heiland? Fühlen ſie ſich denn nicht in dieſem Leben hier auf der Erde ganz kannibaliſch wohl? Sagen Sie doch! Was ſoll denn ſo ein fettiger, wohlgenährter Pfaff, der fette Gänſe und Knödel frißt, von den Leiden des Menſchenſohns wiſſen? Sehen Sie ſich doch ſo ein Geſicht mal an! So ein Kerl kann ja überhaupt kein Geſicht machen. Dieſe Kerle ſind ja nicht mal Kuhſchweizer. Sie haben das Chriſtentum einfach zur milchenden Kuh gemacht! Dieſe Leute kennen und brauchen den Heiland nicht, und der Heiland kennt und braucht ſie nicht! Aber dieſe neun Kellnerinnen hier, die, ausgenützt, von ihnen und aller Welt verachtet, entehrt und mißbraucht, ausgeſtoßen von der geſamten chriſtlichen Welt, in Elend und Siechtum verkommen müſſen, die haben ihn nötig, die brauchen ihn."

Auf dieſe Rede, zu der ſich Dominik leider mehr und mehr durch die Erregung des Augenblicks hatte hinreißen laſſen und die er mit den Worten ſchloß: „Mich ekelt, mich ekelt, mich ekelt die Welt!", wäre vielleicht ſofort ein böſer Auftritt gefolgt, wenn nicht ein langgelockter, jugendlich hübſcher Pianiſt, der dem Kreiſe angehörte und der durch Eliſe Schuhbrich mit krampfhaften Bitten an das Pianino gezwungen wurde, eben jetzt mit Macht die Taſten gerührt hätte. Er hatte begriffen, was ſeine Aufgabe war, und ließ nicht nach, alles Laute im Raume überdröhnend, mit Baß und Diskant einen ſolchen Rumor zu machen, bis jedermann, weil niemand ſein eigenes Wort verſtand, durch ihn zum Schweigen gebracht worden war.

Bereits aber hatte jemand dem ſchmierigen Wirt, der ſich aus Zuhälterkreiſen allmählich bis zur Höhe ſeiner jetzigen Stellung heraufgearbeitet hatte, die Beleidigungen Dominiks hinterbracht und die Kellnerinnen, die beinahe darüber den Dienſt vernachläſſigten, hielten geſtikulierend Rat, wie ſie den

Sturm beſchwören könnten. Die beſtialiſchen Eigenſchaften ihres rückſichtsloſen Brotherrn und grauſamen Ausbeuters waren ihnen genugſam bekannt. Sie wußten genau, daß bei der Roheit und Rachſucht und zur Gewalttat neigenden Art dieſes Ehrenmanns viel zu befürchten war.

Langſam ſah man den Wirt heranſchreiten.

Die Geſtalt des Menſchen war unterſetzt. Auf einem kurzen Halſe ſaß ein friſeurhaft geſcheitelter Kopf, der mit ſeinen ſtechenden, ſchwarzen Augen und ſeinem gedrehten Bärtchen auf der Oberlippe, ebenſogut dem, unter italieniſchem Namen reiſenden Leiter einer herumziehenden Kunſtreitergeſellſchaft angehören konnte. In ſeinen Kreiſen wurde der Mann auch jetzt noch der ſchwarze Karl genannt und man wußte, daß er in einem Fall, wo unter rätſelhaften Umſtänden ein gewiſſer Fabrikbeſitzer ermordet aufgefunden worden war, nur mit Mühe und Not, und weil die Beweiſe nicht ganz zureichten, dem Zuchthauſe oder dem Beile entſchlüpfen konnte. Unter den Dirnen, in deren Betten, wie man weiß, Männer aus allen Geſellſchaftsſchichten einander ablöſen, wo der Platz eines ſchweren Verbrechers zuweilen, noch warm, von einem Polizeileutnant, oder umgekehrt der Platz eines Landjunkers und Herrenhausmitgliedes, noch warm, von einem ſogenannten Geldſchrankknacker oder Klingelfahrer eingenommen wird, glaubte man an die Unſchuld des ſchwarzen Karl keinen Augenblick. Man erzählte dort, er habe das Kapital zur Eröffnung des Muſenhains lediglich durch Erpreſſung zuſammengebracht.

Man fürchtete übrigens allgemein den Jähzorn und die Rachſucht des ſchwarzen Karl, der oft ſchon durch ein ganz harmloſes Wort in ſeiner Ehre verletzt werden konnte. Es kam hinzu, daß er, wie viele Verbrechernaturen, feurig und im gleichen Maße von Eitelkeit, geſchlechtlicher Gier und Geldgier erfüllt, ein gefürchteter Abgott der käuflichen Mädchen war: eine Stellung, die er entſchloſſen behauptete.

Schweſter Hedwig, die den Wirt jetzt breitbeinig in der

Nähe des langen Tiſches daſtehen und trotz aller Beſchwichtigungsverſuche der Kellnerinnen, bald Quint, bald Dominik feſt aufs Korn nehmen ſah, geriet in Angſt und bat Doktor Hülſebuſch, daß er ihre Zeche begleichen und ihr bis an die Pforte des Krankenhauſes das Geleit geben möchte. Da der Pianiſt wieder leiſe ſpielte, ja zuweilen die Hände ganz von den Taſten nahm und übrigens alle Verſtändigen dieſer Tafelrunde die Unterhaltung in vernünftige Grenzen zurücklenken und Dominiks Entgleiſung vertuſchen wollten, ſo ſchwirrten nun allerhand religiös-hiſtoriſche Doktorfragen durch die Luft. Der Parakletus, Kirchenväter, Namen vieler chriſtlichen Sekten wurden durcheinander genannt und, vom Hundertſten in das Tauſendſte, mit den Tagen der früheſten Chriſtengemeinden angefangen, Eſſäer, Therapeuten, Nazarener, Ebioniten, Donatiſten und Montaniſten und Chiliaſten durchgenommen.

„Dieſe beſonders — die Chiliaſten“ — ſagte ein Student in den letzten Semeſtern, ein Freund von Hülſebuſch, „richten mit ihrer Erwartung des Tauſendjährigen Reiches immer wieder in den Köpfen köhlergläubiger Menſchen das ärgſte Unheil an.“ Ein anderer rief und fügte hinzu: „Wie denn überhaupt der Glaube an Chriſti Wiederkunft, ſeit den Tagen der erſten Chriſten, die Stärke des chriſtlichen Wahnſinns und trotz aller jahrtauſendelanger Enttäuſchung noch heute ſeine Stärke und damit der ſchlimmſte Feind einer Geſundung unſeres geiſtigen Lebens iſt.“

Plötzlich trat eine Stille ein. Der ſchwarze Karl war mit einer unheilverkündenden Bläſſe im Geſicht bis zu Dominik durchgedrungen und hatte ſich vor dem ſchönen Jüngling, der vom Sitze emporgeſprungen war, aufgepflanzt. „Ich möchte bloß wiſſen,“ fragte er, „ob Sie geſagt haben, daß ich ein Ausbeuter bin.“ „Ich habe nicht ſpeziell Sie gemeint,“ erwiderte Dominik, der nicht wenig erſchrocken war und den die heiſere und gemeine Stimme des Kerls und überhaupt der ganze Menſch anekelte. Da hatte ihn aber die Fauſt des

Wirtes bereits mit brutalem Griffe vorn an der Gurgel und hinten im Nacken gepackt und er lag, eins, zwei, drei, auf der Gasse draußen.

Der Professor und die meisten Teilnehmer dieser nächtlichen Sitzung, Weißländer und einige andere ausgenommen, erhoben sich. Ihre Rufe der Entrüstung und der Mißbilligung riefen indessen an einigen anderen Tischen und in den Nebenlokalen für den Wirt eine wahre Salve des Beifalls wach. Dazwischen wurden Worte wie „Sozialistenbagage"! und „Anarchistengesindel" ausgesprochen. Durch solche Worte und seinen Beifall ward aber der schwarze Karl auf dem Wege seiner Ehrenrettung noch weiter geführt, wobei auch seine Wut durch den Aufbruch der Tafelrunde gesteigert wurde. Er schrie, dieses Jüngelchen habe er schon längst auf dem Striche gehabt. Es sei ein Schüler, der, statt zu lernen, sich herumtreibe und ein Verhältnis zu einer Kellnerin angefangen habe, einem Mensch, das er ihm am liebsten gleich auf die Straße nachschmeißen möchte.

„Und Sie!" — mit diesen Worten trat jetzt der Wirt dicht vor Quint, dessen Miene sich nicht verändert hatte — „wagen Sie sich noch einmal mit Ihrem Gesindel in mein Lokal herein, unterstehen Sie sich noch ein einziges Mal ..." er schwieg. In dem ganzen Lokal aber war die Stille so tief geworden, daß man plötzlich die Stimme eines Harzer Kanarienvogels vernahm, der irgendwo in einem Wirtschaftsraume der Kneipe herrlich trillerte.

Nach einigen bangen Augenblicken hörte man Quintens Stimme sagen: „Womit habe ich Ihnen Böses getan?" Diejenigen aber, die, in der nun wiederum folgenden Stille, die entstellten Züge des Wirtes betrachteten, hatten eine Empfindung, als ob dieser Mensch den anderen, den armen Narren in Christo, der immer noch, nicht ohne Ruhe und Hoheit, vor ihm stand, mit einem tödlichen Hasse gehaßt haben müßte, bis zu diesem ersehnten Augenblicke, Jahrtausende lang.

Leider ſagte der Maler Kurz jetzt ein Wort, das ſeiner Tapferkeit und ſeiner Empfindung zwar Ehre machte, aber das böſe Verhängnis des Auftrittes ward: „Rühren Sie dieſen Menſchen nicht an, ſonſt werden Sie es zu bereuen haben.“ Dieſen drohend und ſchneidig geſprochenen Worten folgte als einzige, ſchreckliche Antwort des Wirtes ein Fauſtſchlag mitten in Quintens Geſicht.

Emanuel ſchwankte. Das linke getroffene Auge ſchloß ſich zu und es rann daraus Blut und Waſſer über die im Augenblick unförmlich aufgeſchwollene Wange herunter. Während aber der Wirt, wahrſcheinlich rot vor den Augen ſehend, hochatmend und aufgeriſſenen Mundes noch die Beſinnung nicht wiedererlangt hatte, beugte Quint ſein furchtbar verſchwollenes Antlitz, ſchon wieder vollkommen ſeiner Herr, vor ihm hinab und küßte dem ſchlechten Halunken die ruchloſe Hand.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel

In dieſer Nacht, als Quint mit naſſen Kompreſſen um den Kopf im Grünen Baum zur Ruhe gegangen war, hielten die Jünger, im hinteren Zimmer des Wirtshauſes, bis zum Morgen Rat miteinander. Sie konnten es voreinander nicht mehr verbergen, daß ihr Glaube an Quint, ſeit ſie in der Stadt lebten, von leiſen Zweifeln getrübt und durch die Ereigniſſe dieſer letzten Nacht mehr noch als durch die jüngſte Feldpredigt und den mit ihr verknüpften Steinhagel, geradezu erſchüttert worden war.

Mit wachſender Unruhe, ja mit Beſorgnis, waren ſie Quint in die Stadt gefolgt und, zwar gehorſam, aber doch ängſtlich von Tag zu Tag eine Offenbarung erwartend, ſeinen Fußſtapfen nachgegangen und ſeinen Befehlen nachgekommen. Das unbeirrte, täglich erneute Treiben der

großen Stadt, das jeden Morgen, als ob es keine Erdbeben, keine Posaune des Jüngsten Gerichts, kein nahes Weltende, keinen Heiland und keinen Emanuel Quint gäbe, mit Wagengerassel, Geschrei, klappernden Menschenschritten, heulenden Dampfpfeifen von frischem begann, trug dazu bei, sie irre zu machen. In diesem allem, das ihnen neu war, lag ein gewaltiger Lebensmut und etwas wie eine kühne, entschlossene Freudigkeit. Es war mit ihren stillen, beschränkten Seelen, ähnlich wie es mit einem kleinen Weiher sein würde, wenn plötzlich ein starker und breiter Bergstrom sich seinen Weg durch ihn gebahnt hätte: der ruhige Spiegel ihres Innern ward gleichsam zerbrochen und in eine strudelhafte Bewegung zerstückt.

Als die Jünger nun, anfänglich furchtsam und flüsternd, im Hinterzimmer des Grünen Baum beim Schein einer Kerze Rat hielten, hatten sie sich in kurzer Zeit, nachdem erst das Eis gebrochen war, nicht minder im Zweifel als früher im Glauben gestärkt, wobei Emanuel nicht zum einfachen Menschen, sondern weit mehr zum Feind, zum Dämon, zum bösen Geiste sich umbildete. Emanuel wollte nichts wissen von einem sogenannten Kirchenlied. Er meinte: die schlichte, fruchtbare Einfalt der Lehre leide unter einem weichlich aufgeschwemmten Gefühl, das in einer sumpfigen Trübsal dahinsickere. Dies bekannte er eines Tages, in Gegenwart vieler, Dominik. Diese Ansicht deutete man ihm nun als Verbrechen aus. Quint hatte gesagt: Buße? Was Buße? Tut meine Worte! Er hatte es zu dem zerknirschten Weber Schubert gesagt, der sich vieler heimlicher Sünden anklagte. Er bedeutete Dibiez, wie der öffentliche Sündenbekenntnisdrang eine öde Falle des Satans sei. Seine Worte waren: „Der Teufel sündigt, solange der Teufel in euch ist; mag der Teufel dem Teufel Sünden vergeben! Gott aber, wenn er in euch ist, sündigt nicht: so kann er sich auch nicht Sünden vergeben, noch kann er in euren Seelen Buße tun.“ War nicht, fragten die angstvollen, ja entsetzten Augen der Jünger untereinander, auch diese Ansicht teuflisch und ketzerisch?

Am allermeisten bildete aber der Verkehr Emanuels mit einer wachsenden Anzahl gebildeter Menschen für die Seinen ein Ärgernis. Sie sahen erstens, nach Art ihrer Sektengenossen, Teufelswerk in aller Bildung und Wissenschaft und besaßen außerdem jenen Haß gegen bessere Kleider, edleres Aussehen und überlegene Lebensform, die dem Paria der Gesellschaft eigen ist. Zudem war auf Grund des Glaubensrestes, der ihnen geblieben war, die Angst, sie könnten durch jene Elemente auch im kommenden Reich um ihren Vorrang geprellt werden, und zugleich die Eifersucht auf den persönlich geliebten Emanuel Quint erwacht, und alles dies wirkte in jenen Stunden dahin, daß sie, aufs heftigste gegen ihren Meister erregt, zu entschlossenem Handeln bewogen wurden.

„Es geht nicht anders!" sagte Krezig, der Handelsmann. „Wir müssen ihm sagen, wir wollen endlich bestimmt Bescheid wissen."

Dennoch mußten drei oder vier Tage vergehen, bis sie sich gegen den Meister herauswagten. Dieser blieb inzwischen meist allein, empfing auch die wenigen Leute nicht, die jetzt noch kamen, um seinen Rat in Lebensnöten zu erbitten, machte einsam weite Spaziergänge, einige Male mit Dominik, aber nur ein einziges Mal mit den Jüngern, die indessen in Abstand hinter ihm bleiben mußten und kaum eines Wortes teilhaftig wurden, und schien in Sorgen und Grübeleien versunken zu sein.

Man befand sich im Wirtsgarten eines ländlichen Gasthauses, etwa zwei deutsche Meilen entfernt von der Stadt, und auf Veranlassung Quints war das Mittagessen durch die Seinen in einem kleinen, mit frischem Sand bestreuten Tanzsälchen bestellt worden, das nach dem Garten zu offen stand. Während man unter den Kastanien auf und nieder ging, war das Geflüster der Jünger zu gegenseitiger Aufmunterung stärker und stärker geworden und Krezig hatte sich eben gefaßt gemacht, eine vorbereitende Frage an Quint zu

tun, als zur größten Verwunderung, ja zur Freude aller, die Gestalt des böhmischen Josef durch ein Hintertürchen im Garten erschien.

Nachdem der Sturm des Empfanges vorüber war, Josef etwas sprunghaft auf die Menge an ihn gerichteter Fragen geantwortet hatte und Emanuel das verlorene, scheinbar wiedergefundene Schaf seiner Herde begrüßt und mit einem durchdringenden Blicke gemustert hatte, fing das Geflüster von neuem an. Quint mußte bemerken, wie die Kreise, die seine Jünger in lebhaft gestikulierenden Gruppen um ihn beschrieben, weiter wurden, ja er befand sich schließlich im Garten allein, indessen die Seinen außerhalb um das ganze Anwesen herumstrichen.

Er setzte sich nieder und lauschte dem Bienengesumm, verfolgte den Lärm einer Spatzengesellschaft, den Schwalbenflug, sog Duft von Reseda und Goldlack ein und hielt einen Maikäfer in der Hand, der abwechselnd über ihre innere und äußere Fläche krabbelte. Endlich flog der Käfer davon, Schubert, die Scharfs, Schmied John und die anderen tauchten auf und Quinten kam plötzlich das alte unendliche Mitleid mit diesen ihn hündisch verfolgenden Leuten an.

Inzwischen hatten sich jene mit Hilfe des böhmischen Josef, auf dessen in der Ziegelei geäußerte Zweifel sie jetzt zurückgekommen waren, einen Mut gemacht und, indem sie vor ihren Verführer und Abgott als feierliche Gesamtheit hintraten, erbaten sie die Erlaubnis von ihm, eine Anzahl Fragen stellen zu dürfen. Sie ward ihnen unverzüglich gewährt.

„Wer bist du?" fragte also der erste Sprecher, Handelsmann Krezig, Emanuel.

„Erstlich der, der ich mit dir rede!" war die Antwort.

„Ist es wahr, daß du gottgesendet bist?" hieß die zweite Frage. Die Antwort: „Meint ihr, daß der Satan sich gegen sein eigenes Reich selbst bewaffnen wird?"

„Du hast gesagt, du bist Christus! Bist du es wirklich?"

hieß es weiter. — Die Antwort war: „Du ſagſt es, und du ſagſt recht daran!“

Da ſprachen ſie zu ihm, indem ſie faſt alle bleich wurden: „Was tuſt du für ein Zeichen, auf daß wir ſehen und glauben dir? Was wirkeſt du?“ — „Habt ihr nicht gehört, was geſchrieben ſteht: es wird dieſem böſen und mirakelſüchtigen Geſchlecht, das die Zeichen der Zeit nicht ſiehet, kein Zeichen gegeben? Warum forſchet ihr nicht in der Schrift, wo ihr doch ſelber meinet, ihr habet das ewige Leben darin?“ ſagte Quint.

Schmied John aber ſagte: „Auf das Wort des Heilands ſind böſe Geiſter aus den Menſchen in Säue gefahren. Er hat des Jairus Tochter, den Jüngling zu Nain und Lazarus von den Toten auferweckt. Lazarus roch bereits, er hatte vier Tage im Grabe gelegen. Jeſus verrichtete viele Wunder. Er machte Blinde ſehen, Lahme gehen, Ausſätzige rein.“

„Ihr ſeid Toren,“ ſagte Emanuel. „Ihr, die ihr ſelber ein Zeichen Gottes ſeid, begehret Zeichen! Das macht der Feind: er hat euch gegen die Zeichen Gottes überall im Himmel und auf Erden blind gemacht. Würdet ihr glauben, wenn ich trockenen Fußes über das Waſſer der Oder ginge, die dort fließt? Es ſtehet geſchrieben: des Menſchen Sohn ſpeiſete mit fünf Gerſtenbroten und zween Fiſchen fünftauſend Mann, und es wurden davon zwölf Körbe mit Brocken geſammelt, er ging trockenen Fußes über das aufgeregte Meer gen Capernaum, und danach glaubten ſie doch nicht an ihn, denn im ſechſten Kapitel des Evangelium Johannes ſteht zu leſen, gleich nachdem dieſe Wunder beſchrieben ſind, im dreißigſten Vers, eben das, was ihr zu mir geſagt habt: ‚Da ſprachen ſie zu ihm: was tuſt du für ein Zeichen, auf daß wir ſehen und glauben dir? Was wirkeſt du?‘“

Die Männer riefen: „Wir würden glauben! Wir würden glauben! Verſuche es!“

Quint redete weiter: „Höret, der Satan ſprach eines Tages zu mir: ‚Mache, daß dieſe Steine Brot werden‘. Des Men-

schen Sohn aber antwortete ihm: ‚der Mensch lebt nicht vom Brot allein‘. Des Menschen Sohn hat niemals fünftausend Mann mit fünf Gerstenbroten und zween Fischen gespeiset. Ihr Satanskinder! Warum versucht ihr mich? Des Menschen Sohn hat ihnen aber Brot vom Himmel zu essen gegeben und hat euch Brot vom Himmel gereicht, und ihr habt es in die Pfützen geworfen!“ — Sie riefen mit Ungeduld: „Zeige uns dieses Brot!“

Mit einem tiefen Grauen im Ausdruck, als ob er einem Gespenst, dem ewigen Urfeind aus den Tiefen der Zeiten her unerwartet wieder ins Auge sähe, sagte Quint: „Ich ... ich ... ich! Ich bin das Brot des Lebens!“

Auf diese Worte des Narren in Christo trat ein verlegenes Schweigen ein; Krezig aber hatte den Mut, es auszusprechen, wie er sich nicht erinnern könnte an irgendein Brot, das Quint ihnen jemals zu essen gegeben, geschweige, daß sie es in eine Pfütze geworfen hätten. Alle, ausgenommen die Scharfs, blieben dabei, der Heiland habe Wunder getan, sowohl an anderen wie an sich selbst: denn er sei am dritten Tage nach seiner Kreuzigung und nach seinem Begräbnis sogar von den Toten auferstanden.

„Des Menschen Sohn hat gesagt: ‚Ich bin die Auferstehung und das Leben!‘ Er ist es! Aber er ist niemals als ein körperlicher Leichnam aus seinem Grabe hervorgegangen,“ sagte Quint. „Ich bin die Auferstehung und das Leben! Wer es fassen mag, fasse es! Wem es aber der Vater gegeben hat, daß er diese Worte zu begreifen imstande ist, der und der Vater, der und der Sohn, ja der und der Geist sind eins.“

„Herr,“ sagte Martin Scharf, „rede deutlich mit uns. Wir sind arme, ungelehrte Leute und verstehen deine rätselhaften Worte nicht. Bist du von deinem Vater gesendet, so kann es nicht dein irdischer Vater sein, den du meinst, sondern nur der himmlische. Öffne uns einmal nur den Himmel für einen einzigen Augenblick und zeige uns deinen

Vater in ſeiner Herrlichkeit, ſo fallen wir nieder und beten dich an.“

„Martin, ſo lange bin ich bei euch,“ ſagte Quint, „und du kennſt mich nicht? Wie ſprichſt du denn: zeige uns den Vater? Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater. Glaubet ihr nicht, daß ich im Vater und der Vater in mir iſt?“

Sie riefen: „Tue das kleinſte Zeichen, ſo glauben wir! Tue das kleinſte Zeichen, ſo fallen wir nieder und beten dich an!“

„Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben,“ antwortete Quint. „Und wer mich ſiehet, der ſiehet nicht mich, ſondern den, der mich geſandt hat. Wer aber den, der mich geſandt hat, nicht ſiehet, der ſiehet auch nicht mich. Wer aber den ſiehet, der mich geſandt hat, der betet nicht an, außer den Vater und betet nicht anders an, als den Sohn, und ſein Gebet iſt die Kraft der Wahrheit und des Geiſtes allein. Der Satan iſt ein Gewalttäter, der Vater aber iſt kein Gewalttäter! Und wie ihr noch heute vor Gewalttätern anbetet und im Staube liegt, vor den Königen, die da Kinder des Satans ſind, und vor Satan ſelbſt anbetet, ſo ſollt ihr vor dem Vater nicht anbeten. Der Vater iſt in euch oder der Feind, und wo er in euch iſt, nämlich der Vater, ſo weiß er, weſſen ihr bedürfet in Ewigkeit.“

Anton Scharf tobte jetzt in einer überſtürzten Verlegenheit. „Wir haben geglaubt und wir ſind dir nachgefolgt. Wir haben das Unſere zu Geld gemacht und viele von uns haben ihr Gewerbe und ihr Haus vernachläſſigt. Wir haben Tag für Tag gehofft und ſind des feſten Vertrauens auf eine Offenbarung geweſen. Warum haſt du uns in die Stadt geführt? Wozu haben wir unſer Geld zuſetzen müſſen? Warum ſind wir in dieſe Löcher des Laſters hinuntergeſtiegen? Warum umgibſt du dich mit den Studierten und Vornehmen? Warum haſt du dem Schuft, der dich ſchlug, die Hand geküßt und nicht lieber Feuer vom Himmel gerufen, ihn und die ganze Höhle der Unzucht zu verbrennen und auszutilgen?“

„Wisset ihr nicht," sagte Emanuel Quint, „wes Geistes Kind ich bin?" Es war überraschend anzusehen, wie durch diese enttäuschten Männer gestellt, dieser in die Enge getriebene Tischlerssohn trotzdem sein Messiasgewand nicht ablegen konnte.

„Es ist wahr, ihr habt mir euer irdisches Brot zu essen gegeben und ich habe euch weder Gold noch irdisches Brot dafür zurückgeschenkt. Verdammt mich denn, verleugnet mich. Und wenn ihr meine Worte zwar höret, aber nicht glauben, sondern verwerfen wollt, so werde ich euch nicht richten. Denn ich bin nicht gekommen, daß ich die Welt richte, sondern selig mache. Ich habe weder Silber noch Gold, noch Brot, das ich euch zurücklassen könnte, aber meinen Frieden lasse ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt, und nicht so, wie ihr mir gegeben habt. Wer aber nehmen will, was ich gebe, der nehme und habe meinen Frieden."

Es war zu erkennen, wie durch alle diese Reden der wankende, ja fast zerstörte Glaube der Landleute nicht gestärkt worden war. „Tue ein Zeichen," riefen sie durcheinander. „Tue ein noch so geringes Zeichen, an dem wir erkennen, daß du wirklich der von Gott Gesendete bist!" Da stand Emanuel von dem Gartenstuhle auf, wo er gesessen hatte, und sprach: „O, ihr Ungläubigen, des Menschen Sohn ist kein Wundertäter, das heißt, kein Gewalttäter. Der Wundertäter ist ein Gewalttäter. Siehe, die Gerechtigkeit Gottes umgibt euch wie ein Gewand zum Schutz vor der Kälte. Sie ist wie ein Dach über eurem Kopf, zum Schutz vor Hagel, Regen und Schnee und vor stürzenden Felsmassen. Die Gerechtigkeit Gottes ist wie ein sicheres Haus, sie macht, daß ihr aufrecht geht und steht und ihr vor Schwindel und Wahnsinn bewahrt bleibet. Der Wundertäter ist der Gewalttäter. Nur der Feind will die Mauern der Gerechtigkeit Gottes zerschlagen und die Dämme vor der Sintflut durchbrechen, der Sintflut, darin ihr alle ersaufen müßtet. Nur der Feind, sage ich euch, will Wunder tun. Des Menschen Sohn ist aber kein Wunder-

täter und also kein Gewalttäter, sondern ein Wohltäter. Sollte er wohl die Wohltat der Gerechtigkeit Gottes antasten wollen? Wollt ihr den Sohn gegen den Vater bewaffnen, wo doch der Vater den Sohn am Herzen trägt?

Der Fürst dieser Welt ist ein Gewalttäter. Gott aber ist kein Gewalttäter. Wenn ihr Augen hättet zu sehen und Ohren zu hören, so würdet ihr die Hölle dieser Welt, die Hölle des Abgrundes dieser Welt, die Hölle des Gewalttäters durch die Jahrtausende ächzen, stöhnen und heulen hören. Nun also: die Gewalttäter hassen mich, denn ich bringe den Frieden; weil ich aber den Frieden bringe, so hassen sie mich ohne Ursache. Ihr aber sollt mich lieben und nicht verwerfen, wie der Fürst dieser Welt, denn ich liebe euch. Werdet Gottes Kinder!

Ich sage euch: entzündet euer Licht an dem Licht, solange das Licht bei euch ist! Nur eine kleine Zeit ist es noch bei euch, dann überfällt euch die alte Finsternis. Glaubet an das Licht, dieweil ihr es habt, auf daß ihr des Lichtes Kinder seid."

Alle diese Worte hatten nicht den geringsten Eindruck auf Quintens Jünger gemacht: zu lange war ihre Hoffnung hingehalten, ihre Erwartung und ihre Neugier getäuscht worden. „Rede deutlich! Wenn du wirklich bist, was du zu sein behauptest: der König in Zion, der König des Tausendjährigen Reichs, so kannst du es uns durch ein Wort, durch einen Wink deiner Hand beweisen."

„Brechet alle diese Kirchen ab," sagte lächelnd Quint, „deren Türme dort aus der Ferne herüberblicken und in zween Tagen will ich eine neue Kirche aufrichten, daß man der alten nur mit Grausen gedenken soll."

Die Jünger riefen: „Wie können wir denn die Kirchen abbrechen?" „Da liegt es!" schloß Emanuel Quint mit einer aus dem Lächeln in tiefen Ernst sich verkehrenden Zustimmung.

Diese mißverstandenen Worte hatten nun wieder auf den

Kreis der acht einen gewiſſen Eindruck gemacht. „So ſage uns wenigſtens endlich,“ ſchrie Weber Schubert, „was es mit dem Geheimnis des Reiches Gottes, das du uns vorenthältſt, für eine Bewandtnis hat!“ „Und was heißt das?“ fragte der Hufſchmied John: „Wir haben dies alles hingeopfert und dafür ſoll uns Finſternis, wie du ſagſt, überfallen?“

Emanuel griff ſich, wie in Verzweiflung gen Himmel blickend, mit beiden Händen gegen den Kopf. „Es ſteht nicht in meiner Macht,“ ſagte er, „euch aufzuklären. Ich will meinen Vater bitten, daß er eure Herzen erleuchten ſoll. Wenn ihr euch aber dermaleinſt bekehret und ſehend ſeid, wie ihr jetzt verfinſtert ſeid, ſo werdet ihr euch erinnern und werdet erkennen und begreifen alles das, was ich euch geſagt habe.“

„Werden wir ſterben oder werden wir, die wir dir nachgefolgt ſind, mit dieſen unſeren leiblichen Augen die Herrlichkeit Gottes und das neue Zion herabkommen ſehn?“ fragten einige.

Quint ſprach: „Habe ich euch nicht immer wieder geſagt: ohne daß ihr von neuem geboren werdet, könnt ihr das Himmelreich nicht ſehen? Und ſeid ihr von neuem geboren worden? Seid ihr, geheiligt durch den Geiſt, zu heiligen Menſchen Gottes geworden? Ich habe mich für euch geheiligt durch den Geiſt und die Wahrheit, damit auch ihr durch den Geiſt und die Wahrheit geheiligt werdet. Aber ihr ſeid nicht geheiliget worden und habt euch ſelbſt nicht geheiliget. Deshalb ſeid ihr Knechte der Welt. Aber ich bin kein Knecht der Welt. Und ich bin nicht mehr in der Welt, während ich mit euch rede, die ihr nichts anderes ſeid als Kinder der Welt. Wahrlich, ihr habt dem Menſchenſohne gedient, aber ihr habt ihm gedient um des Feindes willen, habt ihm gedient um des Fürſten willen dieſer Welt. Des Menſchen Sohn aber hat euch gedient um Gottes willen. Denn auch ich bin gekommen, nicht daß ich herrſche, ſondern diene! Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit

zeugen soll. Aber nur wer aus der Wahrheit ist, höret meine Stimme. Ihr aber habt Ohren, die nicht hören und Augen, die nicht zu sehen vermögen. Meine Rede fasset darum nicht Boden unter euch. . . ."

„Es ist nicht wahr," lärmten sie wütend untereinander, „daß seine Rede nicht Boden gefaßt hat unter uns. Nur zu sehr hat sie Boden gefaßt. Und jeder von uns hat ihm gedient um Gottes willen und nicht gedient um des Teufels willen." Krezig rief: „Vielleicht haben wir dir gedient, ohne zu wissen, um des Teufels willen, denn du bist vielleicht selber der Antichrist." „Er ist ein Narr, er ist ein Verführer, er ist der verrückte, verbummelte Tischlerssohn," äußerte etwas im Hintergrunde der böhmische Josef, der mager und stark verändert war, „er hat uns alle ins Elend gebracht."

„Wer mir dienet," klang die feste Stimme Emanuels, „der dienet nicht mir, sondern dem, der mich gesandt hat. Und ich wiederhole euch: niemand hat Teil an des Menschen Sohn, der nicht vom Vater wiedergeboren ist. Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist. Gott aber ist nicht aus dem Fleisch geboren. Gott ist Geist. Der erste Mensch ist gemacht in das natürliche Leben und der letzte Mensch, des Menschen Sohn, ist gemacht in das geistliche Leben."

So redete Quint, alles zusammengefaßt vor ihnen ausbreitend, was er sie jemals gelehrt hatte, mit Dringlichkeit. Aber seine Bedränger warfen ihm vor, er habe sie hingehalten, er habe sie mit Ausflüchten abgespeist, er habe niemals anders, als in zweideutigen Gleichnissen zu ihnen geredet. Und sie forderten immer wieder, er möge ihnen seine Legitimation von Gott vorlegen und wenn Gott wirklich sein Vater wäre, so müsse es ihm doch ein Leichtes sein, sie etwas von seiner Herrlichkeit sehen zu lassen. „Zeige uns endlich den Vater!" riefen sie.

Und Emanuel rang die Hände. „Seid ihr denn immer noch unverständig?" seufzte er. „Habe ich nicht zu euch ge-

ſagt: wer mich ſiehet, ſiehet den Vater? Solange bin ich bei euch und ihr kennt mich noch nicht! Wiſſet ihr nicht, daß der Vater in mir iſt? Der Vater iſt Geiſt und niemand kann den Vater ſehen oder der ſelber vom Vater iſt. Niemand kommt zu mir, außer daß der Vater ihn an mich ziehet. Niemand ſiehet den Vater, als den er ſelber verkläret hat. Sollte ich einem Blinden mit leiblichem Finger den Vater zeigen? ‚Der Wind bläſet, wo er will und du höreſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt.‘“

Achtundzwanzigſtes Kapitel

Einige Dorfleute blickten über den Gartenzaun und wußten nicht, was ſie aus dieſer bald lärmenden, bald flüſternden Menſchengruppe machen ſollten, deren Betragen ſie befremdete. Plötzlich wurde der Weber Schubert durch den Wirt vor die Tür des Hauſes hinausgerufen, wo ſeine Tochter Martha, bleich und atemlos, ihn erwartete. Die Polizei habe Quintens Zimmer im Grünen Baum um und um gekehrt und eine wachſende Volksmenge rotte ſich drohend um das Wirtshaus zuſammen. Man höre Rufe ausſtoßen, daß Quint ein Verbrecher, ein Mörder ſei. Er müſſe fliehen, er dürfe nicht in die Stadt zurückkehren, ſagte ſie. Man würde ihn ſonſt unfehlbar totſchlagen.

Während draußen der Weber Schubert mit ſeiner Tochter verhandelte, hatte Emanuel ſeine Rede fortgeſetzt.

„Zanket nicht, lieben Kinder, liebet euch untereinander! Hadert nicht mit mir, der ich euch liebe und geliebt habe, von Ewigkeit. Oder hat jemand größere Liebe als der, der ſein Leben laſſen wird für ſeine Feinde? Wahrlich, es wird die Zeit kommen und iſt gekommen, wo ihr mich allein laſſen werdet. Aber ich bin nicht allein, denn der Vater iſt bei mir.

Die Stunde wird kommen und ist schon gekommen, wo ihr zerstreuet werdet, ein jeglicher in das Seine, und werdet mich um meiner Liebe willen verwünschen, verfluchen, verleugnen, die ich zu euch getragen habe. Kommt, lasset uns niedersitzen und essen, denn die Stunde ist da und der Abschied ist da, den ich von euch und der Welt nehmen muß: sie tötet die Propheten und steinigt, die zu ihr gesandt werden, die Kinder Gottes zu versammeln. Lebet wohl. Lasset uns diese letzte Stunde einträchtig beieinander sein. Sehet, schon bin ich nicht mehr in der Welt, ihr aber seid in der Welt. Fürchtet euch aber nicht! Die Welt kann euch nicht hassen, mich aber hasset sie, denn ich zeuge von ihr, daß ihre Werke böse sind! Kommt! Was hätte ich euch nicht alles zu sagen, aber eure schwachen Seelen ertragen es nicht."

Aus diesen Worten des Narren in Christo strömte eine so volle, reine Güte und Zärtlichkeit, daß für den Augenblick der Sturm des Aufstands beschwichtigt wurde. Quint faßte Anton Scharf bei der Hand und legte den freien Arm um Schmied Johns Schultern, des starken Mannes, dem sogleich Träne um Träne der Rührung über die rauhen, behaarten Wangen rann: so aber schritt er um das von vielen Insekten belebte, buchsbaumumgebene, bunte und duftende Blumenbeet und nahm als erster am Tische Platz, den Wirtin und Wirt nun fertig gedeckt hatten.

Der böhmische Josef, den es aus irgendeinem Grunde zu wissen zog, was es mit der Nachricht, die Schubert erhielt, für eine Bewandtnis hatte, erfuhr nun, vor die Haustür gelangt, von Martha Schubert das gleiche wiederum, was ihr Vater soeben erfahren hatte. Wunderlich war die Art, wie er die Nachricht schweigend und mit dem vergeblich angestrengten Versuch, irgendein Wort darauf zu sagen, entgegennahm. Noch waren die drei nicht von der Steinplatte vor der Schwelle ins Innere des Hauses zurückgetreten, als bereits Dominik und seine Geliebte in schneller Gangart

gelaufen kamen. Sie hatten etwas in Erfahrung gebracht von einem gewiſſen Ehepaar, das, begleitet von einem Geheimkommiſſar, im Grünen Baum erſchienen war, und wie es ſich darum handelte, daß ein junges Mädchen ſeit einigen Tagen verſchwunden war, und man ſeltſamerweiſe von Quint eine Auskunft über ihr Verbleiben zu erhalten hoffte.

Dieſe Nachricht indeſſen mußte die ältere ſein, denn, wie Martha zitternd behauptete, war in der Menge bereits von dem Mord eines Mädchens geſprochen worden: was ſchon in der gleichen Minute von Thereſe Katzmarek beſtätigt wurde, die nach einem verzweifelten, dreiviertelſtündigen Lauf über Feld, auf der Steinbank neben dem Hauſe, mit einem halbunterdrückten Schrei der Erſchöpfung, zuſammenſank.

Sie hatte in der Fabrik, nichts ahnend, wie immer ihre Maſchine bedient, als man den Polizeibericht eines ſcheußlichen Mordes um ſie her zu erörtern begann. Man hatte ein etwa fünfzehnjähriges, augenſcheinlich den ſogenannten beſſeren Ständen angehöriges Mädchen, tot, nicht weit von dem Weichbild der Stadt entfernt, unter den Erlen eines Baches aufgefunden. Zwar zeigte die Leiche keine Verſtümmelung, aber es war doch unzweifelhaft, daß an ihr Mord und zwar mit beſtialiſchen Begleitumſtänden verübt worden war.

Als die Katzmarek ſich wieder ermannt und Dominik und den übrigen, in einer gewiſſen Entfernung vom Hauſe, dies alles erzählt hatte, wußten mit einem Schlag der Weber Schubert und ſeine Tochter, Eliſe Schuhbrich und Dominik, nicht minder Joſef, daß der Verdacht, der Täter zu ſein, ſich auf niemand als ihren Meiſter gelenkt hatte, ebenſo gewiß aber wußten ſie: ihr Meiſter konnte der Täter nicht ſein. Der Beſchluß, den ſie faßten, ging dahin, die Nachricht Quinten zunächſt zu verſchweigen, und da eine Verfolgung im Augenblick nicht zu befürchten war, Quinten erſt auf dem ſpäteren Gange einzuweihen. Die wirkliche Durchführung dieſes

Beſchluſſes beruhte auf der Entſchiedenheit Dominiks, der ferner durchſetzte, daß man Emanuel die Aufklärung derer, die noch nichts wußten, allein überließ.

So ſchwebte denn über der Mahlzeit, die ſchon begonnen hatte, als die Neuangekommenen in den Saal traten, von Anfang an eine gewiſſe Beklommenheit und dieſe nahm zu, als Thereſe Katzmarek, Martha Schubert, Eliſe Schuhbrich, die das bunte Sommerkoſtüm einer Dame trug, Schubert ſelbſt, ſowie Joſef und Dominik ſich ebenfalls an der Tafel niedergelaſſen hatten.

Zwiſchen Quint und Dominik, Quint und Eliſe Schuhbrich wurden herzliche Worte der Begrüßung ausgetauſcht. In Kleidung und Betragen der Liebesleute lag unverkennbar eine beſondere Feierlichkeit. Ihr Weſen hatte etwas Feſttägliches. Sie ſchienen gleichermaßen von tiefſtem Ernſt und von einem heiteren Glück durchdrungen zu ſein.

Außer auf ihnen, lag nur noch über Quint die gleiche ruhig-ernſte Feierlichkeit, die durch Äußerungen eines geheimnisvollen Glücks abgelöſt wurden. Dominik ſetzte ſich zur Linken Quints, während Eliſe Schuhbrich, die Kellnerin, den Platz an ſeiner Rechten einnehmen durfte.

Schon im Anfang der Mahlzeit löſte ſich die herrſchende Schwüle des ſommerlichen Frühlingstags draußen gleichſam in das erſte Murren des Donners auf. Die Jünger, die ſich ſeit langem ſelbſt als die Gemeinſchaft des Geheimniſſes bezeichnet hatten, ſchienen nun wirklich die Mitglieder einer ſolchen Gemeinſchaft geworden zu ſein. Nicht derjenige unter ihnen, der das ſchwerſte Geheimnis in ſich trug und über dem ſich ein anderes Geheimnis wie eine ſchwere Wolke zuſammenzog, nämlich Quint, erſchien am meiſten geheimnisvoll, auch nicht Dominik und die Kellnerin, die außer dem Schrecken, der über Quinten heraufzog, auch noch ein eigenes für ſie ſelber verhängnisvolles Ereignis zu verbergen hatten, das ihnen infolge eigenen Entſchluſſes nahe war: ſondern die

übrigen nicht Betroffenen, die einander mit unſtetem Blick, angſtvoll und ſcheu, wie Verurteilte, anſahen, bevor nicht der Wein, den Dominik von dem Gelde der Kellnerin auftragen ließ, ihr Weſen ein wenig zum Guten veränderte.

Nach einiger Zeit, noch ehe draußen der erſte Blitz gezuckt hatte, der erſte Regentropfen gefallen war, erhob ſich Dominik plötzlich, das volle Weinglas haltend, mit einer leuchtenden Freudigkeit. Er ſagte: „Die Welt iſt ſchlecht, die Welt iſt auf Verbrechen geſtellt und was die Menſchen Tugenden nennen, iſt faſt immer nichts als faule Bequemlichkeit. Das Weltweſen wird von Henkern gebildet und das, wodurch es aufrecht erhalten wird, ſind Galgen und Kreuz. Es war aber Kaiphas, der den Juden riet, es wäre gut, daß ein Menſch würde umgebracht für das Volk. Es iſt nicht wahr, daß ſie Halleluja ſingen. Ich habe gehorcht Tag und Nacht, Monate, Jahre lang, aber es war wie ein Sturm, den ich immer wieder von allen Seiten, millionenſtimmig zu hören bekam: Kreuzige, kreuzige!“

Und Dominik fuhr zu entwickeln fort, inwiefern die Welt ihm von Kindesbeinen an feindlich gegenübergeſtanden habe. „Es iſt eine Fremdheit,“ ſagte er, „zwiſchen Menſch und Menſch, und ich bin ſelbſt im Hauſe meiner Eltern fremd geblieben. Ich verſtehe den Sinn des Lebens, das ſie führen, nicht und ſie verſtehen den Sinn jenes anderen Lebens nicht, wohin es mich mit allen Kräften der Seele zieht. Ich will eher alles andere drangeben, aber ich möchte nicht den reinen Beſitz meiner Seele drangeben, um angenehm unter den Kindern der Welt zu ſein. Man hatte mich in einen Kerker geſteckt und unbarmherzige Kerkermeiſter haben mir meine Seele verſtümmeln wollen! ſie haben ſich vergriffen an mir! Sie wollten mich in den gemeinen, häßlichen Schlamm ihres elenden Daſeins herabzwingen. Ich habe Flügel und Ehrgefühl, ſie aber haben weder Flügel noch Ehrgefühl. Vor Gott ſind ſie Parias und vor den Gewaltigen dieſer Welt ſind ſie ebenfalls Parias. Ich habe Parias zu Lehrern gehabt,

die mir meine Flügel abschneiden, mich vor Gott und Menschen zum Paria machen wollten. Ich habe schlechte, kalte, gleichgültige, bösartige, verruchte, verderbte, gottlose und niederträchtige Lehrer gehabt, eh ich diesen erhabenen Lehrer erhielt, der zur Rechten neben mir sitzt." — Er sprach es in jünglingshaft naiver Überschwenglichkeit. — „Dieser Mann hat mir den freien Gebrauch des Lebens gelehrt, zur Ehre Gottes des Vaters in uns. Durch diesen Mann ist mir und meiner Geliebten, unter dem felsenhaften Druck der Knechtschaft und Sklaverei, in der wir schmachteten, das Mysterium der Freiheit aufgegangen. Die Welt nennt uns Phantasten: wäre die Welt doch voll solcher Phantasten! Jeder ist dem Philister ein Phantast und ihren matten und platten Gefühlen ein Schwärmer, der in einer menschlich großen Empfindung glüht. Wir sind keine Pferde für Göpelmaschinen, auch nicht für Droschken, auch nicht Automaten für Postschalter oder Anwaltsbureaus, weder Unteroffiziere noch Bahnschaffner, wir sind weder praktisch noch entsprechen wir dem Philisterbegriff der Nützlichkeit. Sie nennen uns leere Enthusiasten und doch ist das wenige, was das Leben für alle möglich und erträglich macht, durch Enthusiasmus und durch den Geist erstritten worden. Wir sind ihnen untüchtig, aber ich schwanke nicht, wenn ich mich zu entscheiden habe, im Sinne der Welt oder im Sinne Gottes tüchtig zu sein. Du hast mich gelehrt, Meister, unbehindert von Menschenfesseln und Menschenfurcht, in Gott frei zu sein und heiter die Welt und den Tod zu verachten.

Und so will ich denn meine Flügel gebrauchen, und die ich lieb habe, schwebt mit mir."

Er trank. Die Jünger Quintens begriffen ihn nicht, aber dieser selbst und besonders Elise Schuhbrich, taten Bescheid, an den Gläsern nippend und, wie es schien, verstanden sie ihn.

Der Schneider und Schmuggler Schwabe sprang nun auf, der ein wenig getrunken hatte und den es seit langem wieder-

um das erſte Mal zum Reden trieb. Er ſprach davon, und zwar mit wachſender Leidenſchaft, wie ſie Emanuel zuerſt in der Hütte der ſterbenden Greiſin getroffen und dann ſeine Straße treulich verfolgt hätten. Er entwickelte ganz nach den glühenden Phantaſien ſeines eigenen Gehirns, welche Hoffnungen Quint in ihnen genährt hätte und wie das Beſte um dieſer Hoffnungen willen, durch jeden von ihnen geleiſtet und getan worden war. Der Wahrheit zuwider behauptete er, daß Quint ſie immer wieder von Woche zu Woche, von Monat zu Monat auf Erfüllung ihrer Hoffnung, auf die Einlöſung ſeines Verſprechens vertröſtet hätte: auf nichts Geringeres als die Offenbarung ſeiner himmliſchen Herrlichkeit. So hätten ſie denn nur immer gewartet, aber es ſei nichts eingetreten.

„Glaubt ihr vielleicht," rief mit Entrüſtung Dominik, „daß dieſer Mann Gottes ausſchließlich dazu in die Welt gekommen iſt, euren acht blöden Köpfen den Star zu ſtechen?"

Auf dieſe Worte hin brach unter den Talbrüdern ein allgemeines Toben los. Es war, als habe ſich ein lange geſtauter Strom von Wut, Angſt, Enttäuſchung und Verzweiflung Luft gemacht und raſe über ein Wehr hinunter. Als wenn eine Meute, die mit der ganzen Gier des Blutinſtinktes ſtundenlang ruhelos auf der Fährte geweſen iſt, ſich plötzlich durch das Wild gefoppt und um ſeine Beute betrogen ſieht, kläfften, bellten, ſchrien und heulten ſie durcheinander. Beſonders Krezig, der Handelsmann, kannte ſich vor Entrüſtung nicht. Es war, als ſeien ſie alle gleichzeitig nüchtern und auf eine neue Weiſe verrückt geworden. Es hatte den Anſchein, als hielten ſie über ihren Meiſter von ehedem, als über einen gemeinen Betrüger, das furchtbarſte Strafgericht, wobei Worte wie: „Er hat Gott geläſtert! Er hat die heilige Schrift entehrt! Er hat Kirchen geſchändet, Abendmahlskelche zerſtört!" und viele ähnliche Reden laut wurden.

Wer weiß, ob ſich die Empörung der Seinen nicht bis zur Mißhandlung Quintens, Dominiks und ſeiner Geliebten ge-

ſteigert hätte, wenn nicht die erſte beſchwichtigende und zugleich gebieteriſche Bewegung des falſchen Propheten zufälligerweiſe durch einen gewaltig praſſelnden Donnerſchlag bei kaum ſichtbarem Blitz, unterſtützt worden wäre. Allein nun wurde es lautlos ſtill, während draußen ein leiſer Regen rieſelte.

„Gott vergibt euch, denn ihr wiſſet nicht, was ihr tut," ſagte Quint — und während die lautloſe Stille andauerte, begann er mittels eines Waſchbeckens ruhig jene Zeremonie auszuüben, die an vielen Orten unter der römiſch-katholiſchen, ſowie der griechiſch-katholiſchen Kirche, üblich iſt: nämlich das ſogenannte Fußwaſchen. Die Jünger waren durch den Donnerſchlag in ihren abergläubiſchen Herzen eingeſchüchtert und diesmal in Unglauben wiederum ſchwankend geworden. Eine Art Grauen hielt ſie gebannt, was durch die Handlung des Meiſters in Hilfloſigkeit und Beſchämung verwandelt wurde. Es war offenbar, daß die eigentümliche Macht ſeiner Perſon noch einmal in alter Weiſe zu wirken begann.

Als Emanuel nach der Reihe bis zu den Füßen des böhmiſchen Joſef gekommen war, ſtarrte ihn dieſer zuerſt mit furchtbaren Augen an, rannte aber, ſchon von den erſten Waſſertropfen, wie von Weißglut berührt, gleich darauf mit Entſetzen davon.

Dies waren Emanuels letzte Worte, als die durch Schrift und Gebrauch überlieferte Zeremonie ihr Ende erreicht hatte: „Ihr nanntet mich Meiſter und Herr. So nun ich, den ihr Herr und Meiſter nanntet, mich erniedrige, ſo ſollen ſich die Herren, Meiſter und Gewalttäter dieſer Welt voreinander erniedrigen! So ſollt ihr euch voreinander erniedrigen: denn ich ſage euch, wie der Knecht nicht niedriger iſt als ſein Herr, ſo iſt auch der Herr nicht größer als ſein Knecht. Und wer der Geringſte iſt in der Welt, der wird den ewigen Tag des Reiches Gottes in ihm heraufkommen ſehen! Wer aber der Gewaltigſte iſt in der Welt, deſſen Sonne geht unter."

Neunundzwanzigstes Kapitel

Emanuel trat in den Garten hinaus, der in der lauen Fruchtbarkeit des Pfingstregens dampfte. Nachdem Dominik und die übrigen alle Angelegenheiten im Gasthaus geordnet hatten, folgten sie ihm. Sie fielen, vor das Gartenpförtchen gelangt, alsbald, durch Quint geführt, in den üblichen Wanderschritt, der aber nicht in der Richtung auf Breslau einsetzte.

Nach ruhigem Gleichmaß, während man noch im Dorfe ging, beschleunigten sich die Schritte Quints. Bald waren, außer Dominik, alle hinter dem Meister zurückgeblieben. Auch Elise Schuhbrich ging still für sich, um die Eröffnung nicht zu stören, die der Primaner Quinten zu machen hatte. Über den Feldern hing Lerchengesang.

Emanuel sprach:

„Man füllt nicht neuen Wein in alte Schläuche, sonst zerreißt der Most die Schläuche und geht verloren. Was ich vor diesen getan und geredet habe, habe ich getan als Menschensohn. Haben sie nicht begriffen, was ich als Menschensohn getan und geredet habe, wie hätten sie erst begreifen wollen, wenn ich als der Sohn Gottes vor ihnen geredet und gehandelt hätte. Das Fleisch ist willig in ihnen, aber der Geist ist schwach.

Ich habe dich lieb und ich weiß, was du vor hast", sagte Emanuel zu Dominik. „Siehe, ich bin in Gott neu und jung, aber in der Welt bin ich müde. Ich habe geredet vor tauben Ohren und der Lärm der Welt ist wie ein Meer, das eines verschlagenen Schiffers Stimme verschlingt. Ich bin ihr fremd und sie ist mir fremd geblieben.

Mein Leben in dieser Welt in unnütz, nur mein Leben in Gott ist nicht unnütz. Ich habe des Rufes gewartet, der da ergehen sollte, vom Vater an des Menschen Sohn, damit er seine Bestimmung vollende. Ich habe immer wieder gefragt: wann soll ich mein Blut ausgießen, meine starke Liebe in die

ewige Glut des Haſſes dieſer Welt? Ich habe gefragt: jetzt? jetzt? doch mein Opfer wurde nicht angenommen.

Mit dir wird Gott ſein, denn wo du auch hingehſt, treibt dich die Sehnſucht zu Gott! Aber mich jammert derer, die ich lieb habe und die ich im Ungewiſſen zurücklaſſe.

Aber alles iſt müſſig! Meine Worte ſind ohne Kraft vor ihnen. Sie hafteten an Gewalttat, Aberglauben und knechtiſchem Götzendienſt."

Er ſchwieg und Dominik fing nun erſt mit Vorſicht, dann in beſtimmteren Ausdrücken zu berichten an, was ſich inzwiſchen im Wirtshaus zum Grünen Baum ereignet hatte. Emanuel rief Martha Schubert und die Katzmarek heran, aus deren Mitteilungen es ihm wahrſcheinlich wurde, daß das vermißte und möglicherweiſe getötete Mädchen niemand anders als Ruth Heidebrand ſein könne und daß es ihre Eltern, der Obergärtner und ſeine Frau geweſen ſein möchten, die ihn im Grünen Baum geſucht hatten.

Mittlerweile hatte der Weber Schubert, gegen die Abrede, den Verdacht, der auf Quinten laſtete, ruchbar gemacht und wie die Volksmenge ſich Rache heiſchend um das Gaſthaus zum Grünen Baum zuſammengerottet habe und als nun Emanuel nach den Seinen zurückblickte und ſie herbei winken wollte, ſah er bereits in großer Entfernung einige Männer quer über Feld davonlaufen und erkannte, wie ihm, außer Dominik und den Frauensleuten, nur noch Martin und Anton Scharf geblieben waren.

Dieſe traten an Quinten heran, deſſen Antlitz, man könnte ſagen einen Ausdruck bitterer, mitleidvoller Güte zeigte. Sein Auge verfolgte die Fliehenden kummervoll. Zu den Scharfs aber, die geblieben waren, ſprach er die Worte: „Wie denkt ihr: vermögt ihr den Feinden das zu glauben, weſſen ich jetzt beſchuldigt bin?" Die Scharfs aber ſchienen in Angſt verſtört und kaum noch, vor Furcht, Herr ihrer ſelbſt zu ſein. Sie ließen Emanuel ohne Antwort.

Da lächelte Quint, nahm jeden von ihnen in einen Arm

und drückte sie mehrmals an sich, zwischen ihnen mit einem traurigen und fast väterlichen Lächeln dastehend. „Was habt ihr doch," rief er mit einer gewissermaßen rührenden Lustigkeit, „soviel Liebe, Treue, Glauben, Hoffnung und Tätigkeit an einen Narren in Christo vergeuden müssen!" Darauf sagten sie nur mehrere Male „Fliehe, Emanuel, fliehe!" zu ihm.

„Wollt ihr nicht euer Kreuz ebenfalls auf euch nehmen und mit mir gehen?" fragte Quint und sie zitterten, statt zu antworten. Er zog seine Arme von ihnen zurück, wendete sich zu Dominik, sagte die Worte: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich!" und schloß, abermals zu den Brüdern gewendet: „Packt euch! Geht! und laßt mich allein!"

Allein noch konnten die beiden nicht schlüssig werden. Zwar sahen sie in Emanuel nun wirklich beinahe nur noch den Höllenfürsten, den Antichrist, der sie, statt an die Pforte des Himmels, an den Rand des höllischen Abgrunds gelockt hatte. Sie schauderten, sie entsetzten sich. Noch hielt sie jedoch die alte innige Zuneigung, die sie zuerst an Quinten gebunden hatte. Nachdem sie jedoch eine weitere Viertelstunde in der Gefolgschaft Quintens geschritten, vergrößerte sich der innegehaltene Abstand zwischen den Brüdern und ihm immer mehr, so daß, als Emanuel später sich umwendete, auch von diesen, seinen ersten und letzten Jüngern, keine Spur mehr zu finden war.

An einem gewissen Meilenstein, der zwischen alten Pappeln nicht weit von der Mauer eines Gutshofes stand, sagten sich Dominik und Quint mit einer Umarmung, Quint und Elise Schuhbrich mit einem Händedruck Lebewohl. Das Mädchen wollte von Quint nicht ablassen. Dominik aber sagte: „Er will es so, und wir müssen dem Sohne Gottes gehorsam sein." „Lebewohl," sagte Quint, „und doch kommt die Zeit, da wird auch diese alte, herrliche, von knechtischem Ungeziefer entehrte Erde von Söhnen und Töchtern Gottes bewohnt werden."

Nach diesen Worten veränderte, ja verfinsterte sich Emanuels Angesicht und die Strenge seiner Mienen, sowie sein gebieterisches Wort scheuchten, als Dominik und die Kellnerin ihn verlassen hatten, nun auch Therese Katzmarek und Martha Schubert dermaßen zurück, daß sie ihm nur aus der Ferne nachschleichen konnten. Dabei rückten sich seine Schultern zurück, er trug seinen Nacken, wie niemals bisher, gerade und trotzig aufgerichtet und schien von der Stadt, der er sich mit entschlossener Wendung wiederum zugekehrt hatte und wo doch sein schwerstes Verhängnis wartete, wie von etwas lange Ersehntem angezogen zu sein.

Es war ein ungeheurer mysteriöser Triumph in ihm, als er sich ungeduldig, fast eilend Breslau annäherte. Es sprach in ihm: „Ihr Lauen im Lande, wißt ihr nicht, daß der heilige Geist mit Brausen kommt?“ Und als er in das Bereich der Gassen kam: „Feinde, Feinde, wohin ich blicke! Ich bin als Opfer gewürdigt worden!“ Kurz, ihn erfüllte die Wollust über die Ohnmacht der Welt, angesichts des Schreis, den seine Seele tat, nach Peinigung, nach dem Martyrium.

In diesem Zustand wurde der Narr in Christo, als er am Tore eines wundervollen Gartens vorüberging, unerwartet von dem Maler Bernhard Kurz und von Hedwig Krause festgehalten. Er war, kaum wußte er wie, alsbald ins Innere des Gartens eingeführt und an einem Teetisch, der unter einer gewaltigen Buche stand, einem bebrillten Herrn und einer schön gekleideten Dame in mittleren Jahren vorgestellt. Es war das Ehepaar Mendel, das auf diese Weise seinen Wunsch verwirklicht sah, den „neuen Messias“ kennen zu lernen. Aber es schien in dem Manne, den sie sahen und der mit Freiheit sich der grünen Wiesen, der wandelnden Perlhühner, der Rosenhecken und der flammenden Blumenbeete freute, keine Spur von angemaßtem Messiastum und Fanatismus vorhanden zu sein. Es entwickelte sich, auf eine Zeit von höchstens zwanzig Minuten zusammengedrängt, ein Gartenidyll, das in diesem Kreise später noch oftmals besprochen wurde. Es

war eine kleine Dohle da, die mit ihren gestutzten Flügeln in unerhörter Neugier um Quint herumhüpfte. Quint trank etwas Tee, und Mendel erzählte ihm aufgeräumt, wie Hedwig Krause wohl die beste Schwester seines Krankenhauses sei. Es war zu bemerken: sie sahen die Gegenwart Hedwigs gern und der junge und kluge Maler Kurz nahm womöglich ein noch größeres Interesse daran. Frau Mendel führte Emanuel Quint in den mit guten Malereien behängten Räumen ihres Hauses herum, und nachdem sie ihm manchen Kunstgegenstand ihrer reichen Sammlung heiteren Herzens gezeigt hatte, brachte sie eine kleine goldene Dose auf die Wiese unter die Bäume des Gartens heraus.

Das Döschen, in dessen kunstvollem Goldfiligran die Sonne funkelte, barg ein kleines Wunder in sich, das Quinten alsbald in Entzücken versetzte. Nämlich ein winziges, buntes, kaum über erbsengroßes Vögelchen erschien auf der goldenen Oberfläche des Kästchens, nach einem geheimen Fingerdruck der Besitzerin, und fing sogleich da und dorthin komplimentierend, in melodischer Lustigkeit, frühlingshaft zu flöten und zu trillern an, bis es blitzschnell verschwand und ein Golddeckelchen zuschnappte.

Oft sprachen später der Maler Kurz und Hedwig Krause, die ein Ehepaar wurden, davon, welchen Eindruck das Döschen und der künstliche, kleine Sänger auf Quinten gemacht und warum es ihn so gerührt haben mochte. Er konnte nicht müde werden, immer wieder den kleinen flügelschlagenden Stieglitz erscheinen zu sehen und seinem tapferen Liedchen zu lauschen. Es war, als horche er mit einer besonderen Spannung darauf hin, als wäre etwas vom Inhalt des allertiefsten Geheimnisses in diesem Döschen und Liedchen verborgen gewesen.

Quint erreichte, nachdem er ſich plötzlich und überraſchend aus dem Kreiſe der Mendels losgemacht hatte, unerkannt von der das Gaſthaus umlagernden Menſchenmenge und mitten durch ſie hindurchgehend, den Grünen Baum. Er wurde ſogleich feſtgenommen und wiederum durch die Menſchenmenge, die ihn bedrohte und mißhandelte, abgeführt. Sie drohten ihm mit den Fäuſten, ſie ſchlugen, ja ſie ſpien nach ihm, weil ſie ihn anders nicht erreichen konnten, denn ſie meinten, daß er unter der Maske frommer Heuchelei zu den reißenden Wölfen im Schafspelz gehöre und der unnatürliche Mörder des fünfzehnjährigen Mädchens ſei.

Auf dem Polizeikommiſſariat wurde der Gefangene den inzwiſchen herbeigerufenen Eltern der kleinen Ruth vorgeſtellt, die natürlich ihren ehemaligen Pflegling ſogleich erkannten. Dieſe beiden, in ihrer Gebrochenheit, erſchütterten Quint, freilich, ohne daß man bei der Totenbläſſe ſeines ruhigen Angeſichts und da er auf alle Fragen ſchwieg, äußerlich etwas davon bemerken konnte. Selbſtverſtändlich wurde das Schweigen durchaus nicht zu ſeinen Gunſten ausgelegt.

Man war im Miltzſcher Kreiſe wie von einem Drucke befreit geweſen, als der Narr des Gurauer Fräuleins, unmittelbar nach ſeiner Feldpredigt, aus der Gegend verſchwunden war. Einige ſagten, ſeine Mutter habe ihn abgeholt, andere, ein Methodiſtenprediger habe ihn aufgegriffen und nach Amerika übergeführt, wo ſolche Bekenner, wie er, ſehr geſchätzt ſeien. Nach einigen Wochen redete man nur noch bei den Heidebrands und beim Lehrer Krauſe zuweilen von ihm.

Ruth war in das Haus ihrer Eltern zurückgekommen. Aber ſie trug ein befangenes und verſchleiertes Weſen zur Schau, das ihre Eltern in Sorgen hielt und alle Bemühungen des jungen Beleites, wieder auf den alten vertraulichen Fuß des Verkehrs mit ihr zu gelangen, vereitelte. Die

Leidenschaft dieses armen Jungen wuchs, je träumerischer und mysteriöser das Kind ihm begegnete. Das Mädchen war aber undurchdringlich in seiner Verschlossenheit.

So geschah es, daß man von dem Verschwinden der kleinen Ruth eines Tages vollkommen überrascht werden konnte. Als man sie eines Morgens wecken wollte, fand man nämlich ihr Zimmerchen leer, ihr Bett unberührt und konnte, trotz allen verzweifelten Suchens, das man sogleich allgemein anstellte, nirgendwo, weder im Gasthof, noch im Park, weder in Scheunen, Ställen, noch Oberböden eine Spur von ihr auffinden.

Auf einem gewissen Balken, hoch oben in einer mit Weizen angefüllten Scheune, saß nämlich das Mädchen, das überhaupt gern versteckte Plätze aufsuchte, ein Bein über das andere geschlagen, Stunden, ja halbe Tage lang. Sie las dort bei einem schmalen Strahl, der durch eine Luke des Daches drang, in einem mit Goldschnitt versehenen, durch viele fromme Buchzeichen geschmückten Testament, das Pastor Beleites ihr zum Feste der Konfirmation geschenkt hatte. Man kannte zum großen Teil die Lieblingsplätze, die sie in ihrer Neigung zur Einsamkeit und zu ungestörter Lektüre bevorzugte, hatte aber schließlich doch alle vergeblich nach einer Spur des Mädchens durchsucht.

Man sagte sich, da man von Anfang an mit der schlimmsten der Möglichkeiten, dem Tode des Mädchens, rechnete, sie möchte vielleicht auf dem Balken der Scheune eingeschlafen und in die wohl dreißig Meter tiefen Getreidelagen, in denen ja Höhlen vorhanden waren, hinabgerutscht und verschüttet sein. Man sandte Knechte und Mägde hinauf und ließ viele tausend Garben abtragen. Man durchsuchte den Schloßteich, weil man auch den Gedanken an einen Anfall schwerer Melancholie und Geistesumnachtung nicht gänzlich abweisen durfte. Auch konnte Ruth, die zuweilen im Nachen die Schwäne fütterte, an der sogenannten tiefen Stelle des Weihers verunglückt sein. Gärtner und Förster durchsuchten

den Wald, weil es bekannt war, wie Ruth zuweilen lesend in irgendeinem alten Baumwipfel, ebenso wie in der Scheune, Stunden zubrachte.

Endlich verfielen alle auf Quint und man hielt es für wahrscheinlich, Ruth könne in ihrer Schwärmerei aufs Geratewohl in die Fremde gezogen sein, um ihr Idol wieder aufzusuchen.

Leider fand man, wie es in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, den einzigen Anhalt nicht, der vielleicht zur Entdeckung der kleinen Ruth und zu ihrer Rettung geführt hätte. Es hatte sich nämlich ein überaus häßlicher Kerl vor Wochen auf dem Gutshofe eingestellt und war in Arbeit genommen worden. Man hätte ihn eigentlich kennen müssen, da es derselbe böhmische Josef war, der Quinten ehemals in das Gärtnerhaus eine Nachricht gebracht und den man auch am Tage des großen Skandals in Quintens Nähe bemerkt hatte: aber da er nur auffallend häßlich, im übrigen nichts als ein stiller, tüchtiger Arbeiter war, auch, als er erschien, bereits der Ostervorfall nicht mehr erörtert wurde, achtete man seiner weiter nicht.

Es fiel auch nicht auf — Ruths Flucht war am Sonntag morgen entdeckt worden! — daß der häßliche, kleine Wicht, der am Sonnabend abend seinen Wochenlohn, wie alle übrigen Gutsarbeiter, empfangen hatte, am Montag morgen nicht wiederkam. Fand doch ein immerwährender Wechsel statt, so daß ein fehlender Arbeiter zuweilen durch drei bis vier neue, die frisch eintraten, ersetzt wurde. Hätte man aber am Montag morgen das Fernbleiben jenes Pudelmenschen bemerkt und mit dem Verschwinden Ruths in Verbindung gebracht, so wäre man, wie sich später ergab, wahrscheinlich ihrer, noch lebend, am gleichen Tag auf der Spur des Halunken habhaft geworden. So aber wußte man am Dienstag abend weder etwas von ihm, noch von Ruth, noch von Emanuel Quint, als die telegraphische Nachricht von der Ermordung eines jungen Mädchens in der Nähe von Breslau alle Zweifel

auf einmal durch die kalte, grauenvolle Gewißheit verſtummen ließ.

Die Nachricht, die begreiflicherweiſe von den Eltern und dem jungen Beleites in einem an Wahnſinn grenzenden Zuſtand mühſam entziffert wurde, machte über die Kleidung der Toten Angaben. Schwarze Knöpfſtiefel, braune Strümpfe, weiße Strumpfbänder, Unter- und Oberkleider waren genannt. Ein grüner, fußfreier Lodenrock, ein Jackettchen von gleichem Stoff und derſelben Farbe. Braune Handſchuhe, ein brauner Hut, ſo und ſo gezeichnetes Hemd, ſo und ſo gezeichnetes Taſchentuch bildeten weitere Erkennungszeichen. Das Alter der Toten wurde zwiſchen vierzehn und ſiebzehn, ihre Geſtalt als ſchlank und mittelgroß angegeben. Endlich hatte man, nach dem Bericht, in ihrer Nähe ein Neues Teſtament, das Geſchenk eines Paſtors Beleites an Ruth Heidebrand, aufgefunden.

Dieſes Stückchen Papier mit den blauen Schriftzügen ſchlug wie mit furchtbaren, eiſernen Hämmern auf die Köpfe und Herzen derer los, die es in Händen hielten. Ein Kragen aus Katzenfell war genannt. Frau Heidebrand eilte ſofort, mehrmals zuſammenbrechend, die Treppe hinauf, nach Ruths Kleiderſchrank. Der Kragen war fort. Sie ſah die Freude des Kindes aufhüpfen an jenem elften Geburtstag Ruths, wo das beſcheidene Fellchen, unter den anderen Geſchenken, auf dem Tiſch zwiſchen den elf brennenden Kerzen und der größten, dem ſogenannten Lebenslichte des Töchterchens, lag. Für immer waren nun das Lebenslicht ſowie alle übrigen Kerzen ausgeblaſen.

Da nun alſo die Fragen der ſchwergeprüften Eltern von Emanuel auf dem Polizeibureau nur durch Schweigen beantwortet wurden, beſtärkte ſich der Verdacht ganz allgemein, er müſſe, ſofern er nicht ſelber der Mörder war, jedenfalls irgendwie mit dem Morde in Verbindung ſtehen. Es war herzzerreißend, wie die verwaiſte Mutter, Frau Heidebrand, ihre unwiederbringlich verlorene Tochter in allen Tönen der

Verzweiflung und qualvollen Wut von Quint zurückforderte. Herr Heidebrand selbst war still und gefaßt und sah, wie er sagte, diese schreckliche Heimsuchung als eine verdiente Strafe des Himmels an.

Emanuel wurde in das Untersuchungsgefängnis, das sich in einem Ziegelrohbau, dem sogenannten Inquisitoriat, befand, eingeliefert, wo er gebadet und in eine Zelle allein gesteckt wurde. An mehreren folgenden Tagen ward er dem mit Untersuchung des Falles betrauten Richter vorgeführt, der aber nicht einmal das Unumgängliche über seinen Namen, Geburtsort und -tag aus ihm herausbrachte. „Wenn Sie nicht reden," sagte der Richter zu ihm, „so kann das, falls Sie unschuldig sein sollten, höchstens zu Ihrem Schaden sein." Hätte Emanuel auch nur einen Namen aus dem Kreis seiner Jünger genannt, so wäre ein Anhalt gegeben und die Untersuchung beschleunigt worden. Je genauer und je ausführlicher er seine Angaben gemacht haben würde, um so eher hätte man seine Unschuld an den Tag gebracht. Allein es schien beinahe, als ob er wünsche, unschuldig für schuldig erklärt zu sein.

Da Emanuel einen privaten Anwalt für seine Sache, ja überhaupt einen Anwalt nicht heranziehen wollte, hatte man ihm, wie es üblich ist, einen Verteidiger von Amts wegen zur Seite gestellt. Aber auch dieser Mann konnte aus Quinten nichts herausbringen. Zwar sagte er nicht, daß er schuldig wäre, aber ebensowenig irgendetwas, wodurch unzweideutig auf ein Bewußtsein von Unschuld zu schließen war.

Der Staatsanwalt glaubte an seine Schuld. Er hatte viele Zeugen verhört und es war ihm gelungen, die seltsame Laufbahn Emanuel Quints wenigstens teilweise aufzulichten. Die Scharfs, die Hassenpflugs, der Agitator Kurowski, Bruder Nathanael Schwarz, der Müller Straube, die Pastoren Schimmelmann und Schuch standen bereits in seinen Akten und er hatte, in einer erheblichen Anzahl von Proto-

kollen, sehr viele, wenig günstige Zeugnisse gegen Quint zusammengebracht.

Der Kern seiner Meinung über Quint hatte so ungefähr diese Gestalt gewonnen:

Der Deliquent hatte außerehelich das Licht der Welt erblickt. Der Vater wurde von seiner Mutter nicht genannt und blieb also unbekannt. Man weiß, wie die große Mehrzahl dieser nicht wohlgeborenen Kinder auf verschiedenen Wegen, besonders auf dem Wege des Verbrechens, zugrunde geht. Auch der Staatsanwalt wußte das. Mit Arbeitsscheu, alias Faulheit, war nun im Falle, der vorlag, wie so oft, der erste Schritt auf der Bahn des Verbrechens gemacht worden. Der Stiefvater Quints, der Bruder Quints, ja selbst die rechte Mutter des Menschen, diese unter einem nicht endenwollenden Tränenstrom, erbrachten dafür die Bestätigung.

Der Müßiggänger, der zu Hause nicht gerne sein mochte, weil er dort zur Arbeit angehalten zu werden fürchten mußte, fing zu vagabondieren an. Dies war ihm aber endlich ebenfalls unbequem und er sagte sich, vielleicht durch schlechte Gesellschaft angeregt, daß er die gläubige Einfalt seiner Mitmenschen durch irgendeinen dreisten Schwindel sich nutzbar machen müsse. Dies gelang ihm über Erwarten und er nistete sich in zynischer Weise bei den Brüdern Scharf als Schmarotzer ein. Mit systematischen Schwindeleien hatte er nun die leichtgläubigen Webersleute seinen Zwecken dienstbar gemacht, so daß er sie in ihrer Verblendung nach und nach, dem raffiniertesten Hochstapler gleich, um ihr ganzes Vermögen prellen konnte. Er wurde gefaßt und per Schub nach seiner Heimatsgemeinde zurückgebracht. Er hatte sich irgendwo den Beruf eines Heilkünstlers angemaßt, wie denn solche Leute und geborene Scharlatane, einmal entlarvt, um neue Mittel zu neuen Betrügereien niemals verlegen sind. Er ging noch weiter, er gab sich, in seinem Zynismus selbst vor dem Heiligsten nicht zurückweichend, für einen Wundertäter, für einen Apostel, ja für den wiedergekommenen

Christus selber aus, womit er sich, obgleich im beschränkten Kreise, den großen Betrügern aller Zeiten anreihte. Da aber empörte sich der gesunde Sinn seines Heimatsorts, so daß er über einen Denkzettel, leider einen, der nicht durchgreifend war, zu quittieren hatte.

Jetzt nahm sich eine allgemein verehrte Dame in christlicher Liebe seiner an und man suchte den Menschen, unverdienterweise, mittels der Langmut vieler ehrenwerter und geachteter Persönlichkeiten, in ein bescheidenes und geordnetes Dasein zurückzuleiten. Man umgab ihn in Mützsch und Umgebung mit vieler, zwecklos vergeudeter Liebesmüh. War doch die Gesinnung des entschlossenen Parvenus — was er in jenen Tagen war! — inzwischen durch sozialistische, anarchistische und nihilistische Ideen heimlich noch tiefer vergiftet worden. Zum Dank für genossene Wohltat knüpfte dieser Dorftartuff eine unerlaubte Beziehung mit der kaum konfirmierten Tochter seiner Wohltäter an (sic! der Beamte zögerte nicht, zugunsten seines Kalkuls auf die Tote einen Schatten zu werfen), die er, mit der ihm eigenen Routine, auf Grund ihrer kindlich gläubigen Urteilslosigkeit, ganz in seine Gewalt bekam.

Aus dem weiteren Verlauf der Lebensschicksale Quints schloß der öffentliche Ankläger auf seine Gefährlichkeit. Er hatte staatsgefährliche Äußerungen, die der Betrüger laut vieler bestimmter Zeugenaussagen öffentlich immer wieder getan hatte, sorgsam zusammengetragen. Sie waren unter den Spitzmarken: Gegen die Monarchie! Gegen die Religion! Gegen die Kirche! Gegen den Staat! rubriziert. Quint hatte sich für die freie Liebe erklärt und mit Entschiedenheit gegen das Privateigentum, wobei, was die Sache nur noch verschlimmerte, das christliche Mäntelchen herhalten mußte.

Der Staatsanwalt hatte den Schlächtermeister und Wirt vom Grünen Baum, sowie den Restaurateur und Geschäftsinhaber des Musenhain verhört oder verhören lassen und

besonders das Protokoll des sogenannten schwarzen Karl war von allen für Quint das am meisten belastende. Der Beamte sagte, selbst das Gefühl dieses nicht gerade musterhaften Christen habe sich gegen die Blasphemien dieses Menschen aufgebäumt.

Der untersuchende Richter sowie der offizielle Anwalt waren von der Schuld Emanuels nicht überzeugt, trotzdem man bei der Leiche Ruths, und zwar unter dem Hemd, auf bloßer Brust, einen Brief gefunden hatte, der „Emanuel Quint" unterschrieben war und das Mädchen nach Breslau in Quintens Umgebung, mit einigen schwülstigen, überspannten Phrasen, die von der Nähe des neuen Zions faselten, lud. Der Staatsanwalt gab zwar zu, der Brief sei von dem Delinquenten selbst vielleicht nicht geschrieben, da er eine unbeholfene Hand zeigte, die den Quintschen Schriftproben unähnlich war, aber er meinte, er wäre diktiert worden. Er behauptete ferner: es sei bezeichnend für die tiefe Verderbnis Quints, wenn er wirklich nur durch Gelegenheit zu dem widernatürlichen, bestialischen Morde gekommen sei, daß er den traurigen Mut besessen habe, das wohlerzogene Kind in jene Lasterhöhlen herbeizulocken, jenen Sumpf, der hier in der Stadt das Element seines Daseins gewesen war.

Nun also: Untersuchungsrichter und Verteidiger teilten diese Ansichten nicht. Man hatte Quinten den Brief gezeigt und auch daraufhin nur ein Schweigen zur Antwort erhalten. Eines Tages boten sich Rittergutsbesitzer Glaser, Geheimrat Mendel und Maler Kurz als Zeugen dafür an, daß sie Emanuel Quint der ihm zur Last gelegten Tat nicht für fähig hielten. Dies tat Herr Glaser, obgleich sein Sohn durch Quint, an jenem Abend im Musenhain, arg verwirrt und betört worden war. Er hatte nämlich von Benjamin am nächsten Tage einen ausführlichen Brief erhalten, worin er in aller Form auf seine künftige große Erbschaft verzichten wollte, war daraufhin nach Breslau gereist und hatte gefunden, wie sein Sohn in seinem Entäußerungsdrange bereits den In-

halt seiner hübschen Wohnung zur Hälfte verschenkt hatte. Er lachte, packte ihn auf und schickte den jungen Menschen mit einem seiner Freunde, einem jungen Arzt — und zwar unter dessen Verantwortung! — nach dem Haag und später auf eine Nordlandreise.

Dominik und Elise Schuhbrich waren tot in einem kleinen Wäldchen draußen, unweit der Oder gefunden worden. Sie hatten, nach Übereinkunft, mit eigenem Willen dort ihrem Leben ein Ziel gesetzt. Eine Kugel aus dem Revolver Dominiks hatte die Geliebte, eine zweite ihn selber hingerafft. Er lag, als beide erst einige Tage nach der Tat, von polnischen Flößern entdeckt wurden, mit seiner Stirn auf Elisens Brust.

Natürlich belastete dieser Vorfall Quint, besonders als man nach einiger Zeit genügende Anhaltepunkte zu haben meinte, in Quint den Verderber und Verführer auch dieser Jünglingsseele zu sehen. Der Häftling wurde denn eines Tages auch dem Vater Dominiks, einem Postbeamten, vorgestellt, der übrigens ohne sichtbare Zeichen der Trauer, ausgenommen den schwarzen Krepp um den rechten Arm, den Toten und seine Handlungsweise mit trockenen, harten Schlüssen verurteilte.

Wie er den Sohn nun einmal betrachtete, schien er eher durch seinen Tod von einer quälenden Sorge befreit, als betrübt zu sein. Solange er lebte, hatte er einen Teil seines schmalen Gehalts für seine Erziehung abtreten müssen, was ihm ein immerwährender Anlaß zur Entsagung, sowie des Kummers und Ärgernisses war: eine Tatsache, die er dem Sohne bei jeder Gelegenheit ohne Umschweife deutlich machte.

Quint schüttelte sich, nachdem der rechtliche und korrekte Beamte gegangen war, als ob ihn ein physischer Ekel anwandele. Seine Aufseher gaben an, er habe bei dieser Gelegenheit laut gesagt, daß nichts den Menschen so klein und verrucht mache als die Sorge ums tägliche Brot.

Dieſelben Aufſeher konnten bei einer andren Gelegenheit, in der Gebundenheit ihrer Meldungspflicht, ihrer Entrüſtung über den Empfang, den Quint im Sprechzimmer ſeiner verzweifelten Mutter bereitet hatte, kaum genügenden Ausdruck verleihen. Die Mutter ſchrie und fragte den Sohn ein übers andere Mal: „Junge, haſt du das wirklich getan?“ womit ſie den Mord des Mädchens meinte. Ohne daß ſie nun aber eine Antwort erhalten hatte, nahm ſie, nach ihren Reden zu ſchließen, die Schuld als erwieſen an und überhäufte den Sohn mit Anklagen, ſowie mit Vorwürfen wegen ſeiner leider von jeher an den Tag gelegten Unfolgſamkeit. Alles ſei nun, behauptete ſie, eingetroffen, wie es der Stiefvater, wie es der Bruder, ja wie ſie ſelbſt es ihm prophezeit habe und er könne darüber nun nicht weiter verwundert ſein.

Als ſie nun ſagte: „Du haſt es dir zuzuſchreiben, wenn deine arme Mutter mit Schande und Gram in die Grube fährt,“ rief der gefeſſelte Häftling plötzlich: „Weib, wer biſt du? Ich kenne dich nicht! Ich bin von oben herab und du biſt von unten her! Willſt du den Leichnam wieder nehmen, den du geboren haſt, ſo gedulde dich! Bald werfe ich auch das letzte, was an mir irdiſch iſt, hinter mich.“ Er bat dann die Wärter, ſie möchten ihn in die Zelle zurückbringen.

Man weiß, wie Gefangene durch die Wände, von Zelle zu Zelle, ſich mittels Klopfens verſtändigen. Die ſechsundzwanzig Buchſtaben des Alphabets werden, je nach Bedarf, mit ſo viel Schlägen bezeichnet, als die Nummer beträgt, die jeder von ihnen in der geſamten Reihe innehat. So wurden die unfreiwilligen Bewohner des Unterſuchungsgefängniſſes und vieler anderer Zellen auf Flügel B. durch die ſeltſame Nachricht eine Zeitlang beluſtigt und aufgeregt, die mit Klopfſignalen von unten, von oben, von rechts und von links durch die Wände drang: nämlich, daß Chriſtus ſelbſt in einer der Zellen zugegen wäre.

Die humoriſtiſche Tatſache hatte allmählich ihren Weg über die Aufſeher zum Bureau des Inſpektors gemacht, der ſie gelegentlich ſeinem Schwiegerſohn, einem Maſuren, der an dem gleichen Inquiſitoriat Gefängnisgeiſtlicher war, lachend mitteilte. Lange wußte man nicht, in welcher Zelle der Urſprung des Unfugs zu ſuchen war. Es ging hier mit dem gebenedeiten Namen ähnlich, wie es mit dem Maulwurf in der Tragödie geht: „hic et ubique, wühlſt ſo hurtig fort, o trefflicher Minierer!“ Er war hier und da und war überall, ohne daß man den geſpenſtiſchen Träger betreten konnte.

Endlich fiel es dem Geiſtlichen ein, den des Mordes verdächtigen Quint in ſein Amtszimmer führen zu laſſen, einen überaus behaglichen Raum, der natürlich innerhalb des Inquiſitoriates gelegen war. Der Geiſtliche liebte Gefängniskoſt und verſäumte ſelten, ſich von dem allgemeinen Graupengericht zur Stillung ſeines maſuriſchen Appetits etwas auftragen zu laſſen. Er löffelte gerade, das Taſchentuch vor die Bruſt geſteckt, als Emanuel zwiſchen zwei Aufſehern bei ihm erſchien.

„Kinder,“ rief er, „ſolche Suppe! Ihr wißt ja gar nicht, wie gut ihr es habt. Früher legte man euch auf Latten und fütterte euch mit unſauberem Waſſer und ſchimmligem Brot.“ Er war aufgeräumt und wollte verſuchen herauszubekommen, ob Emanuel nicht der Urheber des Chriſtusunfugs wäre, der nachgerade das ganze Gefängnis rabiat machte. Vielleicht legte der, wie aus den Akten erſichtlich war, verſtockte Menſch, bei ſeinem chriſtlichen Tic, dem Geiſtlichen, ſogar in der ſchweren Schuldfrage am eheſten ein Geſtändnis ab.

Einſtweilen hatte er aber noch die Seelſorge eines Mädchens zu vollenden, die wegen Mord ihres Kindes zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt worden war. Nur mit knapper Not war die Ärmſte dem Henker entgangen. Man hatte ihr und ihrem Kinde in fünf, ſechs Gemeinden rundweg das Domizil verweigert. Für die Not und die Tat des einfachen

Landmädchens trugen Gesellschaft und Staat die Verantwortung, ohne sich dessen, ganz wie ein gewissenloses Individuum, in Trägheit und Gleichgültigkeit bewußt zu werden. Der Staat aber hatte seine Schuld durchaus nur durch ein neues Verbrechen, das er sich selbst sanktionierte, an dem Mädchen wettzumachen gewußt.

Die Verurteilte weinte seit vielen Wochen. Sie wollte nicht leben und hatte verschiedene Selbstentleibungsversuche gemacht. Zum Pastor geführt, hatte sie nur immer zerknirschte und verzweifelte Fragen an ihn wiederholt, ob sie wohl irgendwie Aussicht habe, ihr Kindchen im Jenseits wiederzusehen. Alles andere erschien ihr gleichgültig. Sehnsucht nach ihrem Kinde allein war es, was immer neue Tränenströme in ihre vom Weinen fast erblindeten Augen trieb. Der sogenannte Kalfaktor, ein Sträfling, brachte die Graupensuppe hinaus, und als sich der Pastor, schon in Gedanken bei Quint, der Verbrecherin zuwandte, sagte diese seufzend: „Ich weiß nicht, warum gerade mich das Schicksal so geschleudert hat?“ — „Was? Schicksal geschleudert?“ donnerte daraufhin der Pastor und im nächsten Augenblick flog, von seinem herkulischen Arm geschleudert, ein Stuhl buchstäblich gegen die Wand. „Ich kann einen Stuhl schleudern,“ sagte er, „aber das Schicksal kann keinen Menschen schleudern. Gott hat ihm dazu die Macht nicht gegeben. Aber er hat dem Menschen den freien Willen gegeben, hinter das Böse die Strafe, hinter das Gute aber den Lohn gesetzt. Nicht das Schicksal trägt, sondern du allein trägst vor Gott und Menschen, deines Verbrechens wegen, die Verantwortung. Dein Kind wird am jüngsten Gericht gegen dich zeugen.“

Der Pastor zog einen elfenbeinernen Zahnstocher aus seiner bis an den Hals zugeknöpften schwarzen Weste hervor und reinigte sein prachtvoll weißes, negerhaft gesundes Gebiß damit, während das Mädchen, das in Verzweiflung ihr Kind getötet hatte, erschrocken, mit plötzlich trockenen Augen, voll Grauen in sich zusammenkroch. Vor einem Jahre war

die arme zwanzigjährige Jungfrau noch schön gewesen, heute erschien sie zusammengekrochen, knöchern, unschön und greisenhaft ausgehöhlt. War es nun deshalb, weil die seltsam wissenden, großen Augen des anderen Sträflings, Emanuels, unverwandt auf ihr geruht hatten, oder hatte sie überhaupt das wirre Bedürfnis, bei irgend jemandem um Gnade zu flehen: kurz, indem sie abgeführt wurde, hatte sie unversehens ihre brennend saugenden Lippen auf Emanuel Quintens gefesselte Hände gedrückt.

Der Pastor war sprachlos. Er hielt den Zahnstocher wie einen gen Himmel weisenden Finger in der Hand. Es war ihm gewesen, als wenn jemand die deutlichen Worte: „Weib, deine Sünden sind dir vergeben!" gesprochen hätte. „Das wäre noch besser," fuhr er los, „wenn hier, im Zimmer des Pastors, ein Schlingel, der beinahe des Mords überwiesen ist, die ungeheure Dreistigkeit haben wollte, mit dem Worte Gottes Unfug zu treiben. Versteht er mich? Er Kujon! Er Patron!" — und er brachte sein glattrasiertes, mit breiten Backenknochen und Kinnladen versehenes Angesicht, dicht an Quint — „versteht er mich? Schindluder treiben wir hier mit den heiligsten Dingen nicht!"

„Raus!" schrie er. „Das geht denn doch über alles, was mir irgendein Zuchthäusler jemals in diesem Raume geboten hat, weit hinaus. Lanek," wandte er sich an den Oberaufseher, „bitte, melden Sie diese Person! Raus mit dem Menschen, ich kann ihn nicht sehen! Soll ich mir etwa von diesem Abschaum das Heiligste in den Kot ziehen lassen? das Erhabenste, was überhaupt in mir ist? Nein! Das liegt außerhalb meiner Amtspflichten."

„Schauen Sie doch mal unten nach," sagte der Pastor gleich darauf sehr ruhig zum Kalfaktor, als er allein mit ihm im Zimmer war, „ob meine Frau beim Herrn Inspektor ist; sie wollte mich nämlich zum Gartenkonzert in den ‚Zwinger' abholen." Der Kalfaktor ging, und der Kirchenmann zündete mit Behaglichkeit seine Zigarre an.

Und es wurde noch einige Wochen lang unterirdiſch von Zelle zu Zelle die Nachricht gepocht, daß Chriſtus ſelbſt im Gefängnis zugegen wäre. Die Wände vibrierten und bebten eine Zeitlang aus der myſteriöſen Quelle geſpeiſt, von den Worten des echten Heilandes, unter denen der Satz „Was ihr getan habt einem meiner geringſten Brüder, das habt ihr mir getan!“ immer wieder kam. Die Steine ſprachen: „Fürwahr, er trug unſere Krankheit und nahm auf ſich unſere Schmerzen, aber wir hielten ihn für den, der von Gott geſchlagen und gemartert wurde.“ Die Steine ſprachen: „Sie haben Chriſtus verachtet, gehaßt, verkannt, verfolgt, verflucht, verhöhnt, geſchlagen, angeſpien, unſchuldig eingekerkert und ans Kreuz geheftet! Er ward zwiſchen den Mördern aufgehängt und unter die Verbrecher gerechnet.“ So und ähnlich ſprachen die Steine fort, aber der Direktor der Anſtalt meinte, man tue am beſten, des im Grunde harmloſen Unfugs nicht weiter zu achten.

Mittlerweile wurden durch eine Fabrikarbeiterin, namens Katzmarek, gewiſſe Tatſachen zur Kenntnis der Behörde gebracht, die nach und nach den Verdacht des Mordes einigermaßen von Emanuel ablenkten. Eines Tages fragte man ihn, ob er einen gewiſſen Menſchen, der nach der Schilderung mit dem böhmiſchen Joſef identiſch war, kenne und ihn des Mordes für fähig halte. Quint ſagte zwar, er kenne ihn, daß er aber den Mord nicht verübt habe, ſei ihm gewiß. Trotz des Stillſchweigens, deſſen Quint ſich leider befleißigte und das man ſchlechterdings nur als Ausfluß ſeines Schuldbewußtſeins deuten konnte, waren doch aber nun die Zweifel der Anklagebehörde rege gemacht, und nachdem die Unterſuchung eine Zeitlang auch in einer anderen Richtung betrieben worden war, hatten ſich die Reſultate der Nachforſchung endlich zu einem faſt lückenloſen Entlaſtungsbeweiſe für Quint zuſammengeordnet. Man hatte die Spuren des böhmiſchen Joſef genau verfolgt und wußte, wo er an

jedem Tage der letzten Wochen vor Begehung der scheußlichen Tat gewesen war. Er war um die Apotheke geschlichen, in der die kleine Ruth bei Freunden der Eltern seinerzeit, um sie auf andere Gedanken zu bringen, untergebracht worden war. Er hatte dann auf dem Miltzscher Dominium Arbeit gefunden. Eine Anzahl Zeugen meldeten sich, denen der häßliche Mensch in Begleitung des lieblichen Mädchens aufgefallen war, als er sie, meistens auf Feldwegen, gen Breslau führte. Den Menschen selber aufzufinden, gelang indessen trotz aller Bemühungen nicht.

Als man Quint, dessen Alibi allmählich durch Zeugen durchaus erwiesen ward, die günstige Wendung der Sache mitteilte, und ihm die Aussicht auf seine nahe Freiheit nicht vorenthielt, legte der Narr zum Schrecken des Anwalts und zur nicht geringen Verlegenheit der Behörde das Geständnis des Mordes ab.

Das Geständnis konnte indessen nicht Stich halten. Man stand auf den Punkt, den Narren dennoch in Freiheit zu setzen, als man eben an der Stelle, wo der Mord der kleinen bejammernswerten Ruth verübt worden war, die Leiche des böhmischen Josef fand, der sich am Ast einer Weide erhängt hatte. Es hätte kaum der Selbstbezichtigung mehr bedurft, die man in seiner Tasche fand, ebenso unbeholfen als umständig niedergeschrieben, um seine Schuld über allen Zweifel erwiesen zu sehen.

Die Kunde von der Entdeckung des wahren Täters drang natürlich sogleich zu den Heidebrands und von da zu Lehrer Krause hinüber, wo sie im Befinden Mariens eine Wandlung zum Besseren hervorbrachte. Das Mädchen hatte ihre Tage, seit dem Verschwinden Emanuels, in Absonderung von allem Verkehr zugebracht, und als der allgemein geteilte Verdacht ihn zum Verbrecher stempelte, war ihre Gesundheit buchstäblich zusammengebrochen. Es kamen Ärzte, man rief den Miltzscher Schäfer herbei, man versuchte

es wiederum mit dem ſogenannten Geſundbeten, ohne daß es gelang, den Zuſtand des Mädchens zu verbeſſern. Sie erbrach die Speiſen, ſooft man ſie etwas zu eſſen zwang, ſie litt an einer ſchrecklichen Blutleere, ſchließlich vermochte ſie kaum noch, vor Schwindel und Herzklopfen, die wenigen Schritte von ihrem Bett bis ans Fenſter zu gehen, wo ſie, in einem Korbſtuhl ſitzend, einige Stunden täglich Luft atmen mußte.

Man hatte hier die Idee von einem ſchlimmen Lotterdaſein bekommen, das Quint in der Großſtadt geführt und das ihn ins Verderben geſtürzt haben ſollte. Man fing dieſe Anſicht, als die Unſchuld Quints an dem Morde bekannt wurde, zu modifizieren an. Und nun, wie geſagt, geſchah es, daß ſich die Geſundheit Mariens zuſehends beſſerte. Sie aß, ſie ſprach, ihre Wangen nahmen ein wenig Farbe an. Bald unternahm ſie kleine Spaziergänge. Sie richtete einen Brief an ihre Schweſter Hedwig, die noch immer im Krankenhaus Profeſſor Mendels beſchäftigt war, worin ſie den Tag zu wiſſen wünſchte, an dem Emanuel aus dem Gefängnis vermutlich entlaſſen werden würde.

Für die Entlaſſung war der erſte Oktober feſtgeſetzt und das Datum Emanuel mitgeteilt worden. Er hatte alſo den ganzen Sommer in Unterſuchungshaft zugebracht. In ſeiner Antwort auf einen Brief, den er in ſeiner Zelle erhielt, ein Schreiben, in dem Hedwig Krauſe Mariens Frage an ihn weitergab und zugleich mitteilte, daß ihre Schweſter Marie, ſie ſelbſt und ihr Bräutigam, Bernhard Kurz, Quinten am Gefängnistor erwarten und in Empfang nehmen würden ... in ſeiner Antwort auf dieſe Nachricht ſagte Quint eine Unwahrheit: er gab auf das allerbeſtimmteſte als den Tag ſeiner Entlaſſung nicht den erſten Oktober, ſondern den zweiten an.

Als am zweiten Oktober der Maler Kurz mit den beiden Mädchen mittags zwölf Uhr am Eingang des Inquiſitoriats erſchien, fing für ſie ein langes vergebliches Warten und

Nachfragen an, wodurch sie am Ende zu der Überzeugung gelangen mußten, daß sie Emanuel Quint verfehlt hatten. Sie glaubten zunächst natürlich, ihn, womöglich am gleichen Tage, noch irgendwo in der Stadt zu entdecken, eine Vermutung, die leider nicht zutreffend war. Sie haben ihn nicht nur an diesem und an den folgenden Tagen vergeblich gesucht, sondern ihn überhaupt niemals wiedergesehen.

Quint hatte sich am Tage vorher stillschweigend davongemacht. Da sein Prozeß nicht verhandelt worden war, hatte man seiner in der beschränkten Öffentlichkeit, die sein Fall erlangt hatte, längst vergessen, als er wieder auf freiem Fuße stand.

In der Nähe des Platzes, an dem die kleine Ruth ihr Ende gefunden hatte, erschien am ersten Oktober ein lang aufgeschossener, dürftig gekleideter, rotblonder und bleicher Mensch, der von einigen Leuten gesehen wurde. Er trieb sich lange in der Gegend der Mordtat herum. Er pochte kurz darauf an die Türe des Küsters leise an, worauf das Weib des Küsters, einen Bettler vermutend, öffnete. „Ich bin Christus! Gib mir ein Nachtlager!“ Da schlug sie ihm, selbstverständlich, tief erschrocken, sogleich mit ganzer Kraft die Tür vor der Nase zu.

So ging es auch im Hause des Lehrers einige Tage später, wo einst Emanuel Quint, im Schulzimmer, Bruder Nathanaels Bußpredigt gelauscht hatte. Die Lehrersleute saßen bei Tisch und ein kalter Herbstwind durchbrauste draußen die Dunkelheit. Man hörte einen Schritt auf der Hausschwelle und hernach ein Pochen gegen die Tür. Die Frau wollte nicht öffnen, sie fürchtete sich. Nachdem, aus irgendeinem Grunde ängstlich geworden, der fromme Lehrer seine Seele dem Herrn empfohlen hatte, öffnete er und fragte durch den Türspalt: „Wer ist hier?“ „Christus!“ kam es leise zur Antwort. Und sofort schlug mit einer Gewalt, die das Häuschen erbeben machte, von der Hand des Lehrers gerissen,

die Tür ins Schloß. Er kam ſchlotternd herein zu ſeiner Frau und behauptete, draußen ſtünde ein Wahnſinniger.

Etwa eine Woche nach dieſen Vorfällen brachten Berliner Zeitungen dieſe kurze Notiz:

Die Bewohner des Oſtens unſerer Stadt werden ſeit einiger Zeit durch die Erſcheinung eines Menſchen beunruhigt, der nie um Geld, ſondern immer nur um Obdach und Brot bittet und auf die ſtereotype Frage: Wer iſt da? ſich als Chriſtus bezeichnet. Man kann ſich denken, welchen Schreck der im übrigen wahrſcheinlich harmloſe Irre überall, wo er auftaucht, verurſacht. Er dürfte wenig Geſchäfte machen. Die Hausfrauen ſchieben meiſt, kaum daß die ominöſe Bezeichnung gefallen iſt, den Riegel vor und bringen die Sicherheitskette in Ordnung.

Wiederum eine Woche ſpäter fing der gleiche Unfug in der ehemaligen freien Reichsſtadt Frankfurt am Main die Leute ein Weilchen zu beſchäftigen an. Vor dem Narren und Bettler, der ſich Chriſtus nannte, waren mittlerweile zwiſchen Berlin und Frankfurt Hunderte und Aberhunderte von Haustüren zugeflogen. Ein Frankfurter, der die Angelegenheit auf ironiſche Weiſe nahm, ſagte, der Herrgott in ſeinem Himmel müſſe unzweifelhaft durch den ungewohnten, wilden Lärm des Türenſchlagens neuerdings auf die Vorgänge unter dem Menſchengeſchlecht aufmerkſam geworden ſein.

Unwillkürlich dankt man dem Himmel, daß nur ein armer Erdennarr und nicht Chriſtus ſelber der Wanderer geweſen iſt: dann hätten nämlich Hunderte von katholiſchen und proteſtantiſchen Geiſtlichen, Arbeitern, Beamten, Landräten, Kaufleuten aller Art, Generalſuperintendenten, Biſchöfen, Adligen und Bürgern, kurz zahlloſe fromme Chriſten, den Fluch der Verdammnis auf ſich geladen.

Aber wie konnte man wiſſen — obgleich wir „Führe uns nicht in Verſuchung" beten, ob es nicht doch am Ende der wahre Heiland war, der in der Verkleidung des armen Narren nachſehen wollte, inwieweit ſeine Saat von Gott geſäet, die Saat des Reiches, inzwiſchen gereift wäre?

Dann hätte Christus seine Wanderung, wie ermittelt wurde, über Darmstadt, Karlsruhe, Heidelberg, Basel, Zürich, Luzern bis nach Göschenen und Andermatt fortgesetzt und hätte überall immer nur von dem gleichen Türenschlagen an seinen Vater im Himmel berichten können. Nämlich der Narr, der sich Christus nannte, teilte zuletzt mit zwei armen, barmherzigen Schweizer Berghirten, oberhalb Andermatt, Brot und Nachtquartier. Seitdem ist er nicht mehr gesehen worden.

Dem Chronisten, der auf den Spuren Emanuel Quintens ging, ist es wahrscheinlich, daß jener Mensch, der seinen Christuswahn, verlassen und einsam, durch Deutschland und durch die Schweiz schleppte, der verschwundene, arme Tischlergeselle aus Schlesien war. Er war auch derselbe, wie ihm scheint, der oberhalb des Gotthardhospizes nach der Schneeschmelze im Frühjahr darauf erstarrt und zusammengekauert gefunden wurde. Unzweifelhaft hatte sich Quint beim tiefen Schneegestöber verirrt, hatte das Hospiz, auf dem Passe zu milderen Breiten, verfehlt und war in die Wildnis des Pizzo Centrale hinaufgeraten. Dort hatten Nacht, Nebel und Schneegestöber ihn eingesargt.

Dies mußte im Spätherbst oder beginnenden Winter gewesen sein, denn er hatte, als ihn die Sennen heraushoben, sicherlich fünf oder sechs Monate lang in der tiefen Schnee- und Eisschicht verborgen gesteckt. Auf einem Briefbogen, den man in seiner Tasche fand, waren die Worte noch deutlich zu lesen gewesen: „Das Geheimnis des Reichs?“ die keiner beachtete noch verstand, die aber dem Chronisten, als er das traurige Dokument in Händen hielt, eine gewisse Rührung abnötigten. War er überzeugt oder zweifelnd gestorben? Wer weiß es? Der Zettel enthält eine Frage, sicherlich! Aber was bedeutet es: Das Geheimnis des Reichs?

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 073300780

Digitized by Google

Digitized by Google